
Heimat
der
Sudetendeutschen
[redacted]

Irrlehren der Wissenschaft brauchen 50 Jahre, bis sie durch neue Erkenntnisse abgelöst werden, weil nicht nur die alten Professoren, sondern auch ihre Schüler aussterben müssen.

Max Plank

Dr. Josef Starkbaum

Dr. h. c. Emanuel Reichenberger

Heimat der Sudetendeutschen

Widerlegung der tschechischen Kolonisationstheorie

Druck: Franz Schimanek, Schlachthausgasse 52, 1030 Wien
Gebunden: J. Strobl, 1170 Wien

Volkstum-Verlag, A-1040 Wien
Printed in Austria 1967



Dr. Josef Starkbaum 1904—1966



Msg. Dr. h. c. Emanuel Reichenberger
1888—1966

Meinem Vater zum Gedächtnis

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel machte am 21. Oktober 1966 ein Herzschlag dem Leben meines Vaters ein jähes Ende. Mit ihm verloren wir, seine Familie, den besten Menschen, der je in unseren Gesichtskreis getreten ist, und die sudetendeutsche Volksgruppe einen ihrer leidenschaftlichsten Verfechter der Wahrheit. Tage-, nächte-, monate-, jahrelang hatte er mit geradezu fanatischer Hingabe, sich kaum eine freie Minute gönnend, an dem Werk gearbeitet, das er sich zur Lebensaufgabe stellte: die Wahrheit über die Kolonisationstheorie zu ergründen. Kaum hatte er die letzten Sätze geschrieben, nahm ihm der Tod den Stift aus der Hand.

Als Soldat, dem Ehrfurcht vor Vater und Mutter, dem Treue und Kameradschaft noch nachahmenswerte Tugenden sind, sah ich mich verpflichtet, mit der Veröffentlichung des wohl abgeschlossenen, jedoch nicht durchkorrigierten Manuskripts das Werk meines Vaters fortzusetzen, um so mehr, als ich aus zahlreichen Äußerungen des Verewigten wußte, wie sehr ihm um die Drucklegung der zusammengetragenen Beweise zu tun war.

Bei aller Zurückhaltung, die mir als Außenseiter auf dem Felde des behandelten Stoffes auferlegt ist, glaube ich denn doch, die Kampfesart der Gegner meines Vaters hinreichend zu kennen, um zu wissen, was das Buch erwartet. Leider gilt auch noch in unserer Zeit der so markante Ausspruch von Max Plank, daß Irrlehren der Wissenschaft 50 Jahre brauchen, bis sie durch neue Erkenntnisse abgelöst werden, weil nicht nur die alten Professoren, sondern auch ihre Schüler aussterben müssen. Von tschechischer Seite ist natürlich, wie immer in solchen Fällen, eine unsachliche Kritik, die vermutlich auch polemischen Charakter annehmen wird, zu erwarten.

Man wird neue trügerische Beweise und angebliche Forschungsergebnisse ins Treffen führen, um die tschechischen Theorien zu untermauern. Weil aber in den Ostblockstaaten die Geschichtsforschung fast ausschließlich als Funktion politischer Zielstrebigkeit im Sinne der kommunistischen Lehre anzusehen ist, kann man ihr wohl nur bedingte Objektivität zubilligen. Als typisches Beispiel sei hier angeführt:

So wie man die von den Sudetendeutschen bewohnten Gebiete als alte Slawenheimat bezeichnete und dadurch den Boden für eine Austreibung der Sudetendeutschen vorbereitete, wird heute von den Tschechen das österreichische Mühl-, Wald- und Weinviertel als ein seit ältesten Zeiten von den Slawen bewohntes Gebiet bezeichnet. Sämtliche Städte, Dörfer und Flüsse werden heuzutage tschechischerseits mit rein slawischen Namen belegt, die zu der deutschen Namensgebung in keinerlei Beziehung stehen.

Muß man diese Art „wissenschaftliche Arbeit" nicht als eine Untermauerung künftiger territorialer Forderungen ansehen? Dazu ist aber grundsätzlich festzustellen,

daß man mit historischen Prinzipien allein kein Heimat-, kein Staatsrecht statuieren kann.

In der vorliegenden Abhandlung dürften, da sie ja auch nur Menschenwerk ist, vielleicht geringfügige Unklarheiten nebensächlicher Natur aufscheinen, vielleicht sind auch Ergänzungen erforderlich. Kolonisationstheoretiker und deren Anhänger werden dies möglicherweise zum Vorwand benützen, um das ganze Werk als Geschichtsfälschung zu bezeichnen, wie es schon seinerzeit der Tscheche J. Pekař in bezug auf die Bretholzschen Arbeiten getan hat.

Gegen die Verletzung des Natur- und göttlichen Rechtes ist mein Vater zeitlebens mit glühendem Eifer aufgetreten. Was er in seinem Buche niederlegte, ist mit seinem Herzblut geschrieben, Herzblut in des Wortes eigenster Bedeutung. Es mag auch Menschen geben, die auf dem behandelten Gebiet mehr wissen als mein Vater, die vielleicht eine geschmeidigere Feder führen als er. In einem Punkte ist und bleibt er unübertroffen und unübertreffbar: in der Liebe zu seiner Heimat und in dem Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit sowie im Verfechten dessen, was er als wahr und gerecht erkannt hat.

Es ist mir ein Bedürfnis, allen jenen Freunden und Gleichgesinnten meines Vaters, die in reger Aussprache und klärender Kritik an der Entstehung seines Werkes mithalfen, herzlichsten Dank zu sagen. Es seien da vor allem genannt die Herren Pater Dr. h. c. Emanuel Reichenberger, der in der Zwischenzeit ebenfalls ins Jenseits abberufen wurde, jener Sudetendeutsche, der in Wort und Schrift gegen das seiner Volksgruppe angetane Unrecht flammende Anklage erhob und so das taube Weltgewissen wenigstens einigermaßen wachrüttelte, ferner die Schulräte-Bezirksschulinspektoren Adalbert Oberleitner (er half mir bei der Redigierung des Werkes) und Rudolf Lachmayer, weiters Univ.-Prof. Dr. Walther Steller, Prof. Dr. Gustav Korkisch, Dr. Wolfgang Bretholz, sowie viele andere, die meinem Vater in hochherziger Weise zum Teil eigene Publikationen zur Verfügung stellten oder mit ihm über das behandelte Thema in mündlichen oder schriftlichen Gedankenaustausch traten. Nicht vergessen werden dürfen in diesem Zusammenhang die Abte bzw. Bibliothekare der im deutschen Sprachraum liegenden Klöster Heiligenkreuz, Aigen-Schlägl, Zwettl, Wilhering und Waldsassen bzw. die bischöflichen Ordinariate Passau und Regensburg, die ihre Archive dahin überprüften, ob sich in ihren Schriften Spuren der sogenannten mittelalterlichen deutschen Kolonisation urkundlich nachweisen lassen, eine Frage, die erwartungsgemäß verneint werden mußte. Danken muß ich auch der Wiener Akademie der Wissenschaften, deren Bibliothekar, Dr. Theo Binder, meinen Vater durch Überlassung vieler Werke zu unterstützen bemüht war.

Mit der Herausgabe dieses Buches im Selbstverlag der Familie erfülle ich einen noch zuletzt ausgesprochenen Wunsch meines Vaters. Damit möge das Werk in froher Hoffnung seinen Weg hinaus in die Welt nehmen.

Wien, im September 1967 — Norbert Starkbaum

Zum Geleit

Es ist mir eine besondere Ehre und Genugtuung, an der Abfassung und Herausgabe der vorliegenden Arbeit des Ministerialrates Dr. Josef Starkbaum, eines Sohnes des Böhmerwaldes, mit Rat und Tat teilgenommen zu haben und dem Buche die besten Wünsche auf den Weg geben zu dürfen.

Die gegenständliche Abhandlung befaßt sich ausschließlich mit der Kolonisationstheorie, jener Frage also, die zum Angelpunkt des sudetendeutschen Schicksals geworden ist. Wohl mochte es, solange sich der Streit um das Erstgeburtsrecht in den Sudetenländern als Thema wissenschaftlicher Auseinandersetzungen ohne irgendwelche rechtliche Folgen auf die Gelehrtenstuben beschränkte, hingenommen werden; allein damit begnügten sich bekanntlich die Tschechen nicht. Sie zerrten vielmehr wissenschaftliche Theorien auf die Tribüne der Politik, statuierten ihnen zweckmäßig erscheinende Meinungen als Staats- und Volksrecht und fällten auf dieser Basis schicksalhafte Entscheidungen. So wurde vor allem der mit dem Kainszeichen der Zweitgeburt Versehene zu einem Bürger minderen Rechts degradiert, dem der Herr des Hauses Sklavenarbeiten zuzuweisen berechtigt ist und ihn, so er sich gegen das ihm zugedachte Los aufbäumt, von der Schwelle jagen oder erschlagen darf. Entsinnen wir uns doch: mit einer wissenschaftlich zwar interessanten, doch in seinen rechtlichen Folgerungen unhaltbaren These, der sogenannten Kolonisationstheorie Palackys und Pelzls, fing es an, mit dem Raub des Sudetengebietes, der viehischen Tötung einer Viertelmillion Schuldloser und der skrupellosen Heimatvertreibung von mehr als drei Millionen rechtschaffener Menschen endete die von Masaryk und Benesch hochgespielte Frage, wes Heimatrecht älter ist, das der Sudetendeutschen oder der Tschechen.

Wohl versuchte zu Beginn unseres Jahrhunderts der Brünner Historiker Doktor Berthold Bretholz, die Unhaltbarkeit der tschechischen Behauptungen nachzuweisen; doch blieb er in seinem Kampfe fast allein. Denn die deutschen Gelehrten, die sudetendeutschen ebenso wie die reichsdeutschen, deren Aufgabe es gewesen wäre, die von beiden Seiten vorgebrachten Argumente nüchtern zu überprüfen, unterstützten die Gegenseite. Und so galt und gilt noch heute als Weltmeinung, als historisches „Faktum", die Sudetendeutschen seien als beutegierige Krieger einer pangermanischen Idee, als gedungene Eroberer westlicher Feudalherren nach Böhmen, Mähren und

Schlesien gekommen, um mit Feuer und Schwert die dort seit Urzeiten friedlich hausenden slawischen Bewohner aus ihren angestammten Wohnsitzen zu jagen und sie aus dem Inneren des Landes zu vertreiben.

Gegen diese Auffassung wendet sich der Verfasser des Buches. Mit neuen Beweisen, bislang unbekannten Quellen, die Bretholz offenbar nicht zur Verfügung standen, mit messerscharfen logischen Schlüssen rückt Starkbaum einer Lehrmeinung zu Leibe, die als „offizielle historische Tatsache" in allen Geschichtsbüchern steht. In virtuoser Beherrschung und Behandlung des Stoffes bringt die Schlagkraft seines Geistes immer wieder neue Erkenntnisse der umfangreichen Materie, der er bis in die letzten Verästelungen nachspürt und selbst auf anscheinend so nebensächlichen Gebieten wie der Dorf-, Flur-, Haus- und Hofgestaltung, um nur einiges zu nennen, Dinge zutage fördert, die man als unwiderlegbare Beweise anerkennen wird.

Noch ist Dr. Starkbaum in seinem Kampfe um die Wahrheit allein. Seine Gefährten sind nur die neuen Gedanken und das Gewicht erdrückender Beweise. Wie seinerzeit Bretholz, wird man auch den Verfasser dieser Arbeit in Grund und Boden verdammen, seine Erkenntnisse als Geschichtsfälschung, Plagiat, Volksverhetzung, Betrug, als Ausblüte faschistischer Geistigkeit hinstellen; allein am Ende dieser wissenschaftlichen Auseinandersetzung wird wie im Falle der Königinhofer und Grüneberger Handschrift die Wahrheit stehen, der zu dienen der Verfasser sich mit Leib und Leben verschrieben hat, die Wahrheit, welche gleichbedeutend ist mit dem unabdingbaren und ungeschmälerten Anspruch der sudetendeutschen Volksgruppe auf ihre Heimat, die sich in allem und jedem ihres Geistes und ihrer Hände Arbeit widerspiegelt. Gott lebt, und sein Tag wird kommen!

Wien, im Februar 1966 — Dr. h. c. Pater E. F. Reichenberger

I.

Allgemeiner Teil.

Die Ureinwohner des Sudetenraumes

Es gilt als unbestritten, daß etwa vom 5. bis 1. Jahrhundert v. Chr. das Volk der keltischen Bojer das seit der älteren Steinzeit besiedelte Gebiet des heutigen Böhmen und Mähren größtenteils bewohnte und beherrschte. Nicht unbegründet wird die Ansicht vertreten, daß in einigen Teilen Mährens keltische Cotinen seßhaft waren. Wer vor den Kelten im Sudetenraum siedelte, darüber kann nichts mit Sicherheit ausgesagt werden; mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit kann man aber annehmen, daß dies Illyrier waren, die nach der Machtergreifung durch die Kelten in diesen aufgegangen sind.

Die Kelten (Bojer und Cotinen) waren ein für damalige Verhältnisse kulturell hochstehendes, gewerbe- und ackerbautreibendes tapferes Volk mit festen Wohnsitzen, offenen und freien Charakters, gegen Fremde gastfreundlich und hilfsbereit, untereinander aber streitsüchtig; sie verwarfen häufig Beschlüsse und Entscheidungen, die sie tags zuvor getroffen hatten. Sie waren von hohem, schlankem Wuchs, hatten eine weiße Haut, blaue Augen, blonde oder braune Haare und waren kurzschädelig. Schriftsteller berichten über die Schönheit flatterhafter keltischer Frauen. Durch ihnen aufgezwungene Kriege gegen die Zimbern, Daken und Geten sowie durch die Beistellung eines Kontingents an die von der Schweiz nach Gallien abwandernden keltischen Helvetier waren die Sudetenkelten zahlenmäßig sichtlich derart geschwächt, daß sie den von Westen sich ausbreitenden und dem römischen Druck weichenden suebisch-germanischen Stämmen der Markomannen und Quaden nicht standhalten konnten und deren Herrschaft in ihren Ländern anerkennen mußten. Die Bojer (gegebenenfalls Cotinen) haben den Sudetenraum nicht verlassen, sondern sind vom klugen Marbod in sein markomannisches Staatsgefüge eingegliedert worden, sind aber dann im Laufe der Jahrhunderte von den germanischen Eroberern durch Volksvermischung assimiliert, bzw. überschichtet worden. Der Name der Bojer findet sich noch im Namen „Böhmen", das von den Römern „Bojohaemum" genannt wurde. Die Markomannen und Quaden haben von den Bojern zahlreiche Fluß-, Orts- und Familiennamen, die häufig heute noch bestehen, übernommen. Auch der Name der Bayern, die zum Teil Nachkommen der Markomannen und Quaden sind und die im 5. und 6. Jh. von Böhmen und Mähren aus die südlich davon liegenden Donauländer besiedelt haben, wird auf die Bojer bzw. auf das Herkunftsland „Bojohaemum" zurückgeführt.

Die Markomannen siedelten in Böhmen, die mit ihnen verbündeten und volklich nahe verwandten Quaden in Mähren; beide Volksstämme wurden hier seßhaft. Ihre Sitze waren die südlichen und mittleren Sudetengebiete, in deren nördlichen

siedelten andere germanische Stämme. So berichtet der römische Historiker, Prokonsul und Prätor Tacitus (55—117 n. Chr.) in seiner „Germania", Kapitel 43: „Den Rücken der Markomannen und Quaden decken die Marsingen (Marsigni), Cotinen, Osen und Buren (Buri). Die Marsingen und Buren sind, nach Sprache und Lebensweise zu urteilen, Sueben; bei den Cotinen dagegen beweist die gallische (keltische) und bei den Osen die pannonische (illyrische) Sprache, daß sie keine Germanen sind, außerdem die Tatsache, daß sie sich Tribute gefallen lassen müssen. Als landfremde Stämme sind sie teils den Sarmaten, teils den Quaden tributpflichtig. Alle diese Stämme haben nur wenig flaches Land inne, sie haben sich vorwiegend auf den bewaldeten Berggipfeln angesiedelt. Ein fortlaufender Höhenzug trennt und durchschneidet nämlich das Suebenland. Jenseits dieses Höhenzuges sind zahlreiche Völkerschaften ansässig; von ihnen hat sich das Volk der Lugier, das wieder in mehrere Einzelstämme zerfällt, am weitesten ausgebreitet." Weiters berichtet Tacitus, daß „im Hermundurenlande die Elbe entspringt, neben den Hermunduren die Naristen und anschließend die Markomannen und Quaden sitzen und nördlich von den Lugiern die Goten leben". Die Buren scheinen außer bei Tacitus auch bei dessen Zeitgenossen, dem griechischen Geographen und Weltreisenden Claudius Ptolomäus aus Alexandria (95—170 n. Chr.), auf; dieser bezeichnet die Buren als Lugier (Wandalen) und deren Wohngebiete als südlich des Eschengebirges (Gesenke) bis zur Quelle der Weichsel gelegen. Die Wohnsitze der Marsingen, welche offenbar mit den aus der Gegend des heutigen Ruhrgebietes wegen Beteiligung am Cheruskeraufstand im Jahre 9 n. Chr. gegen die Römer von Drusus Germanicus zur Rechenschaft gezogenen und daher ausgewanderten „Marsigni" identisch sind, müssen wir in das Gebiet der oberen Elbe und Nordwestmähren verlegen. Da die Hauptmasse der Wandalen (in der Antike auch „Vandilii" benannt), denen auch die Lugier zuzurechnen waren, in Schlesien und Polen bis zur Weichsel beheimatet war, dürfte der kleine germanische Volksstamm der Buren frühzeitig in und über das Gebirge gedrungen sein. Wir haben in ihm also die germanische Bevölkerung des nordöstlichen Mähren und Sudetenschlesiens zu erblicken. Da nach Tacitus die Marsingen und Buren Höhenzüge, als welche die sudetischen Gebirge beginnend vom Odergebirge über das Riesengebirge bis zum Elbesandsteingebirge gemeint waren, bewohnten, müssen wir darauf schließen, daß schon damals die Flachlandschaften Nordböhmens und Nordmährens besiedelt waren und die eingewanderten Buren und Marsingen sich in den bewaldeten Höhen und sogar im Gebirge seßhaft machten. Der griechische Geschichtsschreiber Dio Cassius (um 150—230 n. Chr.) nennt auch die „Wandilischen Berge, in denen die Elbe entspringt", und Ptolomäus berichtet über den am Nordostrande Böhmens seßhaften Stamm der „Korkontoi" (Korkonten), die nach Gierach ein illyrischer Volksstamm gewesen sein sollen. Die wandilischen Berge sind offensichtlich das Riesengebirge, in dessen Bereich demnach die Korkonten siedelten. Über deren Abwanderung oder Ausrottung in ihren schwer zugänglichen Gebirgstälern und Höhen ist nichts bekannt geworden. Wir müssen deshalb auf ihr Verbleiben, auf eine spätere germanische Überschichtung und folgerichtig darauf schließen, daß sie mit den im 13. Jh. urkundlich im Riesengebirge und dessen Tälern aufscheinenden Deutschen identisch sind (siehe auch „Altdeutsche Namen in den Sudetenländern" von E. Gierach). Vom gotischen Schriftsteller Jordanes (gestorben um 570) werden die Hermunduren als die nördlichen Nachbarn der Markomannen und Wandalen genannt.

Der Markomannenkönig Marbod residierte um die Zeitwende in Marobuduum. Unter ihm und seinen Nachfolgern nahm die Bevölkerungszahl der Markomannen und Quaden bedeutend zu, sie übernahmen einen Großteil der keltischen Kultureinrichtungen und betrieben Viehzucht, Ackerbau und Hausindustrie. Von ihrer zahlen-

mäßigen Stärke und Kriegserfahrenheit zeugt der Umstand, daß Marbod über ein Heer von 70.000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern gebot. Als der römische Kaiser Augustus nach Unterwerfung Westgermaniens auch den Sudetenraum dem Römerreiche einverleiben wollte, entsandte er im Jahre 6 zwei große Heere unter Führung des erfahrenen Feldherrn Sentius Saturnius sowie seines Stiefsohnes und Nachfolgers Tiberius gegen Marbod. Daß es zu einer Schlacht gekommen wäre, darüber berichten die römischen Schriftsteller nichts; sie schreiben lediglich, daß es ohne Kampfhandlungen zu einem Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen Tiberius und Marbod gekommen sei. Daraus ist zu ersehen, welch machtvolles Volk die Markomannen-Quaden waren, daß es das weltbeherrschende Rom vorzog, mit ihnen in Frieden und Freundschaft zu leben, anstatt wie sonst immer, den Gegner zu besiegen und zu unterwerfen. Kaiser Augustus wagte aber auch nicht die Elbe Norddeutschlands zu überschreiten und die östlich davon seßhaften kriegerischen Germanenstämme anzugreifen. So berichtet Strabo, daß Augustus dies deshalb nicht tat, weil er hoffte, den Krieg gegen die Germanen rascher beenden zu können, wenn er diese Stämme in Ruhe ließe und nicht erst reizte, sich in den Kampf einzumischen. Die ostelbischen Germanen waren also sichtlich derart kriegerisch, daß selbst die Römer vor einem Angriff auf sie zurückscheuten und sie auch tatsächlich niemals unterwarfen.

Etwa 150 Jahre später traten die Markomannen-Quaden gegen das Römerreich zum Angriff an. Sie überschritten wiederholt die Donau und drangen siegreich bis Italien vor. Schließlich gelang es Marc Aurel (162—180) unter äußerster Kraftanstrengung Roms diese germanischen Heerscharen in dem 15 Jahre dauernden sogenannten Markomannenkrieg über die Donau zurückzudrängen. Welche Bedeutung diesem für die Römer gefährlichen Kriege zukam, beweist die Tatsache der viele Jahre dauernden Anwesenheit ihres Kaisers am markomannischen Kriegsschauplatz. Obwohl die Römer unter Marc Aurel und seinem Nachfolger Commodus zum Zwecke der Unterwerfung der Markomannen-Quaden nördlich der Donau im Gebiete des heutigen Niederösterreich und Südmährens (auf dem Oberleiser-Berg im Weinviertel, in Stillfried an der March, bei Muschau in Südmähren sowie bei Stampfen nördlich von Preßburg in der Slowakei) Kastelle angelegt hatten, wurden diese bald wieder zerstört und die Römer zum Verlassen des Landes gezwungen. Die von diesen mit größtem Heeres- und Materialaufwand betriebene Unterwerfung der Markomannen-Quaden war mißlungen, letztere behielten nicht bloß ihre Freiheit, sondern machten in den folgenden zwei Jahrhunderten, beginnend unter Kaiser Caracalla in der Erkenntnis, daß der Angriff die beste Verteidigung sei, häufig Einfälle nach Noricum und Pannonien, ja sogar bis weit nach Italien hinein. Im Jahre 375 brach Kaiser Valentinian gegen die Quaden auf, überschritt die Donau und verheerte deren Land, zu dem auch der nördliche Teil Niederösterreichs und die Westslowakei gehörten. Die Quaden stellten sich aber nicht zum Kampfe, so daß Valentinian unverrichteter Dinge nach Carnuntum zurückkehrte. Ammanius Marcellinus schrieb zum Jahre 376 über die Markomannen-Quaden. Im Jahre 390 unternahmen diese einen verheerenden Einfall in die südlich der Donau gelegenen römischen Provinzen, zerstörten Carnuntum und gelangten wieder bis Oberitalien. Die Markomannen, in deren Gefolge sich damals bereits Langobarden befanden, konnten von den Römern nun nicht mehr mit Waffengewalt, sondern nur noch mit Gold- und wohl auch Sachlieferungen zum Verlassen der von ihnen südlich der Donau eroberten Gebiete bewogen werden.

Inzwischen war der christliche Glaube im Römerreich Staatsreligion geworden, in den südlich der Donau gelegenen Gebieten des heutigen Österreich erfolgten

die ersten Kirchengründungen und Niederlassungen von Geistlichen. Was die römischen Herrscher nicht mit Waffengewalt erreicht hatten, nämlich wenn schon nicht Unterwerfung, so doch Befriedung des Landes, erlangte die Kirche durch Missionäre und Priester. Diese zogen weiter in die Gebiete nördlich der Donau ins Land der Markomannen und Quaden und hatten bei ihren Christianisierungsbestrebungen Erfolge. So verfaßte, wie der römische Schriftsteller Paulinus berichtet, der hl. Ambrosius für die Markomannenkönigin Fritigil einen eigenen Katechismus; als diese, in der Absicht sich taufen zu lassen, im Jahre 397 nach Mailand kam, war Ambrosius gerade gestorben. Trotzdem war es ihm aber vorher noch gelungen, zwischen Markomannen und Römern sogar ein Bündnis zustandezubringen. Es ist also eine geschichtlich erwiesene Tatsache, daß die Markomannen zu Ende des 4. und zu Beginn des 5. Jh.s, also noch Jahrzehnte nach Beginn der Völkerwanderung, ein derart mächtiges Staatsgebilde im Sudetenraum hatten, daß sich sogar die stolzen Römer um ein Bündnis mit ihnen bemühten. Im römischen Staatshandbuch „notitia dignitatum", das bis zum Jahr 430 auf dem laufenden gehalten wurde, wird von einer „gens Marcomannorum", d. i. von einem „Volksstamm der Markomannen" unter einem Tribun (wohl deren König) und von markomannischen Truppen, die im römischen Heer in Afrika Kriegsdienste leisteten, berichtet. Ein letztesmal scheint der Name der Markomannen zum Jahr 451 auf, als sich markomannische Scharen *auch* im Gefolge der nach Gallien vorstoßenden Hunnen befanden. Diese Nachricht ist aber nach Schwarz, Novotný und anderen Historikern unglaubwürdig. Im Falle der Richtigkeit dieser Mitteilung kann daraus keineswegs geschlossen werden, daß die Markomannen und Quaden von den Hunnen unterworfen worden seien.

Auffallend ist nun, daß die Markomannen und Quaden unter diesem Namen später nie mehr aufscheinen. Sie werden auch in keiner geschichtlichen Quelle erwähnt und auch nirgends gesagt, daß sie ihre Wohngebiete unter dem Druck einer feindlichen Macht verlassen hätten. Zahlen- und machtmäßig waren die in Böhmen und Mähren wohnhaften Markomannen und Quaden dem gewaltigen Volk der Goten zwar nicht überlegen, doch waren sie fast gleich mächtig. Die Kriegstaten der Goten beschäftigten die Schriftsteller aller Zeiten nur deshalb, weil sie ständig Kriege führten, in den römischen Machtbereich eingedrungen waren und eigene Schriftsteller hatten. Die Markomannen lebten seit ihren Kriegen mit den Römern wahrscheinlich in dauerndem Frieden, und da sie wohl auch sonst keine Kriege führten, wurden sie von Chronisten nicht erwähnt. Daraus kann aber nicht geschlossen werden, daß sie so wie die anderen im böhmischen Raum siedelnden germanischen Stammesteile untergegangen oder ausgewandert seien. K. Zeuß schreibt in „Herkunft der Bayern" aus 1857, S. 24: „Ein so zahlreicher Stamm wie die Markomannen kann nicht spurlos verschwinden, kann sich nicht einem vorrückenden Slavenvolk unterworfen und in der Nachbarschaft der Deutschen seine deutsche Sprache aufgegeben haben." Auch Müllenhoff schreibt in „Deutsche Altertumskunde", daß das Volk der Markomannen unmöglich untergegangen sein könne.

Der Hauptgrund, weshalb diese germanischen Stämme nicht mehr genannt werden, liegt darin, daß sie im Laufe der ersten fünf Jahrhunderte ihre Namen aufgegeben haben. Die Markomannen und die anderen im böhmischen Raum siedelnden Germanen wurden bereits im 2. Jh. wegen ihrer Wohnsitze in Böhmen von Ptolomäus als „Bainochaimai" oder „Baimoi", die im 6. Jh. in Bayern siedelnden als „Baiuarii" und die in Böhmen verbliebenen zum Ende des 8. Jh.s und später entsprechend der ptolomäischen Benennung als „Boemanni", „Behemi", „Boemi" und ähnlich benannt. K. Zeuß schrieb in obgenannter Abhandlung auf S. 3: „Die Bainochamai

des Ptolomäus können unmöglich ein von den Markomannen verschiedenes Volk sein; er hat nur zwei Namen eines und desselben Volkes mitgeteilt; Baiohaimas hieß das Volk nach dem Wohnsitz, Marcomanni in seiner früheren Benennung als Wächter der großen Mark am Nordufer der Donau, von der schon Cäsar spricht." Eine Einwanderung des ganzen, zahlreichen Markomannenvolkes nach Bayern wäre schon deshalb nicht möglich gewesen, weil dort so viel siedlungsfreier Raum nicht vorhanden war. Auch die Quaden gaben ihren Namen auf und kehrten im 5. Jh. wieder zu ihrem ursprünglichen Sammelnamen „Suebi" zurück. Solche Namensänderungen sind bei Völkern auch sonst häufig. So wurden z. B. aus den Danaern Hellenen und aus diesen Griechen, aus den Römern Italiener, aus den Galliern Franzosen, aus den Germanen Deutsche, Niederländer usw.

Die sogenannte Völkerwanderung

Die Ende des 4. und zu Beginn des 5. Jh.s Europa überflutenden Hunnen waren ein Reiter- und Steppenvolk; ihre militärische Macht konnten sie nur in der Ebene und im freien Gelände entwickeln. Das zum Teil waldreiche, unzugängliche und stark hügelige Gebiet Böhmens und Mährens war für ihre kriegerischen Unternehmungen ungeeignet, allzu leicht hätten sie in einen Hinterhalt geraten und vernichtet werden können. Sie mieden daher diese Lande, es gibt auch keine Funde oder Berichte über eine Besetzung oder einen Durchzug der Hunnen durch die Sudetenländer. Sie zogen von der ungarischen Tiefebene auf dem freien und größtenteils übersichtlichen Gelände zwischen Donau und Alpen nach Westen und verwüsteten die Lande bis weit nach Frankreich hinein. Daß germanische Völkerschaften, wie Goten, Rugier, Wandalen, Langobarden und andere, in großer Masse in Böhmen eingedrungen wären und das ganze Land beherrscht hätten, wird nicht berichtet. Sicher ist, daß in der ersten Hälfte des 5. Jh.s Heruler in einigen Gebieten Böhmens Herrscherrechte ausübten. Im Chronicon Gothanum (aus dem Jahre 807—810) wird berichtet, daß in Teilen Böhmens Langobarden ansässig wurden. Keineswegs haben aber die ursprünglich Böhmen bewohnenden Stämme das Land verlassen, zumal ein derartiges Ereignis von den seinerzeitigen Chronisten sicherlich berichtet worden wäre. Der Historiker A. Bachmann (siehe Sitz.-Ber. 91, 817) hat sich hiezu folgendermaßen geäußert: „Nirgends wird uns von einer Übersiedlung des Markomannenvolkes ins Römerreich, die doch als sehr wichtige Tatsache hätte erscheinen müssen, berichtet, während uns doch allenthalben genug Zeugnisse über Völkerbewegungen jener Tage vorliegen. Nirgends entdecken wir im 5. Jh. auch nur eine Spur markomannischer Bevölkerung im Römergebiet, auch nicht in der Vita S. Severini, aus der doch ein heller Lichtstrahl auf die Bevölkerung der Donaulande fällt." Auch L. Schmidt schreibt, daß erwiesenermaßen in den letzten Jahren des 4. Jh.s die Hauptmasse der Markomannen in Böhmen saß sowie, daß seit der Mitte des 3. Jh.s die Markomannen und Quaden unter der Vielherrschaft von Gaufürsten standen.

Anders verhält es sich mit den Wohngebieten der Quaden (Süd- und Mittelmähren, das nördliche Niederösterreich, die Westslowakei) und mit diesen selbst. Ein Teil von ihnen, und zwar namentlich der in der Slowakei und im unteren Marchgebiet wohnhafte, hatte sich an der wandalischen Expedition nach Spanien und Nordafrika stark beteiligt. Es ist aber nicht das ganze quadische Volk, sondern nur Kriegerscharen und die Überbevölkerung ausgezogen. In der ersten Hälfte des

5. Jh.s kamen Rugier in das Quadenland und nahmen im Jahr 453 formell als römische Föderaten Niederösterreich nördlich der Donau (Rugiland) in Besitz, dehnten jedoch später ihre Herrschaft auf Österreich südlich der Donau aus. Im Jahr 487 und auch 488 wurde deren Herrschaft von der der Heruler abgelöst; im selben Zeitraum zogen auch Langobarden ins Land. Zu Beginn des 6. Jh.s kam es zu einem Kampf zwischen Herulern und Langobarden, in dem letztere Sieger blieben. Der Rest der Heruler zog darauf wieder in seine nordische Heimat zurück. Die Langobarden verblieben im Quadenland bis in die zweite Hälfte des 6. Jh.s. Die hier über ein halbes Jahrtausend beheimateten Quaden, später wieder als Suebi oder Suavi bezeichnet, haben sich der Herrschaft der genannten durchziehenden und nicht dauernd seßhaft gewordenen germanischen Heerscharen gebeugt; dies wohl nur deshalb, weil ihre Kampfkraft durch Abwanderung eines bedeutenden Teiles ihrer Truppen nach Spanien sichtlich geschwächt worden war und sie jetzt mehr Bauern als Krieger waren.

Daß die Quaden Mährens und der Westslowakei im 6. Jh. bereits unter dem Namen „Suebi", bzw. „Suavi" aufscheinen, beweist unter anderem die Mitteilung des Chronisten Paulinus in Hist. Lang. I, 21, laut der „Wacho super Suavos inruit eosque suo dominio subjugavit", d. i. „Wacho (ein langobardischer König, gest. um 540) fiel in das Land der Sueben ein und zwang sie unter seine Herrschaft". Die Quaden (Sueben) wurden von den sie beherrschenden Rugiern, Herulern und Langobarden weder vernichtet noch vertrieben, denn die Germanen haben ganz allgemein nach Besiegung anderer Stämme oder Völker, bzw. nach Besetzung derer Gebiete lediglich die oberste Verwaltungs- und Militärgewalt ausgeübt, sich von den unterworfenen Völkern gegebenenfalls erhalten lassen, ansonsten aber teils auch im eigenen Interesse botmäßige Völker in ihrem Bestand nicht gefährdet. So haben auch die Germanen, bzw. die Deutschen, im Laufe von mehr als tausend Jahren wiederholt die Möglichkeit und auch Vorwände für eine Vertreibung oder Vernichtung der Sudetenslawen gehabt; sie haben dies jedoch nicht getan und die große Masse der Sudetenslawen, deren Wohnsitze und Eigentum stets unangetastet gelassen. Die Langobarden hatten, wie Prof. H. Preidel schreibt, „keine feste Bleibe; sie lebten auf Kosten breiter Unterschichten, die für sie die wichtigsten Nahrungsmittel zu erzeugen hatten, indem sie selbst ein Herrenleben führten." Schließlich bedeutete auch für die Durchschnittsbevölkerung, und das war nahezu das gesamte quadische (suebische) Volk, die Änderung der politischen Herrschaft nicht viel, denn die zu leistenden Abgaben und Dienste erfuhren keinen grundsätzlichen Wandel. Wer sie einhob, war für sie ziemlich gleichgültig, denn die Abgaben an den herrschenden germanischen Stamm bewegten sich regelmäßig an der Grenze des Leistungsvermögens. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß in einzelnen Gebieten des Sudetenraumes Gruppen von Herulern, Rugiern, Langobarden und im Norden über die sudetischen Gebirgszüge hereinreichende Stämme der Hermunduren, Sachsen und Wandalen (Silingen), insofern sie nicht schon vor der sogenannten Völkerwanderung dort ansässig waren, verblieben sind. (Siehe auch H. Preidel, Germanen im Spiegel der Bodenfunde, Reichenberg 1926.)

Über das Verbleiben der Quaden (Sueben) in ihren Stammsitzen an der unteren und mittleren March gibt es eine Reihe von Geschichtsquellen. So berichtet der Chronist Jordanes, daß die Goten unter der Führung König Hunimunds im Winter 469/470 über die Donau gingen, die Sueben angriffen und diese „beinahe unterworfen" haben. Im Jahre 484 habe Hunimund glücklich gegen die Suaven gekämpft. Als die Hunnen vor den Goten Ruhe hatten, zogen die Suaven zur Plünderung Dalmatiens aus. Der Chronist Prokopius berichtet, daß nach dem Abzug der Goten

aus Pannonien um das Jahr 471 und der Reste der Skiren um das Jahr 488 sich die suebischen Quaden über die Donau ausbreiteten und zu Anfang des 6. Jh.s in Westungarn bis Pannonien hinab saßen. All dies begab sich lange Zeit nach dem Auszug des wandalisch-suebischen Expeditionsheeres nach Spanien-Afrika. Als die Langobarden in der zweiten Hälfte des 6. Jh.s vor ihrem Einrücken in Italien nach Pannonien kamen, trafen sie hier Sueben an. (Siehe hiezu auch E. Schwarz in Sudeta III, 13 ff.) Es ist also zu ersehen, daß die große Masse der Quaden nicht nach Spanien abgewandert war, sondern daß sie im Gegenteil zu Ende des 5. und im 6. Jh. bereits wieder einen derartigen Bevölkerungsüberschuß hatte, daß sie, die Donau überschreitend, Westungarn und Österreich südlich der Donau besiedelten. Über ein weiteres quadisches (suebisches) Vordringen nach Bayern bestehen zwar keine verläßlichen Urkunden, doch ist dies wegen Mundartgleichheit der Bewohner dieses Landes anzunehmen.

Als Goten, Heruler, Langobarden, Wandalen, Rugier und versprengte andere germanische Volksteile bei den Sudetengermanen Quartiere bezogen hatten, wurde der böhmisch-mährische Siedlungsraum wohl zu eng. Der Bevölkerungsüberschuß sowie Teile der mit den eingedrungenen Germanenscharen unzufriedenen Markomannen und Quaden zogen also in die entvölkerten oder minder besiedelten Gebiete Österreichs und Bayerns, ließen sich nieder und überschichteten die dort noch siedelnden Illyrer, Kelten, Alemannen und Romanen. Infolge ihrer Machtstellung und Fähigkeiten wurden sie nun auch (die Markomannen-Quaden) das Staatsvolk dieser Länder, das sie noch heute sind. Zwischen den im Laufe der sogenannten Völkerwanderung in die Sudetenländer gekommenen germanischen Völkerschaften und den einheimischen Markomannen-Quaden ist es zu keinem Entscheidungskampf gekommen, da die mißliebigen zugewanderten Kriegerscharen das Land meist nur auf Zeit als eine Art Raststätte benutzten und dann wieder weiterzogen. Für größere, völkervernichtende oder völkerdezimierende Kampfhandlungen zwischen diesen verwandten Volksstämmen oder gar für eine Vertreibung der einheimischen Germanen bestand weder eine Veranlassung noch ein Motiv.

Im Laufe des 5. und 6. Jh.s sind die vordem festgefügten markomannisch-quadischen Staatsgebilde wohl erschüttert worden, von einem ihrer Könige (Lecho) sowie den germanischen Moymariden wird erst wieder zu Beginn des 9. Jh.s berichtet. Eine einheitliche Zentralgewalt hatte anscheinend namentlich in Böhmen zu bestehen aufgehört und ist in eine Mehrzahl von Fürstentümern übergegangen. Die Meinung, daß die Markomannen und Quaden im Laufe des 5. und 6. Jh.s das Sudetengebiet (Gustav Freitag hat das seinerzeitige Böhmen als Herzland Germaniens bezeichnet) zur Gänze verlassen hätten und bloß vereinzelte Splittergruppen dort geblieben und von Slawen unterworfen worden seien, ist unbegründet. Keine Analogie der damaligen Zeit berechtigt zur Annahme einer freiwilligen und gänzlichen Auswanderung eines ackerbautreibenden Volkes aus seinen Stammsitzen. Es ist unwahrscheinlich, unerweislich und auch in früheren Zeiten nicht angenommen worden, daß die ganze, über ein halbes Jahrtausend ansässige germanische und die vielleicht noch nicht ganz germanisierte keltische Bevölkerung, welche weite Strecken des Landes urbar gemacht, zur Verteidigung der Heimat mit ungeheurer Arbeit zahlreiche Gauburgen errichtet, unter Strömen eigenen Blutes das Land gegen feindliche Nachbarn, insbesondere gegen die mächtigen Römer, verteidigt, die Pfade in die Nachbarländer geöffnet und befestigt, Erzschachte in die Erde getrieben, schöne Häuser gebaut und darin bequeme Wohnungen eingerichtet und mit unsäglichem Fleiß das ehemals größtenteils wüste Gebiet zu einem blühenden Land umgestaltet hatte, es nun ver-

lassen und sich mit ihren Familien in unsichere Fernen begeben hätte. Es ist ausgeschlossen, daß deutsche Leute ihr eigenes Land und ihre Heimat, die die heilig gehaltenen Gräber ihrer Ahnen und die Grabhügel ihrer Könige barg, ohne zwingende Gründe — und solche waren nicht vorhanden — aufgegeben und sang- und klanglos Fremden hätten zukommen lassen.

Der besitzende sudetengermanische Bauer, der auf seiner Scholle in fruchtbarem Lande saß und sein gutes Auskommen genoß, hatte keinen Grund, mit Weib, Kind, alten Eltern und Verwandten das wohleingerichtete Vätererbe zu verlassen, ebenso auch nicht der erbberechtigte älteste Sohn. Selbst der ärmere und wirtschaftlich irgendwie abhängige Bauer und Handwerker überlegte sich der Familie wegen eine Teilnahme an Kriegszügen und eine Auswanderung in unbekannte Länder. Nur wer nichts verlieren und lediglich gewinnen konnte, der zog fort. Namentlich die jüngeren Haussöhne, die wenig Aussicht auf einen selbständigen Bauernhof hatten, Knechte und Hintersassen mit zu wenig Eigenbesitz, gewiß auch mancher, dem sein Gut zu klein oder dessen Lust nach Abenteuern und Dreinschlagen zu groß war, die wanderten aus, der Kern des Volkes blieb in seiner Masse im heimatlichen Sudetenraum, nur die Überbevölkerung verlor sich. (Siehe Dr. Reutter: Das Siedlungswesen der Deutschen in Mähren und Schlesien.) Wanderungen ganzer Völker nehmen sich auf dem Papier recht gut aus. Sobald man sie aber in die rauhe Wirklichkeit versetzt, sind derartige Verlagerungen kaum vorstellbar, selbst wenn man sie in Etappen vor sich gehen läßt. Das Hauptproblem, wie man die Zehn- oder Hunderttausende wandernder Nurkonsumenten auch nur einigermaßen ernähren kann, bleibt wohl meist ungelöst.

H. Preidel schreibt in „Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens" II., S. 23, hinsichtlich der Auswanderung slawischer Bauern im Mittelalter:

„Menschen mit sehr kleinem Horizont — und das waren unsere Bauern noch im hohen Mittelalter — fühlen sich nur in der ihnen vertrauten Welt sicher und geborgen. Sie kennen nur ihren engen Heimatbezirk und nichts als ihre Lebensgemeinschaft, in der sie wirken und wohnen. Alles Fremde dagegen erfüllt sie von vornherein mit Mißtrauen und Furcht, denn die Erfahrung hatte ihnen wiederholt gezeigt: alles von außen Kommende stört die bestehende Ordnung und schafft Unruhe, wenn nicht Schlimmeres. Die Grenzen des Heimatbezirkes boten also Schutz vor jeglicher Gefahr, hinter ihnen lauerte das Unbekannte. Die Grenzen ihres Lebensbereiches waren daher mit allerlei Gefühlen geladen, die wir heute auch nicht entfernt mehr ermessen können. Diese Grenzen zu überschreiten war unter diesen Umständen ein unerhörtes Wagnis, das nur kühne Abenteurer, nicht aber rechtschaffene und verantwortungsbewußte Leute auf sich nehmen durften.

Die Welt, in der diese schlichten Bauern von einst lebten, darf nicht mit der unseren verglichen werden. Für uns sind die meisten Dinge, mit denen wir in Berührung kommen, mehr oder weniger durchschaubar, wir verstehen gemeinhin klar zu unterscheiden und vermögen es, vieles vorauszusehen. Für die einfachen Menschen von damals aber war auch das Unbelebte belebt, die Wirklichkeit verschwamm mit dem Schein, für sie gab es keine ‚natürlichen Vorgänge', sondern nur von Menschen oder durch zauberische Kräfte herbeigeführte Geschehnisse, die Leute hatten keine klaren Begriffe und hielten allem und jedem gegenüber ‚vorsichtiges Verhalten' für geboten. Die in allerlei magischen Vorstellungen Befangenen vermochten daher auch keine Initiative zu entwickeln, die über das Herkömmliche hinausführte, ihr Tun und Handeln bestimmte die Tradition, deren Träger die Gemeinschaft war.

Es geht also nicht an, unser rationalistisches Denken und unsere logischen Kategorien auf Lebens- und Schicksalsgemeinschaften zu übertragen, deren Verhalten von ganz anderen Denk- und Verhaltensweisen beherrscht war, es ist auch abwegig anzunehmen, der Süden mit seinem Sonnenglanz, seiner Wärme und seinem Reichtum hätte bäuerliche Lebensgemeinschaften irgendwie locken können: all dieses Gerede überschritt das Vorstellungsvermögen dieser Leute, falls sie überhaupt jemals vom Sonnenglanz des Südens etwas erfuhren.

Wenn man also die geistige Verfassung jener altslawischen Bauern berücksichtigt, die gewiß nicht anders als andere Bauern in ähnlichen Situationen reagierten, dann läßt sich wirklich nicht recht einsehen, weshalb diese Bauern in kleineren oder in größeren Gruppen ihre alte Heimat verlassen haben sollten, es sei denn unter einem unwiderstehlichen Zwang, der sie der persönlichen Handlungsfreiheit beraubte, als Gefangene oder Hörige."

Man wird wohl den germanischen Bauern dieselbe Heimatliebe wie den altslawischen zubilligen müssen. Unwiderstehlicher Zwang zur Auswanderung wie etwa bei den Slawen bestand bei den germanischen Bauern nicht, es fehlte auch jedweder andere Grund für ein Verlassen der Heimat.

Der allgemein gebrauchte Ausdruck „Völkerwanderung" ist für das damalige geschichtliche Geschehen nicht ganz richtig, denn keines der genannten oder ungenannten Völker, vielleicht mit Ausnahme der Langobarden, ist zur Gänze gewandert. In allen Fällen handelte es sich im germanischen Bereich entweder um eine teilweise Flucht der heimischen Bevölkerung vor den Hunnen oder um ein Überquellen und Auswandern des Bevölkerungsüberschusses und kriegslüsterner Bevölkerungskreise. Schon im 2. Jh. v. Chr. zogen germanische Heere nach Süden, wurden aber genauso wie später eingefallene Germanen von den Römern entweder vernichtet oder zurückgewiesen. Diese errichteten gegen die Germanen sogar zwischen Donau und Rhein den bekannten Limes, einen aus Befestigungswerken bestehenden und mit römischen Kriegern bemannten Grenzschutz. Mit dem Zusammenbruch des römischen Reiches zum Ausgang des 4. und zu Beginn des 5. Jh.s stand aber den Germanen der Weg nach Süden oder Westen offen, die römische Barriere war gefallen, germanische Heerscharen verschiedener Stämme wälzten sich mit Troß und Begleitpersonal über die Grenzen des zerfallenden römischen Imperiums, zerschlugen sich ihnen entgegenstellende Mannschaften, unterwarfen die eingeborene Bevölkerung und gründeten als dünne, herrschende Oberschicht neue Staatswesen, die jedoch meist aus Mangel an germanischem Nachwuchs, Verweichlichung oder Vermischung mit der einheimischen Bevölkerung untergingen.

Die Meinung, daß die vielen in der Geschichte in Erscheinung getretenen und mit den Römern in Berührung gekommenen sowie früher genannte und nach der sog. Völkerwanderung nicht mehr genannte Völkerschaften Germaniens aus ihrer Heimat zur Gänze ausgewandert seien, ist irrig. So sind auch nicht alle Zimbern, obwohl sie ein riesiges Auswandererkontingent stellten, aus ihrer norddeutschen Heimat ausgezogen, denn Tacitus berichtet, daß „die Zimbern, jetzt zwar eine kleine, aber hochberühmte Völkerschaft, an der Küste des Weltmeeres wohnen". Ein Teil der Goten ist auch in seinem Herkunftslande auf der Halbinsel Skandinavien geblieben, ein anderer Teil hat sich bis in das 18. Jh. auf der Halbinsel Krim erhalten, namhafte gepidische Bevölkerungsteile haben sich jahrhundertelang nach der sog. Völkerwanderung in Rumänien erhalten. Als die Langobarden Pannonien verließen, dieses den Awaren gleichsam zu treuen Händen übergaben und nach Italien zogen, vereinbarten

sie mit letzteren die Möglichkeit einer jederzeitigen Rückkehr. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß zur Sicherung und allfälligen Durchführung dieses Übereinkommens langobardische Volksteile in Pannonien zurückgeblieben sind.

So berichtet auch Prokopius in bellum Vand., Kap. 15, unter anderem: „Als die Wandalen, einst von Hunger getrieben, ihr Heimatland verlassen wollten, blieb ein Teil von ihnen, der Godegisel nicht folgen wollte, in den alten Sitzen. Mit der Zeit hatten die Zurückgebliebenen reiche Ernten und Geiserich war in den Besitz von Afrika gekommen.

Jene freuten sich, daß für sie nun das Land hinlängliche Nahrung bot, konnten sich aber der Besorgnis nicht erwehren, daß die Eroberer Afrikas oder ihre Nachkommen dies Land einmal verlassen und in ihre Stammsitze zurückkehren würden und schickten daher Gesandte dorthin, die bei Geiserich erklärten, sie freuten sich herzlich über die günstige Lage ihrer Brüder, seien aber nicht imstande, das Land, das jene aufgegeben, ihnen länger aufzuheben. Sie sprachen daher die Bitte aus, man möge ihnen diese Ländereien, wenn sie nun weiter keinen Wert darauf legten, umsonst überlassen, damit sie als unbestrittene Herren das Ganze als ihr Vaterland gegen jeden Angriff verteidigen könnten." Geiserich habe aber dies mit dem Hinweis abgelehnt, man wisse nicht, ob man nicht einmal zurückkehren müsse. Daraus ist zu ersehen, daß die damals zurückgebliebenen, im Warthe-, Oder- und Neißegebiet siedelnden Wandalen im 5. Jh. Herren ihrer Heimatländer waren, daß bei ihnen Eigentum an Liegenschaften hohen Schutz genoß und Nachfrage nach Grund und Boden bestand, denn ansonsten wäre eine Gesandtschaft nicht tausende Kilometer gereist, um die Afrikawandalen zur Abtretung des Privateigentums in ihrer Heimat zu bewegen. Aus diesem Bericht erkennt man, daß das wandalische Volk wohl in überwiegender Mehrheit in der Heimat geblieben und nur ein starkes Expeditionsheer (etwa 50.000 Menschen) nach Afrika gezogen war. Die Wandalen bildeten unter den Namen Lugier eine Gruppe von Einzelvölkern (Silingen, Asdingen, Harier, Helvaeonen, Manimer, Helisier, Buri, Lalringen, Victofalen). Sie alle verehrten unter dem Vorsitz der Silingen ein göttliches Zwillingspaar in einem heiligen Haine am Zobtenberg südwestlich von Breslau. Manchmal wurden überhaupt alle Ostgermanen als Vandilii bezeichnet, so auch von Plinius in hist. nat. IV, 99. Nach antiken Schriftstellern wohnten zwischen Elbe und Weichsel die schon erwähnten Vandilii, weiters Semnonen, Rugier, Langobarden (auch Winnuli genannt), Teutonen, Virunen, Burgunder, Batinen, Gepiden, Lemovier, Hermunduren, Markomannen, Quaden, Marsingen, Korkonten, Bastarnen und andere. Daß fast alle diese Völker ihre Namen aufgaben und später unter anderen auftauchten, ist nichts absonderliches, da ja auch die vielen westgermanischen Stämme fast nie mehr unter ihren ursprünglichen Namen, sondern nahezu immer unter anderen, meist aber unter einem Sammelnamen wie Franken, Alemannen, Sachsen usw. auftraten.

Eine Vernichtung oder Vertreibung ostgermanischer Völker durch eingewanderte Slawen wird auch von Historikern nicht ernstlich behauptet. Ebenso ist eine Assimilierung und Slawisierung der Sudetengermanen durch die eingewanderten Slawen mit Sicherheit auszuschließen. Wenn sich die in den „Sieben Gemeinden" östlich von Trient lebenden deutschen Nachkommen der vor mehr als 2000 Jahren eingewanderten Zimbern, die Gottscheer Sloweniens, die Ladiner Südtirols und der Schweiz, die Basken in den Pyrenäen, die Albanier am Balkan, die Sorben in der Lausitz und viele andere kleinere Volksgruppen auf der ganzen Welt inmitten anderer Völker und fremder Staaten durch Jahrtausende bis heute erhalten haben, sind doch auch die viel

zahlreicheren, vom übrigen germanisch-deutschen Siedlungsraum nahezu gänzlich umschlossenen Sudetendeutschen innerhalb von 500 bis 600 Jahren, d. i. beginnend mit der mutmaßlichen Einwanderung der wahrscheinlich ungefähr gleich großen Zahl von Slawen bis ins 12. oder 13. Jh. bzw. bis zum vermeintlichen Beginn der sog. Kolonisation, auch nicht untergegangen. Daß das zahlreiche und kriegerisch auf höchster Stufe stehende markomannisch-quadische Volk, vor dem durch Jahrhunderte hindurch das Weltreich der Römer gezittert hatte, und die anderen nördlich von ihm siedelnden germanischen Stämme aus den Sudetengebieten nicht mit Waffengewalt vertrieben oder vernichtet werden konnten, und dies insbesondere nicht von den primitiv bewaffneten und ohne einheitliche Führung eingewanderten Slawen — über deren Bewaffnung und Kampfesmoral wird im weiteren Verlauf dieser Abhandlung berichtet —, dürfte für den objektiven Historiker eine feststehende Tatsache sein. Es besteht auch kein Grund zur Annahme, daß die Sudetengermanen von den Awaren vertrieben worden wären und daß diese das Land den Slawen übereignet hätten. Daß die Slawen den antiken Historikern bis in das 6. Jh. fast unbekannt bleiben konnten, beweist, daß ihre Wohnsitze (falls man von solchen damals überhaupt schon sprechen konnte) außerhalb des antiken Gesichtskreises im Osten Europas gelegen sein mußten.

Prokopius berichtet, daß der wahre Grund zur Auswanderung von Germanen die Landnot wegen der extensiv betriebenen Bodenbewirtschaftung war, daß aber der Grundstock der Völker in der Heimat verblieben ist. Schon die Einfälle der Germanen in Gallien unter Ariovist waren auf Landnot zurückzuführen. Nach August Meitzen war entsprechend den damaligen wirtschaftlichen Zuständen Germanien übervölkert, worauf die ständigen Ausfälle zurückzuführen sind; wirklich durchaus öde, von niemandem in Anspruch genommene Wildnisse müssen für die damalige Zeit auf germanischem Boden in Abrede gestellt werden, denn auch Wald-, Heide- und Sumpfstrecken wurden als Jagdreviere benötigt. Es wäre widersinnig, vernunftlos und unvorstellbar gewesen, daß schon längst seßhafte germanische Völkerschaften ihren sicheren Heimatboden, wo sie Existenz, Fortkommen und Lebensunterhalt hatten, verlassen und sich in unsichere Fernen begeben hätten.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß es keine Urkunde und auch sonst keinen Beweis über den Abzug der Völker der Markomannen, Quaden, Ostfranken, Sachsen, Hermunduren, Korkonten, Buren und Silingen aus dem Sudetenraum und über deren Ankunft in anderen Ländern gibt. Trotzdem wird nun von Wissenschaftern behauptet, daß diese Völker mit Ausnahme einiger unbedeutender, bald slawisierter Volkssplitter Sudetien verlassen und sich anderswo angesiedelt hätten.

Andererseits bestehen auch nicht die geringsten Beweise über die Zeit der Einwanderung der Slawen in unsere Heimatländer; trotzdem will man sie nun tschechischerseits schon im 3. und 4. Jh. im Sudetengebiet wissen.

Die slawische Einwanderung

Der allgemein anerkannte deutsche Gelehrte Müllenhoff hat in „Deutsche Altertumskunde" in Anlehnung an die Zeugnisse alter Chronisten und Geschichtschreiber, wie Tacitus, Ptolomäus, Cassiodorus, Jordanes, Widsid (6. Jh.) und Geograph von Ravenna (7. Jh.) sowie andere die obere Weichsel, und zwar mindestens bis zur Einmündung des Bug als die seinerzeitige Ostgrenze Germaniens bezeichnet und als Zeitraum des Überschreitens der Weichsel durch die Slawen das 6. und 7. Jh. angeführt. K. Zeuß begrenzt in „Herkunft der Bayern", S. 44, Germanien im Osten ebenfalls

mit der Weichsel und in der Slowakei etwa mit dem Fluß Gran. Zeuß schreibt in „Die Deutschen und die Nachbarstämme", S. 636: „Gewiß ist, daß im Laufe des 6. Jh.s von der Elbe noch keine Wenden (d. i. Slawen) im Abendlande bekannt waren. Gregor von Tours und Venantius Fortunatus, welche kleinerer Völker an der Elbe in der zweiten Hälfte des 6. Jh.s gedenken, wissen dort noch keine Wenden." Prof. E. Schwarz schreibt in Sudeta IV, 163, „daß die slawische Einwanderung in die Sudetenländer vor 568 nicht erfolgt ist". Übrigens ist auch bekannt, daß bis 567 die Awaren als damalige Vertragspartner der Langobarden die nördlichen Karpatenpässe besetzt hielten, so daß bis zu dieser Zeit die nördlich der Karpaten befindlichen Slawen dieses Gebirge in namhafter Zahl nicht überschreiten und in den ungarischen Raum und von hier aus nach Sudetien nicht einwandern konnten. Tschechische Gelehrte hingegen behaupten, daß schon im 4. Jh. Slawen namentlich in Mähren ansässig waren. Hiezu ist jedoch auszuführen, daß es keine historische Quelle gibt, die ein derart frühes Auftreten von Slawen in Ostgermanien und dem dazugehörigen Sudetenraum bezeugen würde. Tacitus berichtet in seiner „Germania" über die Venethi, daß sie auf ihren Raubzügen das gesamte Wald- und Berggelände zwischen den Peukinern und Finnen durchstreifen. (Die Peukiner und Finnen wohnten ostwärts der Weichsel und Karpaten.) „Doch", so fährt Tacitus fort, „zählt man sie lieber zu den Germanen, weil sie Häuser bauen, Schilde tragen, gern und flott zu Fuß gehen, in all dem ein Gegensatz zu den Sarmaten, die auf Wagen und Rossen leben." Jordanes (gest. um 570) schreibt in seiner Gotengeschichte: „Außerhalb von Dazien sitzt von den Quellen der Vistula (Weichsel) nordwärts über ungeheure Strecken das zahlreiche Volk der Veneter. Mögen auch ihre Benennungen wechseln nach ihren verschiedenen Stämmen und Wohnsitzen, die hauptsächlichsten Namen sind die Sklavenen und Anten. Die Sklavenen haben das Land von der Stadt Novietum und dem sog. Mursianischen See bis zum Danaster, im Norden bis Vistula inne, statt in Städten wohnen sie in Wäldern und Sümpfen." Die Slaweneinwanderung, die sich bestimmt über einen langen Zeitraum erstreckte, konnte frühestens vom Ende des 6. bis spätestens zum 9. Jh. erfolgt sein.

Da die Volkskraft der Sudetengermanen durch verschiedene Abwanderungen und wohl auch durch Scharmützel mit eingedrungenen anderen germanischen Stämmen geschwächt und manche Landstriche teilweise entvölkert oder dünner besiedelt gewesen sein dürften, bot sich für heimatsuchende und arbeitswillige Einwanderer Gelegenheit zur Niederlassung und Seßhaftmachung. So zogen also friedlicherweise und mit Zustimmung der Sudetengermanen Slawen aus ihren Ostgebieten in den Sudetenraum. Der Grund für deren Abwanderung war sichtlich Mangel an Grund und Boden, also aus Gründen der Ernährung, Expansion benachbarter ostischer Stämme, Angriffe menschenräuberischer orientalischer und nordgermanischer Völker sowie Einwirken seitens der Awaren. Da jedoch das Volk der Slawen aus vielen voneinander unabhängigen kleineren Stämmen, ja manchmal nur aus unzusammenhängenden Sippenverbänden bestand, sind sie nicht gemeinsam, sondern vereinzelt nach und nach im Laufe von etwa zwei bis drei Jahrhunderten in den Sudetenraum zugewandert. Wegen allgemein anerkannter geschichtlicher Tatsachen in Verbindung mit den Lebensformen und Gewohnheiten der Sudetenbewohner hat sich die slawische Einwanderung etwa folgendermaßen vollzogen:

a) Vorerst kamen Einzelpersonen oder Familien entweder freiwillig oder als eingefangene Sklaven in die Sudetenländer, wo sie bei den dortigen Germanen meist auf größeren Höfen Verwendung als Dienstboten, Landarbeiter sowie als Hörige fanden. Häufig errichteten sie ihre primitiven Behausungen am Rande oder außerhalb ger-

manischer Ansiedlungen. Diese Ansicht vertritt im wesentlichen auch L. Niederle in „Slovanské starožitnosti III" hinsichtlich der im 8. Jh. im Maingebiet aufgetauchten Slawen, weshalb man dasselbe auch für den Sudetenraum annehmen kann. Dies erhellt auch aus den vom 6. bis zum 8. Jh. stammenden primitiven Bodenfunden angeblich slawischer Herkunft; slawische Kriegsgräber hat man aus jener Zeit nicht festgestellt. Zu bemerken ist, daß noch bis 1938 sehr häufig tschechische Dienstboten bei sudetendeutschen Bauern beschäftigt waren, während man bei tschechischen Dienstgebern wohl kaum deutsches Gesinde antraf.

b) Zum Teil gleichzeitig, größtenteils aber später zogen vereinzelte Sippen sowie Gemeinden unter ihren „starosty" und kleinere Volksstämme mit ihren Stammesältesten (etwa vergleichbar mit den im 15. Jh. aus Vorderindien in großen Massen nach Westen eingewanderten Zigeunern) in den Sudetenraum. Hier besiedelten sie im Wege gegenseitiger, freier Vereinbarungen mit den germanischen einheimischen Adeligen, Landschaftseigentümern oder Gauvorständen, zum Teil auch mit deren stillschweigendem Einverständnis verlassene, verödete und rodungsfähige Böden, die sie bewirtschaften und bewohnbar machen konnten. Dies waren größtenteils die im Böhmisch-mährischen Höhenzug gelegenen weniger fruchtbaren mittelmährischen und mittelböhmischen höheren Regionen, während die sudetengermanische Bevölkerung meist in den fruchtbaren Gegenden verblieben ist. In die Randgebiete der Sudeten drangen die slawischen Einwanderer für dauernd nur selten vor. Die Sudetengermanen behielten als Herren des Landes selbstverständlich die Freiheit ihres Eigentums und ihrer Person sowie Eigenverwaltung. Diese Rechte behielten sie unter anderem auch deshalb, weil sie für damalige Verhältnisse erstklassig bewaffnet waren.

Selbst zu einer Zeit, da die Přemysliden schon den ganzen Sudetenraum beherrschten, also bis zum Ausgang des Mittelalters, verblieben die Sudetengermanen im Besitz dieser Rechte, die ihnen wiederholt und mit Beginn der urkundlichen Zeit auch immer wieder sogar schriftlich bestätigt wurden. Die Slawen hingegen befanden sich, obwohl sie unter und neben Sudetendeutschen wohnten, noch durch Jahrhunderte hindurch größtenteils im Hörigkeitsverhältnis, ja teilweise in Sklaverei; der von ihnen bearbeitete Boden war noch während der Fürstenzeit unbeschränktes Eigentum der böhmischen Adeligen, bzw. der Landesherren. Die teilweise Besiedlung des Sudetenraumes durch Slawen erfolgte auch nach Cosmas auf friedlichem Wege, sie kamen nicht als Eroberer ins Land. (Siehe auch „Dunkler Jahrhunderte goldene Spuren" von Mitscha-Märheim 1963, S. 158.) Der tschechische Historiker Jan Peisker äußert sich in seiner „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Böhmens" hiezu folgendermaßen: „Der Germane erobert, der Slawe nistet sich ein. Der Slawe wird auf dem Boden, den er für seinen Herrn bestellt, seines Gebieters auf irgendeine Art los und frei; er wird aber nicht imstande sein, aus sich selbst ein festes Staatsgefüge zu schaffen." Über die nach Germanien eingewanderten Slawen schreibt L. Niederle: „Všude byli Slované pomíšeni s Němci", d. i. „Überall waren die Slawen mit den Deutschen vermischt". Daß die zugezogenen Slawen als Fremdlinge betrachtet wurden, erhellt aus folgendem: Im Jahre 751 fragte der hl. Bonifatius den Papst Zacharias, ob von den Slawen Steuern eingehoben werden sollen. Hierauf antwortete der Papst: „Jawohl, ansonsten würden sie das Land als ihr eigenes ansehen." Preidel vertritt ebenso wie Trautmann (Göttingen) die unbestätigte Meinung, daß die slawische Einwanderung aus einem langsamen, Jahrhunderte andauernden Sichvorschieben von Ost nach West bestand.

Die Zuwanderung der Sudetenslawen entsprach vorerst wohl den Wünschen *beider* Völker, weil sie nun den sie auch hier bedrängenden Awaren und dem Druck

der germanischen Franken gemeinsam leichter Widerstand leisten konnten. Die Slawen hatten sich sicherlich zu guten Arbeitskräften ihrer germanischen Herren emporgearbeitet, und soweit sie selbständige Gemeinschaften bildeten, waren sie wohl auch verträgliche Nachbarn der neben ihnen seßhaften bewaffneten Germanen. Die Slawen waren sichtlich auch glücklich, ihre vordem ungesunden und widerwärtigen Wohnsitze im sumpfigen Pripjet- und Rokytnogebiet gegen teils schon kultivierte, bessere und gesündere Böden eingetauscht zu haben. Im Laufe der Jahrhunderte wurden beide Völker manchmal sogar Verbündete, teilten dasselbe Schicksal, fühlten sich zeitweise nicht als Deutsche oder Slawen, sondern als „Böhmen", traten in die Geschichte auch gemeinsam als die Boemii (Bohemi) ein und wurden besonders in Zeiten gemeinsamer Not in bestimmten Belangen manchmal „ein Volk in zwei Sprachen", wie sich Willy Lorenz ausdrückt. Eine Assimilierung oder Entnationalisierung von Angehörigen beider Völker erfolgte nicht ausschlaggebend, das zahlenmäßig starke germanische Element wurde vom slawischen keineswegs aufgesaugt. Der manchmal herangezogene Vergleich mit den von den Italienern assimilierten (entnationalisierten) Langobarden, den spanischen Westgoten und Sueben sowie den afrikanischen Wandalen ist hier nicht anwendbar, weil bei den genannten Völkern das Zahlenverhältnis der germanischen Herrenschicht zu den beherrschten Völkern etwa 1 : 50, vielleicht 1 : 100 war. Im Sudetenraum dürfte dieses Verhältnis der Deutschen zu den Slawen noch im 9. Jh. etwa 1 : 1 gewesen sein, um sich bald zu Gunsten der Slawen zu ändern und zu Beginn des 20. Jh.s rund 1 : 2 zu betragen.

Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß größere Massen von Slawen erst im 9. Jh. in die Westslowakei und in den Sudetenraum strömten. Es gibt weder historische Berichte noch archäologische Funde, die deren frühere Einwanderung und Seßhaftmachung zweifelsfrei bestätigen würden. In Chroniken des 8. Jh.s wird zwar wiederholt über Behaimi berichtet, über Slawen geschieht aber keine Erwähnung. Ende des 8. Jh.s zogen fränkische Truppen zweimal unbehindert durch Böhmen. Als jedoch im Jahre 846 eine fränkische Heeresgruppe von Mähren kommend durch Böhmen zog, wurde sie fast gänzlich ausgeplündert. An diesem Unternehmen haben sich Sudetengermanen, deren Führer im Jahre 845 in namhafter Zahl zum Christentum übergetreten waren, wahrscheinlich nicht beteiligt. In den folgenden Jahren erfolgten erstmals typisch altslawische Raubzüge größeren Ausmaßes von Böhmen aus nach Bayern und Thüringen, im Jahre 849 wurde in Böhmen ein fränkisches Heerlager ausgeraubt. In dieses Jahrhundert fällt auch die Erweiterung und Besiedlung großer Herrenhöfe, die zahlreiche Arbeitskräfte benötigten, sowie die Anlegung der vielen sudetischen Haufendörfer. In der Leonida tactica, Kap. XVIII, 78 (vom Beginn des 10. Jh.s) wird ausgeführt, daß herumziehende Slawen dem Machtbereich der Römer auswichen, die Donau überschritten und dort verblieben. Da sich nach diesem Bericht slawische Volksscharen von Süden nach Norden zu in Bewegung gesetzt hatten, ist zu erkennen, daß im 9. Jh. nomadisierende Slawen nördlich der Donau, also in der Slowakei und in Mähren, sich in erwähnenswerter Zahl niedergelassen hatten. Es ist auch auffallend, daß trotz der bedeutenden Christianisierung Mährens erst in der zweiten Hälfte des 9. Jh.s die Fürsten Rastiz und Kocel Anstalten zur Bekehrung und Belehrung der ihnen untertänigen Slawen trafen. Zudem hatten diese auch einen größeren natürlichen Bevölkerungszuwachs als die Sudetengermanen, so daß diese nach und nach von der Staatslenkung zurücktraten, denn im 10. Jh. finden wir schon slawische Fürsten als sudetische Herrscher.

Zusammenfassend ist zur Einwanderung der Slawen darauf zu verweisen, daß es keine verläßlichen Fakten gibt, die deren Zuwanderung vor dem 9. Jh. beweisen würden. Auch sämtliche in den letzten Jahrzehnten erfolgten Forschungsergebnisse

stellen hiefür nur Mutmaßungen dar und sind weit davon entfernt, einen früheren slawischen Zuzug nur einigermaßen größeren Umfanges wahrscheinlich zu machen. (Siehe auch S. 62.).

Zur Klarstellung der in dieser Abhandlung gebrauchten Ausdrücke „Sudetengermanen" und „Sudetendeutsche" ist zu bemerken: Bis zur Reichsteilung von Verdun im Jahre 843 gab es ein einiges großfränkisches Reich, dessen östlicher Teil Germanien war und dessen Bewohner unter dem Sammelbegriff Germanen aufschienen. Erst nach der Regierungsübernahme durch Ludwig den Deutschen betreffend letzteres Gebiet spricht man von „Deutschland" und von „Deutschen". Die Bezeichnung „Sudetengermanen" wird also für die deutschen Bewohner Sudetiens bis 843, manchmal bis zur Beendigung der Karolingerherrschaft zu Beginn des 10. Jh.s verwendet. Von dieser Zeit an werden in dieser Abhandlung die Sudetengermanen, bzw. deren Nachkommen zwecks leichteren Verständnisses und einfacherer Ausdrucksweise als „Sudetendeutsche" bezeichnet. Der hier gebrauchte Ausdruck „Sudetendeutsche" beruht also nicht etwa auf historischer Unkenntnis des Verfassers, sondern wird nur der Kürze halber für alle im Sudetenraum beheimateten Deutschen verwendet. Schließlich ist dieser Name nicht bloß ein geographischer oder etwa ethnologischer, sondern insbesondere ein die mehr als tausendjährige Schicksalsgemeinschaft dieser Deutschen zum Ausdruck bringender Begriff.

Samo

Die Meinung, der senonische Franke Samo habe die Sudetenslawen vereinigt, ein großes Slawenreich gegründet und dort von 623—662 regiert, ist nicht überzeugend. Samo wird von Fredegar als Herrscher der Winedi bezeichnet.

Daß der Ausdruck „Winedi" nur für die slawischen Bewohner verwendet wurde, ist nicht richtig. Dazu kommt, daß man diesen Namen mit den „Wenden" im Sinne eines slawischen Stammes gleichsetzte. Das aber ist ein Irrtum. Wie Prof. Dr. Walther Steller in seiner Untersuchung „Name und Begriff der Wenden (Sclavi)" 1959 nachgewiesen hat, kennzeichnet das Wort „sclavi" in den lateinisch geschriebenen Quellentexten die noch nicht zum Christentum Bekehrten, ohne Unterscheidung einer Volks- oder Stammeszugehörigkeit. In den deutsch (hoch- und plattdeutsch) geschriebenen Chroniken findet sich in derselben syntaktischen und begrifflichen Verwendung das „Wenden", das etymologisch — auch in Übereinstimmung mit dem tschechischen Gelehrten Lubor Niederle — auf die „Wandalen" zurückgeht. Ihr Herkunftsland in Nordjütland heißt noch heute „Vendsyssel", d. h. „Sitz der Wenden". Es ist auch möglich, daß die Winedi Samos in Kärnten oder sonstwo beheimatet waren. Wegen der verschiedenen Schreibweise und Aussprache ist es auch möglich, daß mit den von Fredegar bezeichneten Winedi die illyrischen oder keltischen Vinethi und Veneti, die illyrischen Vindelicii im Alpengebiet oder die germanischen Winnuli Norddeutschlands (so hießen die Langobarden nach ihrer Überfahrt von Schweden nach Germanien) gemeint waren. (Siehe hiezu auch „Slawisch Germanische Lehnwortkunde", S. 181, von A. Stender-Petersen.) Es ist auch auffallend, daß Fredegar der einzige Chronist ist, der unmittelbar über Samo berichtet und die späteren Berichte sich lediglich auf Fredegar stützen. Jedenfalls ist der Umstand, daß Samo ein ins Winediland gezogener Franke war und die Herrschaft über die Winedi antrat, ein Hinweis auf ein gewisses Untertänigkeitsverhältnis dieser gegenüber den Franken.

Es ist unwahrscheinlich, daß Samo aus eigenem Antrieb in das Winediland zog, um Handel zu treiben. Samo dürfte offiziell als Kaufmann, in Wirklichkeit aber über Auftrag des Frankenkönigs als höherer fränkischer Offizier in die nicht voll botmäßigen und von den Awaren bedrängten winedischen Lande beordert worden sein. Diese Ansicht wird auch von H. Preidel vertreten, da das vom Chronisten gebrauchte Wort „negocium" sowohl Handels- als auch Staatsgeschäfte bedeuten kann. Nachdem Samo infolge seiner sichtlich militärischen Kenntnisse und Erfahrungen, die er als Kaufmann wohl nicht gehabt hätte, die kriegsmäßig hochentwickelten Awaren und Franken geschlagen hatte, gefiel ihm das Alleinregieren. Er kehrte zu seinem König Dagobert nicht mehr zurück und nahm 12 Frauen, die er bei einer Rückkehr wohl nicht hätte alle mitnehmen können. Daß Samo und die ihm untertänigen Winedi in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu den Franken waren, geht aus dem Bericht Fredegars hervor, laut welchem der fränkische Abgesandte Sicharius im Jahre 630 von Samo die schuldige Untertänigkeit (servitium) forderte und wegen deren Verweigerung sich in Schmähworten und Beschimpfungen erging, was er gegenüber einem fremden und rechtmäßigen Herrscher wohl nicht gewagt hätte. Samo anerkannte gegenüber Sicharius die Oberherrschaft der Franken unter der Bedingung des Abschlusses eines Freundschaftsvertrages, das heißt der formellen Verleihung des Winedilandes als Lehen. Da die Winedi Heiden waren, lehnte Sicharius einen Vertragsabschluß ab und verlangte völlige Unterwerfung. Darauf kam es seitens Samos und der Winedi zum offenen Aufstand gegen den Frankenkönig und zum Krieg, in dem dieser nur Teilsiege erringen konnte.

Bei genauer Betrachtung und Wertung des Fredegarschen Berichtes erkennt man, daß die hier genannten Winedi keine (slawischen) Wenden, sondern wahrscheinlich wandalische Ostgermanen zusammen mit ihren dienstbaren Slawen oder illyrische Veneter waren, und zwar aus folgenden Gründen:

a) Es ist ausgeschlossen, daß ein fremder und dazu noch westlicher Kaufmann aus dem verhaßten und feindlichen Volk der christlichen Franken in einem Slawenlande die Herrscherwürde so einfach erlangt hätte, ja sogar zum König gewählt worden wäre. Als Samo zu den Winedi kam, hatten diese sicher irgendeine Obrigkeit. Von einer solchen ist aber nirgends die Rede, diese und ihre Anhänger hätten doch nicht auf ihre Herrscherrechte zugunsten eines fahrenden Händlers verzichtet.

b) Den Slawen, deren Auswanderung aus ihrer Urheimat in Westrußland bestenfalls erst begonnen haben konnte, war der Begriff, ja sogar der Name eines Königs noch unbekannt. Sie widerstrebten jeder königlichen Machtwürde und hätten eine solche aus freien Stücken zumindest damals nicht anerkannt.

c) Die Slawen waren damals noch auf einer äußerst niedrigen Kulturstufe, mangelhaft bewaffnet und kriegerisch nicht in der Lage, die kriegsgewohnten Awaren und Franken militärisch zu besiegen.

d) Die Westslawen hatten erst im 9. und 10. Jh. durch Zusammenschluß der vordem zusammenhanglos lebenden Kleinstämme, Sippen und Familien mit der Errichtung staatenähnlicher Gebilde begonnen. Sie wären also in der ersten Hälfte des 7. Jh.s selbst unter Führung eines noch so tüchtigen Mannes zur Bildung eines slawischen Einheitsstaates nicht imstande gewesen.

e) Die einzige Niederlassung der Winedi, über die berichtet wird, war die Großfestung Wogastisburg. Es ist eine germanische Namengebung. Die Slawen besaßen in damaliger Zeit, wie noch später dargetan wird, keine solchen Niederlassun-

gen. Dieses Wogastisburg mußte, wie der tschechische Archäologe Josef Poulik in „Zwei Großmährische Rotunden" aus 1963 ausführte, schon vor dem Auftreten Samos entstanden sein. Da jedoch die damals noch in patriarchalischer Hauscommunio lebenden Sudetenslawen selbst nach tschechischen Behauptungen nicht lange vorher eingewandert sein wollen, hätten sie in der verhältnismäßig kurzen Zwischenzeit diese uneinnehmbare, etwa mit den Großfestungen von Mikultschitz und Camburg vergleichbare Feste weder erbauen, noch auch wirkungsvoll verteidigen können.

f) Falls es ein derart mächtiges, über 40 Jahre bestehendes Slawenreich gegeben hätte, müßte dies zumindest im slawischen Sagenkreis einen Niederschlag gefunden haben. Keine slawische Chronik berichtet darüber, Cosmas, Christianus, Gorazd, Clemens sowie die zahlreichen über die Urgeschichte der eingewanderten Slawen phantasievoll und umfangreich erzählenden slawischen Legenden wissen nichts von Samo. Ja, nach diesen Chroniken und Legenden hat ein Samoreich gar nicht bestanden, da erst die Přemysliden mit dem Bau eines slawischen Staatswesens begonnen haben wollen.

g) Im ganzen Sudetenraum wurden viele archäologische Funde germanischer Herkunft aus dem 7. Jh., aber gar keine einwandfrei slawischer Provenienz gemacht.

h) Die Lage und der Umfang des Samoreiches kann bis heute nicht einmal annähernd festgestellt werden. So wird in der „Conversio Bagoariorum et Carantorum" aus 870—871 berichtet, daß zur Zeit des Frankenkönigs Dagobert in Kärnten ein Fürst Samo regierte und sowohl gegen die Hunnen als auch gegen die Franken Krieg führte, gegen letztere jedoch unterlag. Nach der Orosius-Völkerbeschreibung König Alfreds von England (gest. 899) lag das Weonodland, Winodland, Land der Wineda nördlich von Böhmen und Mähren, also in Ostelbien, während im Alpengebiet südlich der Donau Carantanen (ohne den geringsten Hinweis auf eine Zugehörigkeit zu den Winedi) siedelten; in Böhmen und Mähren waren nach König Alfred die Baeme (Böhmen) und Maroara, aber keine Winedi seßhaft.

i) Wogastisburg war schon dem Namen nach eine germanische Niederlassung. Das Wort „Wogastis" ist in drei Teile zu zerlegen. Die Silbe „Wo" (im Urtext heißt es „Vuo") ist althochdeutsch (germanisch) und im Worte „Vuodan = Wodan" enthalten und dessen abgekürzte Form; die Silbe „gast" ist, wie K. Zeuß in „Herkunft der Bayern", Kap. XVIII, eingehend begründet, das althochdeutsche Wort für „Geist", die Endung „is" ist der besitzanzeigende, altdeutsche Genetiv. Wogastisburg ist also die „Burg des Wodangeistes", abgekürzt „Burg des Wogast". Wir kennen auch die germanischen Namen Radegast, Arbogast, Harigast, Nebisgast, Salegast, Wisogast usw. In Mainfranken gab es ein germanisches Allod „Wugastesrode". Die Historiker Flajšhans und Käubler erklären den Namen „Wogastisburg" ebenfalls als germanischen Ursprungs. (Siehe auch „Wogastisburk" von Grünwald in „Vznik a počátky Slovanů" II.)

j) Fredegar berichtet, daß die in Wogastisburg belagerten Winedi den Großteil des Heeres Dagoberts „mit dem Schwerte" niedermetzelten. Nun waren aber die Slawen in den ersten Jahrzehnten des 7. Jh.s, ja nicht einmal im 9. Jh. mit Schwertern ausgerüstet, wohl aber die Illyrer, Kelten und Germanen. Die Verteidiger Wogastisburgs konnten daher keine Slawen gewesen sein.

k) Selbst der tschechische Historiker Palacky, der jedes nur irgendwie für altslawisches Heldentum in Betracht kommende Schriftstück auswertet, erklärt Fredegar für nicht verläßlich.

Namen und Begriffe der Sclavi, Böhmen und Mähren

Die ersten verläßlichen Urkunden nach dem 567 erfolgten Abzug der Langobarden aus dem Sudetenraum haben wir über dessen Bewohner vom Ausgang des 8. und Beginn des 9. Jh.s. Erst seit dieser Zeit ist die Anwesenheit von Slawen urkundlich und einwandfrei nachgewiesen. Wenn in Schriftstücken von terra Sclavorum (Slawenland), Sclavi (Slawen) und ähnlich berichtet wird, so ist daraus vorerst zu entnehmen, daß im Sudetenraum Sclavi wohnten, Reisen unternahmen, Handel trieben, zollpflichtiges Gut aus- und einführten und an kriegerischen Handlungen beteiligt waren. Diese Sclavi haben von Böhmen aus teils als herumziehende und vagabundierende Leute, teils in kleineren oder größeren Scharen ähnlich wie bis zum 15. Jh. gewohnheitsmäßig Raub- und Beutezüge nach Deutschland unternommen und sich stets wieder in das ringsum von Gebirgen und Waldgebieten geschützte Böhmen zurückgezogen. Dies taten jedoch nur die Sudetenslawen, weshalb sie besonders auffielen und nach ihnen dann häufig alle Sudetenbewohner als Sclavi und das Land als „terra Sclavorum" bezeichnet wurden. Die Sudetendeutschen haben sich an solchen Expeditionen außerhalb Böhmens nicht beteiligt und sind daher auch später stets nur bei der Landesverteidigung in Erscheinung getreten. Auch während der Hussitenzeit wurde Böhmen „Hussitenland" genannt und zur Gänze mit dem päpstlichen Interdikt belegt, später wurde es als Tschechei und Tschechien bezeichnet, obwohl dort Millionen Deutsche bzw. Katholiken wohnhaft waren. So haben also auch manche Sachsen, Franken und Bayern sowie deren Chronisten, die vom Vorhandensein germanischer Stämme im Sudetenraum entweder nichts näheres wußten auch die Boemani wegen ihres Heidentums, den ostischen Lebensraum und ihrer Unbotmäßigkeit gegenüber den fränkischen Eroberern als Sclavi und das Land Böhmen als terra Sclavorum bezeichnet. Es war eine Zeit, in der man Sprach- und Volksverwandtschaften manchmal wohl ahnte, die Sprach- und Volksstämme aber noch nicht immer scheiden und richtig einordnen konnte. Zudem waren die Sudetendeutschen bis ins 9. und 10. Jh. zum Unterschied von den christlichen Bayern und Franken überwiegend Heiden. Da aber in damaliger Zeit für die fast ausschließlich geistlichen Chronisten die Religionszugehörigkeit wichtiger als die Nationalität einer Volksgruppe war, warfen sie die Sudetendeutschen als Ostgermanen mit den Sudetenslawen gleichsam in einen Topf und bezeichneten beide in demselben Land lebenden Nationen manchmal als Sclavi. Es wurden, wie W. Steller eingehend schildert, alle ostwärts der Linie Elbe—Saale—Böhmerwald lebenden heidnischen Völker ohne Prüfung ihrer Nationalität als Sclavi in der Bedeutung von Nichtchristen bezeichnet, als solche zutiefst verachtet und als Feinde angesehen. So hatte schon zu Samos Zeiten der fränkische Gesandte Sicharius die heidnischen Winedi als „Hunde" beschimpft, „mit denen Christen und Gottesdiener keine Freundschaft schließen können". Die germanischen Bojomannen (Bainochaimai) waren, da das unter Königin Fritigil nur oberflächlich angenommene Christentum größtenteils wieder in Vergessenheit geraten war, genauso wie die Slawen Heiden und wurden daher von den christlichen Westdeutschen meist als Feinde betrachtet und behandelt. Genau dasselbe gilt von den Sclavi Maharenses (mährische Sclavi), die ebenso wie ein namhafter Teil der als Sclavi bezeichneten Bohemi gar keine Slawen, sondern Germanen waren. Die Sudetenslawen waren als militärisches Hilfsvolk trotz geringerer Kampftüchtigkeit willkommene Waffengefährten der Sudetendeutschen in deren Kampf im 9. Jh. gegen die ein Großdeutschland anstrebenden Franken; sie taten sichtlich auch gerne mit, denn in einem politisch selbständigen Sudetenraum war ihr slawisches Volkstum mehr gesichert als in einem geeinten Deutschland.

Manche Chronisten berichten über Beehaimi, Boemani, Bohemi, Beheimi und erwähnen die Sclavi überhaupt nicht oder nur nebenbei. So hat Einhard zum Jahre 791 mitgeteilt, daß die Truppen Karls des Großen „per Beehaimos", also durch Böhmen ungehindert anläßlich des Feldzuges gegen die Awaren zogen; dieser Umstand beweist übrigens, daß die Bewohner des Sudetenraumes den Franken gegenüber nicht feindlich gesinnt waren, zumal diese deren Selbständigkeit damals noch nicht bedrohten. Hätten schon zu jener Zeit Slawen die Sudetengebiete beherrscht, wäre der fränkische Durchmarsch wohl nicht so friedlich und ungestört vonstatten gegangen. Zum Jahre 806 nennt Einhard die „terra Beheim", also das „Land Böhmen" und zum Jahre 814 unter den von Karl dem Großen unterworfenen Völkern auch die Boemani, also die schon von Ptolomäus genannten Bainochaimai als Bewohner Böhmens. Im Dekret über die Reichsteilung aus 816 heißt es: „Item Hludowicus volumnus ut habeat Baioariam et Carentanos et Beheimos et Avaros atque Sclavos, qui ab orientali parte Baioariae sunt", d. i. „ebenso ordnen wir an, daß an Ludwig das Bayernland sowie die an dessen Ostseite wohnhaften Kärntner, Böhmen, Awaren und Slawen zufallen." In dieser Staatsurkunde, der größere Beweiskraft zukommt als Chronistenberichten, wird also Ludwig (dem Deutschen) die Herrschaft über eine Anzahl von Völkern, darunter über die Beheimi *und* die Sclavi, übertragen. Diese werden darin als zwei verschiedene Völker genannt. Daraus muß man schließen, daß nach offizieller Auffassung im Sudetenraum zwei Völker lebten, nämlich die germanischen Boemani (Beheimi) und die Sclavi.

In den Annales Fuldenses wird zum Jahre 840 Böhmen als „terra Sclavorum" bezeichnet, zum Jahre 845 berichten dieselben Annalen von 14 „duces Boemanorum", also von bojomanischen Fürsten. Im Juli 895 erschienen in Regensburg „de Sclavonia omnes duces Boemanorum" (aus dem Sclavilande alle Führer der Bojomanen). Hätte es sich in beiden Fällen nur um slawische Fürsten gehandelt, wären sie wohl als „duces Sclavonici" oder „duces Sclavorum" bezeichnet worden, zumal laut Chronistenbericht im Jahre 887 noch „Norici et Sclavi" (Noriker und Slawen) das Begleitheer Arnulfs von Kärnten bildeten. Überdies gab es im 9. Jh. einen slawischen Adel noch nicht in derartiger Zahl und von solchem Einfluß, so daß die genannten Fürsten als weitaus überwiegend deutsch angesehen werden müssen. In der Raffelstettner Zollordnung aus 905 heißt es: „Sclavi vero, qui de Rugis vel de Baemannis mercandi causa exeunt" (auch Sclavi, welche von dem Land der Rugier und der Bojomanen des Handels wegen herkommen). Aus dieser amtlichen Urkunde ist zu ersehen, daß von einer bayrischen Behörde Böhmen und Mähren als Land der Bojomannen und der (germanischen) Rugier bezeichnet werden und daß dort auch Sclavi wohnten. Der hl. Adalbert, Bischof von Prag von 983—997, wird „Rugorum episcopus", d. i. als „Bischof der Rugier" genannt. In den Ennser Jahrmarktsatzungen aus 1191 wird von Frachtwagen, die nach „Ruzia" fahren und von dort kommen, berichtet; nach dieser Darstellung werden die Sudetenländer in Anlehnung an die Raffelstettner Zollordnung als Ruzia-Rugia, d. i. das Land der germanischen Rugier, bezeichnet. (Siehe F. Pfeffer, „Das Land ob der Enns" aus 1958.)

Die seinerzeitigen Chronisten waren nicht in der Lage, Völker und Stämme richtig einzureihen. So bezeichnete Fredegar in Unkenntnis der völkischen Zugehörigkeit die Awaren als Hunnen. Ebenso verwechselte Einhard die Awaren mit den Hunnen und berichtete über die Feldzüge Karls des Großen gegen die „Hunnen". In den Annales reg. Franc. 1. c. S. 159 heißt es: „In quo conventu orientalium Sclavorum, id est Abotritorum, Soraborum, Wilzorum, Beheimorum, Moravanorum, Praedenecentorum et in Pannonia residentium Abarorum legationes cum muneribus

ad sedirecta auditiv", d. i. „in dieser Versammlung der Ostsclavi, d. i. der Abotriten, Soraben, Wilzen, Böhmen, Mährer, Praedenezenten und der in Pannonien seßhaften Awaren hörte er die zu ihm mit Geschenken geschickten Gesandtschaften an". Hier werden also die Awaren, die doch beileibe keine Slawen waren, zu den Sclavi gerechnet. Einhard bezeichnet einerseits in der Vita Karoli Magni, Kap. 15, das Gebiet zwischen Rhein und Weichsel als Germanien sichtlich nur deshalb, weil dort germanische Stämme siedelten. Einhard schreibt: „Endlich machte er" (Karl) „sich auch alle barbarischen und wilden Völkerschaften zinsbar, die zwischen Rhein und Weichsel, dem Meer und der Donau Germanien bewohnen, so ziemlich einerlei Sprache reden, in Sitten und Kleidung aber sehr verschieden voneinander sind. Die bedeutendsten darunter sind die Weletaben, Soraben, Abotriten, Boemannen, und mit diesen hatte er Krieg zu führen, die übrigen weit zahlreicheren unterwarfen sich freiwillig."

Nach diesem Einhardschen Bericht waren die genannten Stämme genauso wie die ebenfalls nicht lange vorher unterworfenen Sachsen germanische Völkerschaften, da sie „ziemlich einerlei Sprache redeten", allerdings nicht dem römisch-fränkischen Kulturkreis angehörten. In den Annales Flodoardi aus dem 10. Jh. werden Herzog Boleslaus I. sowie die Fürsten der Obotriten und Wilzen wieder als „Könige der Sarmaten" bezeichnet. In den Annales Alamanici MG. SS I, 57 (siehe V. Novoný, české dějiny I/1) wird berichtet, daß Karl der Große im Jahre 791 einen Kriegszug „in regionem Wandalorum", d. i. „in das Land der Wandalen" unternommen hat.

Die Begriffsverwirrung zwischen Ostgermanen und Slawen fällt besonders in der Chronica Sclavorum Helmolds aus dem 12. Jh. auf. Es ist erst eine Verfälschung der Texte nach der Durchsetzung der „Slawentheorie", daß man das „c" der Vorlage wegließ. Erst die Textausgabe von Schmeidler 1910 läßt das „c" mit falscher Begründung fort und fälscht damit die originale Textvorlage — aus vorgefaßter Ansicht heraus — fälscht damit die Überlieferung und bietet nunmehr eine irreführende Textvorlage. Helmold schreibt, daß manche Leute auch das Land Ungarn zum Slawenlande rechnen, weil dessen Bewohner „sich weder dem Äußeren noch der Sprache nach von den Slawen unterscheiden". Weiters berichtet er zum Jahre 1052: „Cesar Henricus Ungaros, Boemos, Sclavos coercuerat", d. i. „Kaiser Heinrich hat die Ungarn, Böhmen und Slawen gebändigt (besiegt)". Warum zählt der Chronist hier die Böhmen gesondert auf? Ist es ihm vielleicht doch zu Bewußtsein gekommen, daß das Volk der Böhmen und das der Slawen nicht identisch sind? Weiters berichtet Helmold: „Wo Polen endet, kommt man zur größten Provinz der Sclavi, die von altersher Wandalen (Wandali), jetzt aber Winithi oder Winuli genannt werden. Die ersteren von ihnen sind die Bewohner Pommerns, deren Wohnsitze bis zur Oder reichen." Daraus erkennt man, daß die alten Wandalen bloß ihren Namen geändert, ihre Wohnsitze aber beibehalten haben und genauso wie die Awaren und Ungarn zu Unrecht den Slawen zugerechnet werden. Oder sollten diese Winuli (dies ist der älteste Name der Langobarden) etwa die Wilzen (Ljutizen) gewesen sein, die ebenfalls zu Unrecht den Slawen zugezählt werden? Der Chronist berichtet dann, daß noch andere slawische Völker, wie die Heruler (Heruli) oder Hewelder (Heveldi) zwischen Oder und Elbe wohnen. Man erkennt also, daß auch germanische Heruler zwischen Oder und Elbe verblieben waren, sogar ihre Namen beibehalten haben und weil sie Heiden geblieben waren, auch zu den verachteten Slawen gerechnet wurden. Helmold berichtet von den Rugiani, also von den Rugiern, als Bewohnern einer großen, in der Ostsee gegenüber den Wilzen gelegenen Insel. Dies ist die Insel Rügen. Die

Rugiani werden als das tapferste slawische Volk, welches einen König hat, geschildert. Es werden also vom seinerzeitigen Chronisten sogar die germanischen Rugier als Slawen bezeichnet. Helmold beklagt, daß die Winithi (Wandalen), Heruler, Rugier und andere dort wohnhafte Völker sich nicht zum Christentum bekehren wollen. Palacky bezeichnet die Wilzen als ein sehr tapferes Volk. Nun berichtet aber Peisker, daß nach Angaben des anglikanischen Mönches Orderik die Wilzen Verehrer Wodans, Thors und der Freya waren. Die Wilzen hatten zum Jahre 789 einen König Dragowit, das ist „Droctowech", was Volkskämpfer bedeutet. Zu diesem Jahre hatten die Wilzen bereits eine Hauptstadt. Zum Jahre 965 wird von urbes (Städten) in Ostelbien berichtet, zum Jahre 968 bestanden bereits die Bistümer Merseburg, Havelberg und Altenburg und die Stadt Stargard. Ein König der Obotriten hieß Witzan und ein anderer Billug, deren Hauptstadt war seit alten Zeiten Mikilinburg (Mecklenburg), eine weitere Obotritenstadt war Eilberch, welche im 12. Jh. Sigeberch genannt wurde, weiters wird wiederholt von der Stadt Rethre, in der sich ein Heiligtum des Gottes Radegast befand, berichtet. Dies war aber schon dem Namen nach keine slawische, sondern eine germanische Gottheit. Das niederdeutsche „rade" bedeutet „raten", rätseln; „gast" ist das germanische Wort „Geist" (siehe hiezu auch den germanischen König Radagais, die sächsischen Städte Radebeule und Radeberg sowie Ausführungen von K. Zeuß in „Herkunft der Bayern", XVIII). Zum Jahre 1057 regierte der Obotritenfürst Godescalcus (Godschalk). Man erkennt also, daß es deutsche Völker, Städte und Herrscher waren, die von Chronisten irreführend als Slavi oder Sclavi bezeichnet wurden. Diese Verwechslung war um so leichter erklärlich, als die Mundarten der Ostdeutschen sich von denen der Westdeutschen stark unterschieden, so daß sich diese Volksstämme mangels einer einheitlichen Schriftsprache wohl nur schwer miteinander verständigen konnten.

Im Bericht über das Leben der hl. Ludmila, Fontes rerum Bohemicarum von Emler aus 1873, S. 192, heißt es: „Bohemi vero et Sclavi", d. i. „Die Böhmen jedoch und die Sclavi". Im Chronicon Reginonis aus 877 heißt es: „Regna Sclavorum, Behemensium et Maharensium", d. i. „Die Reiche der Sclavi, der Böhmen und der Mährer". Adamus Bremensis, ein Chronist des 11. Jh.s, berichtet, daß zu Beginn des 9. Jh.s der hamburgische Kirchensprengel „hier von den Dänen und Sclavi, dort von den Böhmen und Ungarn geplündert wurde". Daraus erkennt man, daß diese Chronisten richtigerweise zwischen den Sclavi und den damals bereits überwiegend christianisierten Böhmen durch deren gesonderte Aufzählung einen Unterschied machen. Adamus Bremensis schreibt weiters: „Sclavonia, Deutschlands größte Provinz, wird von den Winuli, vormals Wandali genannt, bewohnt und soll zehnmal größer als unser Sachsen sein." Adam von Bremen bezeichnet also Ostelbien als einen Teil Germaniens genauso wie rund 200 Jahre vorher Einhard und über 100 Jahre früher König Alfred der Große von England dieses Gebiet als zu Germanien gehörig beschrieben hatten. Wenn dies also ein Teil Germaniens war, dann waren sichtlich in der überwiegenden Zahl auch dessen Bewohner, die ja die Oberherrschaft der Westdeutschen gar nicht anerkannten, ebenfalls Germanen. Allerdings hat man sie zusammen mit den dort eingesickerten Slawen wegen ihres Heidentums auch als Sclavi bezeichnet, die dreimal zum Christentum bekehrt wurden, stets aber wieder abgefallen waren. Der Umstand, daß dort sowie im Sudetenraum *auch* Slawen wohnten und manchmal unter den Namen der früheren Landesbewohner aufschienen, ist kein Beweis für ein Verschwinden der altansässigen deutschen Bevölkerung. Adam von Bremen berichtet auch über die Stadt Jumne, in der Sclavi mit anderen Völkern, Griechen und Barbaren, wohnen sowie, daß die Stadt Rethre neun Tore hatte. Aus dieser Mitteilung ist zu schließen, daß die dortigen Sclavi keine Barbaren, also keine

Angehörigen eines fremden Volkes waren und daß das als slawische Stadt bezeichnete Rethre mit seinen Goldschätzen auf einer Kulturstufe gewesen sein mußte, die die Slawen der damaligen Zeit noch nicht erreicht gehabt hatten. Der Chronist Paulus Diaconus hat 787 in der „historia Langobardorum" über die germanischen Winuli Norddeutschlands zu einer Zeit berichtet, in der man von Slawen noch nichts wußte. Ostelbien samt Schlesien und Preußen wurden im Mittelalter genauso wie der Sudetenraum von zugewanderten Deutschen nicht kolonisiert, denn diese bewohnten die genannten Gebiete ununterbrochen seit Jahrtausenden. Einen Beleg dafür, daß man unter „Sclavi" Nichtchristen verstand, bietet das Ratzeburger Zehntenregister aus 1230 mit folgender Bemerkung: „Sclavi sunt, nullum beneficium est", d. i. „es sind Sclavi (Heiden), von denen kein Zehent einzuheben ist." Christen mußten nämlich einen Zehent entrichten, wozu Heiden natürlich nicht verpflichtet waren. Der Übersetzer der Schriften des Adamus Bremensis, der deutsche Gelehrte Carsten Miesegaes aus Bremen, hat erklärt, daß die Winuli und die Wenden (Venethi) von den seinerzeitigen Chronisten wegen ihrer gemeinsamen Wohnsitze häufig verwechselt werden. Zutreffend berichtet zum Jahre 806 die chronica Sigiberti, MGH, SS. VI. 1844, 336: „Die Böhmen (Behemani) greifen zusammen mit slawischen Hilfstruppen (Sclavis auxiliantibus) von allen Seiten an, werden aber von Karl, dem Sohn des Kaisers, tapfer niedergekämpft." Dies ist ein überzeugender Beweis dafür, daß die germanischen Behemani Herren des Landes Böhmen, die böhmische kriegführende Macht und die zugezogenen Slawen von ihnen als militärisches Hilfsvolk gegen die Franken eingesetzt wurden. Dies war das erste historisch festgehaltene gemeinsame Vorgehen sudetengermanischer und sudetenslawischer Truppen unter sudetengermanischem Befehl gegen angreifende Nord- und Westdeutsche, wie sich dieses auch noch später, z. B. im Dreißigjährigen Krieg, in den Napoleonischen Kriegen und im Jahre 1866 analog unter der Herrschaft deutschösterreichischer Herrscher wiederholte.

In einigen Chronistenberichten werden in der ersten Hälfte des 9. Jh.s Sclavi mit Beheimi identifiziert oder mit dem neu gebildeten Namen „Beuwinitha" und ähnlich bezeichnet. In einigen Berichten wird wiederum von „Sclavi, qui vocantur Behemi", d. i. „Sclavi, welche Böhmen heißen", berichtet. Diese Benennungen bestätigen keineswegs, daß unter „Behemi" nunmehr nur noch Slawen zu verstehen sind.

Aus sämtlichen obigen Erörterungen ist zu erkennen, daß das Wort „Bojomani, Baemani, Boemani, Beheimi, Bohemi" usw. zwei Bedeutungen haben konnte, und zwar für

a) das *Land* Böhmen (siehe Beheim, per Beeheimos, de Boemannis),

b) die *Bewohner* Böhmens ohne Rücksicht auf deren Nationalität. Schon Jahrhunderte vor der Einwanderung der Slawen wurden die germanischen Bewohner Böhmens ungeachtet der Stammeszugehörigkeit als „Bainochaimai", „Bojomani" und ähnlich bezeichnet. So wurden auch die Slawen Böhmens nur wegen ihres Aufenthaltes in diesem Lande zu Bojomani, Bohemi usw., also zu Bewohnern des gleichnamigen Landes. Diese Bezeichnung, später auch in „Boemi" und ähnlich umgeformt, galt also für die gesamte Bevölkerung Böhmens bis in die letzte Zeit nur in geographischem, nicht aber in völkischem (nationalem) Sinn. Dasselbe gilt auch von den Bewohnern Mährens. So wird in der Letopisy České zum Jahre 1251 berichtet, daß Wenzel, König von Böhmen, mit einem großen Heer von „Böhmen und Mährern" (multo exercitu Bohemorum et Moravorum) gegen Bayern zu Felde zog. Bis in die ersten zwei Dezennien des 20. Jh.s wurden alle Bewohner Böhmens offiziell und inoffiziell als „Böhmen" bezeichnet, womit man außerhalb Böhmens ganz ungerechter Weise un-

gefragt und unüberlegt fast immer „Tschechen" meinte. Falls man damit aber Deutschböhmen oder Deutschmährer benennen wollte, bedurfte es meist erst einer längeren, häufig gar nicht einmal ernsthaft geglaubten Aufklärung, Information und Belehrung, daß es auch über drei Millionen Deutschböhmen und Deutschmährer gab. So wurden im wissenschaftlich fortgeschrittenen 20. Jh. die Deutschböhmen häufig mit den Tschechen verwechselt. Wenn also eine bestimmte Unklarheit über die Volkstumszugehörigkeit der Böhmen noch im 20. Jh. herrschte, darf man es den Chronisten des 9. Jh.s nicht verübeln, wenn auch sie die in Beheimi wohnhaften Sclavi als „Bojomani, Beheimi" und umgekehrt benannten. Wie sogar das angebliche Herkunftsland eines Volkes diesem den offiziellen Namen zu geben vermag, ersieht man daraus, daß „ein Zigeuner" auf französisch „un bohêmien" und „eine Zigeunerin" danach „une bohêmiene" heißt. Als weiteres der zahlreichen Beispiele für die Benennung eines Volkes in geographischem und staatspolitischem Sinne kann man Belgien anführen; hier wohnen Flamen und Wallonen in einem Staat; aus der Bezeichnung „Belgier" erkennt man also genausowenig dessen Volkstumszugehörigkeit wie die eines „Böhmen". Schon aus all diesen Gründen ist zu erkennen, daß trotz angeblichen Fehlens von Chronistenberichten über Germanen aus dem 9. Jh. deren Existenz im Sudetenraum zu bejahen ist.

Cosmas kennt noch den Unterschied zwischen den als Sclavi bezeichneten Slawen und den Bohemi. So berichtet er, daß im Jahre 983 Bischof Adalbert von Prag mit einer „slawischen Mannschaft" zum deutschen Kaiser nach Verona zwecks Bestätigung der Bischofswahl gekommen sei. Im Jahre 1040 sei „eine slawische Gesandtschaft" zu Kaiser Heinrich II. geschickt worden, und in demselben Jahre haben „die Slawen Böhmens" über den deutschen Kaiser einen Sieg errungen. Ansonsten schreibt er stets von den Boemi, also von den Böhmen in geographischem und staatsrechtlichem Sinn, ja man kann sagen, mit Ausnahme der drei genannten, für die böhmischen Slawen erwähnenswerten und „großartigen" Ereignisse gab es auch für Cosmas nur die Boemi, zu denen die Sclavi und die Teutonici (Deutschen) aus Böhmen, welch letztere aber von den Sudetenslawen (auch von Cosmas, ja selbst von den Tschechen des 20. Jh.s), zwecks Verschleierung des tatsächlichen Bevölkerungsverhältnisses nur selten als solche benannt werden, zählten. So hielt Herzog Wladislaw im Jahre 1110 an seine Soldaten eine Rede, in der er sie mit „Boemii" ansprach und zum Kampf gegen die Polen anfeuerte. Daraufhin griff ein Teil des böhmischen Heeres unter Führung des Sudetendeutschen Dietrich am Flüßchen Trutina an, brach in die Flanke der Polen ein und erfocht einen Sieg. Die übrigen Böhmen (offenbar die Slawen) griffen die Polen im Zentrum an, wendeten sich jedoch mit dem Herzog zur Flucht, so daß aus dem ursprünglichen Sieg eine Niederlage wurde. Cosmas berichtet einigemal auch über die slawische Sprache, womit er unmißverständlich auch den Gebrauch einer anderen Umgangssprache — und dies konnte nur die deutsche gewesen sein — zum Ausdruck brachte.

Man erkennt also, daß die Sudetenslawen selbst nach und nach die Namen „Venethi" und „Sclavi" ablegten und sich auch namenmäßig ihren germanischen Gastgebern eingliederten. Schließlich kam es so weit, daß sie den Namen „Bohemi" für sich allein reklamierten und unter Mißachtung jeglichen geschichtlichen Werdegangs ihn jetzt unrichtigerweise sogar mit „Tschechen" übersetzen.

Franz Wolff hat sich ähnlich wie Walther Steller in eingehender Begründung in dem 1965 im Schwentine-Verlag Kiel erschienenen Werk „Ostgermanien" im wesentlichen geäußert: „Adam von Bremen hat das östliche Germanien mit dem Namen ‚Sclavenia' belegt. Er nennt daher dessen Bewohner ‚Sclaveni', in der Kurz-

form ‚Sclavi'. In der gleichen begrifflichen Art kommt etwa vom Jahre 1000 ab das Wort ‚Wenden' auf. Unter Sclaveni (Sclavi) und Wenden werden die noch nicht bekehrten Bewohner des ostelbischen Raumes in begrifflicher Übereinstimmung mit dem großen kulturell-politischen Anliegen jener Missionsjahrhunderte verstanden. Die politische Abtrennung der germanischen Ostgebiete vom Deutschen Reich schied nur Germanen von Germanen und schuf keine zwei volklich verschiedene Menschengruppen. Der einzige erkennbare Unterschied bestand darin, daß das Reichsgebiet bereits christianisiert gewesen ist, während die Landschaft Sclavenia noch zu missionieren war." Prof. H. Koller, Salzburg, schreibt im Leitfaden über die großmährische Ausstellung in Wien aus 1966, daß „im 9. Jh. auch besser informierte Historiographen die Bevölkerung nördlich der Donau einfach ‚Slavi' nannten, zumal für diesen Raum auch keine passende Bezeichnung existierte".

Nach der Orosius-Völkerbeschreibung König Alfred des Großen von England (gest. 899) erstreckte sich Germanien vom Rhein bis zum Don. (Siehe vznik a počátky Slovanů V, S. 60 ff.) Die zwischen Rhein und Weichsel lebenden Völker waren die Ostfranken, Schwaben, Bayern, Böhmen, Mährer, Thüringer, Friesen, Sachsen sowie die ostelbischen Afdrede (Obotriten), Wilten (Wilzen), Burgunder, Haefeldan (Havelländer), Weonode-Winedi (Wandalen), Dalamentsan (Dalaminzen), Horigti (Chorwaten) und Surpe (Sorben, Serben). Alle diese Völker waren mit Ausnahme der Chorwaten, Sorben (Serben) und vielleicht der Dalaminzen germanische Stämme, während die letztgenannten drei Völkerschaften wohl den Slawen zuzurechnen sind; diese Feststellung kann man aus den Namen dieser Stämme, aus Orts-, Flur-, Fluß- und Personennamen, Siedlungsformen, archäologischen Funden usw. treffen. Die ansonsten wiederholt genannten Sclavi und Slavi scheinen in diesem offiziellen Bericht nicht auf. Daraus erkennt man, daß zum Ausgang des 9. Jh.s westlich der Weichsel (nach der „divisio orbis" reichte bis zu diesem Fluß Germanien) keine Sclavi waren, die eine staatenbildende Völkerschaft und politisch erwähnenswert gewesen wären, sondern daß der Bezeichnung „Sclavi" eine andere Bedeutung zukam. Im Volkslied „Pidder Lüng" von Detlev Freiherr von Liliencron spricht ein norddeutscher Bauer „Lewwe duad üs Slaav". Das Wort „Slawe" wurde also im Volksmund für Sklave gebraucht. Das englische Wort für Sklave ist „slave".

Zusammenfassend ist festzustellen, daß Chronisten ursprünglich Sklaven und Slawen als „Sclavi" und „Slavi" bezeichneten, daß sie aber damit im gleichen Zeitraum ohne Differenzierung auch alle anderen Ungläubigen Ostgermaniens so benannten. Es ist daher von Fall zu Fall zu prüfen, ob unter „Sclavi" Sklaven, Slawen oder nichtchristliche Ostvölker zu verstehen sind. Berichterstatter haben jedoch weniger Sklaven oder Slawen, sondern meistens die nichtchristlichen Völker als „Sclavi" oder „Slavi" bezeichnet. Am überzeugendsten dafür ist die Tatsache, daß letztere nach erfolgter Christianisierung von Chronisten und Reisenden nicht mehr als „Sclavi" oder „Slavi" benannt worden sind.

Zoll- und Landesgrenzen

Im 7., 8. und zu Beginn des 9. Jh.s haben in Ostelbien, im Sudetenraum sowie in Ostösterreich Slawen zum Teil Quartiere bezogen. Von hier aus erweiterten sie ihre Züge auch nach Westen in unbestritten fränkisches Hoheitsgebiet. Die in Ostelbien, im Sudetenraum und im nördlichen Österreich seßhaften und das Land beherrschenden noch überwiegend heidnischen Germanen widerstrebten einer Einver-

leibung in das fränkische Reich genauso wie vorher die Bayern, Alemannen und Sachsen. Um die Versorgung jener Ostgermanen, der in ihren Diensten stehenden slawischen Hilfsvölker sowie allenfalls noch herumziehender Awaren mit Waffen zu verhindern, hat Karl der Große im sog. Diedenhofer Kapitulare aus 805 eine Art Zollgrenze festgelegt und ein Waffenausfuhrverbot in die „Gebiete der Sclavi und Awaren" erlassen sowie einige Städte bestimmt, über die ostwärts hinaus Waffen und Brünnen nicht geliefert werden durften. Dadurch sollten also nicht bloß Slawen, sondern vor allem die heidnischen Ostgermanen getroffen werden. Die Bezeichnung „limes Sorabicus" für diese angebliche Grenzlinie ist genauso unberechtigt wie die Erfindung eines „limes Saxoniae", weil dort weder Landesgrenzen verliefen noch auch Grenzbefestigungen waren. Aus dem Kapitulare kann man weder auf eine bestimmte Ausdehnung slawischer Wohngebiete noch auf einen Bereich oder auf irgendwelche Landesgrenzen angeblicher Herrschaftsgebilde schließen. Karl der Große hat die nur als zoll- und handelsrechtlich anzusprechenden Grenzorte im Sinne damaliger Gepflogenheit *innerhalb* seines Herrschaftsbereiches festgelegt, um auch schwärmenden und in seine Westlande vorstoßenden Feindscharen die Möglichkeit der Erbeutung solcher Waffen zu nehmen. Daraus ergibt sich folgerichtig (was auch ansonsten erwiesen ist), daß sich das Reich Karls des Großen über die angegebenen Orte und Linien ostwärts hinaus erstreckt hatte.

Die Anlegung von Zollstellen im Landesinnern wurde nicht nur von fränkischen und deutschen Regenten, sondern auch von den Přemysliden im Sudetengebiet veranlaßt. So waren, nachdem sich der böhmische Herrschaftsbereich im 11. und 12. Jh. bis zum Oberlauf der Maltsch und Moldau vorgeschoben hatte, die böhmischen Zollstellen Breznitz bei Hartmanitz und Prachatitz am Nordrand des Böhmerwaldes ziemlich weit von der südlich davon befindlichen Landesgrenze entfernt. Noch weiter, nämlich gegen 80 Kilometer, war der Abstand dieser böhmischen Zollstellen von den bayrischen, an der Donau liegenden Zollstellen Passau und Raffelstetten und von der Zollgrenze. Der Abstand der böhmischen Zollstelle Tepl von den westlich und südwestlich davon gelegenen deutschen Zollstellen war ungefähr derselbe. Ungefähr gleich groß war die Entfernung der böhmischen Zollstellen Hohenmaut, Gumpolds und Habern von der mährischen Zollstelle Gewitsch, bzw. Hausbrünn. Die niederösterreichischen Zollstätten Horn, Pölla und Zwettl waren von der böhmischen, bzw. der mährischen Grenze noch im Hochmittelalter bis rund 40 Kilometer weit gelegen.

Ebenso bildete zur Zeit der Erlassung der Raffelstettner Zollordnung (um 906) die Donau keineswegs die nördliche Grenze Bayerns (Oberösterreichs). Dieser Strom wurde lediglich wegen leichterer Zollüberwachung und Zollabfertigung gleichsam als Zollgrenze festgesetzt, obwohl die nördlich davon gelegenen Regionen bis über die Nordhänge des Böhmerwaldes hinaus noch zum Jahre 981 größtenteils deutsches Siedlungsgebiet waren und als solches zu Bayern und zum Teil zur deutschen Ostmark gehörten. So schreibt Cosmas: „contra Teutonicos orientales has urbes habuit terminales; Chinov, Dudlebi, Netholici usque ad mediam silvam", d. i. „gegen die Ostdeutschen gab es folgende Grenzstädte: Chynow, Teindles, Netolitz bis zum mittleren Walde". Als „mittlerer Wald", d. i. der in der Mitte zwischen Teindles und Netolitz gelegene Wald mit seinen Ausläufern, kommt nur der Höhenzug des Planskerwaldes in Betracht. Daraus erhellt, daß die südlich und östlich der genannten Grenzstädte und des Planskerwaldes gelegenen Gebiete, also der ganze südliche Böhmerwald bis zum Planskerwald und das südliche und östliche Vorgelände der genannten Grenzstädte (es hat sich offensichtlich um Gauburgen gehandelt) nur von Deutschen bewohnt waren, der böhmische (slawische) Machtbereich erstreckte sich zum

Jahre 981 nicht auf diese sohin noch zur bayrischen Ostmark, bzw. zu Bayern selbst gehörenden Lande. Das Gebiet südlich und östlich der angegebenen Linie war also damals schon besiedelt, und zwar von „Teutonici", wie sie Cosmas ausdrücklich nennt. Der Meinung Lipperts, daß „usque ad mediam silvam" mit „bis zur Mitte des Waldes" zu übersetzen wäre, kann nicht beigepflichtet werden, weil es in einem solchen Falle „usque ad medium silvae" heißen müßte. Selbst wenn man aber der Übersetzung Lipperts beipflichtet, wäre damit nichts gewonnen. Es wäre nämlich dann fraglich, welcher Wald dies sein soll und wo sich dessen Mitte befindet. Die Richtigkeit der Cosmasschen Ausführungen wird auch dadurch bestätigt, daß der Böhmerwald mit einer einzigen, unmaßgeblichen Ausnahme in einer namhaften Anzahl erhalten gebliebener Urkunden bis zum 11. Jh. nur „Nordwald" („silva nortica") genannt wird. Später heißt er schon „Wald gein Beheim", und erst im 12. Jh. taucht der Name „Böhmerwald" auf, wobei aber damit die nördliche Berg- und Waldbegrenzung des Moldaulandes bezeichnet werden sollte. Der slawische Name „Šumava" für „Böhmerwald" kommt erst viel später auf. Der Cosmassche Bericht wird auch durch die Ahnengeschichte der Herren von Kuenring, enthalten in der Zeitschrift „Das Waldviertel", über den Siedlungsvorgang im oberen Waldviertel vom Jänner-Feber 1965 von Josef Fuchs erhärtet. Laut der erwähnten Arbeit sind die in babenbergischen Diensten stehenden Herren von Kuenring für tapferes Verhalten vom deutschen König im oberen Waldviertel mit großen Ländereien belehnt worden, die Siedlungsgebiete im freien Nordwald seien außerhalb der Ostmark gelegen und als reichsunmittelbarer Besitz dem Herzogtum Bayern unterstanden. Anläßlich der Erhebung Österreichs zum Herzogtum im Jahre 1156 wurde auch dieser Raum Österreich einverleibt. Selbst der tschechische Historiker A. P. Šlechta hat in seinen in „Rodopisné rozhledy" aus 1923 erfolgten Ausführungen geschrieben, daß die Herren von Kuenring Besitzer des gesamten südböhmischen Gebietes bis zum Moldauursprung waren und Krumau, Weleschin, Poreschin, Rosenberg, Gratzen und Budweis (damit ist wohl gemeint Budweis-Altstadt) gegründet und besiedelt haben wollen, die österreichischen Kuenringer seien noch im 12. Jh. Burgherren von Teindles gewesen, die Krumauer, Kaplitzer, Gratzner, Schweinitzer und Wittingauer Gebiete seien im Machtbereich der Kuenringer gestanden.

Infolge Vordringens der böhmischen Adeligen, namentlich der Witigonen und Bawors von Strakonitz vom Landesinnern nach Süden und Osten und der damit im Zusammenhang stehenden Eingliederung des ganzen heutigen Südböhmen in den böhmisch-přemyslidischen Machtbereich, verloren die Kuenringer in der zweiten Hälfte des 12. Jh.s ihr gesamtes südböhmisches Besitztum und die Babenberger das vordem zum Deutschen Reich, bzw. zu Österreich gehörende Deutsch-Südböhmen. Dem böhmischen Vordringen wurde durch den Schiedsspruch Kaiser Friedrich Barbarossas im Jahre 1179 ein Ende gesetzt, Hadmar von Kuenring mußte sich mit einem ihm vom böhmischen Landesherren lehensmäßig verliehenen, nur einige Kilometer breiten Grenzstreifen zwischen den Bächen Lainsitz und Strobnitz begnügen. Doch auch dieses Lehen ging in Bälde zu Gunsten deutsch-böhmischer Adeliger verloren.

Zusammenfassend ist also festzuhalten, daß sich Landes-, Volkstums- und Zollgrenzen schon damals nicht immer deckten und auch in der heutigen Zeit nicht identisch sind. Zollstellen befanden sich seinerzeit weder in Deutschland noch in den Sudetenländern an den Landesgrenzen, sondern wie auch jetzt meist noch in außereuropäischen, unterentwickelten und schwach besiedelten Ländern immer landeinwärts. Die im Diedenhofer Dekret aus 805 genannten Zollstellen entsprechen in vielem den auch heute noch von der Landesgrenze weit entfernten und ins Landesinnere

zurückverlegten Hauptzollämtern. Derzeit gehören das kleine Walsertal, Jungholz und Mittelberg politisch zur Republik Österreich und sind integrierende Bestandteile der österreichischen Bundesländer Tirol bzw. Vorarlberg, sind aber aus verkehrsbedingten Gründen als sogenanntes Zollausschlußgebiet *zollrechtlich* Deutschland angeschlossen. An den Landesgrenzen befindliche Zollämter im heutigen Sinne hat es seinerzeit nicht gegeben.

Die in diesem Kapitel erfolgten Ausführungen gründen sich zum Teil auf „Die Siedlungsformen des oberösterreichischen Mühlviertels und Südböhmens" von A. Klaar aus 1937, „Das Land ob der Enns" von K. Pfeffer aus 1958 und „Tausend Jahre Böhmerwald" von P. Praxl aus 1965.

Sudetendeutsche und Sudetenslawen des 9. Jahrhunderts

Die Historiker unserer Zeit verlassen sich geradezu blind auf die Berichte der Chronisten, übersetzen das Wort „Sclavi" stets mit „Slawen" und kommen daher zur irrigen Meinung, daß alle als „Sclavi" bezeichneten Völkerschaften auch tatsächlich Slawen waren. Den seinerzeitigen Chronisten war der Begriff „Germanen" oder „Deutsche" unbekannt, sie nannten nur Bayern, Alemannen, Franken, Sachsen, Böhmen, Mährer usw., der Ausdruck „Teutonici" für die Deutschen kam erst in der Mitte des 10. Jh.s auf. Es waren germanische Bojomanen und germanische (suebische) Maharenses (Mährer), unterstützt durch ihnen dienstbare Sudetenslawen, die sich fast das ganze 9. Jh. hindurch gegen eine Einverleibung in das Fränkische, und später in das Ostfränkische (Deutsche) Reich in vielen Schlachten tapfer zur Wehr setzten. Die Richtigkeit dieser Ausführungen wird durch folgende Tatsachen erwiesen:

a) Die Sudetenslawen des 8. und 9. Jh.s waren wegen Zersplitterung in kleine Stämme und Sippen, mangels eines einheitlichen Staatswesens, mangels entsprechender Befestigungen sowie wegen unzureichender Bewaffnung und Kriegsuntüchtigkeit gar nicht in der Lage, den gut bewaffneten und kriegerisch auf höchster Stufe stehenden Franken durch nahezu ein ganzes Jahrhundert hindurch Widerstand zu leisten und sogar mehrere empfindliche Niederlagen beizubringen. Der gotische Geschichtsschreiber Jordanes nennt im 6. Jh. die Slawen „eine unkriegerische, aber durch ihre Volkszahl strotzende Menge" und bezeichnet sie ausdrücklich als „feig". Der römische Schriftsteller Prokopius von Cäsarea schreibt: „Wenn die Slawen ins Treffen gehen, sind sie größtenteils zu Fuß und führen nur kleine Schilde und Wurfspieße, niemals haben sie einen Harnisch an." Der syrische Bischof Johannes von Ephesus bezeichnet die Slawen als „ein ganz primitives Volk, das sich nicht traut, außerhalb von Wäldern sich zu zeigen und außer zwei oder drei Pfeilen keine andere Waffe kennt". Jan Peisker schildert im Zusammenhalt mit dem byzantinischen Kaiser und Schriftsteller Maurikios (582—602) die alten Slawen folgendermaßen: Weil sie keine Herrscher, sondern nur eine Menge kleiner Anführer haben, kennen sie keine Schlachtordnung; sie denken auch nicht daran, in geschlossenen Reihen zu kämpfen und sich auf übersichtlichen oder ebenen Plätzen zu zeigen. Während ihres Aufenthaltes in der ostischen Heimat waren sie zu einer faktischen Kriegsführung nicht fähig, sondern beschränkten sich nur auf Verteidigung und Verstecken in Gewässern, Sümpfen, Schilfwiesen und belaubten Bäumen. Bei Überfällen von Feinden konnten sie, da sie sich fast nie zum Kampfe stellten, oft nur dadurch Rettung finden, daß sie sich ins Wasser stürzten und lange Zeit unter Wasser liegend und aus in den Mund gesteckten hohlen Schilfrohren atmend die Gegner täuschten, bis zu deren Abzug warteten und dann erst wieder auftauchten. Die Slawen konnten daher nur im Winter gestellt

werden, wenn die Gewässer zugefroren und die Bäume ohne Blätter waren. Von einem Militarismus war bei der Armseligkeit ihrer Waffen (kurze Pfeile und unhandliche Bogen) und der Ungebundenheit ihres Charakters keine Spur. Die Byzantiner haben sich über die kriegerische Unbrauchbarkeit der Slawen mit tiefster Verachtung geäußert, ihre Feigheit war größer als ihre Habgier. (Siehe hiezu auch „Pramene k dejinám Velkey Moravy" von Peter Ratkoš, S. 31—57, 330 der slowakischen Akademie der Wissenschaften aus 1964.)

Wie man bei den Franken über die Slawen (Wenden) sprach, darüber berichtet Einhard folgende Episode: Ein am Hofe Karl des Großen durch seine Reckenhaftigkeit bekannter Kriegsmann antwortete auf die Frage, wie es ihm unter den Wenden gefallen habe: „Es war Wurmzeug, sieben oder acht derselben spießte ich an die Lanze und trug sie da und dorthin, weiß nicht, was sie brummten; es lohnte sich nicht der Mühe, daß wir gegen solches Gelichter das Stahlgewand anzogen." (Siehe H. Kirchmayr, „Der altdeutsche Volksstamm der Quaden".) Der britisch königliche Rat Professor L. A. Gebhardi, Historiker und erstklassiger Kenner altslawischer Verhältnisse, schildert in seinem im Jahre 1789 zu Halle erschienenen Werk „Geschichte aller wendischen-slawischen Staaten" die Altslawen folgendermaßen: „Die kleinen Kriege, die die Slawen zu führen pflegten, waren keine wahren Kriege, um Land zu erobern oder zu behalten, sondern nur Raubzüge, um Beute zu erlangen und allerlei Bedürfnisse zu holen. Ihre Kriegskunst entsprang der Raubbegierde und behielt diese Eigenschaft bei, die eine bloß auf plötzlichen Überfall gegründete Unternehmung begleitet. Sie wagten keinen offenen Angriff, sondern suchten ihre Gegner zu überlisten und zu überfallen. Die Slawen waren mißtrauisch, geizig, raubgierig, rachsüchtig und mörderisch. Wahre Tapferkeit kann man ihnen nicht zugestehen, weil sie mit vollem Mute nur in Deckung, Hohlwegen und Morästen kämpften und, wenn sie von einem mächtigen Volk unterjocht wurden, die unerträglichsten Tyranneien geduldig litten. Wenn sie jedoch siegten, verfuhren sie gegen wehrlose Personen mit unbeschreiblicher Wut. Dann schlachteten sie nicht nur Männer und Kinder, sondern selbst solche Frauenzimmer, die von anderen wilden Nationen verschont und erhalten wurden. Sie verwüsteten alles, was sich zerstören ließ, sannen auf neue Qualen, wodurch sie die in ihre Gewalt Geratenen langsam töteten, und belustigten sich an den Zuckungen der Armen, denen sie breite Riemen aus dem Rücken schnitten, die sie spießten oder auf Pfähle steckten, die sie so lange ins Feuer warfen und wieder herauszogen, bis daß endlich die Lebenskraft erlosch, die sie nackt an ausgerenkten Armen und Füßen auf der Erde ausspannten und mit Keulen schlugen, die sie lebendig ausweideten und dann in Freiheit setzten oder gleich dem Schlachtvieh ihren Göttern opferten. Gestatteten ihnen die Umstände keinen Aufenthalt in dem eroberten Orte, oder konnten sie den Raub nicht mitnehmen, so trieben sie Menschen und Vieh in Häuser und Hütten und äscherten diese mit jenen ein. Die Raubsucht der Wenden, welche die Stammväter der Slawen sind, war so unbegrenzt und heftig, daß nicht einmal die Gewißheit, daß der Raub nicht behauptet werden könne, sie niederhalten konnte. Einst sah ein dänisches Heer des Königs Waldemar I., welches eine wendische Räuberbande bei Rotschild schlug und niederhieb, daß die vor ihren Schwertern fliehenden Wenden mitten im Laufe den erbeuteten Schafen die Felle abzogen, um wenigstens etwas von ihrer Beute so lange zu besitzen, bis sie der Feind erreichte und bestrafte. Jeder Wende plünderte, sobald ihm eine Gelegenheit dazu aufstieß. Man konnte selbst nach einer Reihe von einigen hundert Jahren und nach Vertilgung des Heidentums in den wendischen Ländern die Deutschen durch kein anderes Mittel schützen, als dadurch, daß man jeden umherirrenden Wenden, der keine Ursache seiner Entfernung vom

Dorfe angeben konnte, als einen überwiesenen Räuber und Dieb betrachtete, hinrichtete, niederschlug oder fesselte und als Sklave behandelte." Widukind von Korvey berichtet in seiner Sachsengeschichte, daß anläßlich der Belagerung der Burgwallfestung Lunkini in Böhmen im Jahre 929 etwa 50 sächsische Bewaffnete genügten, um von einem großen slawischen Entsatzheer Tausende niederzumetzeln, 800 Mann als Gefangene abzuführen und die übrigen in die Flucht zu schlagen. Nach einer weiteren Mitteilung dieses Chronisten beteiligte sich bei der Schlacht auf dem Lechfelde im Jahre 955 auf Seite der Deutschen ein Hilfschor von 1000 „auserwählten slawischen Kriegern"; diese ergriffen aber nach der ersten Feindberührung teils die Flucht, teils ließen sie sich gefangen nehmen. Wären in die dadurch im Frontzentrum entstandene Lücke nicht deutsche Reserven eingerückt, hätte das feige Verhalten der Sudetenslawen eine Katastrophe für die ganze Christenheit herbeigeführt. Die über die Kriegszüge des 9. und 10. Jh.s berichtenden Chronisten Adam von Bremen, Thietmar von Merseburg, Widukind von Korvey und Einhard erwähnen nichts über die Bewaffnung der Slawen; lediglich Thietmar von Merseburg erzählt über slawische Bogenschützen und bezeichnet Pfeile als die beste slawische Verteidigungswaffe. Ibrahim Ibn Jakub berichtet nichts über eine Waffenherstellung, schildert jedoch Prag als eine Stätte, wo Sattel, Zaumzeug und Schilde verfertigt wurden. In der um das Jahr 1051 verfaßten Chronik Gurdézis wird nach der Übersetzung von J. Marquardt, a. a. O. 468 f., über die Slawen berichtet: „Sie haben wenig Pferde. Ihre Kleidung ist ein Hemd und sie besitzen Stiefel. Ihr Lebensunterhalt ist nicht sehr kostspielig. Ihre Waffen, mit denen sie Krieg führen, sind Wurfspeer, Schild und Lanze." Cosmas schildert die Slawen nach ihrer Einwanderung in den Sudetenraum als „unkriegerisch, ihre einzigen Waffen seien Pfeile gewesen". Insofern Hunnen, Awaren, Magyaren, Mongolen und Türken auf slawische Volksstämme stießen, wurden diese in kürzester Zeit und fast widerstandslos niedergewalzt und unterworfen. Erst die Deutschen haben diese kriegserfahrenen Asiaten nicht bloß aufgehalten, sondern zurückgeschlagen und zum Teil vernichtet. Und nun wollen die damals noch nicht allzu zahlreichen, primitivst bewaffneten und kriegsuntüchtigen Sudetenslawen den vereinigten westdeutschen-fränkischen Heeren so lange Widerstand geleistet und sie sogar wiederholt geschlagen haben?

Es lag auch nicht im Wesen und Können der Slawen, Festungen, befestigte Orte oder überhaupt Niederlassungen größeren Umfanges zu bauen und zu besiedeln. Sie besaßen hiezu auch nicht die nötigen Werkzeuge und Hilfsmittel, wie eiserne Krampen, Schaufeln, Harken, Beile, Sägen, Stemmeisen, Meißel, Schließen, Zangen, Nägel sowie zubehauene Balken, Seile, Mörtel usw., ohne die größere Befestigungsanlagen, Häuser, Türme und dergleichen auch schon seinerzeit nicht hergestellt werden konnten. Gebhardi schreibt, daß die Slawen nach ihrer Einwanderung in Mitteleuropa Festungen aus Erde und Holz angelegt hätten, deren innerer Platz sei mit hölzernen Hütten so eng bebaut gewesen, daß bei langen Belagerungen die Menschen aus Raummangel in tödliche Krankheiten verfielen und starben. Solche Festungen seien zu Friedenszeiten offen gestanden, unbewohnt gewesen und haben nur nach unglücklichen Schlachten, wenn Opfer gebracht und Landtage gehalten wurden, Einwohner erhalten. Für Weiber, Kinder und andere wehrlose Personen seien in Wäldern und Morästen verborgene Schlupfwinkel angelegt worden, in welche sie bei Annäherung von Gefahren versteckt worden seien.

Es ist unbestritten, daß im Sudetengebiet besonders im 13. Jh. eine große Zahl befestigter Niederlassungen angelegt wurde, dies aber durchwegs von Deutschen. Selbst damals hatten die Sudetenslawen noch keine größeren befestigten Ansiedlungen, namentlich nicht an erhöhten und leicht entdeckbaren Orten. Wären sie wenigstens

schon im 13. Jh. zur Herstellung und zum Aufbau von Städten und gemauerten Burgen befähigt gewesen, hätten sie diese selbst ausgeführt und nicht den gehaßten Deutschen überlassen, zumal die Regierungsgewalt doch in slawischen Händen war. Die erste größere befestigte Ansiedlung der Sudetenslawen war erst das zu Beginn des 15. Jh.s erbaute Tabor. Um so weniger waren sie vom 7. bis 9. Jh. imstande, Städte und andere Befestigungsanlagen zu errichten und den sieggewohnten Franken erfolgreich Widerstand zu leisten, ja sogar im Angriff zeitweise zurückzuschlagen. Der böhmische Chronist Christianus schrieb um das Jahr 983 in „Vita St. Ludmilae et Wenceslai" (siehe Fontes I, 202): „Sclavi Boemiae sine ullo principe vel rectore, vel urbe, uti bruta animalia sparsim vagantes terram solam incolebant", d. i. „die wie stumpfsinnige Tiere ohne Anführer, ohne Oberhaupt und ohne Stadt zerstreut herumstreifenden (vagabundierenden) Slawen Böhmens wohnten auf dem bloßen Erdboden." Nun berichtet aber der bayrische Geograph, daß zur Mitte des 9. Jh.s in Böhmen 15, im Gebiet von Fraganeo (Prag) 40 und in Mähren 11 sowie weitere 30 Städte (civitates) gewesen seien. Auch die deutschen Chronisten des 9. Jh.s berichten über Städte und Festungen (civitates et castella) in Böhmen und Mähren. Es wird auch über die Großfestung Wogastisburg (falls sie überhaupt im Sudetengebiet war), über Camburg und die Maidenburg berichtet. Alle diese Siedlungen sind genauso wie die in letzter Zeit freigelegten Großfestungen bei Mikultschitz (samt Vorburg) mit einer Grundfläche von 106 ha, auf der Heidenstätte (na Pohansku) bei Lundenburg mit einer Grundfläche von 27 ha, Altstadt in Mähren (das eine befestigte Ackerbürgerstadt mit einer Anzahl Gewerbetreibender war) mit einer Grundfläche von 250 ha und zu Eger mit einer Grundfläche von 2½ ha deutsche Niederlassungen gewesen. Die aus Steinen oder Erde errichteten und mit Holzrosten oder Holzpfählen und Planken verstärkten Befestigungswälle waren derselben Art und Bauweise wie die Befestigungswälle aller sudetischen Städte vor Errichtung der Befestigungsmauern. Man erkennt also schon daraus, daß die Erbauer und Bewohner der genannten befestigten Orte ebenfalls Deutsche waren, was aus weiteren Bodenfunden deutscher Provenienz erhärtet wird.

Die im 9. Jh. in Mähren eingedrungenen Franken staunten über die Mächtigkeit der dortigen Befestigungsanlagen. Wenn nach jetziger Behauptung der Tschechen ihre Vorfahren im 7., 8. und 9. Jh. solche Meister im Anlegen von uneinnehmbaren Großfestungen, Städten und Kastellen waren, warum haben sie solche nur damals und weder vorher noch nachher erbaut? Warum haben sie später bis zum Ausgang des Mittelalters diese Beschäftigung „eingewanderten deutschen Kolonisten" überlassen und diese sogar in der herzoglichen Zeit mit der Verteidigung ihrer Hauptstadt Prag betraut? Warum haben die Sudetenslawen dann überhaupt zugelassen, daß „fremde Gäste" die sudetischen Städte und Burgen erbauten und sie als Eigentümer bezogen? Warum gab es damals und auch bis in die Neuzeit nur deutsche Baumeister im Sudetenraum, wo sind denn die Schüler der „slawischen Baumeister der Festungen und Burgen des 9. Jh.s" geblieben? Warum gab es laut erhalten gebliebener Losungsbücher im 13. und 14. Jh. in den Städten fast nur deutsche Maurer, Zimmerer und andere Bauhandwerker, hingegen nur vereinzelt tschechische? Warum beorderte Wenzel I. im Jahre 1248 die Iglauer Deutschen als technisch (artilleristisch) erfahrene Soldaten nach Prag zur Eroberung der aufständischen Feste Wyschehrad und nahm hiezu nicht seine slawischen Landsleute? Die Antwort hierauf wurde im vorhergehenden Absatz bereits vorweggenommen. Wenn also die Sudetenslawen des 13. Jh.s technisch und kriegerisch derart unterentwickelt waren, um wieviel geringer mußte ihre kulturelle Entfaltung sowie ihre Kampfes- und Verteidigungskraft 400 Jahre früher gewesen sein.

Bis zu Beginn des 10. Jh.s waren die Sudetendeutschen Herren des ganzen Sudetenraumes, sie leiteten das politische und kulturelle Geschehen. Auch Prag war in der Mitte des 10. Jh.s als deutsche Siedlung zu erkennen, denn nach dem Reisebericht Ibrahim Ibn Jakubs gab es dort gemauerte Häuser, die die Slawen damals noch nicht hatten. Auch die in Modrá in Mähren freigelegte, mit Mörtel und Mauern im 9. Jh. erbaute Kirche sowie die anderen in jenem Gebiet freigelegten Kirchen waren deutsche Bauwerke. Die bei Klutschow, Bezirk Böhm. Brod, freigelegte befestigte Anlage war eine zumindest überwiegend deutsche Siedlung, was aus den gefundenen runden Mahlsteinen mit Mitteldurchbohrung, der großen Anzahl von Wetzsteinen, Backtellern, eisernen Messern und einer eisernen Pflugschar usw. zu erkennen ist, denn Sichel, Sense und eiserne Pflugschar waren nach H. Preidel schon den spätlatènischen Kelten und den Germanen bekannt; den eingewanderten Slawen waren alle diese Dinge unbekannt.

Nachdem jedoch im 10. und 11. Jh. die Sudetenslawen mit — wenn auch unbeabsichtigter — Unterstützung der deutschen Könige die Regierungsgewalt an sich gezogen hatten, trat ein allgemeiner Rückgang der Verteidigungskraft der Sudetenbewohner ein, so daß sogar die im 9. Jh. noch so starken und uneinnehmbaren städtischen Befestigungsanlagen in der herzoglichen Zeit weitgehend verfielen. So berichtet Cosmas, daß anläßlich des Einmarsches des deutschen Kaisers Heinrich III. im Jahre 1041 in Böhmen viele Städte von den Bewohnern verlassen wurden, weil man sie nicht verteidigen konnte.

b) In damaliger Zeit waren weder Chronisten noch Gelehrte volkskundlich derart erfahren und gebildet, daß sie einzelne Volksstämme ihrem übergeordneten Volke (populus) hätten richtig — dies ist übrigens auch heute manchmal sehr schwierig — zurechnen und einordnen können. Daß unter „Winedi" und „Sclavi" nicht immer Slawen gemeint waren und die Sudetenslawen jetzt unberechtigterweise häufig als alleinige Bewohner und Herren des Sudetenraumes im 9. Jh. angesehen werden, ist in den vorhergehenden Kapiteln erläutert worden.

c) Wenn Samo im Sudetenraum geherrscht haben sollte, wäre die germanische Oberhoheit sowie die Anwesenheit von Germanen für einen Teil des 7. Jh.s nachgewiesen. Der von den Tschechen als ihr Stammvater bezeichnete „Čech" wird von Cosmas „Bohemus", d. i. der „Böhme, Bojer, Bojomanne, Bajmos" genannt. Im 8. und zu Beginn des 9. Jh.s wurden von Chronisten die Sudetengermanen (Bojomani) und die Sudetenslawen (Sclavi) wiederholt als verschiedene Nationen deklariert. Nach der Cosmasschen Schilderung war also Bohemus wahrscheinlich ein sudetengermanischer Fürst, der eingewanderten Slawen Wohngebiete zugewiesen hat. Die Benennung des Bohemus als Čech ist eine willkürliche, unrichtige Übersetzung aus dem Lateinischen und bezweckt sichtlich in Anlehnung an das Vorbild über die Abstammung der Römer von Romulus lediglich eine Steigerung des tschechischen Nationalgefühls. Der Name für das Volk der Tschechen und für das Land Böhmen, nämlich Češi und Čechy, scheint erst im Laufe des 2. Jahrtausends urkundenmäßig auf und wurde auch von Cosmas nicht verwendet. Dieser kennt auch keine linqua Bohemica (böhmische Sprache) und keine linqua česka oder ähnlich, sondern die linqua sclavonica (slawische Sprache). In diesem Zusammenhang wird auf die zutreffenden diesbezüglichen Ausführungen von V. Flajšhans in „Nejstarší Čechy" verwiesen. Der Name des Nachfolgers von Bohemus, des Fürsten Krok, ist durch Buchstabenumstellung aus „Kork", das ist die Abkürzung für den germanischen

Korkonten, entstanden. Man muß also auch dem Namen nach in Krok einen Sudetengermanen sehen. Die Sage von seinen Töchtern, nämlich von den drei mit besonderen Fähigkeiten begabten Jungfrauen, entstammt der germanischen Mythologie. Vom Langobardenkönig Wacho wird berichtet, daß er drei Frauen hatte. (Siehe Germanischer Grenzkampf von E. Beninger, S. 76.) Der Name der Tochter Libussa ist nach O. Hauser in „Die Germanen in Europa" aus Linbucha (Linde-Buche) abzuleiten. Diese Libussa hatte der Sage nach die Gabe der Weissagung, also eine nach der „Germania" des Tacitus, Kapitel 8, germanischen Frauen zugeschriebene Eigenschaft. Die von ihr zur Heimholung eines Gatten, der auf einem eisernen Tisch sein Mahl halten sollte, ausgeschickte Gesandtschaft wurde von einem weißen Schimmel geführt; dies war sichtlich das der germanischen Mythologie entnommene weiße Pferd Odins. Nach diesen Schilderungen war Libussa eine sudetengermanische Prinzessin. Die angeführte Gesandtschaft traf auf Přemysl, dessen Name nach O. Hauser vom germanischen Pram, d. i. Speer, abzuleiten ist; nach einer anderen Version soll es eine Verstümmelung des griechischen Heldennamens Prometheus sein. Přemysl ackerte mit einem von zwei Ochsen gezogenen Pflug. Diesen stürzte er mit der Schar nach oben um, setzte sich darauf, legte sein Brot auf die Pflugschar (also auf einen eisernen Tisch), und während des Essens verhandelte er mit den Boten Libussas. Es war also ein deutscher Pflug und kein slawisches radlo, mit dem Přemysl ackerte. Das Brot, das er aß, mußte aus gemahlenem Getreide hergestellt (gebacken) worden sein. Dies konnte nur von Germanen bewerkstelligt worden sein, da die Slawen als kurz vorher eingewandertes Halbnomadenvolk nach Peisker und anderen antiken und mittelalterlichen Schriftstellern gebackenes Getreidebrot zu jener Zeit (6. oder 7. Jh.) noch nicht kannten. Da Přemysl allein ackerte, keinen Treiber hatte und die Ochsen mit einem Stock antrieb, mußten im Feld schon Furchen gewesen sein, in denen die Rinder gingen; andernfalls hätte er zum Gespann einen Treiber gebraucht. Das Vorhandensein von Ochsen setzte eine geregelte Viehzucht und Stallungen voraus, die die eingewanderten Slawen damals noch nicht ihr Eigen nannten. Nach Jan Peisker gehörte Přemysl zum Stamm der nordböhmischen Lemuzen, Nachkommen der skandinavisch-germanischen Wikinger.

Im Jahre 805 drangen fränkische Truppen in West- und Nordwestböhmen ein, belagerten die Stadt Camburg im Saazer Becken, im Laufe der Kämpfe fiel der Führer der deutschen Boemannen Lecho, auch Becho und Letho genannt. Dies ist sichtlich ein germanischer oder keltischer Name. (Siehe der Fluß Lech in Bayern oder die germanischen Namen Stilicho, Wacho, Wicho usw.) Da die Franken gegen die Sudetengermanen und deren slawische Hilfstruppen keinen vollen Erfolg erzielen konnten, zogen sie ein Jahr später wieder nach Böhmen, konnten aber wieder nicht entscheidend siegen. Bei der Reichsteilung im Jahre 817 wurden die Boemanni, also die germanischen Bainochaimai, neben den Sclavi gesondert aufgezählt. Im Jahre 849 wollten die Sudetengermanen ähnlich wie früher die Sachsen das fränkisch-deutsche Abhängigkeitsverhältnis abschütteln und rüsteten zum Krieg. Die Boemannen, die vom Chronisten wegen Unbotmäßigkeit und größtenteiliger Zugehörigkeit zum Heidentum sogar als Barbaren bezeichnet wurden, schickten aber eine Friedensdelegation zu den Franken und verhandelten dort mit Thaculf, denn dieser kannte „leges et consuetudines Sclavicae gentis", d. i. „die Gesetze und Gebräuche des Volkes der Sclavi". Hätten diese Sclavi eine andere als eine germanische Sprache gesprochen, wäre wohl auch diese Sonderart seitens Thaculfs erwähnt worden. „Sclavi" sind eben noch nicht christianisierte Germanen, keine „Deutsche". Das werden sie erst, wenn sie missioniert, christianisiert sind. So wird aber nur von seiner Kenntnis der Gesetze (Sitten) und Gebräuche der kriegführenden Boemanni berichtet. Thaculf

verhandelte mit den Gesandten ohne Dolmetsch, denn er brauchte einen solchen nicht, weil die gegnerische Gesandtschaft aus Sudetengermanen bestand. Die Annales Xantenses berichten hiezu, daß damals das Heidentum der Christenheit eine Niederlage bereitet habe, über die man nur mit Widerwillen erzähle. Die Chronisten erachteten ganz allgemein die kriegerischen Auseinandersetzungen der Franken mit den Sudetenbewohnern als Kampf der Christen gegen die Heiden. Da jedoch die Slawen der Inbegriff des Heidentums und der Ungläubigkeit waren, wurden die gemeinsam mit ihnen kämpfenden, größtenteils heidnischen Sudetengermanen nach dem Sprichwort „Sage mir, mit wem Du gehst, und ich sage Dir, wer Du bist" manchmal auch als „Sclavi" bezeichnet.

Im Jahre 872 kam es in Böhmen zu einer Schlacht zwischen einem fränkischen und einem böhmischen Heer. Unter fünf böhmischen in die Flucht geschlagenen Adeligen waren Heriman und Spoitimar, also Männer mit germanischen Namen, was nach damaligen und heute noch als richtig erachteten Begriffen für deren germanische Zugehörigkeit spricht. „Spoiti" ist vom ahd. „spuotig", d. i. „erfolgreich, rasch", abzuleiten. Die Endung „mar" ist germanisch, vielleicht keltisch, keineswegs aber slawisch. Dies hinderte aber den slawisierenden Palacky nicht, den zweitgenannten Adeligen „Spytimír" zu benennen, obwohl er in den Annalen als „Spoitimar" aufscheint. Nach Otto Hauser sind die Namen der weiteren drei böhmischen Adeligen, Zuentislan, Witislan und Moyslan gotischen Ursprungs und deren Träger ebenfalls Germanen gewesen. Der Name des Herzogs Bořiwoj, der sich nach der erwähnten Niederlage mit seiner Gattin taufen ließ und damit die christlich-deutsche Oberhoheit anerkannte, ist der in slawisierter Form wiedergegebene deutsche Name für Burgwieg oder Borwieg. Die Namen der im Jahre 895 in Regensburg erschienenen „primores Boemannorum" Spitignewo und Witizla sind slawisierte germanische Namen. Spitignew ist aus dem germanischen „spit", d. i. „Speer" und „gniew", d. i. „gang" abzuleiten und bedeutet „Speergänger". Der Name „Witizla" ist nach Hauser gotischen Ursprungs. Daß Witizla ein Bruder Spitignews war, ist bloß eine Annahme, er wird vom tschechischen Historiker Novotny als „záhadný", d. i. „der Rätselhafte" bezeichnet.

Laut Cosmas hat im 9. Jh. ein Lutschanenfürst „Wlastislaw" geheißen, der Name seines Sohnes wird nicht mitgeteilt, wohl aber der deutsche Name dessen Erziehers During. Der Name „Wlastislaw" ist die slawisierte Form von Waldislaw, Waldlieb. Die Silbe -is wäre dann Genitivendung mit der weiteren Bildungssilbe -law = deutsch: leben, mitunter auch zusammengezogen. Der holsteinische Ortsname heute „Kosel" hieß in alter Zeit Koslaw, Koslev. Wenn wir von der Form „Wladislaw" ausgehen, so könnte auch für die erste, die Stammsilbe, an ein Bildungselement zu got: waldan, ahd. waltan, nhd. „walten, herrschen", gedacht werden. Jener Lutschanenfürst war also kein Slawe, sondern ein Sudetendeutscher. Sein Sohn hatte wohl auch einen deutschen Namen, den aber Cosmas vielleicht vorsätzlich zwecks dessen Verschleierung nicht mitteilte. Für das Deutschtum dieser fürstlichen Familie spricht auch der Umstand, daß gerade ein Deutscher der Prinzenerzieher und Verwalter des gesamten Lutschanenlandes war. Wäre der Lutschanenfürft ein Slawe gewesen, hätte er seinen Sohn wohl slawisch erziehen lassen und für den Fall seines Ablebens einen slawischen Gauverwalter bestellt. Wenn also der Lutschanenfürst, sein Sohn und deren Vertraute Deutsche waren, waren dies die Lutschanen wohl auch selbst. Den Mord am Lutschanenprinzen hatte man seitens der Přemysliden dem Erzieher During sicherlich nur deshalb angelastet, um die eigene Schuld an der blutigen Beseitigung eines Konkurrenten zu verdecken. Es war ja, wie die Geschichte

lehrt, eine Gewohnheit der Přemysliden, ihren Herrschaftsbereich durch Meuchelmord zu sichern und zu erweitern. Die gegen die Lutschanen ins Feld gezogenen Bohemi waren zum größten Teil auch Sudetendeutsche, was man aus der heidnisch-germanischen Sitte des Verzehrens von Esel- und Pferdefleisch erkennt. So schreibt Ludwig Giesebrecht in „Sechs Gefäße aus der Vorzeit des Luitizerlandes" unter Hinweis auf Tacitus, Thietmar von Merseburg, Snorra S. Hakonar goda und epistolae St. Bonifaci: „Die Germanen opferten Pferde und der Genuß des Pferdefleisches galt ihnen als religiöse Handlung, weshalb der heilige Bonifacius vom Papst Gregor III. aufs bestimmteste angewiesen wurde, den von ihm bekehrten Deutschen jene Speise nicht zu gestatten, denn sie sei unrein und verdammlich." Wegen der noch heute bestehenden Abneigung der Tschechen gegen Pferde- und noch mehr gegen Eselsfleisch, die von dem Ekel vor dem Genuß von Hunden und Katzen übertroffen wird, kann man in den seinerzeitigen Eselfleischessern Tyros keine slawischen Krieger erblicken. Der Feldherr Tyro war dem Namen und Gehaben nach ein Deutscher. Welcher Nation Neclan zugehörte, ist aus dem Namen nicht zu erkennen; wegen seines unkriegerischen und sonstigen Verhaltens könnte man ihn für einen Slawen halten. Man kommt also, was übrigens der Gelehrte Kuthen schon vor Jahrhunderten behauptete, logischerweise zum Schluß, daß die von Cosmas genannten Lutschanen, Datschanen (Tetschener), Lutomerici (Leitmeritzer) und Lemuzi, die allesamt im Elbe-, Eger- und Bielabereiche Nordwest- und Nordböhmens siedelten, Deutsche waren. Es wäre ausgeschlossen gewesen, daß sie im 12. und 13. Jh., falls es Slawen gewesen wären, ihre fruchtbaren und weiten Siedlungsgebiete aufgegeben, eingewanderten Deutschen gewichen und selbst unbekannt wohin verzogen wären; eine Germanisierung oder Heimatvertreibung solcher Slawen wäre unter přemyslidischer Herrschaft unmöglich gewesen. Die Verfechter der Kolonisationstheorie, welche trotzdem hartnäckig eine Kolonisierung und Germanisierung behaupten, tragen hier genau so wie in ihrer ganzen Lehre Phantasien vor, die sich nicht nur über völlige Beweislosigkeit, sondern auch über jegliche innere Glaubwürdigkeit hinwegsetzen.

Archäologische Funde

Ein unumstößlicher Beweis für das ununterbrochene Siedeln germanischer Stämme im Sudetenraum sind archäologische Funde, die namentlich in den letzten Jahrzehnten in bedeutender Zahl gemacht wurden. Während mündliche und schriftliche Überlieferungen gefälscht, verfälscht, umgewandelt und unwahr wiedergegeben werden können, sprechen aus alten Zeiten stammende, im Erdboden ruhende und jetzt aufgefundene Relikte eine unverfälschte und wahre Sprache, zu deren Auswertung allerdings ein richtiges Verständnis erforderlich ist. Im wesentlichen handelt es sich um folgende Funde:

a) *Menschliche Leichenreste (Skelette)*

Von diesen sind von Interesse besonders die Schädelformen, denn daraus kann man Feststellungen über die Rassezugehörigkeit, in namhaftem Maße auch über die Volkszugehörigkeit der Begrabenen treffen. Fachmännisch durchgeführte anthropologische Untersuchungen größeren Ausmaßes über sudetische Gräberfelder erfolgten seitens der tschechoslowakischen Regierung nach 1945 insbesondere in Südostmähren, also im Zentrum des ehemaligen Moymaridenreiches. Hiebei kommt der Bestimmung über die Zugehörigkeit zur nordischen oder anderen Rasse, bzw. zu

diesem oder jenem Volkstum entscheidende Bedeutung zu, denn je nach diesem oder jenem Typus muß man das Fundgebiet der betreffenden Völkergruppe als damaligen Siedlungsraum zuweisen.

Nach „Realienbuch — Deutsche Geschichte" von Kahnmayer und Schulze, Verlag Velhagen und Klasing, S. 61, gehörten die Slawen ursprünglich zur nordischen Rasse, haben sich aber in uralten Zeiten vom Stammvolk getrennt und mit aus Asien zugewanderten Mongolen vermischt; dadurch haben sie sich rassisch so verändert, daß zwischen ihnen und den Germanen eine starke Abneigung, ja sogar eine unüberbrückbare Kluft entstand. Nach Kirchmayrs „Der deutsche Volksstamm der Quaden", II., S. 194, hat der tschechische Gelehrte Dr. J. Kopernicky auf dem Kongreß tschechischer Ärzte und Naturforscher im Jahre 1882 unwidersprochen erklärt: „Die Slawen haben sich bis jetzt überall als Brachykephalen (Rundschädel) erwiesen." Der tschechische Anthropologe E. Greger hat nach Durchforschung vieler slawischer Körpergräber an verschiedenen Orten Böhmens die alten Slawen als Brachykephalen erklärt. Französische Gelehrte reihten die Sudetenslawen nach der sogenannten kelto-slawischen These in die Gruppe der Brachykephalen ein.

Erst als weitere Grabungen, insbesondere nach 1945 ergaben, daß im Sudetenraum große Gräberfelder mit Skeletten von überwiegend nordischem Typus festgestellt wurden, erklärten tschechische Gelehrte die Ansichten Kopernickys, Gregers usw. als falsch und die Altslawen als Dolichokephalen (Langschädel), die erst durch Vermischung mit den im Sudetenraum verbliebenen dunkelhaarigen, dunkeläugigen und dunkelhäutigen Brachykephalen ihr nordisches Aussehen verloren hätten. (Siehe Adalbert Fetter in „Vznik a počátky Slovanů", II., S. 371 ff.) Nun ist aber historisch erwiesen, daß im Sudetenraum vom 1. bis 6. Jh. dolichokephale Germanen und wohl in geringerem Maße brachykephale Kelten, bzw. deren Nachkommen siedelten. Wenn also tatsächlich eine Vermischung der eingewanderten Slawen mit im Lande verbliebenen Bewohnern — dies waren doch in weitaus überwiegendem Maße Germanen — erfolgt wäre, hätten die Slawen überwiegend die dolichokephale und in geringerem Maße die brachykephale Erbmasse übernommen. Wie jedoch gerade das Gegenteil der Fall war und das einheimische germanische Element von den Slawen sukzessive verdrängt wurde, ist aus der von Fetter erstellten Tabelle zu ersehen. Darnach waren z. B. in dem aus dem 8. bis 9. Jh. stammenden Gräberfeld zu Levý Hradec bei Prag 46,3%, in einem Prager Friedhof aus dem 13. bis 16. Jh. nur noch 28,3% und aus dem 18. Jh. bloß 24,3% der Begrabenen dolichokephal und der Rest brachykephal in seinen verschiedenen Abwandlungen. Daß die Altslawen weder blond noch blauäugig waren, erhellt aus einem Bericht von Prokopius aus 530—545 in der Übersetzung von P. Ratkoš in „Pramene", S. 32: „Sie (d. i. die Slawen) haben Haut und Haare weder weiß, resp. blond, noch auch ganz schwarz, sondern sie sind etwas bräunlich (hnedasti)." Vom Araber al Masudi werden die Slawen auch als dunkelhäutig beschrieben. Da in nördlichen Breiten wohnhafte Völker bräunlichen Aussehens immer brachykephal waren und sind, muß man gerade aus dieser Tatsache die seinerzeit in Mittelrußland seßhaften und dann in den Sudetenraum ausgewanderten Slawen den Brachykephalen zurechnen. Auch dadurch sind die Ausführungen Fetters widerlegt.

Nach allgemein anerkannter Lehre gehören die Germanen der nordischen (dolichokephalen) Rasse mit den Merkmalen eines Langschädels und schmalem Gesicht an, während den Slawen Rundschädel und breites Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen eigen sind. Auch alle anderen europäischen Rassen unterscheiden sich in der Schädelform von der nordischen. Die heutigen Tschechen haben, und dies namentlich

in Städten sowie im sprachlichen Grenzgebiet, infolge Vermischung mit Deutschen seit ihrer Einwanderung öfters nordisches Aussehen. Zur Zeit ihres Zuzuges und sicherlich noch Jahrhunderte nachher hatten sie wohl nur unbedeutende germanische Erbanlagen übernommen gehabt, im Aussehen waren sie damals ihren noch jetzt östlich der Weichsel wohnhaften slawischen Stammesbrüdern mit breitem Gesicht, hervortretenden Backenknochen und runder Schädelform sicherlich vollkommen gleich und gehörten keineswegs dem nordischen Typus an. Die derzeit östlich der Weichsel siedelnden Slawen haben jedoch wegen nicht näherer Berührung mit den Germanen ihr Aussehen bis jetzt fast durchwegs behalten. Dem nordischen Typus zugehörige Skelette sind daher die letzten sterblichen Überreste unserer im Sudetenraum seßhaften germanischen Vorfahren.

Laut objektiver und wissenschaftlich begründeter Ausführungen Milan Strouhals in „Sborník čsl. společnosti archeologické" aus 1962, S. 291 ff. wurden aus den vom 9. bis 11. Jh. stammenden Gräberfeldern von Mikultschitz 51,3%, Altstadt 28,9%, Modrá 31,6%, Skalice (ohne Angabe von Prozenten) überwiegend, Hrudy 33,3%, Devin (Theben) 25% und Veletiny 60% der Begrabenen als nordisch festgestellt. Die übrigen Skelette wurden dem dinarischen, alpinen, baltischen, subnordischen, dalischen, palaeoeuropäischen, mediterranen oder mongoloiden Typus zugeordnet. Die als nordisch erkannten Begrabenen sind germanischer, die übrigen teils keltischer, illyrischer, mittelländischer und slawischer Abstammung. Dadurch ist also erwiesen, daß die Slawen im Gebiet und zur Zeit des sogenannten Großmährischen Reiches in einer bedeutenden Minderzahl waren. Selbst wenn einige als nicht nordisch und auch nicht als slawisch erkennbare Typen den Slawen zuzuzählen wären, ergibt sich immer noch ein bedeutendes Übergewicht des nichtslawischen Elementes. Auffallend ist, daß im Zentrum Großmährens, also in Mikultschitz, mit den dort regierenden Fürsten und Gefolgsleuten mehr als die Hälfte aller Einwohner dem nordischen Typus zugehörten. Strouhal stellt fast, daß im gesamten Raum von Mikultschitz nordische, städtische und in den Randgebieten andere, dörfische Typen überwiegen.

Daraus erhellt, daß im Gebiet Großmährens seinerzeit das Germanische das herrschende Element war, alle übrigen Volkstypen überwog und jenes Staatswesen auch germanisch war. Wenn sich aber in diesem östlichen Teil des Sudetenraumes, ja sogar in der Westslowakei Germanen in derartiger Überzahl befunden haben, muß man dies für den übrigen Sudetenraum ebenfalls annehmen. O. Menghin führt in „Urgeschichte Böhmens und Mährens", S. 111, aus, daß in den merowingischen Reihengräbern Böhmens fast ausschließlich langschädelige Menschenskelette gefunden wurden. Durch Messungen von Schädeln aus dem 11. und 12. Jh. in verschiedenen Teilen des Sudetenraumes wurden nach Kirchmayr mitten unter slawischen Rundschädeln nicht unbedeutende Mengen von Langschädeln festgestellt.

b) *Waffen und andere Eisenwaren* wurden teils bei Grabungen in Sand-, Schotter- und Lehmgruben, bei Häuser-, Straßen- und Eisenbahnbauten, in Gewässern, größtenteils aber als Grabbeigaben geborgen. Da die Anwesenheit von Germanen (Deutschen) im Sudetenraum bis zum 5. Jh. und vom 13. Jh. an von niemandem bestritten wird, ist die Nationalität der vom 6. bis 12. Jh. als Waffenträger und Eigentümer anderer Eisengegenstände in Betracht kommenden Menschen zu überprüfen. Im ganzen Sudetengebiet wurde eine große Anzahl von Schwertern verschiedener Art, Streitäxte, Messer und Lanzen gefunden, wobei besonders die Zahl der Streitäxte hervortritt. Namentlich im Gebiet von Lundenburg, Ungarisch Hradisch und Göding in Südmähren wurden kunstvoll gearbeitete Schwerter, Äxte, Messer und Sporen geborgen. Nun wird behauptet, daß diese Waffen teils slawische

Erzeugnisse, teils germanische oder byzantinische Ehrengeschenke, teils Beutestücke und teils aus Germanien eingeschmuggelte Waffen wären. Hiezu ist auszuführen:

(1) Wie in dieser Abhandlung wiederholt nachgewiesen wird, verstanden es die eingewanderten Slawen vom 7. bis 9. Jh. nicht, derart kunstvolle Waffen herzustellen, da ihnen deren Herstellungsweise noch unbekannt war und es ihnen auch an Rohmaterial und Werkstätten fehlte. Es ist nicht zu verkennen, daß nur ein geringer Bruchteil der seinerzeitigen Waffenbestände und des Handwerkzeuges jetzt gefunden wurde, woraus man auf große, im Laufe langer Zeit entstandene Waffenerzeugungsstätten sowie auf namhaftes Kriegsmaterial schließen muß. In der Stierfelshöhle bei Brünn wurde die größte bisher bekannte Schmiedewerkstätte der kelto-germanischen Zeit mit Bronzeplatten, Eisenbarren, riesigen Hämmern, Sicheln, Hacken, Messern, Ambossen usw. entdeckt. Die dort gefundenen Leichen waren größtenteils dolichokephal (langschädelig). Wie aus erhaltenen Losungsbüchern zu ersehen, waren vom 13. bis 15. Jh. die Schmiede der Sudetenstädte — diesen Handwerkern oblag damals die Waffenerzeugung — fast nur Deutsche und nur wenige oder überhaupt keine Tschechen. So sind z. B. nach dem Losungsregister aus 1397 von Znaim, also einer im Herrschaftsbereich des ehemaligen sogenannten Großmährischen Reichs gelegenen Stadt, dort 14 deutsche Schmiede und kein einziger tschechischer nachweisbar. Warum hat man angeblich im 13. Jh. deutsche Schmiede ins Land gerufen, wenn laut jetziger tschechischer Darstellung die Slawen selbst schon 500 Jahre früher solche Meister im Herstellen von Waffen gewesen waren?

Unerfindlich ist, weshalb die eiserne Streitaxt als „die besondere Waffe der Slawen" bezeichnet wird. Man fand im Sudetenraum und in Mitteldeutschland eine große Zahl steinerner, aus der Steinzeit stammende Äxte. Diese wurden später aus Eisen hergestellt, waren die Hauptangriffswaffe der Germanen bei der Erstürmung von Festungen und stellten das Rangabzeichen höherer Offiziere dar. Nach L. Schmidts „Geschichte der germanischen Frühzeit" waren die Waffen der Germanen Streitaxt (auch Wurfbeil), Lanze, Sax (Messer und Kurzschwert), Panzer, Helm und Schild; im genannten Schmidtschen Werke finden sich auf der vor- und vorvorletzten Seite Abbildungen dieser Waffen. Und gerade solche wurden in großer Menge im Sudetenraum gefunden und als Erzeugnisse des 6. bis 10. Jh.s festgestellt. Die große Bedeutung, die Germanen neben dem Schwerte auch der Streitaxt beimaßen, erhellt aus ihrer häufigen Verwendung als Votivgabe und als Kultsymbol. Prof. Ernst Petersen, Breslau, schildert in „Der ostelbische Raum als germanisches Kraftfeld im Lichte der Bodenfunde des 6. bis 8. Jh.s", S. 133—152 und 176—193, daß in Ostelbien geborgene Spathen (Langschwerter), Saxe verschiedener Art, Wurf- und Schaftlochäxte (Breit- und Bartäxte) typisch fränkische, bzw. germanische Waffen waren, im Karolingerreich hergestellt und von fränkischen, bzw. germanischen Kriegern verwendet wurden; diese Waffen waren genauso wie die Hakensporen den Slawen unbekannt, wurden von diesen nicht erzeugt, und wenn sie von ihnen vielleicht benützt wurden, hätte es sich stets um fränkische, bzw. germanische Erzeugnisse gehandelt. Die laut Bericht von Prokopius im 5. Jh. in Ostelbien zurückgebliebenen Wandalen sind „von benachbarten Barbaren erdrückt worden oder haben sich freiwillig unter sie vermischt". Nach Petersen (S. 238) waren diese Barbaren Goten, da sich dort „seit dem 5. Jh. in zunehmendem Maße Funde gotischen Gepräges nachweisen lassen". Professor Joachim Werner, Berlin, schreibt in Sudeta V, 156, daß bei Guben in der Lausitz sowie zu Schauenburg in Oberösterreich je eine aus dem 6. bis 9. Jh. stammende silbertauschierte Eisenaxt mit tannenzweigähnlicher Verzierung und der Abbildung eines nach rückwärts blickenden Tierkopfes mit U-förmigem Geweih gefunden wurde;

fast gleiche Äxte mit denselben Tierabbildungen aus jener Zeit wurden in Dänemark und Skandinavien, jedoch auch bei Prag und Kolin geborgen. Nach Mitscha-Märheims „Dunkler Jahrhunderte goldene Spuren", S. 104, wurden aus einer germanischen Siedlung des 2. Jh.s in Přikaz in Mähren Gefäßscherben mit der „Darstellung eines gleichfalls zurückblickenden und gehörnten pferdeähnlichen Tieres" geborgen. Nun wurden aber mit tannenzweigähnlichen Mustern verzierte Gegenstände bei Mikultschitz und Altstadt in Mähren und mit einem rückblickenden Tierkopf versehene Goldbrakteaten bei Poysdorf in Niederösterreich und bei Brünn freigelegt. Auch daraus erkennt man, daß es sich in all diesen Fällen um Gegenstände germanischer Herkunft handelt, die wegen ihrer großen gefundenen Anzahl unmöglich nur Einfuhrstücke aus Skandinavien oder Westdeutschland gewesen sein konnten.

Daß die Slawen zum Ausgang des 6. Jh.s weder Eisen noch eiserne Waffen kannten, daher als bewaffnetes Volk im Sudetenraum nicht siedelten und die im vorhergehenden Absatz geschilderten Waffen keine slawischen archäologischen Hinterlassenschaften sind, erhellt aus einem Bericht des Byzantiners Theophylaktos Simokattes. Dieser schildert darin im Jahre 591, daß zum byzantinischen Kaiser Maurikios drei unbewaffnete Wandermusikanten sklavischen Stammes (Slawen) gekommen seien und erklärt haben, „sie seien nicht gewohnt, Waffen anzulegen, da ihr Land kein Eisen kenne und ihnen infolgedessen eine friedliche und von Aufständen freie Lebensweise gewähre". Die Slawen hatten für Schwert, Streitaxt, Brünne (Brustpanzer) und Helm keine eigenen Worte gebildet und hiefür überhaupt keine Ausdrücke. Sie haben demnach diese Ausrüstungsgegenstände erst längere Zeit nach ihrer Einwanderung von den Deutschen übernommen und hiefür erst später eigene Worte geprägt. So erlangte z. B. bei den Sudetenslawen die Axt ihre Bedeutung erst als Zimmerhacke und wurde als Streitaxt nicht mehr verwendet. (Siehe hiezu die eingehenden Ausführungen von Prof. Adolf Stender-Petersen, Dorpat, in „Slawisch-germanische Lehnwortkunde" aus 1927, S. 217—228.) Die slawischen Waffen jener Zeit waren Pfeil, Bogen und Speer, noch im 15. Jh. waren in Ermangelung eigener Waffenschmiede die Waffen der hussitischen Volksheere größtenteils Dreschflegel, Keulen und Morgensterne sowie Spieße; es ist nicht anzunehmen, daß die Sudetenslawen viele Jahrhunderte früher anders und besser bewaffnet gewesen wären. Seit der Illyrerzeit wurden im Sudetenraum Erze gefördert, geschmolzen und zu Waffen verarbeitet, das Waffen- und Schmiedehandwerk war weitgehend entwickelt. Auch wenn nach 805 ein Teil der Waffen aus Westgermanien vielleicht eingeschmuggelt wurde, war dies nicht ausschlaggebend für die Ausrüstung der sudetischen Heere. Der weitaus überwiegende Teil aller eisernen Waffen wurde von sudetendeutschen Schmieden im Sudetenraum, und zwar meist in einem sehr komplizierten Verfahren hergestellt und schon in der Zeit der Kriege gegen Rom mit Erfolg verwendet. Es wäre nicht einzusehen, daß die Sudetengermanen diese Waffenherstellung nach der Einwanderung der Slawen aufgegeben, die Waffen nicht selbst getragen und nach altgewohnter Weise den Toten nicht als Beigaben mit ins Grab gegeben hätten. So setzte nach H. Preidel „das Erzeugen der gefundenen Schwerter, insbesondere der Schwertklingen, die Kenntnis gewisser Verfahren voraus, die nicht ohne weiteres weitergegeben oder nach bloßen Äußerlichkeiten nachgeahmt werden können. Die durchschnittlich 70—90 cm langen und 4—5 cm breiten Schwertklingen erfordern nicht bloß qualitativ besseres Eisen, sondern auch noch eine besondere Vorbereitung; meist wurden zwei Eisenstäbe verschiedenen Kohlenstoffgehaltes aufeinandergelegt und zusammengedreht oder ein einziger Eisenstab wurde mit mehreren verschiedenen Stahldrähten umwickelt und dann ausgeschmiedet." Erwiesen ist, daß mit Einsetzen der urkundlichen Zeit die Waffen in den Städten, also in vornehmlich von Deutschen besiedelten Niederlassungen

und von diesen hergestellt wurden. Dies berechtigt zur Folgerung, daß auch schon vor den zahlreichen Stadtgründungen die Sudetendeutschen die Waffenerzeuger und bis zum Ausgang des 10. Jh.s fast nur sie die Schwert- und Taxtträger waren.

Nach Preidel lassen sich auch in unbestritten germanischen Gräbern Böhmens und Mährens Äxte, Scheren, Holzeimer, Feuerschlageisen und viele andere eiserne Kleinsachen nachweisen. Da jedoch gerade diese Gegenstände sowie Sensen, Sicheln, Pflugscharen, Hacken, Pferdezaumzeug mit Steigbügeln, Sporen, Schalen und andere ebenfalls aus Eisen erzeugte Dinge auch in angeblich slawischen Gräbern aus dem 7., 8. und 9. Jh. (meist zusammen mit Keramik des sogenannten Lautschitzer Typus) gefunden wurden, erklärte der tschechische Forscher J. Eisner, daß an der Kontinuität der altgermanischen Fundgegenstände mit den späteren slawischen kein Zweifel bestehe. Eisner gibt also damit ein Verbleiben germanischer Volksteile, von denen die Slawen diese Sitten übernommen und die Anfertigung der genannten Gegenstände erlernt haben müßten, zu. Da aber eine solche Gebrauchsübernahme und ein solches „Anlernen" seitens des Großteiles der eingewanderten Slawen im *ganzen* Sudetenraum Jahrhunderte gedauert haben müßte und nicht schon im 9. Jh. beendet war, muß man schon aus diesem Grunde solche Funde in der überwiegenden Mehrzahl als germanische bezeichnen. Auch nach „Urgeschichte Böhmens und Mährens" von O. Menghin fanden sich in Germanengräbern der sogenannten Pičberg- und Trebičkakultur des 2. bis 4. Jh.s als Beigaben Schwerter, Lanzen, Pfeilspitzen, bronzene Schildfesseln, Schlüssel, Scheren, Messer, Wirtel, Nadeln, verschiedene Schmuckstücke usw. Wegen der Gleichartigkeit dieser Beigaben mit den aus dem 7. bis 9. Jh. stammenden kann man daher ebenfalls behaupten, daß auch letztere weitaus überwiegend aus *germanischen* Gräbern stammen.

(2) Auch die als Ehrengeschenke von Westgermanen angeblich an Sudetenslawen verteilten, für die damalige Zeit äußerst kostbaren und teuren Waffen haben sich wohl in den allerbescheidensten Grenzen gehalten. Germanen haben, wie aus deren Liedern und Sagen hervorgeht, die Slawen meist verachtet und als „Gezwerge des Ostlandes", als „slawische Horden" und als „Rudel Wölfe" bezeichnet. So schrieb der angelsächsische Bischof Winfried (der hl. Bonifatius) während seines Aufenthaltes in Mitteldeutschland im Jahre 745 dem angelsächsischen König Ethelbald: „Die Slawen sind ein ganz garstiges und niederträchtiges Gezüchte" („quod est foedissimum et deterrimum genus"). Cosmas beschuldigt die Deutschen, daß sie mit aufgeblähtem Hochmut die Slawen und deren Sprache verachten. Das im Jahre 805 erlassene Waffenausfuhrverbot Karl des Großen bezog sich nicht bloß auf handelsmäßig gelieferte, sondern auch auf geschenkte Waffen und wurde damals wohl genauso streng beobachtet wie etwa heute die Überlassung einer Atombombe an eine fremde Macht. Von den feindlichen Awaren und Magyaren sind sicherlich auch keine Waffen als Ehrengeschenke verteilt worden. Die Ansicht, daß diese Streitäxte, Schwerter, Messer und namentlich auch die aufgefundenen 51 Karolingerschwerter als Ehrengeschenke in den Besitz von Sudetenslawen gelangt wären, ist zu weit hergeholt und daher nicht überzeugend.

(3) Im 9. und 10. Jh. führten die Sudetenbewohner keine Angriffskriege größeren Umfangs gegen das übrige Germanien. Im Gegenteil, Bayern, Franken, Sachsen und Friesen waren wiederholt in den Sudetenraum eingedrungen, die Sudetenbewohner befanden sich in Abwehr und es ist ausgeschlossen, daß Sudetenslawen solche Waffen in nennenswerter Zahl von den kriegsgewohnten Germanen erbeutet hätten. Die sudetenslawische Kampfmoral der damaligen Zeit war keineswegs rühmenswert und der der Germanen unterlegen. So rühmt der byzantinische Kaiser Leo (886—912) die

besonders große Tapferkeit und Kühnheit kämpfender Franken, die er den Slawen nicht nachsagt. (Siehe L. tactica XVIII, 79 ff.) Die militärischen Erfolge der Südslawen gegen die Byzantiner sind nur darauf zurückzuführen, daß Goten in den Reihen der Südslawen mitkämpften. (Siehe „Srkulj, povijest Hrvatske u 19 karata".) Die damaligen Heere waren nicht immer allzu groß und zählten manchmal nur einige Hundert Mann, so daß selbst im Falle der vollständigen Vernichtung eines solchen deutschen Heeres durch Sudetenslawen, über die uns allerdings Chronisten nichts berichten, die Zahl der Beutewaffen nicht bedeutend hätte sein können.

c) *Schmuckstücke als Grabbeigaben.*

Bei Ausgrabungen, namentlich aus Schmuckstück-Grabbeigaben, stellte man fest, daß vom 5. bis 11. Jh. im Sudetengebiet drei Kulturen vertreten waren, und zwar die höfische, die einer Mittelschicht und die der breiten Masse. Diese drei verschiedenen Kulturen bestanden schon vor der Slaweneinwanderung.

Im Grab der germanischen „lahmen Fürstin von Siebenbrunn" (im niederösterreichischen Weinviertel) und im daneben befindlichen Kindergrab wurden nach Mitscha-Märheim in „Dunkler Jahrhunderte goldene Spuren" aus 1963 eine goldene Halskette, eine Schnalle, Fingerringe, Bügelflügelpaare an den Schultern, Ohrringe mit polyedrischen Körbchen, Spiegel aus Metallglas und Kleidergoldflitter gefunden. Weiters wurden aus der Zeit bis etwa zum Jahre 500 in Laa an der Thaya Adelsgräber mit reichem Gold- und Silberschmuck, Halsschmuck mit Bernstein und Glasperlen sowie an anderen Stellen Schmuckgegenstände anderer Art gefunden und werden heute noch in allen Museen Niederösterreichs gezeigt. Nach Poulík wurden bei Lautschitz und Smolín in Südmähren mit reichen Beigaben, insbesondere mit Schmuckstücken versehene Gräber germanischer Fürsten geborgen. Der wertvolle Goldschmuck von Namiest und der große Gold- und Silberschmuck von Aßmeritz bei Littau sind nach Sudeta VII, 39, bzw. VIII, 68 als germanische Funde aus der Völkerwanderungszeit anzusehen. Bei Žuráň, Bezirk Austerlitz, wurde das Königsgrab eines germanischen Herrschers aus dem 6. oder 7. Jh. gefunden; die Grabstätte war zwar geplündert, aus einer von den Plünderern zurückgelassenen eisernen Standarte mit baumförmigem Banner erkennt man jedoch die Herrscherwürde des Toten, denn in Sutton Hoo in England wurde eine ähnliche eiserne Standarte eines englischen Königs aus den Jahren 650/660 geborgen. Bei Schellenken, Bezirk Teplitz, wurde das Grab einer germanischen Fürstin aus der Merowingerzeit mit zahlreichem Gold- und Silberschmuck gefunden. (Siehe „Germanische Christen in Böhmen" von Dr. Naegle in Bd. 52 der Mitt. d. V. f. d. Geschichte der Deutschen in Böhmen.) Bei Kolin wurde das Doppelgrab eines germanischen Fürstenpaares aus dem 8. oder 9. Jh. mit besonders zahlreichem Gold- und Silberschmuck geborgen. Daß es sich in all den angeführten Fällen um *germanische* Fürstengräber handelt, wird nicht ernsthaft bestritten. Bei Mikultschitz, Altstadt und auf der Heidenstätte wurden ebenfalls Fürstengräber mit reichen Beigaben gefunden, die aber tschechischerseits als slawisch bezeichnet werden. Wenn nun germanische Fürsten in diesen Ländern waren, dann mußte auch eine germanische Bevölkerung sowie Rechtsnachfolger der verstorbenen Adeligen dort gewesen sein, die ihnen ein standesgemäßes Begräbnis ausstatteten. Im Hinblick auf die vorerst angeführten germanischen Fürstengräber erscheint es unwahrscheinlich, daß inmitten germanischer Stammesfürsten ausgerechnet in Mikultschitz und Altstadt slawische Könige (Fürsten) gewesen wären und mit ihnen untertänigen Germanen gegen die Franken Krieg geführt hätten. J. Eisner führt in „Památky archeologické" aus, daß der einfache Silberschmuck der auf der Prager Burg bestatteten Gattin Spitignews I. zu den ältesten böhmischen (damit meinte Eisner wohl „slawischen") Kleinodien

heimischen Ursprungs gehört. Wenn also nach Eisners Darstellung (dieser gilt als Koryphäe unter den tschechischen Archäologen und verdient auch Anerkennung) die Sudetenslawen erst zu Beginn des 10. Jh.s derart einfachen Silberschmuck herstellen konnten, wer soll dann die vielen, aus den vorhergehenden Jahrhunderten stammenden großartigen Schmuckstücke Südmährens, Kolins, Schellenkens usw. erzeugt haben?

Im ganzen Sudetenraum wurden auch Ausgrabungen getätigt, deren Ergebnisse auf einen guten Mittelstand schließen lassen. Aus dem von Eduard Beninger und Hans Freising im Jahre 1933 verfaßten Werke „Die Bodenfunde Mährens" ist ersichtlich, daß auch vielen einfacheren germanischen Gräbern Schmuckstücke beigegeben waren; die beiden Gelehrten verlegen die Funde zwar in das 1.—6. Jh., obwohl man sie zum Teil auch noch in das 7. und 8 Jh. verlegen könnte. Nach J. Cibulka sind die vielen in Frauengräbern gefundenen Bronzeohrgehänge „donauländisch", also germanisch. Die Bürgergräber von Altstadt enthielten Schmuckgegenstände und Goldflitter, wie sie z. B. im Grab der lahmen Fürstin von Siebenbrunn, bzw. im Königsgrab von Žuraň gefunden wurden. Aus der Zeitepoche vom 6.—10. Jh. wurden im ganzen Sudetenraum bei den vielen nach heidnischer Sitte begrabenen Toten Schmuckgegenstände germanischen Gepräges gefunden. Bei Poysdorf, Brünn, in Dänemark und Skandinavien wurden Goldbrakteaten mit einem abgebildeten nach rückwärts blickenden Kopf eines Hirsches (oder Pferdes) geborgen. Ähnliche Brakteaten wurden auch in größerer Menge bei Bremerhaven (siehe „Die Goldbrakteaten von Sievern", herausgegeben vom Morgensternmuseum Bremerhaven 1957) gefunden und überwiegend in die späte Kaiserzeit und ins Frühmittelalter verlegt. Diese Brakteaten hatten die Form von großen Münzen und wurden als Halsschmuckstücke, vielleicht auch als Zahlungsmittel verwendet. Man erkennt also, daß die Bevölkerungsmittelschichte Skandinaviens, Westdeutschlands und des Sudetenraumes in ihrem Wesen ein und dieselbe, nämlich eine germanische, war. Selbst in vorhussitischer Zeit bestand laut Sudetendeutschem Atlas, Bl. 8, im ganzen Sudetenraum der Mittelstand überwiegend aus Deutschen.

Die breite Masse der Bevölkerung gab ihren Toten entweder überhaupt keine Beigaben oder derart ärmliche mit, daß man daraus auf deren Volkszugehörigkeit keine verläßlichen Feststellungen treffen kann. Sicher ist, daß zu dieser Bevölkerungsgruppe überwiegend die eingewanderten, mittellosen Slawen gehörten.

Der italienische Abt Eugippius berichtet in der aus 511 stammenden „Vita St. Severini", daß am Königshof im Rugiland, germanische (wahrscheinlich quadische) Goldschmiede in rugischer Haft gehalten wurden und für ihre Herren Schmuckstücke herstellten; eines Tages haben sie sich empört, den kleinen Königssohn in ihrer Werkstätte als Geisel gefangen gehalten und mit dem Tode bedroht. Darauf seien die Goldschmiede freigelassen worden. Bei Poysdorf wurde ein germanisches Grab freigelegt. Darin befanden sich unter anderen Beigaben, ein kleiner Amboß, zwei Hämmer, eine Feile, ein Schleifstein, zwei messerartige Werkzeuge, das Bruchstück einer Zange, Bronzemodelle für Fibeln, ein Messer, eine Schnalle, eine Pinzette und eine Feilkuppe aus einer längs gespaltenen Eisenzwinge. Aus diesen Funden konnte man feststellen, daß es sich um das Grab eines germanischen Goldschmiedes aus dem 6. Jh. handelt. Ein gleichfalls derselben Zeit angehörendes Goldschmiedgrab mit nahezu denselben Werkzeugen wurde beim Grundgraben in der Kesselschmiedgasse in Brünn gefunden.

Aus diesen drei Fakten erhellt, daß im niederösterreichischen Weinviertel sowie in Süd- und Mittelmähren die germanische Goldarbeiterkunst bereits im 6. Jh. auf

einer hohen Blüte stand und daß es sicherlich mehr Goldschmiede gegeben hat als die, von denen wir zufällig Kunde haben. Laut Poulík „reicht der älteste Horizont von Mikultschitz bis in die zweite Hälfte des 6. Jh. zurück, also in jene Zeit, in der wir, wie er meint, in Mähren slawische Stammesfürsten mit ihrem Gefolge voraussetzen müssen. In Mikultschitz befanden sich Werkstätten aus dem 6. und 7. Jh., denn man fand Tiegel, in denen Gold, Bronze und Eisen verarbeitet wurden, im 8. Jh. befand sich dort schon die Fürstenburg." Schon aus dieser Darstellung Poulíks erkennt man, daß die Goldschmiede von Mikultschitz aus dem 6. Jh. keine Slawen sein konnten, da ja diese dort noch gar nicht waren; zudem wurden in naher Umgebung (Rugiland im allgemeinen, Poysdorf, Brünn) nach Mitscha-Märheim, Beninger und Freising gerade aus jener Zeit germanische Goldschmiede festgestellt.

Prof. Pittioni schreibt in „Das Waldviertel", 7. Band von Stepan, S. 41: „Die Fibel von der Heidenstatt ist germanisch, weil der Fuß drahtförmig ausgezogen und um den Bügel gebunden ist; eine derartige Technik läßt sich nur an Kleiderspangen germanischer Herkunft beobachten." Es war also auf der Heidenstatt in Niederösterreich, demnach in einem angeblich zum slawischen Großmähren gehörigen Gebiete, eine in führender Position befindliche deutsche Bevölkerung seßhaft. Prof. E. Petersen schreibt in Sudeta XII, 43 ff., daß eine bei Prerau gefundene germanische Riemenzunge der Zeit um 600 oder etwas später zuzuweisen sei. Die germanischen Fibelmodelle aus dem germanischen Poysdorfer Grab sind von demselben Muster wie die Riemenzunge aus Grab Nr. 100 bei der Kirche II bei Mikultschitz. Das in J. Filips „Großmähren" 1964 auf Tafel V abgebildete, in Nové Zamky (Neuhäusl) gefundene Schmuckstück mit einem verkehrten Hakenkreuz und vier Tierköpfen, ist nach der „Ursprache der Ario-Germanen" von Guido List ein mystisches ariogermanisches Zeichen, das nur von Germanen verwendet wurde. Die zahlreichen mit Tierköpfen und Edelsteinen verzierten Mikultschitzer und Altstädter Riemenzungen und Spangen, die Art der Silber- und Goldtauschierung sowie die Hakensporen sind typisch germanisch und hatten ihre Ebenbilder in den Rheinlanden, wo sie noch heute in den Museen gezeigt werden.

Diese sowie auch im übrigen Sudetenraum gefundenen und aus der Merowinger- sowie Karolingerzeit stammenden Schmuckstücke und verzierten Gegenstände sind in Form, Ziselierung, Bearbeitung sowie Edelmetallgehalt den in anderen Gegenden Germaniens aus jener Zeit stammenden Schmuck- und Ziergegenständen wenn schon nicht gleich, so doch derselben Grundform. Lediglich die rundlichen oder traubenförmigen Ohrgehänge, die runden Gombiken sowie einige andersgeartete, seltener vorkommende Verzierungen finden im übrigen Germanien keine Gegenstücke. Dies sind, da Mähren an den awarisch-byzantinischen Kulturkreis grenzte, ja lange Zeit zum Teil unter awarischer Oberherrschaft stand, teils jenen, teils gotischen (pontischen) Kulturen entnommene, bzw. nachgebildete Stücke. Da also die gefundenen Schmuck- und Ziergegenstände zum überwiegenden Teil germanisches, zum geringeren Teil awarisch-byzantinisches und überhaupt kein slawisches Gepräge (von einem solchen konnte man übrigens damals nicht sprechen, weil es dies noch gar nicht gab) haben, konnten sie auch nicht von Slawen hergestellt worden sein. Es konnten also nur germanische, zum Teil vielleicht auch awarische oder byzantinische Goldschmiede die Hersteller dieser herrlichen Schmuckstücke gewesen sein.

Die in den Sudetenraum eingesickerten Slawen — in ihrer ostischen Heimat wurden bis jetzt mit Ausnahme einiger handgemachter primitiver Töpfe überhaupt keine nennenswerten archäologischen Funde gemacht — wären wegen gewerblicher Unerfahrenheit gar nicht imstande gewesen, derartige Kunstgegenstände, deren Her-

stellung noch heute jedem Juwelier zur Ehre gereichen würde, teils schon im 6. und 7. Jh. zu erzeugen. Wohin wären auch die vielen slawischen Goldschmiede gekommen, wenn sie in späteren Jahrhunderten überhaupt nicht mehr in Erscheinung traten? Aus einem erhaltenen Losungsbuch der Stadt Olmütz ist ersichtlich, daß dort im 14. Jh. fünf deutsche und ein tschechischer Goldschmied ansässig waren. Auch in anderen Sudetenstädten, z. B. in Prag (nach P. Zidek) waren nur deutsche Goldschmiede und etwa vereinzelt tschechische ansässig, die das Handwerk aber von deutschen Meistern erlernt hatten. Die tschechischerseits vorgetragene Meinung, daß die Goldschmiede sowie andere qualifizierte slawische Arbeiter Großmährens von den Franken, Magyaren, Kumanen oder Mongolen ausgerottet worden oder nach Prag oder Polen geflüchtet seien, ist nicht einmal glaubhaft gemacht worden und daher als nicht beachtlich zu verwerfen.

d) *Tonwaren (Keramik)*

Die Zeitbestimmung archäologischer Funde erfolgt häufig nach Tonwaren, obwohl diese nicht so verläßlich ist wie die nach Metallfunden. Tschechischerseits mißt man aber jetzt keramischen Funden eine besondere Bedeutung zu und versucht dadurch die Ansässigkeit von Slawen im Sudetenraum schon im 3. und 4 Jh. zu beweisen, gleichzeitig aber damit das Vorhandensein von Germanen auszuschließen, obwohl Poulík und Hrubý an anderer Stelle ausführen, daß Keramik kein verläßlicher chronologischer Maßstab sei. Es werden nun zwei Tonwarenarten als typisch slawisch hingestellt, und zwar die des sogenannten

(1) Prager Typus und des

(2) Lautschitzer Typus (beide Ausdrücke wurden von Borkovský und Poulík erst nach 1939 geprägt).

Zu (1). Diese Gefäße stammen, nach Borkovský, aus dem 4.—5. Jh., nach einer anderen tschechischen Meinung aus der Zeit von 500—650. Sie sind unverziert, handverfertigt (ohne Töpferscheibe), eimerförmig mit hochgezogener Schulter, eingeschnürtem Hals und wenig oder nicht ausladendem Rand, meist aus glimmerhältigem und mit großen Sandkörnern vermengtem Ton hergestellt. Den Namen „Prager Typus" haben sie von ihren angeblich in und um Prag gelegenen Fundstellen.

Nun ist aber festzuhalten, daß wir Urnen, die den Gefäßen des sog. Prager Typus manchmal sehr ähnlich, ja zum Teil die gleichen sind, schon in der Voraunjetitzer-, in der Glockenbecher- und besonders in der Latènekultur (Funde bei Stradonitz bei Prag), also aus vorchristlicher Zeit, finden; dies wird aus den in „Urgeschichte Böhmens und Mährens" von O. Menghin abgebildeten Gefäßen S. 54, Bild 5, S. 59, Bild 5 und S. 90, Bild 3, 4, 6, 8 augenscheinlich. Der tschechische Archäologe Josef Schránil schildert in „Vorgeschichte Böhmens und Mährens" aus 1928, S. 238, daß in Mittelböhmen Tongefäße aus der Latènezeit, in der dort noch keine Slawen waren, geborgen wurden. Diese Keramik ist aber, wie aus den Abbildungen 22 der Tafel XLVI sowie 10 und 13 der Tafel XLVIII der genannten Abhandlung zu erkennen, derselben Form und Prägung wie die des Prager Typus. Selbst Prof. Preidel, der die Kolonisationstheorie im wesentlichen nicht bestreitet, äußert sich folgendermaßen: „Was den Prager Typus anbelangt, so dürfte er überwiegend den Slawen zuzuschreiben sein, doch gibt es eine Menge Varianten und analoge Formen, die vorslawisch oder nichtslawisch waren. Es ist ja ungemein schwer, Bodenfunde nach ethnischen Gesichtspunkten aufzuteilen. Wir sind da nur auf Vermutungen angewiesen, aber diese können ganz gut auch von falschen Voraussetzungen ausgehen." All dies wird von Poulík, allerdings mit einem ge-

wissen Vorbehalt, in „Staří Moravané budují svůj stát", S. 188, 189, zum Teil zugegeben.

Daß man mit der Bezeichnung „Prager Typus" so viel Aufhebens macht, hängt nicht bloß mit den in und um Prag festgestellten Fundorten dieser Keramiken zusammen, obwohl es üblich ist, solche Gegenstände nach dem Gemeindegebiet ihrer ersten Fundstelle zu bezeichnen.

Da aber nach eingeholten Informationen Gefäße dieser Art schon seit langem auch in Westdeutschland, sogar jenseits des Rheins gefunden wurden, also in Gegenden, die niemals eines Slawen Fuß betreten, hat man dort für die gleiche Ware keine eigene Bezeichnung erfunden, da es sich, wie auch nachfolgend ausgeführt, um Gebrauchsgegenstände handelt, die schon von alters her übernommen wurden.

Die Erfindung eines Prager Typus verfolgte offenbar den Zweck, damit eine typisch slawische Ware zu kennzeichnen und überall dort, wo sie auftritt, das Vorhandensein von Slawen zu einer viel früheren Zeit zu behaupten, als sie wirklich in Erscheinung traten. Dadurch erscheint aber nicht nur die Namensgebung, als vielmehr der ständige, weitere Gebrauch dieser Bezeichnung mit tschechisch-nationalistischem Gedankengut verbunden zu sein. Es handelt sich hier also um keine typisch slawische Keramik.

Laut Mitteilung des Institutes für Ur- und Frühgeschichte der Universität Köln (Dozent Dr. Jacob Friesen) vom 13. 12. 1965, hat die Keramik des Prager Typus einen wenig ausgeprägten „Charakter" und erweist sich vor allem in ihren frühen Vertretern als so indifferent, daß man von einem „Typ" im engeren Sinne kaum sprechen kann; ähnliche grobe Gebrauchskeramik findet sich recht häufig im Zusammenhang mit spätvölkerwanderungszeitlichen germanischen Gräbern und Siedlungen. In einwandfrei literarisch als slawisch belegten Gebieten könne man eine derartige Gebrauchskeramik natürlich als slawisch bezeichnen, es sei aber kaum möglich, den umgekehrten Weg zu beschreiten und lediglich mit Hilfe solcher Ware die Anwesenheit von Slawen nachweisen zu wollen. Prof. Hübener (Universität Freiburg) und Uwe Lobbedey haben im Bonner Jahrbuch 164, 1964, S. 114, dargetan, daß in Süddeutschland mindestens 235 Gefäße der Rippen- und Buckelkeramik sowie gegen 100 schmucklose, handgefertigte, unverzierte, schlecht bis mäßig gebrannte Keramikware aus der Merowingerzeit meist in Napfform (also manchmal wohl vergleichbar dem Prager Typus) gefunden wurden. Nach Mitscha-Märheim wurden von Thüringen bis zum Plattensee von der bäuerlichen germanischen Hausindustrie aus dem 6. Jh. stammende, mit freier Hand erzeugte Tongefäße gefunden, die zum Teil mit Strich- und Stichelverzierungen versehen und teils unverziert sind; die Wissenschaft sei außerstande, diese Fabrikate als solche der Alemannen, Langobarden oder Thüringer festzustellen. Die böhmischen, spätgermanischen Funde aus der Zeit nach dem Jahre 500 um Prag, Podbaba und Čelakovice sind aber nun ähnlichen, wenn nicht gar identischen Charakters, wie die langobardischen und thüringischen Funde jener Epoche; zur Zeit des Aufenthaltes der Langobarden in Österreich, Böhmen und Mähren hat es bei ihnen vorwiegend bäuerliche Hausindustrie gegeben.

Das Auffinden je einer Schale des Prager Typus als Beigabe im germanischen Königsgrab von Žuráň und in einem germanischen Grab von Langenlebarn bei Tulln (siehe Mitscha-Märheim, S. 159) ist ein hinreichender Beweis für deren germanische Herkunft; jede Erklärung dafür, daß sich in den genannten Grabstätten *slawische* Tonware befunden habe, ist gekünstelt und nicht haltbar. Insbesondere ist nicht anzunehmen, daß die Plünderer der Grabstätte von Žuráň als ihre Visitenkarte dort eine Urne vom Prager Typus zurückgelassen hätten.

Es ist natürlich, daß die eingewanderten Slawen vorerst diese leicht zu bildende Schalenart von der germanischen Bevölkerung übernommen haben, fortbildeten und zeitweise unter deren Anleitung herstellten. Als sicher kann angenommen werden, daß germanische Frauen diese primitiven Schalen wohl selten selbst produzierten, denn alles, was in Haus und Hof benötigt wurde, fertigten meist die einer niedrigeren Volksschichte angehörigen Knechte und Mägde an. In der Regel dürfte es sich bei den Herstellern dieser Tonware, wie V. Hrubý in „Moravská sidlištní keramika I.—IV. stol." ausführt, „um unterworfene Einheimische und deren Abkömmlinge, um herbeigeholte Provinziale oder um Angehörige anderer Volksgruppen, wie wir glauben, auch um Slawen gehandelt haben. Selbstverständlich produzierten diese Leute in der ihnen gewohnten Weise." Wenn wir nun schon der Ansicht tschechischer Gelehrter folgen, daß die Gefäße des Prager Typus slawisch sind (obwohl dies nicht der Fall ist), dann wäre zwar die Anwesenheit von Slawen im Sudetenraum vom 4. Jh. an erwiesen; daraus kann aber nicht abgeleitet werden, daß sie hier allein und das herrschende Element gewesen wären, zumal Tongut des Prager und des Lautschitzer Typus zusammen mit anderer typisch germanischer Tonware aus denselben Fundgruben geborgen wurden. Es ist bekannt, daß in den ersten Jahrhunderten n. Chr. Markomannen und Quaden in fremde Lande und (wie die Wikinger) auch in slawische Ostgebiete zwecks Sklavenjagd und Menschenraub größeren Umfanges einfielen und von dort Leute als unfreie Arbeiter und Dienstboten in den Sudetenraum und nach Nordösterreich schleppten. Hier stellten diese Sklaven, wie selbst V. Hrubý ausführt, handgemachte Tonware nach heimischer Art, also die des Prager Typus her. Wenn nun dieses jetzt als slawisch bezeichnete Tongut gefunden wird, wäre dies zwar eine Bestätigung für das Vorhandensein von Slawen, keineswegs aber für das Nichtvorhandensein von Germanen, denn diese benützten eben auch die von den untertänigen Slawen hergestellte Tonware für eigene Zwecke. Daß die Anwesenheit von einigen Tausend oder Zehntausend Sklaven nicht einmal als teilweise *Besiedlung* des Herrenlandes zu werten ist, dürfte wohl außer Zweifel stehen.

Aus obigen Darstellungen geht hervor, daß die Schalen des Prager Typus kein Beweis für eine slawische Besiedlung der Sudetenländer sind, zumal diese Keramik größtenteils aus einer Zeit stammt (4.—6. Jh.), in der laut historischen Zeugnissen im Sudetenraum wohl Germanen, aber keine Slawen siedelten. Daß man diese Keramik in die genannten Jahrhunderte oder noch früher versetzen muß, erkennt man aus deren vollständigem Fehlen auf den Gräberfeldern von Welatitz bei Brünn, Landshut in Mähren und vielen anderen Fundstätten von Burgwallkeramik der zweiten und dritten Stufe. Es war dies auch bei weitem nicht die einzige Keramikart jener Jahrhunderte. So schreibt der tschechische Archäologe R. Turek in „Čechy", S. 119 f., daß „außer den ausgeprägten Formen des Prager Typus wir in Böhmen schlankere und bauchigere Varianten kennen und sich auch flache Schalen mit niederem, abgerundetem Rand finden sowie daß dies nicht der einzige keramische Typus ist, den unsere Vorfahren zu jener Zeit benützten, wenn er auch für sie am typischsten ist" (siehe auch Ausführungen auf S. 191 unten).

Zu (2). Diese Gefäße sind aus braunem Ton auf der Töpferscheibe hergestellt und gut gebrannt, nach Poulík sind deren besonderes Charakteristikum „umlaufende Rillen und steile, scharf gravierte Wellenlinien", der breite Mundsaum und die meist geglättete Oberfläche.

Die erst in den letzten Jahrzehnten tschechischerseits aufgestellte Behauptung, daß dies nur und typisch slawische Erzeugnisse wären, ist unzutreffend. So schreibt O. Kaemmel in der Anthropologischen Revue, Bd. IV, S. 607, daß schon die provinzial-

römische Keramik die Wellenlinie sowie das kreuz- und speichenförmige Zeichen am Gefäßboden hatte. L. Niederle erklärte in „Bemerkungen zur Frage der Slavinität unserer Urnenfelder" in PA 26, 1914, S. 185: „Positiver ist das schon 1902 von J. Červinka (‚Mähren in der Urzeit' aus 1902, S. 312) beigebrachte und begründete Argument, daß die slawische Keramik des 6. und der folgenden Jahrhunderte eine Imitation der römischen Provinzialkeramik ist, die sich im 1. und 2. Jh. in den Werkstätten der Donauprovinzen, in Noricum und Pannonien, entwickelte." Auch J. Eisner weist in „Burgwallzeitliche Urnengräber in der Slowakei" in PA 40, 1934—35, S. 87 f., auf die Ähnlichkeit burgwallzeitlicher Ornamente mit römischen und germanischen Ziermustern aus der Kaiserzeit hin und schreibt: „So ist z. B. eine Scherbe aus der germanischen Siedlung der mittleren provinzialrömischen Zeit von Radimov (bei Skalitz) mit einem Muster verziert, in dem mehrfache Wellenlinien mit Bändern aus geraden Linien wie auf altertümlichen Burgwallgefäßen wechseln. Sofern Elemente aus der römischen Keramik übernommen sind und sich in der Burgwallkeramik äußern, handelt es sich eigentlich um römische Bestandteile in der slawischen Burgwallkeramik" (Siehe hiezu H. Preidel, „Anfänge" 1, S. 56 f).

Der Wiener Archäologe Prof. Pittioni schreibt in „Das Waldviertel" von Stepan, Bd. 7, S. 42: „Die slawische Archäologie zählt zu den schwierigsten Fragen der frühmittelalterlichen Bodenforschung, da es nur selten gelingt, eindeutig slawische Funde zu bergen. Das hängt vor allem damit zusammen, daß die Keramik, die man sonst für die volkliche Bestimmung von archäologischen Funden verwenden kann, keine Kennzeichen aufweist, die nur für slawische Herkunft in Betracht kämen. Die einzelnen Gefäße einem bestimmten zeitlichen Abschnitt innerhalb der letzten vier Jahrhunderte des 1. Jahrtausends zuweisen zu wollen, ist kaum möglich. Aus der Gestalt der Gefäße Schlüsse auf das Alter ziehen zu wollen, ist nicht erlaubt, da die verschiedenen Varianten nebeneinander vorkommen. In diesem Zusammenhang ist nur auf ein einziges Merkmal zu verweisen, auf den Zusatz von Graphit zum Ton der Gefäße; das ist für die Ware des 11. und 12. Jh. kennzeichnend". Auf S. 61 der genannten Arbeit Pittionis sind Gefäße abgebildet, die in Mautern, zu Thunau und Braunsdorf in Niederösterreich gefunden wurden. Diese Gefäße sind dieselben wie die des Lautschitzer Typus, weisen aber auch die Merkmale der im vorgehenden Absatz von Kaemmel, Niederle und Eisner beschriebenen Gefäße provinzial-römischer Prägung auf. In „Kultur der slawischen Siedler" aus 1940, Verlag Karl Kühne, Wien, erklärt Pittioni: „Awaren und Slawen stehen in kulturellem Zusammenhang, es ist wahrscheinlich, daß der awarische Vorstoß das Vordringen der Slawen erleichterte. Sie werden um die Wende vom 6. zum 7. Jh. greifbar. Die slawische Kultur besitzt eigentlich kein Merkmal, das sie in ausschließlicher Form vor den anderen Kulturen kennzeichnen würde. Die einfache Keramik mit dem Wellenbandmuster baut auf älteren Formen auf und die Gebrauchsgegenstände aus Bronze und Eisen besitzen keine kennzeichnenden Eigenheiten; die eindeutige Zuweisung eines Fundes aus dem 8. oder 9. Jh. an die slawischen Siedler ist daher schwierig". R. von Uslar schreibt in „Westgermanische Bodenfunde des 1. bis 3. Jh.", Berlin 1938, S. 169: „Bei Behandlung der einzelnen Altsachen war es häufig nur schwer oder gar nicht zu entscheiden, ob es sich um germanische oder provinzial-römische Erzeugnisse handelt". Poulík schreibt in „Kunst der Vorzeit" aus 1956: „Im 3. Jh. tauchen namentlich auf mährischem und slowakischem Gebiet Gefäße auf, die mit viel Geschick auf der Töpferscheibe hergestellt wurden. Zu ihrer Erzeugung wurde ein feiner, grauer, gutgeschlämmter Ton verwendet. Die Mehrzahl derselben ist mit vielfachen zarten Wellenlinien verziert und weist eine durch horizontale Rillen gegliederte Oberfläche auf. Unweit von Brünn wurden Öfen zum Brennen dieser Keramik freigelegt, die hier in großer Menge von erfahrenen Vertretern des Töpferhand-

werks hergestellt und in die weitere Umgebung geliefert wurden. Einzelne Forscher vertreten die Ansicht, daß dies Angehörige des gallischen Stammes der Cotini waren." An anderer Stelle führt Poulík an, daß in Mikultschitz formvollendete, mit Wellenlinien verzierte Tongefäße aus der zweiten Hälfte des 6. Jh. gefunden wurden. Er gibt also damit auch zu, daß die Wellenband-Keramik mit horizontalen Rillen schon vor der Slaweneinwanderung und vor dem Aufscheinen der Gefäße des „Prager Typus" im Sudetenraum existierte. Damit fällt auch die Hypothese von der slawischen Keramik des Lautschitzer Typus.

Laut bereits erwähntem Gutachten der Universität Köln seien auf als slawisch bezeichneter Keramik aufscheinende Wellenmuster auch an fränkischer Keramik öfters festzustellen, solche Tonware sei unter anderem auch am Niederrhein im Raume Moers, wohin niemals Slawen gekommen waren, gefunden worden; spätrömische, germanische hunnische, awarische und schließlich auch slawische Elemente seien oft eine Symbiose eingegangen, so daß gerade relativ einfache Kulturhinterlassenschaften wie die Keramik kaum zur ethnischen Deutung zu verwenden sind.

Im oben zitierten Bonner Jahrbuch finden sich auf S. 92, 101, 102, 105, 106, 114, 115, 117, 118 und 121 Abbildungen von Tongefäßen aus der Spät-Merowinger- und Karolingerzeit, die den von J. Poulík in „Zwei großmährische Rotunden in Mikultschitz" dargestellten vielfach zum Verwechseln ähnlich sind. Diese im Bonner Jahrbuch abgebildeten Keramikwaren mit Wellenbandmustern wurden bei Neuburg a. d. Donau, bei Ingolstadt, bei Freiburg in Baden, in Ulm und Geislingen a. d. Steige gefunden. Diese Tonware entspricht auch ihrem übrigen Äußeren nach der des sogenannten Lautschitzer Typus. Laut der S. 98 beigefügten Karte des genannten Jahrbuches sind Fundstellen solch ähnlicher Ware auch in Niederbayern, bei Salzburg, Mainz, Augsburg, Schaffhausen (Schweiz) und im Elsaß. Prof. Hübener teilte hiezu ergänzend mit, daß sich Keramik der Mikultschitzer Art heute in verschiedenen Museen des deutschen Sprachraumes finde; besonders zahlreiche Funde solcher Art seien in Thüringen und in der Oberpfalz gemacht worden, im Museum zu Regensburg seien viele solche Keramikstücke, eine stammesmäßige oder ethnische Zuweisung solch einander sehr ähnlicher Keramikgruppen sei äußerst schwierig und bedeute eine Überforderung des Materials. Ebensolche Keramik wurde auch bei Ausgrabungen in Hamburg gefunden und in den dortigen Museen hinterlegt. Man kann daher solche Funde selbst dann, wenn es in Einzelfällen slawische Hinterlassenschaften sind, keineswegs als typisch slawisch bezeichnen. Der Archäologe P. Reinecke hat in einer Reihe von Abhandlungen nachgewiesen, daß allenfalls in Nordbayern manchmal festgestellte slawische Tonware keine typisch slawischen Merkmale hat, sondern eine germanische Machart darstellt, die sporadisch eingesickerte Slawen genauso wie alle anderen Kulturerrungenschaften von den heimischen Germanen übernommen haben. Dieselbe Ansicht wie Reinecke vertritt auch der Archäologe Dinklage. Zdeněk Váňa bezeichnet in „Vznik a počátky Slovanů" aus 1960 im ehemaligen Liutizen- und Sorbenland Norddeutschlands gefundenes Tongut mit Gitter-, Tannenzweig-, Zickzack-, Kasettenmuster usw. auch als altslawisch, während Tichy solche Keramik als germanisch anspricht und die Behauptung aufstellt, daß die Slawen nur die Keramik des Prager und Lautschitzer Typus gekannt hätten.

Oswald Menghin hat in „Grabungen in Stillfried an der March" (Niederösterreich), S. 102, nachgewiesen, daß die mächtige Stillfrieder Wallanlage von den Quaden errichtet worden ist. Nun hat aber diese Anlage, obwohl sie aus der späteren Römerzeit stammt und primitiverer Art ist, eine auffallende Ähnlichkeit mit der zu Mikultschitz und auf der Heidenstätte; es spricht also schon aus diesem Grunde die Ver-

mutung dafür, daß auch beide letzteren von Quaden oder anderen mit ihnen zusammenlebenden germanischen Stämmen angelegt worden sind. Im Museum zu Stillfried befinden sich Tongefäße aus der dortigen alten Ansiedlung. Diese Keramik gleicht geradezu aufs Haar dem in Südmähren und zu Eger gefundenen und auf den Tafeln XXXVIII bis LIX in Poulíks „Zwei Großmährische Rotunden in Mikultschitz" und in Hejnas „Slovanské hradiště v Chebu", d. i. „Slawische Burgstätte in Eger" dargestellten Tongut. Da Stillfried und Umgebung einerseits nie von Slawen besiedelt waren, anderseits aber im Machtbereich der Moymariden lagen, ist dadurch nicht bloß die germanische Herkunft der Stillfrieder Keramik, sondern auch die der Mikultschitzer erwiesen. Hiebei ist allerdings nicht zu verkennen, daß auch die awarische Keramik Wellenbänder und andere Verzierungen aufweist. Durch obige Feststellungen ist auch die von A. Hejna vertretene Ansicht, daß die zu Eger gefundene Tonware ein Beweis für eine slawische Besiedlung des Egerer Beckens bis etwa zu Beginn des 2. Jahrtausend sei, als widerlegt anzusehen.

Von besonderem Interesse sind die Ausführungen Poulíks in „Staři Moravené budují svůj stát", S. 122, über die Befestigungsanlage auf der Peterswiese zwischen Tracht und Unter-Wisternitz in Südmähren sowie über die dortige Keramik- und Gräberfunde. Die Festung entspricht im Wesen dem großmährischen Typus, die Tonware mit „Lautschitzer" Wellenbandverzierungen stammt in lückenloser Folge aus dem 9. bis 12. Jh. und die auf einem großen Gräberfeld befindlichen Skelettgräber mit Sporen, Messern, Saxen (Kurzschwertern), Lanzenspitzen sowie teilweise vergoldetem Silber- und Bronzeschmuck sind aus dem 9. bis 11. Jh. Nun ist aber urkunden- und siedlungsformenmäßig nachgewiesen, daß das Gebiet um Tracht (ein Angerdorf) und Unter-Wisternitz (ein Straßendorf) vom 11. und 12. Jh. bis zur Hussitenzeit in weitem Umkreis und die Orte selbst bis 1945 rein deutsch waren. Es ist daher erwiesen, daß auch die Bewohner der Festung und der ganzen Umgebung im 9. Jh. deutsch waren, das Gräberfeld „Am Sand" war sichtlich der Friedhof der Bewohner von Tracht, vielleicht auch der von Unter-Wisternitz.

Aus der Abhandlung Beningers und Freisings über „Die germanischen Bodenfunde Mährens" sowie den darin befindlichen Bildtafeln erkennt man, daß schon Jahrhunderte vor der slawischen Einwanderung in Mähren Urnen und Töpfe mit wellenlinigen und geraden Verzierungen sowie mit breitem Mundsaum in Verwendung standen, vor Jahrzehnten gefunden wurden und sich derzeit in verschiedenen mährischen Museen befinden; weiters wird in der Abhandlung ausgeführt, daß die Wandalen Schlesiens die keramische Wellenverzierung von den Quaden übernommen haben. Leider gehen die beiden Gelehrten sowie andere Archäologen (auch Pittioni und Preidel) von der von den Historikern verbreiteten irrigen Ansicht über das Verschwinden germanischer Stämme aus dem Sudetenraum und Nordösterreich nach der Völkerwanderung aus und verlegen nur deshalb grundlos viele Funde aus dem 7. Jh. und später entweder in ein etwas früheres Stadium oder erklären sie als slawischer Herkunft. Viele Funde werden auch, da sie aus dem 5. und 6. Jh. stammen, als langobardische bezeichnet, obwohl sie richtigerweise als germanische zu werten sind. So finden sich in dem großen Gräberfeld von Třeblička sowie in Einzelgräbern angeblich typisch langobardische Schalenurnen. P. Höfer macht jedoch in den „Göttinger Gelehrtenanzeigen" mit Recht geltend, daß es keine typisch langobardische Keramik gegeben habe, sondern daß dies eine westgermanische sei; die in Böhmen gefundenen und den Langobarden zugeschriebenen Gefäße können ebensogut suebisch-markomannische Schalen sein. Nach S. Müller in „Nordischer Altertumskunde" enthalten die Funde verschiedener germanischer Völker wegen derer Verwandtschaft

keine bedeutenden Unterschiede, so daß man sie schwerlich mit Sicherheit dem einen oder anderen germanischen Stamm zuweisen kann. Nach L. Schmidt ist auch die merowingische Kultur keine selbständige, sondern eine Verschmelzung westgermanischer, rheinisch-spätrömischer und donauländischer Elemente.

Zusammenfassend ist daher festzustellen, daß die Wellenlinienkeramik des sogenannten Lautschitzer Typus nicht einmal ein Hinweis für eine slawische Besiedlung des Sudetenraumes, wohl aber ein unumstößlicher Beweis für die Altansässigkeit der Sudetendeutschen ist. Es ist dies eine provinzial-römische Keramikart, die vorerst Germanen und von diesen erst später die Sudetenslawen übernommen haben. Aus der Art und Qualität des verwendeten Tones sowie allfälliger Sandbeimischungen kann man weder auf germanische noch auf slawische Keramik schließen; Töpferton wurde eben dort genommen, wo er sich fand, und dieser ist in verschiedenen Gebieten häufig auch verschiedenartig.

e) Wohnstätten

Die z. B. in Priesen bei Laun, in Klutschow bei Kaurim und namentlich in Altstadt bei Ung. Hradisch aufgedeckten Erdhütten und Häuser sind keineswegs ausgesprochen slawisch. Die Erdhütten mit einem Wohnraum bis zu rund 10 Quadratmeter und die Häuser mit einem solchen bis zu rund 20 Quadratmeter werden jetzt nur wegen des Auffindens einiger Scherben vom sogenannten Lautschitzer Typus, wegen der quadratischen Form und der Heizstellen als slawisch bezeichnet. Solche Wohnstätten befanden sich jedoch auch im übrigen Germanien und entwickelten sich im Laufe der Jahrhunderte zu den uns schon näher bekannten mittelalterlichen Wohnhäusern. Die Wohnstätten waren laut tschechischen Forschungsergebnissen meist aus Holz, manchmal jedoch mit einem gemauerten Sockel oder bereits ganz gemauert. Nach J. Schránils „Vorgeschichte Böhmens und Mährens" wurden im Sudetenraum jedoch schon aus der älteren römischen Periode eine Anzahl von viereckigen, hausähnlichen Wohngruben im Durchmesser von 2—5 Meter mit Feuerstellen aufgedeckt. Die Sudetenslawen kannten aber vor und zur Zeit ihrer Einwanderung weder solche Erdhütten noch solche Wohnhäuser mit zum Teil schon schönen Herden. So berichtet Helmold um 1170 über die Nordslawen: „Sie sorgen wenig um den Häuserbau, leicht flechten sie ihre Hütten aus Zweigen, um notdürftig Schutz gegen Unwetter und Regen zu finden." Nach R. F. Kaindl über „Die Polen" in „Aus Natur und Geisterwelt", Graz, 1916, kommen geflochtene Hütten noch heute in Galizien und in der Bukowina vor. Es ist daher schleierhaft, wieso nun diese quadratischen Wohnstätten mit einer Feuerstelle entweder in der Mitte oder in einer Ecke des Wohnraumes als „typisch slawisch" bezeichnet werden und man damit die Anwesenheit von Slawen nicht bloß im Sudetenraum, sondern auch in Österreich begründen will.

f) Allgemeines über Funde und Gräber

Das Gebiet von Leitmeritz wurde besonders nach 1945 archäologisch erschlossen. So schildert Milán Zápotocký in „Památky archeologické" aus 1965, daß in Körper- (Skelett-) Gräbern aus dem 8. bis 10. Jh. Schwerter mit deutschen Inschriften, Sporen und verschiedenartige Streitäxte, wie sie zum Teil auch in Schweden geborgen wurden, sich fanden. Weiters wurden aus jener Zeit Keramik mit Wellenlinien, geraden Linien, Quer- und Streichmustern, Fingertupfen usw. sowie Schmuckstücke ausgegraben, wie sie sich im übrigen Sudetengebiet sowie in vielen Teilen Süd- und Westdeutschlands sowie Österreichs fanden und den von Zápotocký in seinem Werke abgebildeten nicht bloß ähnlich, sondern völlig gleich sind. Dies erkennt man auch bei Vergleichung der in den Werken Pittionis, Mitscha-Märheims, Beningers, Hübeners, Menghins und

anderer abgebildeter, von Deutschen erzeugter und in deutschen Landen gefundener Keramik, die in Ausmaßen, Form, Bearbeitung und Verzierung dieselbe ist wie die im Werke Zápotockýs dargestellte und von ihm als slawisch bezeichnete Ware. Eben dasselbe gilt auch für die von A. Hejna in und bei Eger gemachten Funde. Auffallend ist, daß im Leitmeritzer Gebiet überhaupt keine Lanzenspitzen und nur vereinzelt Pfeilspitzen, also fast keine etwa auch slawische Waffen geborgen wurden. Aus all dem geht hervor, daß diese Region in einem Umkreis von vielleicht 20 bis 30 Kilometern um Leitmeritz vom 8. bis 10. Jh. wenn schon nicht gänzlich, so doch überwiegend von Deutschen bewohnt war. In diesem Zusammenhang wird auch auf die Ausführungen in Sudeta VI, 52, nach denen bei Polepp bei Leitmeritz Kampfbeile gefunden wurden, verwiesen.

Lubor Niederle führt aus, daß sich in einem ausgedehnten Bereich zwischen den Flüssen Biela, unterer Beraun und unterer Iser Germanengräber von merowingischem Typus aus dem 5. bis 7. Jh. finden; die Umgebung von Prag sei schon in der ersten Hälfte des 1. Jahrtausends stark bevölkert gewesen, man könne sogar wegen des Fürstinnengrabes von Schellenken bei Teplitz und der Gräber von Podbaba bei Prag aus der merowingischen Zeit „einen Rest des Markomannenvolkes annehmen". Niederle erklärte auch, daß im Sudetenraum keine vor dem 9. Jh. angelegten slawischen Siedlungen oder Begräbnisstätten festgestellt werden konnten. Denselben Standpunkt vertritt auch E. Schwarz in den „Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung", Innsbruck 1929. O. Menghin schrieb in „Urgeschichte Böhmens und Mährens" aus 1926, S. 111, daß sich die Anwesenheit von Slawen bis zum Jahre 800 archäologisch nicht nachweisen lasse und daß die slawischen Brandhügelgräber auch nichts Älteres darstellen; das große germanische Reihengräberfeld von Podbaba gehöre in die Zeit des 6. bis zum Anfang des 7. Jh.

Prof. Weinzierl schrieb über Böhmen in den Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft Wien im Jahre 1904: „Die Markomannenkultur als die herrschende bis zur Einwanderung der Slawen im 7. Jh. erscheint nun ziemlich sichergestellt. Ihre Kultur ist nachgewiesen an vielen Orten, z. B. Leitmeritz, Libochowan, Schönfeld, Teplitz, Kulm, Briesen usw. In den erstgenannten zwei Orten befinden sich Gräber mit Reihengräberbestattungen. Auch zu Podbaba bei Prag und an anderen Orten Böhmens wurden Gräberfunde rein merowingischen Charakters gefunden."

Dr. E. Schwab berichtet, daß durch Ausgrabungen bei Edelspitz in Südmähren eine quadische Ansiedlung aus dem 3. Jh. aufgeschlossen wurde und anschließend germanische Funde aus dem 8. Jh. sowie Tonscherben in lückenloser Folge über die Völkerwanderungs-, Merowinger- und Burgwallzeit bis an die Schwelle der schriftlichen Überlieferungszeit festgestellt wurden; schon daraus allein könne die ununterbrochene Fortdauer germanischer Siedlungen im Raume von Edelspitz seit dem 3. Jh. nicht bestritten werden. Nach Mitscha-Märheim wurden bei Straning im Weinviertel die Reste einer großen markomannisch-quadischen Siedlung, die bis in das 6. Jh. zurückreicht, aufgedeckt. Nach Sudeta VI, 65, wurde am Taubenberg bei Mühlfraun, Südmähren, ein Merowingergrab, in dem sich ein Speer, Pfeilspitzen und Hühnereier befanden, eröffnet.

Mitscha-Märheim hat das Gräberfeld von Mistelbach in Niederösterreich, das dem von Untertannowitz in Südmähren ähnlich ist und ungefähr aus derselben Zeit stammt, in das 8. und in den Anfang des 9. Jh.s datiert und aus den Skelettgräbern auf eine schwach awarisierte germanische Bevölkerung geschlossen. Dasselbe muß man nun hinsichtlich der germanischen Bevölkerung auch von Untertannowitz annehmen.

Weil aber in dieser Begräbnisstätte zwei Eisensicheln gefunden wurden, schließt nun Poulík auf eine slawische Bevölkerung. Daß dieses Argument nicht ernst zu nehmen ist, liegt auf der Hand, denn gerade germanische Bauern gaben ihren Toten auch Sicheln mit auf den letzten Weg. Ja in letzter Zeit behaupten tschechische Gelehrte sogar, daß das Königsgrab von Žuráň das eines slawischen Herrschers wäre. Es ist dies ein mörtellos aus Steinplatten verfertigtes Mausoleum mit zwei riesigen Grabkammern, laut Mitscha-Märheim ein einwandfrei germanisches Bauwerk mit typisch germanischem Flechtbandmuster, das als ältestes Beispiel solcher Zierweise auf einem germanischen Bauwerk aufscheint.

Die vier von Poulík im Jahre 1941 zu Lautschitz bei Seelowitz in Südmähren untersuchten und aus dem 7. bis 8. Jh. stammenden Gräber sind germanischer und nicht slawischer Herkunft. Bei den Frauenskeletten befanden sich eiserne Messerchen, Spinnwirtel, Hühnerknochen und zu Füßen Eimer. Und gerade diese Beigaben finden sich in vielen als einwandfrei germanisch agnoszierten Gräbern, die zum Teil schon aus dem 1. bis 5. Jh. stammen. Selbst im germanischen Fürstinnengrab zu Schellenken fand sich ein Messerchen und zu Füßen die Reste eines mit einem eisernen Band versehenen Eimers. Die Spinnwirtel sind typisch germanisch, slawische Frauen gebrauchten sie damals noch nicht, zumindest fehlt darüber jegliche Nachricht. Paulus Diaconus berichtet bei der Schilderung der Schlacht zwischen Herulern und Langobarden im Jahre 508/9 über ein großes Flachsfeld im germanischen Rugiland. Germanische Frauen verwendeten zum Verspinnen des Flachses Wirtel. Der männliche Schwertträger des Lautschitzer Grabes war ein germanischer Krieger, denn im 7. und 8. Jh. hatten die Slawen noch keine Schwerter, die Beigabe von Eiern (im Männergrab fand man Eierschalen) war nur eine germanische Sitte. Die mit Wellenbändern geschmückten Tongefäße sind nicht typisch slawisch, wie bereits früher ausgeführt wurde. Die Leichen der vier Bestatteten sind langschädelig, also ebenfalls germanisch Dasselbe, was über diese vier Gräber gesagt wurde, gilt auch hinsichtlich des übrigen großen Gärberfeldes in Lautschitz mit Reihenskelettgräbern und typisch germanischen Beigaben. Das Grab Nr. 277 in Altstadt barg nach J. Filip unter anderem Reste eines Kuh- und Ziegenschädels. Nun fand man aber nach Mitscha-Märheims „Dunkler Jahrhunderte goldene Spuren", S. 94, in Langobardengräbern wiederholt Tierknochen vorwiegend von Schafen, Ziegen und Geflügel sowie die Reste ganzer Hühnereier. Schon wegen dieser Beigaben kann man die vier von Poulík in Lautschitz untersuchten Gräber sowie das Grab Nr. 277 in Altstadt als germanisch bezeichnen, die Beigesetzten waren Germanen und keine Slawen. Die Fundstellen von Branowitz und Holasek (siehe „předhradištní kostrové hroby v Blučíně" aus 1941, Tafel VI., 1, 4, 8) weisen neben Urnen mit Wellenbandlinien auch andere Urnen auf, wie sie in unbestritten germanischen Gräbern geborgen wurden; anderseits hat man aber in diesen Grabstellen keine Gefäße des angeblich slawischen Prager Typus gefunden. Schließlich hatten die Slawen damals noch allgemein Brandbestattung und es ist nicht einzusehen, warum sie im 7. und 8. Jh. ihre Toten in Branowitz, Schimitz, Holasek, Lautschitz, Klein Schardítz und im übrigen Sudetenraum nicht verbrannt, sondern in Körpergräbern beigesetzt hätten. Auffallend ist allerdings, daß Poulík selbst zugibt, daß bei Lautschitz das Grab eines *germanischen* Adeligen gefunden wurde, während anderseits die große Masse der übrigen dort Begrabenen Slawen gewesen sein sollen.

Poulík führte auch die Freilegung des Urnengräberfeldes im Ausmaß von rund 1 Quadratkilometer bei Prittlach in Südmähren durch. Diese Begräbnisstätte einer Sippe, wahrscheinlicher aber einer Gemeinde, reicht bis in das 3. Jh. zurück, nach Art und Form der Urnen sowie deren Lage sind die Bestattungen ununterbrochen bis in

das 10. Jh. vorgenommen worden. Die im 3. Jh. vergrabenen Urnen sind verziert und mit reichen Beigaben versehen, die späteren unverziert, einfacher, teilweise mit kleinen Buckeln und mit kleinen oder geringeren Beigaben versehen, weshalb Poulík die ursprünglichen als Germanenurnen und die späteren, primitiveren als Slawenurnen bezeichnet. Da es sich hier um *eine* Begräbnisstätte handelt, ist es naheliegend, sie *einer* Gemeinde zuzuweisen. Es war dies sichtlich der Friedhof der Bewohner von Alt-Prittlach, wenn wir die Ortschaft nun schon irgendwie benennen wollen. Die verzierten und mit reichen Beigaben ausgestatteten Urnen mögen wohl aus der ersten Hälfte des 1. Jahrtausends stammen und sind unbestritten germanischer Herkunft. Die einfachen, jüngeren Urnen sind entweder langobardischen Ursprungs, auf serienmäßige Erzeugung teils auf der Drehscheibe, auf eine Verarmung der Bevölkerung infolge von Feindeinfällen, auf eine verringerte Religiosität der Bewohner Alt-Prittlachs, auf den Einsatz slawischer Dienstboten oder auf sonstige, uns unbekannte Umstände zurückzuführen. Eine Änderung der Eigentumsverhältnisse des Friedhofes in dem Sinne, daß eingewanderte Slawen ausgerechnet die germanische Begräbnisstätte weiterbenützt und zur Gänze übernommen hätten, ist unwahrscheinlich. Die Ortsform des Dorfes Prittlach (Mehrstraßendorf in Verbindung mit Platzdorf) weist auf eine Anlegung, bzw. auf einen Umbau im 11. und 12. Jh. hin, die Flurform ist die Gewanne, also die spätgermanische Form der Dreifelderwirtschaft, die Flurnamen waren im 20. Jh. fast hundertprozentig deutsch. L. Hosák schreibt in „Historický místopis země Moravsko-Slezské", daß in der ersten Hälfte des 13. Jh.s alle Inwohner von Prittlach deutsche Namen hatten. Dem Sudetendeutschen Atlas nach lag Prittlach in vorhussitischer Zeit im rein deutschen Gebiet Mährens, die Ortschaft blieb bis 1945 deutsch. Gerade durch diese Begräbnisstätte ist die Altansässigkeit der Deutschen in und um Prittlach erwiesen.

Poulík berichtet, daß zu Theben-Neudorf, Unter-Wisternitz und an anderen sudetischen Orten Reitergräber mit mitbegrabenen Pferden gefunden worden seien. Da dies selbst nach Poulík keine Awarengräber waren, konnten es nur germanische gewesen sein, denn das Begraben gestorbener Fürsten mit ihren Pferden ist eine historisch erwiesene germanische Einrichtung gewesen, denn nach „Germania", Kap. 27, von Tacitus bekam ein jeder Germane bei der Bestattung seine Waffen mit, manchmal auch sein Pferd. Über einen analogen slawischen Brauch fehlt jegliche Nachricht, er entspricht auch nicht slawischem Wesen (siehe auch S. 191).

Bis etwa zur Mitte des 9. Jh.s angelegte Körper-Reihengräber sind unbestritten germanisch; damit ist aber nicht gesagt, daß die Germanen ihre Toten *nur* in Reihengräbern beigesetzt hätten. Auch die Art bestimmter Gräber beweist die sudetendeutsche Altansässigkeit. Nach Preidel finden sich die vom 7. bis 10. Jh. im Sudetenraum zahlreich errichteten Kammergräber und Grabeinbauten auch in Skandinavien, also der Urheimat der Germanen; an etwaige Zusammenhänge dieser Holzkammergräber und sonstiger Einbauten mit merowingischen Grabherrichtungen „habe man noch nicht gedacht, weil man im Banne ethnischer Betrachtungsweise jede Welt (slawische und germanische) für sich gesehen habe".

Die meisten Völker glaubten im Sinne ihrer Religion an göttliche Wesen sowie an ein Fortleben nach dem Tode. Verschiedentlich fanden und finden sich aber noch jetzt völlig oder nahezu gänzlich irreligiöse Völkerschaften. Zu solchen gehörten die Slawen vor der Bekehrung zum Christentum.

Der Araber al Masudi schrieb über die Slawen, daß „die einen Christen sind, andere aber keinem Religionsgesetz gehorchen und als Heiden von Religionssatzungen

nichts wissen" und daß die Sarbin ihre Toten verbrannten. Nach al Masudi waren also die Sudetenslawen vor ihrer Christianisierung religionslos. Nach Preidel hat es bei den Slawen eine Religion einer größeren Gemeinschaft nicht gegeben, es fehlen auch verläßliche historische Zeugnisse über altslawisches religiöses Gedankengut. Die Altslawen hatten keine Priester, keine Tempel, keine heiligen Orte, ihre Vorstellungen von überirdischen Wesen waren nebulos und mehr auf böse Geister als auf himmlische Wesen gerichtet. Ihr angeblicher Gott Pirun war eine Nachbildung des germanischen Wodan, andere Gottheiten lernten sie erst von den Germanen kennen. Inwieweit sie nach ihrer Einwanderung an ein (wohl kaum ernsthaft genommenes) Weiterleben nach dem Tode glaubten, war dies bloß dem germanischen Einfluß zuzuschreiben. Thietmar von Merseburg schreibt im 11. Jh. über die „sclavi", „welche glauben, daß mit dem Tode alles vorbei sei".

Grabbeigaben sind engstens mit dem Glauben an ein Jenseits verbunden. Dem Begrabenen wurden nicht nur seine persönlichen Gebrauchs- und Wertgegenstände, sondern auch Waffen und Speisen mit ins Grab gegeben, weil man glaubte, daß er sie auch nach dem Tode noch brauche. Man gab dem Toten viele Dinge mit ins Grab, an deren Gebrauch er gewöhnt war. Auf diese Art sollte ihm ein Fortleben im Jenseits gewährleistet werden, das dem Leben im Diesseits nach Möglichkeit glich. So sind wir berechtigt, aus dem gesamten archäologischen Befund eines Grabes genaue Rückschlüsse auf die Lebensverhältnisse zur Zeit seiner Errichtung und während der Dauer seiner Belegung zu ziehen. Die heidnischen Germanen glaubten an ein Jenseits, weshalb sich in deren Gräbern Beigaben befinden. Der nahezu völlig irreligiöse Slawe war hingegen froh, wenn er einen Wertgegenstand auf welche Art auch immer erhalten hatte. Er glaubte wohl nicht daran, daß man nach dem Tode irdische Güter benötige. Der Slawe hat das persönliche Eigentum des verstorbenen Verwandten als willkommenes Erbe angesehen und es daher nicht vergraben, sondern praktischerweise behalten; er war und ist realistischer, man könnte fast sagen materialistischer und weniger phantasievoll eingestellt als der Deutsche. Der Slawe war und ist gegenüber allem nicht Greifbaren und Unsichtbaren und sohin auch gegenüber der Lehre von einem Fortleben nach dem Tode mißtrauischer und ungläubiger eingestellt als der in anderen Belangen manchmal geradezu dumm-leichtgläubige Deutsche. Es entsprach auch nicht der slawischen Mentalität, sich schwer erringbarer Dinge ohne weiteres zu begeben und sie auf Nimmerwiedersehen zu verbrennen oder zu vergraben. Man hat festgestellt, daß viele mit Beigaben versehene Gräber geplündert worden waren. Dies konnten nur irreligiöse und betreffend Privateigentum labilere Menschen, also meistens Slawen gewesen sein, denn Germanen hätten aus Angst vor ihren Göttern dies wohl nur ausnahmsweise getan. Germanen haben also erwiesenermaßen den Gräbern große Reichtümer anvertraut, Slawen haben den Gräbern eher etwas entnommen als hineingegeben. Nahezu alle Gräber mit reicheren Beigaben bis zum 10. Jh. — in späterer Zeit kamen wegen diesbezüglichen Verbots der Kirche die Grabbeigaben überhaupt ab — sind daher als germanische, bzw. als deutsche anzusehen.

Aus den vielen im ganzen Sudetenraum gemachten archäologischen Funden wurde festgestellt, daß besonders Südmähren, das Gebiet um Brünn, das Marchfeld samt der großen und kleinen Hanna, die Elbelandschaften, die Gebiete der unteren Moldau, das Pilsner und Budweiser Becken sowie die Eger- und Bielalandschaften schon in prähistorischer Zeit, bis zum 12. Jh. jedoch samt den angrenzenden und umliegenden Regionen bereits zur Gänze und teils sogar sehr dicht besiedelt waren. (Siehe die in H. Preidels „Siedlungsräume Böhmen und Mähren" angeschlossenen

Karten.) Diese Lande bildeten zu Beginn des 2. Jahrtausends ein zusammenhängend geschlossenes Wohn- und Siedlungsgebiet.

Wie bereits hingewiesen, wurden nach 1945 tschechischerseits viele archäologische Grabungen durchgeführt. Poulík schreibt in „Kunst der Vorzeit" aus 1956, daß „die Regierung der ČSSR den Archäologen Geldmittel gewährt, von denen frühere Forschungsgenerationen nicht einmal zu träumen gewagt hätten". Leider war es — und dies wohl aus begreiflichen Gründen — daran interessierten sudetendeutschen oder anderen deutschen Forschern nicht ermöglicht worden, sich an solchen Grabungen ständig zu beteiligen oder von der Richtigkeit und Vollständigkeit sämtlicher festgestellten Ergebnisse sofort an Ort und Stelle zu überzeugen. Namhafte tschechische Gelehrte haben in den letzten 150 Jahren zum Zwecke der Untermauerung des alleinigen tschechischen Herrschaftsanspruchs auf den Sudetenraum sich schwerster Urkunden- und Geschichtsfälschungen schuldig gemacht. Diese haben nahezu ein Jahrhundert lang die böhmische Geschichte und die Kolonisationstheorie in tschechischem Sinne gefördert, selbst Palacky und andere Verfechter der „Kolonisation" beriefen sich wiederholt auf solche tschechische Falsifikate. So fälschte der Prager Historiker Hanka die sogenannten Königinhofer und Grünberger Handschriften, der Brünner Landesbeamte Boczek fälschte 230 und der Brünner „Gelehrte" Brandl eine große Anzahl historisch maßgeblicher Urkunden. Der Chefredakteur der Prager „Národní Noviny" K. Havlíček druckte laut „Sudetenland" von Aschenbrenner, S. 191 in seiner Zeitung aus anderen Blättern angeblich stammende Artikel ab, die aber fingiert waren. Im 19. Jh. wurden angebliche altslawische Runen in Felsen gemeißelt, um damit fälschlich den Beweis altslawischer Kultur zu erbringen (siehe S. 236 zu k.). Bemerkt wird, daß die deutsche Wissenschaft, die bedeutend umfangreicher als die tschechische ist, keine einzige solcher Fälschungen aufweist. Der äußerst objektive und gewissenhafte österreichische Archäologe O. Menghin schreibt im Vorwort zur „Urgeschichte Böhmens und Mährens" über die tschechischen Archäologen: „In schönem Eifer, Alter, Ansehen und Ruhm des Slawentums möglichst zu heben, wurden Böhmen und Mähren geradezu auf einen wissenschaftlichen Isolierschemel gestellt und hier eine eigene Zeitrechnung und Urvölkerkunde geschaffen, über die man oft nur den Kopf schütteln kann. Kulturstufen, die überall, ob sie nun in Deutschland, Frankreich oder Italien nachgewiesen sind, mußten in Böhmen und Mähren oft viele Jahrhunderte jünger sein, ganz unerhört lang fortleben, damit sie sich dazu eigneten, als Niederschlag altslawischer Siedlungstätigkeit zu erscheinen. Aus dem gleichen Grunde wurde keltisches und germanisches Kulturgut möglichst wegbewiesen, obgleich das wiederum nur ging, wenn man diese Dinge ganz anders ansah, als es sonst in der Wissenschaft — und zwar nicht nur in der deutschen — üblich war. Scheinbare Stützen für die Annahme der einheimischen Forscher wurden durch falsche methodische Behandlung des Fundmaterials gewonnen."

Man kann also auch den tschechischen Forschungsergebnissen volle Beweiskraft nur bedingt zubilligen. Trotzdem haben aber die Veröffentlichungen über die Ausgrabungen gerade das Gegenteil dessen bewiesen, was sie beweisen sollten, denn dadurch wurde die Altansässigkeit der Sudetendeutschen noch zweifelsfreier geklärt.

Das sogenannte Großmährische Reich

Mit dem Abzug der Langobarden nach Italien (567) wurden die Quaden (Sueben) und Reste der Rugier, deren aller Wohnsitze sich um die Mitte des 6. Jh.s in Mittel-

und Südmähren, im niederösterreichischen Weinviertel, im Viertel unter dem Wiener Wald, in Westungarn und in der Westslowakei befanden, wieder frei. Von diesen standen die in einer allgemeinen Linie südlich der Thaya und östlich der Westkarpaten wohnhaften bis zum Ausgang des 8. Jh.s unter der Botmäßigkeit der Awaren. Da die Masse dieser Germanen überwiegend die Regionen beiderseits der March bewohnten, wurden sie samt den dort auch eingesickerten Slawen „Maharenses" und ähnlich, also „Mährer", bezeichnet. Der sogenannte Geograph von Ravenna kannte jedoch schon im 7. Jh. einen Teil Ostgermaniens unter dem mit romanischer Endung versehenen Namen „Maurungani", zu dem er Böhmen und Bayern (Baias) sowie auch Mähren zählte.

Die genannten Maharenses anerkannten im Jahre 803 die Oberherrschaft Karl des Großen und waren fortan Vasallen der karolingischen Könige. Fürst Moymar, wohl ein Nachkomme quadischer Edelinge der römischen Zeit, erneuerte das ehemalige Reich der Quaden, gliederte das Weinviertel und die Westslowakei, aus der er den Fürsten Priwina vertrieb, seinem Machtbereich ein und förderte die Verbreitung des Christentums. Diese Machtvermehrung beunruhigte König Ludwig den Deutschen, weshalb er nach Mähren zog, Moymar absetzte und dessen Neffen Rastiz mit Mähren belehnte. Dieser trachtete jedoch, die fränkische Oberherrschaft abzuschütteln und begünstigte übermäßig die seßhaft gewordenen Slawen. Er berief daher zu deren Unterweisung im Christentum im Jahre 863 die der slawischen Sprache mächtigen byzantinischen Mönche Konstantin und Method. Diese übersetzten Teile der Bibel und die Kirchenordnung in die slawische Sprache, unterrichteten die Slawen in der christlichen Lehre, lehrten ihre Schüler die Frühmette, die Stundengebete, die Messe, Vesper und wahrscheinlich auch die Grundgebete (Vaterunser, Credo, Beichtformeln usw.) in slawischer Sprache und führten für die Slawen die slawische Liturgie ein. Im Jahre 867 reiste das Brüderpaar nach Rom, wo Konstantin, der den Namen Cyrill angenommen hatte, starb. Die mit einer politischen Verselbständigung Mährens verbundenen kirchlichen Abfallbewegungen veranlaßten den bayrischen Episkopat und auch den deutschen König, gegen Method und Rastiz vorzugehen. Method wurde nach seiner Rückkehr drei Jahre lang in einem schwäbischen Kloster eingekerkert, Rastiz abgesetzt und geblendet.

Im Jahre 871 wurde Zuentibald, ein Neffe des Rastiz, nachdem er dem deutschen König den Treueid geleistet hatte, mit dem Marchgebiet belehnt. Er verbündete sich aber mit dem karolingerfeindlichen mährischen Fürsten Sclagomar und strebte nun ebenfalls wieder nach Selbständigkeit. Nach einigen kriegerischen Handlungen einigte sich aber Zuentibald mit den deutschen Königen, wies nach dem Tode Methods im Jahre 885 dessen Anhänger aus dem Lande, setzte den schon vorher in Nitra amtierenden deutschen Bischof Wiching für sein ganzes Reich ein, verbot die slawische Liturgie und führte die lateinische wieder ein. Zuentibald vergrößerte sein Machtgebiet über sämtliche quadisch-suebische Siedlungsgebiete, wie sie seit dem Abzug der Langobarden im wesentlichen bis zum 9. Jh. verblieben waren. Nach dem Tode Zuentibalds ging die Herrschaft auf dessen Sohn Moymar über. Im Jahre 907 wurden die mährischen mit den übrigen deutschen Truppen bei Preßburg von den Magyaren vernichtend geschlagen, das germanische Moymaridenreich hatte aufgehört zu bestehen.

Als nach der Schlacht auf dem Lechfeld im Jahre 955 die Magyaren in den pannonischen Raum zurückgedrängt worden waren, wurde von den deutschen Königen das ihnen vordem zu mächtig gewordene Moymaridenreich nicht mehr errichtet, sondern dreigeteilt. Das Weinviertel und das Viertel unter dem Wiener Wald wurde der

bayrischen Ostmark angegliedert, Mähren wurde Einflußgebiet der böhmischen Herzoge und die Westslowakei sowie Oberpannonien verblieben den Magyaren. Diese damals in groben Umrissen neu gezogenen Grenzen sind bis heute geblieben; lediglich im Jahre 1921 ist es der Republik Österreich gelungen, einen Teil des deutschsprachigen Oberpannoniens, das sogenannte Burgenland, zurückzubekommen. So ist also vom ehemaligen nahezu ein Jahrtausend alten Quadenreiche jetzt nur noch der zu Österreich gehörige Teil deutsch geblieben. Auffallend ist jedoch, daß die Quaden des 9. Jh.s auf ihrer Selbständigkeit gegenüber dem Deutschen Reich genauso beharrten wie das ganze zweite Jahrtausend hindurch die Österreicher, die überwiegend Nachkommen der alten Quaden sind. Wie sehr sich bei den Deutsch-Südmährern die Erinnerung an ihre quadischen Vorfahren erhalten hat, beweist der in Südmähren (Unter-Wisternitz) aufscheinende Flurname „Yttwar", der auf den Quadenfürsten Viduar zurückzuführen ist.

Die Historiker sehen im Moymaridenreich, auch „Großmährisches Reich" oder „Großmähren" genannt, einen slawischen Staat mit slawischer Bevölkerung sowie slawischen Herrschern und machen hiefür im wesentlichen geltend:

a) Angebliche Abwanderung sämtlicher germanischen Stämme zur Zeit der Völkerwanderung,

b) Berichte von Chronisten und Reisenden über mährische „Sclavi",

c) die angeblich slawischen Namen der mährischen Fürsten Mojmír, Rostislav, Slavomír und Svatopluk,

d) Einführung der slawischen Liturgie durch die Apostelbrüder Cyrill und Method,

e) Keramik des sogenannten Prager und Lautschitzer Typus sowie andere Bodenfunde.

Hiezu sowie als Beweis für das Deutschtum des Moymaridenreiches wird festgestellt:

Zu a): Wie schon früher dargetan, ist das fruchtbare, große und seit Zehntausenden von Jahren besiedelte Gebiet von seinen germanischen Bewohnern nicht aufgegeben worden, für die gegenteilige Behauptung fehlt jeglicher Beweis; daß das Land im 5. und 6. Jh. von Germanen, vornehmlich von den quadischen Sueben, damals „Suavi" benannt, besiedelt war, ist sowohl durch historische Dokumente als auch durch Ausgrabungsergebnisse erwiesen und wird auch von Historikern nicht ernsthaft bestritten. Lediglich der tschechische Archäologe J. Poulík behauptet, daß die Anfänge Großmährens bis in das 5. Jh. zurückreichen.

Die genannte suebische Bevölkerung war laut „Beschreibung der nördlich der Donau gelegenen Städte und Länder" des sog. Bayrischen Geographen aus der Mitte des 9. Jh. auch damals sehr zahlreich. Die Mitteilung dieses Geographen ist kein Verzeichnis der slawischen Völker, denn von Sclavi wird erst zum Schluß im Zusammenhang mit den Zeriuani (Serben) berichtet. Es wird darin über Beheimare, Marhari usw., in deren Zusammenhang aber mit keinem Wort über Slawen geschrieben. Wären die Böhmen und Mährer Slawen gewesen, hätte sie der Geograph sicherlich ebenso wie bei den Zeriuani als solche benannt. Aus den Namen einzelner aufgezählter Völker, wie Hehfeldi, Nortabtrezi, Osterabtreci, Sleenzane und andere muß man folgern, daß auch dies deutsche Stämme waren. Die erwähnte Beschreibung war ein militärischer Spionagebericht über die Verteidigungskraft der dem karo-

lingischen Imperium noch nicht voll untertänigen, überwiegend ostgermanischen Völker. Der Berichterstatter, wahrscheinlich ein karolingischer Nachrichtenoffizier, nennt die Stämme ohne Rücksicht auf deren religiöses Bekenntnis so, wie sie ihm von Gefangenen, Überläufern, Händlern, Wandersleuten und Agenten mitgeteilt worden waren. Aufschlußreich ist der Nachsatz „Sueui non sunt nati, sed seminati", d. i. „die Sueben wurden nicht geboren, sondern gesät". Diese in Kodeform erfolgte Mitteilung besagt sichtlich, daß die Zahl der Suebi so groß war, daß man sie nicht als von Menschen in normaler Zahl geboren bezeichnete, sondern wegen ihrer großen Menge mit den nicht zu zählenden gesäten Pflanzen verglich. Da sich dieser Nachsatz des Berichtes auf den Großteil der angeführten Stämme bezog — ansonsten würde ja dieser Nachtrag nicht aufscheinen —, erkennt man daraus deren und sohin auch der Böhmen und Mährer Zugehörigkeit zu den Sueben, die schon nach Tacitus überwiegend diese Regionen bewohnt hatten. Die ebenfalls auf militärischer Grundlage kurz vor dem Jahre 900 erstellte Orosius-Völkertafel zählt auch die Böhmen und die Mährer sowie eine Reihe anderer Völkerschaften auf, erwähnt aber keineswegs Slawen. Daß die Deutschmährer im Ansturm der Awaren nicht untergegangen sind, bestätigt auch der arabische Reisende al Masudi zur Mitte des 10. Jh.s in seinem Bericht über die Wohnsitze der kriegstüchtigen Namdžin, also der Němci (Deutschen) an den Flüssen Donau und March. (Siehe hiezu die Erklärungen T. Lewickys und die Slavia Antiqua II., 1949/50.)

Zu b): Es wurde bereits nachgewiesen, daß das Wort „Sclavi" nicht bloß für Slawen, sondern erwiesenermaßen auch für andere, nichtchristianisierte Ostvölker gebraucht wurde. Großmähren war im 9. Jh. noch nicht völlig missioniert, weshalb für dessen Bewohner ab und zu noch der Ausdruck „Sclavi" verwendet wurde.

Zu c): Die großmährischen Fürsten waren keine Slawen, sondern Germanen (Deutsche). Von tschechischen Historikern werden sie fälschlich Mojmír, Rostislav und Svatopluk benannt, trotzdem sie in sämtlichen Annalen und zeitgenössischen Chroniken Moymar, Rastiz, Zuentibald, Zuentibold und ähnlich genannt werden. All dies sind einwandfrei germanische Namen. Moymar ist nach O. Hauser das deutsche „Magmar" (machtberühmt), Rastiz das deutsche „Reinlieb" und Zuentibald das deutsche „schneller Held"; die germanischen Schweden hießen früher „Suionen", hievon wohl der Name „Sven", gegebenenfalls auch „Suenti". (Siehe auch „Sven Hedin", der bekannte schwedische Asienforscher und die deutschen Namen Balduin, Othmar, Vilmar usw.) Auch der Mährerfürst Sclagomar (Schlagmar), von tschechischen Historikern willkürlich auf „Slavomír" umbenannt, sowie der böhmische Fürst Sclavitag waren Deutsche. Die Söhne des Fürsten Zuentibald hießen Moymar, Zuentibald und angeblich Gotefridus, hatten also ebenfalls germanische Namen. Der Perser Ibn Rusta berichtet über den Fürsten S.w.nt.lk; aus dieser für uns verstümmelt zu lesenden Namenswiedergabe kann man nicht auf Svatopluk schließen. Die Päpste Hadrian II., Johann VIII. und Stephan V. haben eine Reihe von Schreiben an Fürst Zuentibald gerichtet und ihn abwechselnd mit „Sventopulc", „Zuentap", „Sphentopulc" und „Zuentibald" angesprochen, jedoch niemals mit „Svatopluk". (Siehe CDB I 12, 18, 22, 24, 26, 29.) In den in altslawischer Sprache mit cyrillischer Schrift wahrscheinlich von den im Jahre 885 von Zuentibald landesverwiesenen slawischen Priestern Gorazd und Constantin zu Beginn des 10. Jh.s in Mazedonien verfaßten Lebensbeschreibungen Cyrills und Methods werden die Mährerfürsten „Rostislav" und „Sventop'lk" genannt. In der vom Altslawischen ins Griechische übersetzten sog. Bulgarischen Legende aus dem 10. Jh. wird über die Mährerfürsten „Rasisthlabos" und „Sphentoplikos" berichtet. Der böhmische Chronist Christianus aus dem 10. Jh. nennt

letzteren „Zuentepulk". (Siehe V. Chaloupecky, a. a. O. 523 ff.) Durch Buchstabenumstellung (liquida metathese) wurde dann slawischerseits aus „pulk" ein „pluk" und in vorsätzlich slawisierender Tendenz aus „Rastiz" ein „Rostislav" und erstmals im 12. Jh. von Cosmas aus „Zuente" ein „Svato", also ein „Svatopluk" gebildet, was ins Deutsche übersetzt etwa „Heiligregiment" heißen würde. Aber selbst die von den Tschechen hinsichtlich Rostislav und auch sonst für ihr Volk reklamierte Namensendung „lav" ist nicht slawisch (siehe die S. 45 zur Namensendung -law in „Wlastislaw" gegebene ausführliche Erklärung); diese Silbe hieß im Altslawischen „laus" (siehe Bolezlaus, Wratizlaus u. a.) und ist vom Griechischen „labos = laos" (siehe Menelaos u. a.), d. i. „Volk", übernommen worden. Man kann daher aus der Namensendung „lav" bzw. „laus" allein nicht unbedingt auf einen slawischen Namensträger schließen. Auch die Namensendung „mir" ist nach O. Hauser nicht slawisch, sondern ostgermanisch (gotisch). Gotisch heißt die Form „mêrs"; aus dieser ist aber die Endung -mir als ein lautlicher Extremwert entwickelt (westgermanisch: mâr, wie ahd. mâri, mhd. maere, nhd.: die Märe, das Märchen, in Namen -mar: Diet(h)mar, Waldemar, Marhold u. a.). Abgesehen von den germanischen und auf keinen Fall slawischen Namen der obgenannten drei großmährischen Fürsten muß man auch wegen ihrer Tapferkeit, Kriegsbereitschaft, erfochtener Siege sowie der südmährischen Großfestungen und anderer Ausgrabungsergebnisse auf deren germanische Herkunft schließen.

Der von Rastiz aus Neutra (Slowakei) vertriebene Fürst Pribina und sein Sohn Kocel waren trotz der scheinbar slawisch klingenden Namen höchstwahrscheinlich germanische Fürsten (ein geschickter Germanist wird die Namen Pribina und Kocel genauso leicht auf eine germanische Urform zurückführen können, wie dies tschechische Gelehrte in ihrem Sinne tun). Pribina wurde vom deutschen König mit einem Teil der germanischen Provinz Oberpannonien und der dort befindlichen germanischen (deutschen) Stadt Mosapurc, von den Tschechen jetzt in „Blatnohrad" übersetzt, nach germanischer Art belehnt. Nach Pribinas Tode erhielt dieses Lehen sein Sohn Kocel; Markgraf von Oberpannonien war nach den Annales Fuldenses bis zum Jahre 865 der Deutsche Werinhar. Nach der sogenannten Conversio, Kap. V, 11 und 13, waren unter den Gefolgsleuten (Rittern) Kocels die Deutschen Liutemir, Witemir, Goimer, Amalrith, Altwart, Wellehelm, Drideperht, Gunther, Arfrid, Nidrih, Isanpero, Deotrih, Madalperht, Engilhast, Waltker, Deotbald, Wittimar und andere! In diesem Zusammenhang wird auch über die zur Mitte des 9. Jh.s (wäre Kocel ein Slawe gewesen, hätte er sich wohl nicht so viele deutsche Gefolgsleute genommen. Siehe auch S. 54 den holsteinischen Namen „Kosel") in Oberpannonien befindlichen sichtlich deutschen Orte Stepiliperc, Lindolveschirichun, Wiedhereschirichun, Isangrimeschirichun, Otakareschirichun, Palmunteschirichun und Temperc berichtet. Laut „Pramene" von P. Ratkoš, S. 165 ff hat im Jahre 859 König Ludwig dem Chorbischof Alberik zehn Liegenschaften bei Nußbach zwischen Raab und Wienerwald, die mit dem Allod Amalgers und Waltilo bei Ödinburch (Ödenburg) benachbart sind, ins Eigentum übertragen; zum Jahre 860 wird über Mattsee in der Grafschaft Oldoriks, über Zöberbach, Wachrein, Witinesberc und Wisitindorf in der Provinz Pannonien berichtet. Man erkennt also, daß die im 6. Jh. genannten Suavi (Sueben) und ein Teil der Langobarden in Oberpannonien geblieben waren, im 9. Jh. dort eine Anzahl von Städten hatten und ihr Land ein Teil Germaniens war. Die eingesickerten Slawen haben nie eine Mehrheit erlangt und leben dort jetzt noch als unbedeutende nationale Minderheit.

Die großmährischen Fürsten und Adeligen hatten eine ständige und häufig sehr große Gefolgschaft, die eine typisch germanisch-deutsche Einrichtung war und bis ins Hochmittelalter dauerte. Die zahlreichen Reitersporen aus dem 7. und 8. Jh., die nach

dem Tschechen Franz Kalousek in „Bewaffnung und Heerwesen im Großmährischen Reich" aus 1966 wegen der dazugehörigen Schnallen, Schlaufen, Riemenzungen und Abschlußplättchen formmäßig mit den karolingischen Sporen zusammenhängen, zeigen nach Mitscha-Märheim, daß die Großmährer schon damals große Reiterverbände aufstellten und daß weitblickende sowie tatkräftige Organisatoren, wohl die Vorfahren der 100 Jahre später in Erscheinung getretenen Gründer Großmährens, am Werke waren. Diese Reiterverbände des 7. und 8. Jh.s konnten aber keine slawischen gewesen sein, weil nach der Leonida tactica vom Ausgang des 9. Jh.s die Slawen noch sehr wenig Pferde hatten. Die Germanen hingegen kämpften, wie Cäsar, Tacitus, der byzantinische Kaiser Leo der Weise zum 9. Jh. sowie andere berichten, entweder zu Fuß oder in Reitergeschwadern (daher auch die zahlreichen Pferde-Kriegergräber in Südmähren). Nach der Leonida tactica XVIII, Kap. 106, nach der Erzählung des Persers Ibn Rusta (gest. 923) sowie nach anderen bereits angeführten Quellen waren die Waffen der großmährischen Slawen Wurfspeere, Spieße, Pfeil und Bogen; andere Waffen hatten sie nicht (siehe auch „Pramene" S 306, 330). Nun wurden aber in Südmähren außer vielen Schwertern, die nach Fr. Kalousek nicht minder zahlreich waren als die gleichaltrigen des Rheinlandes, auch mehr als 200 germanische Streitäxte gefunden. Gerade diese Sporen und Waffen sind daher ein Beweis, daß deren Träger keine Slawen, sondern mährische Germanen waren. Auch A. Hejna führt aus, daß die Apostelbrüder Cyrill und Method keineswegs in ein kulturmäßig primitives Land kamen und daß alle Feststellungen beweisen, daß sich dessen damaliges Niveau der gesellschaftlichen Entwicklung dem Großteil der damaligen europäischen Gebiete angepaßt hatte. Daß aber die Sudeten- und Karpatenslawen eine solche Kulturstufe damals noch nicht erreicht hatten, ist in dieser Abhandlung nachgewiesen worden.

Die Festungen von Mikultschitz, Altstadt, auf der Heidenstätte, Dowin, Neutra, und andere sind unbestrittenermaßen schon lange vor dem 9. Jh. angelegt worden, nach tschechischen Behauptungen waren sie schon im 6. und 7. Jh. von Slawen besiedelt gewesen. Diese führten aber nach der Leonida tactica XVIII, 78 bis ins 9. Jh. ein Wanderleben (P. Ratkoš übersetzt es mit „kočovný život"), so daß sie vor dem 9. Jh. diese Festen weder angelegt noch auch bewohnt haben konnten. Zudem waren nach historischen Quellen und nach Ausgrabungsergebnissen im 6. und 7. Jh. in jenen Gebieten Germanen ansässig, für eine slawische Besiedlung gibt es keinen Beweis. Da aber auch nach Palacky „kein Volk sich und das Seine freiwillig dem Feinde überläßt", sind diese Germanen im Lande geblieben und treten uns im 9. Jh. historisch als Herren und Großteil der Bevölkerung Großmährens entgegen.

Zu d): Es ist unbestritten, daß bereits um die Wende vom 8. zum 9. Jh. das Christentum in Großmähren Eingang gefunden hatte. Das Land wurde unschwer missioniert, denn es anerkannte die fränkische Oberhoheit und die von Salzburg und Passau entsandten Priester konnten sich mit den gleichvölkischen Mährern leicht verständigen und sie in der christlichen Lehre unterweisen. Ausbildungs- und Missionszentren waren nach J. Cibulka Innichen, Kremsmünster und St. Peter. Um 828 weihte Erzbischof Adalram von Salzburg die Kirche in Neutra. Um 850 wurde die Kirche von Mosapurc geweiht. Dies setzte natürlich eine namhafte Zahl von Gläubigen voraus. Es wurden auch anderwärts Kirchen gebaut, bis jetzt wurden bloß in Südmähren gegen 20 solcher bis etwa zur Mitte des 9. Jh.s erbauter Gotteshäuser festgestellt. Daraus erkennt man, daß ein Großteil des Volkes damals im Christentum schon unterrichtet und gläubig war, da es ja ansonsten die für den Gottesdienst, für Predigten und andere sakrale Handlungen bestimmten Kirchen weder besucht, noch gebraucht und auch nicht gehabt hätte. Um nun auch die Slawen Mährens im Christentum unter-

weisen zu lassen, wandte sich Rastiz an den byzantinischen Kaiser mit der Bitte um Entsendung slawisch sprechender Priester, weil „das Christentum bei dem Mangel an Unterricht in die Gesinnung des slawischen Volkes noch nicht übergegangen sei." Es ist also zu ersehen, daß in Großmähren zwei verschiedene Nationen lebten, von denen die eine, nämlich die deutsche, schon glaubensmäßig belehrt und christianisiert war, Priester und in einem bei den Deutschen üblichen Stil erbaute Kirchen hatte und die andere, die slawische Nation, noch zu christianisieren und in der christlichen Lehre zu unterrichten war. Sehr viele Slawen konnten aber in Großmähren wohl nicht gewesen sein, da für eine größere Anzahl Volkes wohl zwei Priester und zwar selbst höheren Ranges nicht ausgereicht hätten. Die Brüder Cyrill und Method predigten und sprachen mit den Slawen in deren Sprache, gingen aber in der Verwendung der slawischen Sprache beim Gottesdienst und wohl auch sonst zu weit, weshalb sie zur Rechenschaft gezogen wurden. Der Zweck der Berufung Cyrills und Methods war aber erfüllt, die Christianisierung der mährischen Slawen in die Wege geleitet. Diese hatten nun schon eigene slawische Priester, die zwar nicht nach slawischer Liturgie ordinierten, jedoch ihre Volksgenossen in slawischer Sprache betreuten.

Aus all dem ist aber der kulturelle und gesellschaftliche Tiefstand sowie das Analphabetentum der Mährer-Slawen im 9. Jh. zu erkennen. Denn wären sie auf einer der deutschen nur annähernd vergleichbaren Kulturstufe gewesen, hätten sie Priester und Intelligenzler aus ihrem Volk gehabt und der Landesherr hätte nicht Leute aus weiter Ferne zwecks Erteilung von Unterricht in Religion, Lesen und Schreiben herbeirufen müssen.

Nach der Methodiusvita V 2 hat Fürst Rastiz, der ähnlich wie neuzeitliche Monarchen von sich schon damals in der Form des „Wir" sprach und es als absoluter Herrscher auch für seine untertänigen Völker verwendete, dem byzantinischen Kaiser Michael mitgeteilt, daß „zu uns" (d. i. zu mir bzw. in mein Land) viele christliche Lehrer aus Welschland, Griechenland und Germanien gekommen und „uns" (d. i. mein oder meine Völker) verschieden unterrichtet haben, daß *aber* „wir Slawen" (d. i. meine Slawen), ein *einfaches* Volk, niemanden haben, der „uns" (d. i. meine Slawen) die Wahrheit lehren und deren Bedeutung erklären würde. Aus diesem Bericht ist wieder zu erkennen, daß in Großmähren verschiedene Völker lebten, nämlich eines, dem das Christentum von welschen, griechischen und germanischen Lehrern sichtlich mit Erfolg gelehrt worden war, daß aber im Gegensatz hiezu das slawische Volk in der christlichen Lehre nicht unterrichtet worden war. Weiters ersieht man daraus, daß die Slawen ein einfaches (primitives) Volk waren und demnach die gesellschaftliche Unterschicht bildeten, da es ja erwiesenermaßen in Großmähren eine zahlenmäßig starke Mittel- und Oberschicht gegeben hat, denen sie offensichtlich nicht angehört haben.

Unbestrittenermaßen hatten die Sudetenslawen Brandbestattung und führten erst mit der Christianisierung die Körperbestattung ein. Die Germanen hingegen waren infolge ihrer kulturellen Beziehungen zu den Römern bereits seit dem 3. Jh. überwiegend (also keineswegs überall) zur Körperbestattung übergegangen. In der Legende vom hl. Amandus (siehe „Pramene" von P. Ratkoš, S. 62) wird berichtet, daß er um 629 die Donau überschritt, um die dortigen Slawen zu christianisieren; da er jedoch keinen Erfolg hatte, kehrte er wieder „zu seinen Schäflein" nach Maastricht zurück. Nach der Niederwerfung der Awaren fand an den Ufern der Donau im Jahre 796 eine Bischofskonferenz statt (siehe „Die christliche Mission" aus 1966 von Franz Zagriba). In dem hiebei vom Sekretär des Patriarchen Paulinus II. verfaßten Protokoll wird die Art und Weise der bei den Slawen durchzuführenden

Christianisierung vorgeschrieben, diese werden als „ein rohes und unvernünftiges, der elementarsten geistigen Kultur entbehrendes Volk" geschildert. Deren tatsächliche Christianisierung, also die Erlangung der inneren christlichen Überzeugung, begann erst mit der Ankunft Cyrills und Methods. Daraus muß man also schließen, daß die Sudetenslawen auch die heidnische Art der Bestattung der Toten, nämlich deren Verbrennung, bis in die zweite Hälfte des 9. Jh.s beibehalten hatten. Tschechischerseits versucht man aber die Anwesenheit der Slawen im Gebiet des Großmährischen Reiches wie überhaupt im Sudetenraum durch Brandurnen zu beweisen. Wenn aber nun aus dem 6., 7. und 8. Jh. die vielen Körpergräber mit germanischen Beigaben gefunden wurden, können diese Begrabenen doch nur Germanen gewesen sein. Die Ansicht, daß die „großmährischen Slawen" schon im 7. und 8. Jh. infolge von Bayern ausgegangener Christianisierung oder durch awarische Beeinflussung von der Brand- zur Körperbestattung übergegangen wären, ist durch obige Ausführungen widerlegt und tschechischerseits nicht einmal glaubhaft gemacht worden.

Zu e): Daß die als typisch slawisch bezeichnete Keramik keine solche war, wurde bereits im vorhergehenden Kapitel dargelegt. Die übrigen Bodenfunde, namentlich die im Werke Wilhelm Hrubý's „Staré mĕsto-Velehrad" aus 1964 und in anderen neuesten tschechischen Werken geschilderten sind größtenteils, ja fast gänzlich germanischen Ursprungs und beweisen, daß das Zentrum Großmährens bis zum 10. Jh. überwiegend von einer deutschen Bevölkerung besiedelt war. Es sind dies archäologische Funde

(1) sakraler Art,

(2) profaner Bauten,

(3) keramischer Art,

(4) anderer Haushalts- und Gebrauchsgegenstände,

(5) betreffend Herrenhöfe.

Zu (1). Bis jetzt wurden die Fundamente von 16 gemauerten Kirchen, nach anderer Darstellung von 20 und noch mehr solch sakraler Bauwerke durchwegs germanisch-romanischen Baustils aufgedeckt; nach Mitscha-Märheim und Cibulka weist keine einzige Kirche byzantinische Formen auf. Der häufig auch ansonsten behauptete byzantinische Einfluß auf die großmährische Kultur war also kaum vorhanden, die einzige erwähnenswerte byzantinische Leistung für Großmähren bestand in der Entsendung zweier slawisch sprechender Priester. Der Grundriß dieser Kirchen ist derselbe wie der nahezu aller noch heute bestehenden Gotteshäuser im mittleren und südlichen Sudetenraum, in Österreich und im bajuwarischen Sprachgebiet Bayerns. Es waren einheimische deutsche Baumeister und Facharbeiter, die diese Bauten ausführten. Die Gleichheit der Bauwerke mit solchen in Salzburg und Bayern ist auf die Stammesgleichheit, bzw. enge Stammesverwandtschaft der Bewohner dieser Gebiete und auf den gegenseitigen Austausch aller kulturellen Errungenschaften Südgermaniens zurückzuführen. Daß Baumeister aus Salzburg, Passau, Italien und Griechenland die Bauten errichtet hätten, ist eine durch nichts begründete Vermutung. Auch wenn die Grundrisse der Bauten manchmal scheinbar voneinander abweichen, sind es doch stets dieselben Bauformen in verschiedener Abwandlung, Apsis, Kirchenschiff, Vorraum, Kapelle, Sakristei usw. weisen im wesentlichen dieselben Grundformen auf. Die Kirchen sind meist nicht sehr groß, lediglich die zu Dörfel (Sady) ist als Basilika anzusprechen, auch die Kirche auf der Mikultschitzer Burg hatte eine Länge von 35 und eine Breite von 9 Metern. Die Kirchen hatten einfache oder Kuppelgewölbe, waren aus Kalk- oder

Sandsteinen erbaut, zum Teil wurden auch Ziegel verwendet. Die Kirchen waren, obwohl man damals den Kompaß noch nicht kannte, genau in der Ost-Westrichtung erbaut, die Anlagen wurden präzis symmetrisch und planvoll errichtet. Das Baumaterial der Mauern und Gewölbe war mit aus gelöschtem Kalk und Sand hergestelltem Mörtel verbunden, die Bedachung bestand aus gebrannten Dachziegeln mit schön geformten Firstziegeln, die Wände waren getüncht und manchmal mit Fresken geschmückt. Die Fenster bestanden öfters aus gefärbtem oder bemaltem Glas, den Fußboden bildeten Steinplatten oder Mörtel.

Aus all dem erkennt man, daß die Erbauer der Kirchen sowie die dort beschäftigten Facharbeiter kulturell hochentwickelt sein mußten. Die Bauten wurden sichtlich nach vorher erstellten Plänen errichtet, statische und mathematische Berechnungen waren erforderlich, feine Meßinstrumente mußten verwendet werden, die Errichtung der großen Gewölbe erforderte große Kunstfertigkeit der Arbeiter. Vor Baubeginn mußten geodätische Messungen und geologische Untersuchungen des Baugrundes und der Umgebung vorgenommen werden. Die Baumeister mußten im Gebrauch von Sextanten ähnlichen Geräten und in der Ausnützung der seit Jahrtausenden in den Mittelmeerländern gesammelten Baukenntnisse bewandert gewesen sein; sie mußten lesen und schreiben gekonnt und wohl auch die lateinische Sprache beherrscht haben, da architektische Lehrbücher und Schriften bloß in dieser, manchmal auch in griechischer Sprache verfaßt waren. Bauten aus geschichteten und mörtelgebundenen Bruchsteinen waren nach J. Cibulkas „Kirchenbauten des 9. Jh.s in Großmähren" aus 1966 in den nördlichen Provinzen des römischen Reiches in Gebrauch und blieben es zwischen Gallien und der unteren Donau auch im früheren Mittelalter. Die Kirchen Großmährens waren also nicht bloß stilistisch, sondern auch materialmäßig nach römisch-germanischer Art erbaut. Es ist also schon daraus zu ersehen, daß die Erbauer (Baumeister, Poliere, Zimmerer, Steinmetze usw.) der Kirchen und der übrigen gemauerten Profanbauten keine Slawen, sondern Germanen (Deutsche) waren, denn die Slawen kannten solche Bauten nicht und Romanen waren in jenen Gebieten niemals seßhaft. Überdies waren viele Nebengewerbe wie Ziegeleien, Steinbrüche usw. vorhanden. All diese Fachkenntnisse konnte nur ein Volk haben, das Jahrhunderte lang die Kulturen anderer Völker aufgenommen und mit den eigenen Leistungen zu einer Einheit gestaltet hatte, wie sie uns jetzt in Großmähren entgegentritt. Nun waren aber in damaliger Zeit vornehmlich Priester die Träger und Mehrer von Kultur und Zivilisation, sie waren Lehrer, Ärzte, Juristen und brachten mit der christlichen Lehre auch die Zivilisation ins Land. Ein Volk, das keine Priester hatte, besaß damals auch kaum Angehörige anderer Intelligenzberufe. Nun hatten die Sudetenslawen vor der Mission Cyrills und Methods noch keine Priester, es fehlten ihnen sogar Menschen, die die deutsche oder lateinische Sprache beherrscht hätten. Da die Sudetenslawen damals durchwegs des Lesens und Schreibens unkundig waren, hatten sie auch keine Kenntnisse der mit der Baukunst zusammenhängenden Wissenschaften, wie Mathematik, Geodäsie, Astronomie, Statik usw. Alle diese Kirchen wurden also nicht von Slawen erbaut, diese haben höchstens Hilfsarbeiterdienste verrichtet, keineswegs aber die Arbeiten der Baumeister, Poliere und Facharbeiter. Wenn nun schon hie und da ein Baumeister eingewandert sein sollte, war dies bestimmt nicht die große Masse der Bauarbeiter. Eine typisch germanische Einrichtung waren auch die Kirchen (Kapellen) innerhalb der Herrenhöfe, die sich bis in die letzte Zeit erhalten hatten.

Nach J. Poulík hat man bei den bei Mikultschitz vor der Ankunft Cyrills und Methods angelegten Kirchen in Kinder-Körpergräbern Silber- und Bleikreuzchen gefunden. Da jedoch die noch in heidnischen Sitten lebenden Slawen, selbst wenn sie

schon von der Brandbestattung abgekommen waren, ihren Toten doch keine christlichen Devotionalien mitgegeben hätten, konnten dies eben nur Kinder germanischer Eltern gewesen sein. Auch die aufgedeckten Schmelzöfen von Glockengießern weisen auf schon längere Zeit vorher erfolgte tatsächliche und nicht bloß formelle Christianisierung durch Erteilung der Taufe (wie dies bis zur Ankunft der Brüderapostel sichtlich der Fall gewesen war) hin. Nach J. Poulík konzentrierte sich das Christentum vorerst in den Adelshöfen, wogegen sich in den ländlichen Gebieten während des ganzen 9. Jh.s heidnische Bräuche erhielten. L. Schlesinger schreibt in „Geschichte Böhmens", S. 85, daß bei den Tschechen sogar bis zum Ausgang des 11. Jh.s unter Mißachtung der christlichen Lehre heidnische Begräbnisse und viele andere heidnische Bräuche gang und gäbe waren, so daß Herzog Břetislaw II. im Jahre 1092 energische Weisungen zur Vernichtung des Heidentums erließ.

Die Anlegung der Friedhöfe um die Kirche herum ist eine germanisch-deutsche Art, wie sie noch heute in deutschen Landen besteht. Bei Mikultschitz und in Altstadt wurden Gräber mit Holzverschalungen oder Einfassungen aus großen Steinplatten, die zusammen mit Deckplatten einen „Sarkophag" ergaben, gefunden; für hervorragende Persönlichkeiten wurden Grabgewölbe, ja sogar Grabkapellen oder Mausoleen gebaut. Diese Art der Totenbestattung konnte nur von Germanen (Deutschen) ausgeführt worden sein, weil die kurz vorher noch heidnischen Slawen doch ihre Toten verbrannt hatten und eine derart völlig umgewandelte und kostspielige unbekannte Bestattung dem slawischen Wesen einfach widersprach, während sie in deutschen, gallischen und romanischen Landen schon Jahrhunderte vorher die übliche gewesen war und noch heute angewendet wird. Die Friedhöfe der großmährischen Adeligen waren von denen der übrigen Bevölkerung streng getrennt, eine Einrichtung, die sich bei den Deutschen vielfach bis in das 20. Jh. erhalten hat.

Zu (2). Bei Mikultschitz, auf der Heidenstätte, in Altstadt, Theben und andernorts wurden große, in technischer Beziehung hervorragende Befestigungsanlagen festgestellt. Der 6 Meter hohe Festungswall bei Mikultschitz war an seiner Sohle 10 Meter breit, auf der Wallkrone befand sich eine Straße. Die symmetrisch angelegten Häuser waren häufig gemauert und in schnurgeraden, gepflasterten Straßen aneinandergereiht. In den Herrenhäusern, die teils noch in der römischen Zeit gebaut worden waren, befanden sich ähnlich wie in römischen Villen Wandverkleidungen aus peloponnesischem Porphyrit und Bodenbelag aus Marmor. Diese Anlagen weisen auf eine hohe Kultur der Erbauer und Benützer vom 6.—9. Jh. hin und konnten nicht von den erst im kulturellen Entwicklungsstadium befindlichen Slawen errichtet und benützt worden sein.

Zu (3). In Altstadt fand man gebrannte Ziegel, Gewichte für Webstühle, Korallen und Tongefäße mit nicht bloß wellenlinigen Verzierungen und Mustern, wie man sie nahezu im ganzen deutschen Sprachgebiet jener Zeit findet. Weiters wurden Dach- und Mauerziegel geborgen, die nach den aufgedrückten Stempeln teils aus Beständen des XIV. gemina legio (Doppellegion) der Martia Victrix und teils aus der Ziegelei des Gaius Valerius Constantius aus Carnuntum stammen. Aus diesen Funden antiker Form sowie aus antiken Amphoren, Krügen, Reiseflaschen und anderen Gefäßen ähnlicher Art mit glänzender Oberfläche aus feinem, gelbem Ton ist zu erkennen, daß Altstadt sichtlich schon in der römischen Zeit, als in Mähren noch keine Slawen waren, bestanden hatte. Damals herrschte zwischen dem Quadenland und Noricum ein lebhafter Handelsverkehr und diese römischen Waren wurden wohl nach Altstadt eingeführt. Die Ansiedlung hat sich unter ihren germanischen Bewohnern zu einem bedeutenden Handels- und Wirtschaftszentrum entwickelt und war sichtlich auch im

9. Jh. deutsch. Selbst wenn die Tongefäße antiker Form in Altstadt hergestellt wurden, konnten dies nur Leute getan haben, die in engstem Kontakt mit der römischen Kultur standen und dies konnten eben auch nur Germanen gewesen sein.

Zu (4). Die vielen gefundenen Haushalts- und Gebrauchsgegenstände wie Leinen-, Woll- und Brokatgewebe, Pelz- und Kürschnerware, Messer, Gabeln, Löffel, Teller, Eimer und Särge mit Eisenbeschlägen, Brunnenverschalungen, Humpen, Bohrer, Feilen, Zangen, Scheren, Stecheisen, Glocken, Stricknadeln, Webstühle, Rotationsschleifsteine, Feuersteine, Backöfen, Eisenschmelzen, Schmieden, Steinbrüche, Reduktionsöfen usw. sind ein Beweis für die Vielfalt der Handwerker sowie für deren hohe Fachkenntnisse.

Nun ist aber auffallend, daß nach dem sudetendeutschen Atlas, Bl. 8, in vorhussitischer Zeit die Regionen um Altstadt bei Ungarisch-Hradisch, Mikultschitz bei Göding und die Heidenstätte bei Lundenburg überwiegend deutsch waren und sich dort deutsche Minderheiten noch bis 1945 erhalten hatten. Im 14. Jh. waren in Ungarisch-Hradisch von 53 registrierten Handwerkern bloß 9 namensmäßig tschechischen Volkstums. Im selben Jahrhundert waren in Olmütz, also ebenfalls im Gebiete Großmährens, das Verhältnis der deutschen Tuchmacher zu den tschechischen 16 : 1, das der Kürschner 5 : 0, das der Lederer 4 : 0, das der Goldschmiede 5 : 1, das der Schneider 5 : 1, das der Schuster 11 : 2, das der Bäcker 15 : 5, das der Gerber 11 : 5, das der Schmiede 5 : 4, in Znaim das der Tuchmacher 11 : 2, das der Bäcker 15 : 3, das der Fleischer 21 : 2, das der Schmiede 14 : 0, das der Schneider 15 : 9, das der Krämer 26 : 3, das der Gerber 11 : 6, das der Kürschner 6 : 0. Nach dem Losungsbuch der Stadt Brünn aus 1345 war das Verhältnis der deutschen Handwerker zu den tschechischen 463 : 43; hiebei ist aber festzustellen, daß diese wenigen tschechischen Handwerker fast nur Kolatschenmacher, Fischer, Fuhrleute und Gerber waren. Wohin wären wohl die vielen großmährischen slawischen Handwerker des 6. bis 9. Jh.s gekommen, wenn sie im 14. Jh. nur sporadisch oder überhaupt nicht vorhanden waren? Die einzig richtige Antwort darauf ist, daß die großmährischen Handwerker keine Slawen, sondern Deutsche waren, deren Nachkommen als solche erst im 13. und 14. Jh. urkundlich aufscheinen und früher mangels Vorhandenseins diesbezüglicher Urkunden nicht aufscheinen konnten.

Einwandfrei beweisführend für die deutsche Nationalität der Altstädter sind die gefundenen asymmetrischen Pfluggeräte, also die deutschen Pflüge sowie die 50 runden Mühlsteine der sogenannten deutschen Mühlen mit Wasserantrieb, wie sie im ganzen Sudetengebiet, Österreich und Süddeutschland verwendet wurden. Die Überreste einer Windmühle sind der Beweis für die Ansässigkeit eines niederdeutschen, wohl mit den Langobarden eingewanderten Müllers. Die in Propagandaschriften für die großmährische Ausstellung in Wien, ja selbst auf den Eintrittskarten hiezu abgebildete Figur eines die Hände ausbreitenden, betenden Priesters ist ausgesprochen deutsch, denn in Würzburg fand man Bleikreuzchen aus dem 9. Jh. mit genau denselben Darstellungen, wie sie sich auf den in Südmähren gefundenen Riemenzungen und kleinen Hängekreuzchen finden (siehe H. Preidel, Slawische Altertumskunde I aus 1961, S. 137—139) und nun als Reklame für das „künstlerisch hochentwickelte slawische Großmähren" in aller Welt gezeigt werden. Typisch germanisch sind die Riemenzungen mit fünf mit Perldraht unterlegten Nietköpfen. Die Silberplakette des Jägers mit dem Falken auf der Schulter ist typisch germanisch, den Slawen war zumindest damals die Jagd mit Falken unbekannt. In Großmähren gab es die germanische Dreifelderwirtschaft, die den Slawen fremd war, das Getreide wurde genauso wie im übrigen Deutschland mit Strohbändern zu Garben zusammengebunden.

Daß das österreichische Weinviertel niemals slawisches Siedlungsgebiet war, erkennt man schon aus dem ununterbrochen illyrisch-keltisch-germanisch-römischen Charakter von Ober- und Niederleis, einem ehem. Zentrum des nördlichen Weinviertels. Mitscha-Mährheim hat sich im Jahrbuch für Landeskunde für Niederösterreich, Folge 32 aus 1955/56, eingehend mit den beiden Örtlichkeiten befaßt. So wurden nach seiner Darstellung auf dem Oberleiser Wallplateau Gefäßbruchstücke germanischen Charakters aus dem 3. und 4. Jh., zwei große Töpfe und ein bronzenes Bruchstück vom Beginn des 5. Jh.s sowie acht Metall- bzw. Emailschmuckstücke vom 7. bis 10. Jh. germanischer Machart gefunden. In Unterleis wurden die Reste eines illyro-keltischen Heiligtums ausgegraben. In dessen nächster Nähe wurde mit Beginn der Christianisierung eine Marienkirche erbaut. Nun schließt Mitscha-Märheim mit Recht darauf, daß man im Laufe der Christianisierung planmäßig die heidnischen Vorstellungen der ortsansässigen Bevölkerung in die neuen christlichen Bahnen gelenkt hat und in nächster Nähe des altheidnischen, wahrscheinlich einer weiblichen Gottheit gewidmeten Heiligtums, abseits der Ortschaft Niederleis eine Marienkirche errichtete. Nur wenn ständig und ununterbrochen Menschen, und dies waren die im 5. und dann wieder im 10. Jh. festgestellten Germanen bzw. Deutschen, hier seßhaft waren, konnte sich die Tradition von der Heiligkeit jenes Erdenfleckens ungebrochen über die Jahrhunderte hinweg erhalten. Da nicht die geringsten Spuren slawischer Besiedlung, ja nicht einmal Brandurnen des angeblich slawischen Prager Typus gefunden wurden, ist es unverständlich, daß nun Oberleis manchmal als slawische Festung und dessen Umgebung als slawisches Siedlungsgebiet bezeichnet werden. Festzuhalten ist, daß die Sitte des Emailschmuckes keine slawische ist, denn solcher Schmuck wurde in rein slawischen Ländern nirgends gefunden; daraus kann man also auch schließen, daß Emailschmuck von den Sudetenslawen zumindest in den ersten Jahrhunderten nach ihrer Einwanderung nicht hergestellt wurde und sie dessen Erzeugung erst von den im Lande seßhaften Germanen erlernt hatten.

Vor einigen Jahrzehnten haben unsere deutschen Soldaten selbst gesehen, auf welch niedriger Kulturstufe die kaum hundert Kilometer vom Gebiet des ehemaligen Großmähren entfernten Slawen Rutheniens, Ostpolens und Weißrußlands standen. Einen Mittelstand, bzw. qualifizierte Handwerker, wie wir sie in Großmähren fanden, kannte man fast nicht und wenn, dann waren dies meist keine Slawen. Die Behausungen der Landbevölkerung waren armselige, mit Stroh und Schilf gedeckte Lehm-Holzhütten mit meist nur einem Wohnraum, in dem häufig auch noch die Haustiere untergebracht waren, die Kirchen waren vielfach aus Holz; Pretiosen, Wohnungseinrichtungen, Haushalts- und Gebrauchsgegenstände, Kleider, Schuhe usw., wie sie im Marchgebiet geborgen wurden, kannte man überhaupt nicht, die Bearbeitung der Felder, der Drusch, das Mahlen des Getreides usw. waren ganz anders und rückständiger geartet als im ehemaligen Großmähren. Wenn nun die Bewohner der obgenannten Herkunftsländer der Sudetenslawen, also deren Stammesbrüder gleichen Volkstums, noch im 20. Jh. auf einer viel niedrigeren Kulturstufe als die Großmährer des 7., 8. und 9. Jh.s standen, dann kann man vernünftigerweise in letzteren keine kurz vorher — etwa im 6. Jh. — eingewanderten Slawen erblicken. Die Bewohner des Zentrums und des westlichen ehemaligen Großmähren waren unbestrittenermaßen um die Mitte des 6. und zu Ende des 12. Jh.s Germanen (Deutsche), und diese waren ebenfalls unbestrittenermaßen in den genannten Zeiträumen kulturmäßig unvergleichbar fortgeschrittener als die Slawen jener Jahrhunderte. Die Kultur der Großmährer des 7., 8. und 9. Jh.s war in ihren Grundzügen im wesentlichen dieselbe wie die der germanischen (deutschen) Be-

wohner des Marchlandes des 5. und 6. sowie des 12. und 13. Jh.s mit dem Bemerken, daß mit dem Untergang des Awarenreiches zu Ende des 8. Jh.s ein großartiger wirtschaftlicher Aufschwung einsetzte, der mit der Zerstörung des Moymaridenreiches aussetzte und sich erst im Laufe einiger Jahrhunderte wieder erholte. Wenn also die Kultur der Bewohner der Marchländer vom 5. bis 13. Jh. im wesentlichen dieselbe geblieben war, mußten auch die Träger dieser Kultur dieselben Menschen, nämlich alteingesessene Germanen (Deutsche) gewesen sein. Die Ausgrabungen haben keine typisch slawischen Gegenstände zutage gefördert. Es wäre auch nicht einzusehen, daß großmährische Slawen ihren Zivilisations- und Lebensstand im 10. Jh. verloren und erst viele Jahrhunderte später von deutschen „Kolonisten" wieder erworben hätten.

Nicht bloß auffallend, sondern verdächtig ist, daß man außer einer einzigen beschrifteten oströmischen Münze keine Steine oder andere Gegenstände mit In- oder Aufschriften und auch keine Fibeln gefunden hat, bzw. daß man sie tschechischerseits nicht zeigt. Bei dem großen Fundmaterial müßte man doch annehmen, daß sich irgendwelche Skulpturen oder dergleichen gefunden hätten. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß man in den letzten Jahren ab und zu Österreichern Einblick in das Grabungsgelände gewährte.

Zu (5). Die Meinung, daß die zu Beginn des 9. Jh.s im Marchgebiet Südmährens sowie im übrigen Sudetengebiet befindlichen zahlreichen Gutshöfe, wie solche noch heute das Landschaftsbild Norddeutschlands, Skandinaviens und Islands beherrschen, „slawische Herrenhöfe" gewesen wären, ist abwegig. Neben den villenartigen Wohngebäuden der Gutsbesitzer befanden sich mannigfaltige Wirtschaftsgebäude als Stallungen für das Rindvieh, für Pferde, Schafe, Schweine, Ziegen und Geflügel. Weiters fanden sich zweigeschoßige Wirtschaftsgebäude, deren Erdgeschoß als Magazin und deren erstes Stockwerk als Heuboden oder Schlafstätte für die Landarbeiter diente. Es fand sich auch ein fünf Meter tiefer Brunnen mit hölzerner Verschalung, einer Bodenkachelung mit römischen Ziegeln und einem Dach. Die Slawen waren damals erst kurze Zeit in Großmähren und es ist nicht anzunehmen, daß sie aus nichts innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit „Herrenhöfe" (Gutshöfe) mit dazugehörigem Landbesitz und Unterkunftsmöglichkeiten für sich und die Landarbeiter hätten errichten können. Es hat viele Jahrhunderte gedauert, bis sie sich an ein arbeitsames bäuerliches Leben in nur einigermaßen größeren bäuerlichen Eigenbetrieben, die sie in ihrer ostischen Heimat nicht kannten, gewöhnten. Aber auch nach ihrer Auswanderung führten die Slawen, wie bereits oben ausgeführt und wie der byzantinische Kaiser Leo der Weise in seiner Taktika berichtet, ein Wanderleben, bevor sie nördlich der Donau seßhaft wurden; hier seien sie sehr zahlreich geworden, haben aber Mangel an Kleidung und Verpflegung gehabt. Der byzantinische Kaiser Maurikios (587—602) berichtet, daß die Slawen ihre Lebensmittelvorräte, namentlich Hirse und Hirsegrieß, in Gruben aufbewahrten. Kaiser Leo der Weise schreibt zu einer Zeit des Höhepunktes der Macht Großmährens über die Slawen weiter: „Ihre Nahrung war Hirse, sie begnügten sich aber mit sehr wenig und führten nur ungern andere mit der Landwirtschaft zusammenhängende Arbeiten aus; sie lebten lieber unbeschwert und ohne Arbeit, anstatt sich für den Preis schwerer Anstrengung mehr Lebensmittel und Wohlstand zu erwerben." Der persische Kaufmann Gardizi (Gurdezi), gestorben 1039, berichtet, daß zu seiner Zeit die nördlich der Donau lebenden Slawen Weingärten und Getreide nicht kannten, deren Hauptnahrung sei Hirse und Honig gewesen. Schon aus diesen im wesentlichen übereinstimmenden drei Berichten ist zu erkennen, daß die slawischen Hirse-

keuschler (Kätner) unmöglich Eigentümer und Bewirtschafter von Domänen geworden und gewesen wären, auf denen seit alten Zeiten Getreide, Flachs, Wein und Futtermittel gepflanzt und Getreidespeicher angelegt wurden. Diese Pflanzen, deren Verwertung und Lagerung waren den großmährischen Slawen, auf die sich sichtlich obige Mitteilungen bezogen hatten, im 8. und 9. Jh. noch unbekannt. Nicht bloß auf großmährischen Gutshöfen, sondern auch im übrigen Sudetenraum, z. B. in Klutschow in Mittelböhmen, wurden kunstvoll hergestellte Getreidegruben gefunden, in denen Weizen aufbewahrt worden war. Auch anderorts wurden im Sudetenraum Weizenreste sowie Weizenverarbeitungsgeräte aus dem 8. und 9. Jh. festgestellt, jedoch mit Ausnahme von Znaim nirgends Hirse oder Hirsegrieß. Daraus erkennt man, daß die Gutsbesitzer Weizen und nicht Hirse bauten, daß es also Germanen (Deutsche) und keine Slawen waren. Hirse war auch eine bei den Tschechen bis in die letzten Jahrzehnte beliebte Volksnahrung, während sie den Deutschen nahezu unbekannt war und meist nur als Kükenfutter verwendet wurde. Die mährischen Slawen waren als im Osten von den Quaden eingefangene Sklaven (daher der Name „Sclavi") oder als eingewanderte Arbeiter bei den germanischen Latifundienbesitzern genauso beschäftigt gewesen wie die zu Tausenden noch bis 1938 von der Slowakei nach Niederösterreich gezogenen landwirtschaftlichen Arbeiter. Letztere hausten in den Sommermonaten in primitiven Unterkünften bei österreichischen Großbauern oder Großgrundbesitzern, zogen aber alljährlich vor Eintritt der kalten Jahreszeit wieder in ihre slawische Heimat der ČSSR, da sie von der österreichischen Regierung wohl keine Daueraufenthaltsgenehmigung erhalten hätten. Obwohl in der Jetztzeit hunderttausende südslawischer Gastarbeiter in Österreich und Deutschland beschäftigt sind, wird wohl niemand behaupten, daß diese Länder nun slawisch geworden wären.

Vom 6. bis 9. Jh. waren Zuzugs-, Aufenthalts- und Arbeitsbewilligungen wahrscheinlich nicht erforderlich, an landwirtschaftlichen Arbeitern bestand damals wohl genauso ein Mangel wie heute. Die eingewanderten Slawen verblieben, insofern sie sich nicht selbständig gemacht hatten, auf den germanischen Herrenhöfen (großen Bauernhöfen), vermehrten sich stärker als ihre Herren, schließlich verjagten oder ermordeten sie diese, eigneten sich deren Besitztum an, und heute erklären tschechische Gelehrte, daß dies seit eh und je slawische Höfe gewesen wären. Selbst wenn Awaren den heimischen Sueben die Höfe abgenommen und Slawen übereignet hätten, wären sie in kürzester Zeit genauso herabgewirtschaftet worden wie nach 1945 die sudetendeutschen Höfe, die den Tschechen anvertraut worden waren. (Siehe das Sudetendeutsche Bilder-Weißbuch aus 1966: „Verfall und Zerstörung der Sudetendeutschen Heimatlandschaft seit 1945.") So sind aber die großmährischen Herrenhöfe genauso wie die vielen anderen Gutshöfe im übrigen Sudetenraum erhalten geblieben, zum Teil an neu gebildete Dorfgemeinschaften aufgeteilt worden und zum Teil bis 1945 als mustergültig bewirtschaftete Latifundien im Besitze auch vieler sudetendeutscher Adeliger verblieben. Nicht nur die Herrenhöfe des Marchgebietes, sondern sämtliche Herrenhöfe im übrigen Sudetenraum waren bis zum 10. Jh. in deutschem Besitz. Es besteht kein Grund zur Annahme, daß aus dem Zentrum des sogenannten Großmährischen Reiches vom 10. bis 14. Jh. oder später die Slawen verdrängt worden seien und Deutsche sich erst dort ansässig gemacht hätten. Eine Kolonisierung von Bayern oder von Österreich aus kam unter anderem schon deshalb nicht in Betracht, weil diese Länder ebenfalls von Magyaren schwer heimgesucht worden waren und größtenteils wieder neu aufgebaut werden mußten.

Orts-, Flur- und Gehöfteformen sind im gesamten Gebiete des ehemaligen eigentlichen Großmährens, nämlich im niederösterreichischen Weinviertel, in Süd-

und Mittelmähren, in der Westslowakei und zum Teil auch in Oberpannonien und im südöstlichen Niederösterreich die gleichen. Es gibt dort nur germanische Haufendörfer mit ihren Abwandlungen, Gassen-, Straßen-, Anger-, Platz- und Kirchendörfer, jedoch keine Weiler, Rundlinge und Waldhufendörfer. An Fluren finden sich dort nur die spätgermanischen Gewannen der Merowinger-, Karolinger- und Herzogszeit, nur selten Block- und keine Waldhufenfluren. Als Gehöftformen kennen wir fast nur germanische Haken- und Zwerchhöfe, Vierkant-, Vierseit- und Dreikanthöfe finden sich hier kaum. Aus all dem ergibt sich ebenfalls, daß im ganzen angeführten Gebiet ein- und derselbe Volksstamm, nämlich der altquadisch-suebische beheimatet und im 9. Jh. das dort siedelnde Bauernvolk war.

Das Gebiet Großmährens war trotz Jahrhunderte dauernder teilweiser awarischer Oberhoheit ein Teil Germaniens mit germanischer, nach süddeutschem Recht lebender Bevölkerung. Das seit dem 13. Jh. nachgewiesene gemeinsame Recht verband auch im 9. Jh. Mähren mit Süddeutschland (Bayern). So kamen um das Jahr 888 (siehe RI 1799/1751, CDB I 28 und Lubomír Havlík in „rozpravy čsl. akademie věd", Heft 9 aus 1963) Leute „de Moravorum regno", d. i. „aus dem Reich der Mährer", zu dem auf einer Festung des bayrisch-ostmärkischen Ministerialen Heimo in der Nähe von Göttweig, Niederösterreich, tagenden Gaugericht, um dort Recht zu suchen; falls aber Heimo eine solche Sache nicht entscheiden konnte, fiel sie in die Zuständigkeit des Markgrafen Aribo. Der Markgraf war also oberster Gerichtsherr der Deutschmährer. Dies erhellt auch daraus, daß im Jahre 870 vom deutschen König die Oberaufsicht über Mähren den Grafen der Ostmark, Wilhelm und Engelschalk, übertragen wurde und daß im Jahre 874 Zuentibald dem deutschen König Treue gelobte. Es bestand demnach eine erwähnenswerte Zuständigkeit Großmährens zum Gerichtssprengel Heimos, wahrscheinlich auch ein Rechtszug, damals Rechtsbelehrung genannt, zu diesem Gericht und dann zum Markgrafen, also von Großmähren nach der rechtlich weiterentwickelten bayrischen Ostmark. Derselbe Vorgang wiederholte sich im 13. Jh., als anläßlich von Stadtrechtverleihungen die deutschen Städte zwecks Rechtsfindung an außersudetische Rechtsgebiete verwiesen wurden. Wären die seinerzeit regierenden Mährer Slawen mit einer überwiegend slawischen untertänigen Bevölkerung gewesen, hätte man im regnum Moravorum, also im Reich der Mährer, nach slawischem Recht gerichtet und kein deutsches, sich außerhalb Mähren befindliches Gericht angerufen. Auch damit ist dargetan, daß das sogenannte Großmährische Reich nicht slawisch, sondern germanisch (deutsch) war.

Ein germanisches Moymaridenreich fügt sich genauso wie ein Reich Samos als germanische Staatsschöpfung viel organischer und natürlicher in das Geschichtsbild denn als Staatsgründung der Slawen. So schreibt die linkssozialistisch eingestellte Schriftstellerin Eva Priester in „Geschichte Österreichs", erschienen im Globusverlag Wien, über die damalige Zeit: „Die Deutschen waren bereits weiter entwickelt, ihre Gesellschaftsordnung war schon weit fortgeschritten und sie hatten den langen Weg der Dorfgemeinschaft zum Feudalismus, den die Slawen erst antraten, oder bisher nur zu einem geringen Teil zurückgelegt hatten, bereits vollendet."

Die Araber Ibn Jakub und al Masudi

Der jüdische Araber Ibrahim Ibn Jakub schreibt in seinem Reisebericht vom Jahre 970, daß die Bewohner Böhmens eine bräunliche Hautfarbe und schwarze Haare haben, während der helle Typ nur selten vorkomme. Der Araber al Masudi

(gestorben 956) berichtet, daß die Slawen aus mehreren Stämmen bestehen. Zu diesen gehören die Sababra, Dulaba, Namdžin, Serbin, Mazaza, Hajrava, Sasin und Chajsabin; der tapferste und kriegerischste Stamm unter ihnen seien die Namdžin (siehe „naše národní minulost v dokumentech" von Wenzl Husa, herausgegeben von der čsl. Akademie der Wissenschaften, Prag 1954).

Die beiden, sichtlich scharfsinnigen Araber haben bei den von ihnen als Slawen bezeichneten Bewohnern Böhmens und deren Volksstämmen bestimmte Unterschiede festgestellt. Während die Volksslawen-Sudetenslawen entsprechend der Mitteilung von Prokopius damals also bräunlicher Hautfarbe, dunkeläugig und dunkelhaarig waren, fielen ihnen die Deutschen und die in diesen aufgegangenen bojischen Kelten als „heller Typ" auf. Selbst die tschechoslowakische Akademie der Wissenschaften hat nicht bestritten, daß unter den Namdžin die Deutschen gemeint waren. Während die Akademie von den von al Masudi aufgezählten acht Volksstämmen für sieben eine Erklärung gibt (die Namdžin stellt sie als „Němci?" hin), schweigt sie sich hinsichtlich der Sasin (im neutschechischen „Sasi"), was offensichtlich die Benennung für die Sachsen ist, aus. Nach al Masudi heißt der Herrscher der Namdžin „G" (Genricus = Henricus), womit nach Ansicht der slowakischen Akademie der Wissenschaften die „Němci" und der deutsche König Heinrich I. (919—936) gemeint sind (siehe „Pramene" von Ratkoš, S. 333). Masudi brachte damit unmißverständlich zum Ausdruck, daß der deutsche Kaiser Heinrich I. trotz des Aufenthaltes der Namdžin im Sudetenraum deren König (Herrscher) war. Diese Namdžin (Sudetendeutschen) genossen also gegenüber den Sudetenslawen eine weitgehende Exterritorialität. Damit ist auch der viel umstrittene besondere Rechtsstatus der Sudetendeutschen, ihr deutsches Recht, ihre Verpflichtung nur zur Verteidigung des Vaterlandes, ihre Befreiung von der Verpflichtung zu Kriegszügen außerhalb des Sudetenraumes, die Stelle im Sobieslaum, nach der sie zum Unterschied von den Slawen „freie Menschen" sind usw., geklärt. Daß die beiden Araber die im Sudetenraum seßhaften Deutschen nicht als eigene Nation bezeichneten, ist verständlich. Die Araber beherrschten wahrscheinlich sowohl die deutsche als auch die slawische Sprache nur mangelhaft, so daß sie Erhebungen über die Volkstumszugehörigkeit der einzelnen Stämme nicht machen konnten, nur auf allgemein gehaltene Mitteilungen anderer angewiesen waren und daher alle im Lande der sich zum Slawentum bekennenden Přemysliden Boleslaw I. und Boleslaw II. befindlichen und den beiden Fremden genannten Volksstämme den Slawen zurechneten. Die sudetendeutschen Namdžin und Sasin waren in den Augen der von weither gekommenen Reisenden slawische Volksstämme, da sie ja keinen eigenen Staat mehr bildeten und größtenteils dem Machtbereich slawischer Fürsten angehörten. Wenn man die Namdžin, die nicht bloß charaktermäßig, sondern auch zahlenmäßig aufgefallen waren, nicht bloß wegen ihres Namens, sondern auch wegen ihrer Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit als Deutsche annimmt, geht man nicht fehl. So sind schon den alten Römern die Sueben, zu denen die Markomannen und Quaden gehörten, genauso wie den beiden Arabern, erwähnenswert aufgefallen. C. J. Cäsar schreibt: „Suevorum gens est longe... bellicosissima Germanorum omnium", d. i. „der Stamm der Sueben ist der weitaus kriegerischeste unter allen Germanen". Tacitus bezeichnet die Markomannen und Quaden als die „Brustwehr Germaniens an der Donau", Ammanius Marcellinus nennt sie „ungeheuer kriegerisch und mächtig". Diese Kriegstüchtigkeit haben die Deutschen durch die Jahrtausende hindurch bis in die Jetztzeit beibehalten. So berichtet der amerikanische Historiker Conrad Arnade im Jahre 1964: „Die kriegswissenschaftliche Abteilung des israelischen Generalstabs bezeichnete die deutschen Streitkräfte als die besten

der Welt (siehe Deutsche Nationalzeitung, München, vom 9. 7. 1965)." Der rund 50 Jahre vor dem Bericht al Masudis beendete Krieg der Franken gegen die Moymariden und deren glänzende Waffentaten waren seinerzeit noch in aller Erinnerung. Da aber laut al Masudi Angehörige der Namdžin bei der March und Donau siedelten, hatte der Araber sicher auch von ihren kämpferischen Eigenschaften gehört. Sein Bericht ist also ebenfalls eine Bestätigung, daß das Großmährische Reich nicht slawisch, sondern germanisch war.

In der bei den Namdžin geschilderten Kriegstüchtigkeit, die in damaliger Zeit den Sudetenslawen derart eindrucksvoll nie nachgesagt wurde, ist die Bestätigung dafür zu sehen, daß damit tatsächlich die Sudetendeutschen gemeint waren. Daß al Masudi die Sasin nicht zu den Namdžin, sondern als eigenen Stamm zählte, mag seinen Grund darin haben, daß die Sudetendeutschen größtenteils den markomannisch-quadischen Stämmen zugehörten und die nordsudetischen Sachsen und Schlesier als besonderer Volksstamm galten. Aus den Berichten beider Araber geht jedoch unbestreitbar hervor, daß um die Mitte des 10. Jh.s zwei namhafte deutsche Volksstämme im Sudetenraum beheimatet waren. In Prag und dessen weiterer Umgebung herrschte damals der Brudermörder und Deutschenhasser Boleslaw I., es war eine Zeit rücksichtsloser Slawisierung. Die Araber waren sichtlich mit Prager regierungsfreundlichen Leuten in Berührung gekommen, die in slawisierender Weise und Absicht alle im Sudetenraum wohnhaften Stämme den Slawen zuzählten. Hiebei unterlief ihnen aber der Fehler, auch deutsche Stämme anzuführen; dadurch haben wir nun aber auch schriftliche Kunde von den im 10. Jh. im Sudetenraum seßhaften deutschen Volksstämmen.

Die Richtigkeit beider Reiseberichte wird durch das um 810 verfaßte Chronikon Gothanum erhärtet. Darin heißt es, daß bei den Böhmen noch die Reste des Palastes des Langobardenkönigs Wacho gezeigt wurden. Da sich dessen Herrschaft auch über einen Teil Böhmens erstreckt hatte, waren es bestimmt Germanen, möglicherweise Nachkommen der im Lande verbliebenen Langobarden, die hier noch zur Zeit Kaiser Karls des Großen die Erinnerung an den Königspalast Wachos wach hielten (siehe „Der deutsche Volksboden" von W. Volz, Leipzig, 1924, S. 49).

Beginn der Slawisierung Böhmens und Mährens und der sudetendeutsche Adel

Herzog Wenzel der Heilige war deutscher Gesinnung und deutschen Aussehens; er war groß, kräftig, blond, blauäugig und gutmütig, sein Vater war Wratislaw, d. i. der slawisierte gotisch-germanische Name Wartislaw, d. i. Wartlieb. Der slawische Name für Wenzel ist die Kurzform von Wenzeslaw (russisch: Wjätscheslaw), d. i. Václav und auch nur aus dem Germanischen ableitbar (Wigleif d. i. Kampfsohn oder Waglieb d. i. Wogensohn). Aus dem Slawischen lassen sich auch andere Fürstennamen wie Jaromir, Udalrich, Bretislaw, Sobjeslaw, Boleslaw, Borziwoj, Spithignew, Przemysl, Libussa u. a. nicht erklären. So gibt es beispielsweise zum Namen Boleslaus auch die beiden friesischen Namen Boles und Bols-ma. Im Laufe des 9. und in den ersten Jahrzehnten des 10. Jh.s hatten die Sudetenslawen an Zahl und Stärke zugenommen und strebten die Herrschaft im Sudetenraum an. Der ehrgeizige jüngere Bruder Wenzels, Boleslaw, d. i. der slawisierte Name für Wollieb, an Gestalt kleiner und schwächer als Wenzel und slawischen Aussehens, trachtete nach der Herzogswürde und verbündete sich mit dem größtenteils den Sudetendeutschen noch untertänigen slawischen Volk. Da Boleslaw und

somit das Slawentum weder auf legalem noch auf kriegerischem Wege zur Macht gelangen konnte, schritten sie zu einem der abscheulichsten Verbrechen, nämlich zum Verwandtenmord. Im Jahre 921 wurde über Auftrag der fanatischen Deutschen- und Christenhasserin Drahomira, der Mutter Wenzels und Boleslaws, deren Großmutter Ludmilla erdrosselt. Acht Jahre später, nach einer anderen Version im Jahre 935, wurde Wenzel selbst von seinem Bruder Boleslaw und einer Schar gedungener Mörder vor der Kirche in Alt-Bunzlau erdolcht. Aber nicht genug damit, Boleslaw ließ die Gattin sowie die Kleinkinder Wenzels und dessen Vertraute ebenfalls ermorden. Boleslaw und seine Slawen hatten somit die Macht im Sudetenraum errungen. Von dieser Zeit an waren das Slawentum und seine přemyslidischen Fürsten im Vormarsch begriffen, das Sudetendeutschtum wurde zurückgedrängt und befand sich nur noch in Abwehr, seine immense Kraft war im 9. Jh. in vielen Schlachten bloß durch Einsatz der gesamten deutsch-fränkischen Heeresmacht und der Angriffe der Magyaren gebrochen worden, sie verloren erst jetzt die ein Jahrtausend lang innegehabte Herrschaft im Sudetenraum, die Slawisierung setzte ein. Dagegen erhob sich — allerdings vergeblich — im Jahre 936 ein sudetendeutscher Adeliger, dessen Besitzungen an Deutschland grenzten, und bat den deutschen Kaiser Otto um Schutz gegen Boleslaw.

Die Verdrängung des Sudetendeutschtums hatte nicht den gewünschten Erfolg. Im Gegenteil, dessen Adel blieb noch tonangebend und mächtig. So berichtet der sudetenslawische, keineswegs deutschfreundliche Chronist Cosmas (gest. 1125), genannt der tschechische Herodot, daß bei der Inthronisation des perfekt slawisch sprechenden Prager Bischofs Diethmar im Jahre 973 der böhmische Herzog und die Vornehmen ein deutsches Lied (Christus keinado [d. i. Gnade] und die hallichen alle helfuent unse [d. i. Christus Gnade und die Heiligen alle helfen uns]) gesungen haben. Die einfachen Leute riefen nur „krlessu", d. i. das slawische „krleš". Diese sichtlich bayuwarisch sprechenden Adeligen waren, da slawische Adelige allein sowohl aus Unkenntnis der deutschen Sprache (wenn damals ein Sudetenslawe deutsch konnte, galt dies sicherlich als erwähnenswerte Ausnahme) als auch aus nationaler Animosität bestimmt kein deutsches Lied gesungen hätten, in der überwiegenden und einflußreichen Mehrzahl Deutsche. Dies konnten nur einheimische, also Deutschböhmen und Nachkommen der zu den Jahren 845 und 895 genannten größtenteils deutschen „duces Boemanorum" gewesen sein, denn von Cosmas werden sie als „primates terrae", d. i. als „die Vornehmen des Landes" bezeichnet.

Um seine Macht zu erweitern, schritt das Slawentum unter Herzog Boleslaw II., dem Sohn des Brudermörders Boleslaw I., wieder zum Meuchelmord. Im Jahr 996 wurde auf seinen Befehl unter einem nichtigen Vorwand die Familie der deutschstämmigen Slawnikingerfürsten samt allen Verwandten, Kindern, Frauen und Dienstmannen auf die brutalste Weise heimtückisch ausgerottet. Da aber dadurch das Sudetendeutschtum, namentlich dessen Adel, noch nicht entscheidend getroffen war, versuchte es 59 Jahre später Herzog Spitignew II. mit der Vertreibung der Sudetendeutschen, die aber mißlang. Um das Deutschtum nun auf andere Weise zu dezimieren, berief er 300 deutschmährische Adelige zu einer Besprechung nach Böhmen, ließ sie aber hier allesamt hinterhältigerweise verhaften und in verschiedene Festungen einkerkern. Von diesen Unglücklichen hat kaum mehr einer, wie auch Lippert erwähnt, seine Heimat je wieder gesehen. Wieviel deutsche Gefolgsleute und Anhänger dieser mährischen Adeligen, Herzog Wenzels I. und der Slawnikinger seinerzeit mitermordet wurden, darüber berichtet keine Chronik. Sicherlich war deren Zahl nicht unbedeutend. Der auch ansonsten äußerst brutale Deutschenhasser

Spitignew II. starb in jugendlichem Alter ohne Hinterlassung männlicher Erben, seine Todesursache ist uns nicht bekannt. Ein halbes Jahrhundert später holten die deutschfeindlichen Přemysliden abermals zu einem Schlag gegen den sudetendeutschen Adel aus. Herzog Svatopluk ließ im Jahre 1108 die Adelsfamilie der Werschovzen wieder samt Kindern, Frauen, Verwandten und Anhängern (angeblich 3000 Personen) auf geradezu tierische Art hinschlachten. Einen letzten Anschlag gegen sudetendeutsche Adelige führte König Wenzel II. durch den Meuchelmord an seinem Stiefvater Zawisch von Falkenstein und dessen Verwandten aus. Durch solche Untaten, andere Unterdrückungen und Enteignungen wurde der sudetendeutsche Adel auch zahlenmäßig vermindert, die bedeutenden Besitzungen der Ermordeten wurden von den Přemysliden immer eingezogen.

Wir sehen also, daß das einige Jahrhunderte vorher so mächtige und den Sudetenraum beherrschende heimische Deutschtum im 13. Jh. bereits sehr geschwächt und von den Slawen zurückgedrängt war. Um darzutun, daß auch vom 11. bis zum 13. Jh. Sudetendeutsche in hohen přemyslidischen Stellungen, auch sonst einflußreich waren und nicht ohne weiteres beseitigt werden konnten, wird auf folgende dem Namen und anderen Tatsachen nach als Sudetendeutsche erkennbare adelige und nicht adelige Personen hingewiesen:

Břetislaw I. (1034—1055) zählte unter anderen zu seinen höchsten Würdenträgern auch die Župane, d. i. die Grafen, Eppo, Luitbald, Rudolf und Sieghart, also sichtlich vier einheimische, deutsche Adelige. Der genannte Sieghart hatte nach dem Jahre 1026 vom böhmischen Herzog für geleistete Dienste Landgüter an der Oder und Mora erhalten, sein Sohn Siegfried war im Jahre 1059 (also trotz der angeblichen Deutschenvertreibung Spitignews) Kastellan der Grenzburg Grätz in Ostmähren (siehe „Geschichte der Stadt Neutitschein" von Dr. Beck aus 1854). Zum Jahre 1048 werden der Truchseß Kuno und der Znaimer Kastellan Marquart urkundlich genannt. Cosmas nennt zum Jahre 1068 einen deutschen Grafen Marquardus und einen deutschen Ritter Willalmus als Reisebegleiter des herzoglichen Bruders Jaromir nach Mainz, im selben Jahre verlieh der neu geweihte Bischof Jaromir dem aus altadeligem sudetendeutschem Geschlecht stammenden Capellan Marcus in der Prager Bischofskirche die Propstwürde. Im Jahre 1073 befand sich in der Kapelle des Olmützer Bischofs Johannes der sudetendeutsche Kleriker Hagno. Im Jahre 1092 schickte der böhmische Herzog den sudetendeutschen Woclin als Gesandten zum deutschen Kaiser. Zum Jahre 1100 berichtet Cosmas über Paulic, den sudetendeutschen Erzieher des Prinzen Wlasdilaw, und zum Jahre 1106 über die sudetendeutschen Brüder Pulo und Vilalm. Zum Jahre 1109 berichtet Cosmas von Wiprecht, Purchard sowie den Grafen Hermannus und Fabianus; von diesen vier Vornehmen waren Wiprecht, Purchardus und Hermannus Deutsche aus Böhmen, von Fabianus ist dies anzunehmen. Im Jahre 1110 erlitt Dietrich den Heldentod an der Trutina (Aupa). Im Jahre 1121 errichteten deutsche Adelige aus Böhmen beim Dorfe Bela ohne Bauerlaubnis eine Burg. Im Jahre 1123 zogen die Grafen Gumprecht, Gilbert und der Knappe Berthold mit noch anderen Kriegern als Kreuzfahrer nach Jerusalem. Im Jahre 1124 begab sich Hermann, ein Bruder Willalms, ebenfalls nach Jerusalem; dieser Willalm ist sichtlich nicht identisch mit dem zum Jahr 1068 genannten Reisebegleiter Jaromirs. Als Kämmerer, das entspricht ungefähr dem heutigen Finanzminister, war im Jahre 1159 Marquart, im Jahre 1177 Hermann (früher Marschall), im Jahre 1189 ein mit dem vorgenannten nicht personengleicher Hermann und als Unterkämmerer im Jahre 1177 Reinhart bestellt. Gervasius war einige Jahrzehnte bis zum Jahre 1178 Kanzler von Böhmen und Wenzel

hatte daselbst die Oberaufsicht über das Wald-, Jagd- und Wildwesen. Jimram war böhmisch-königlicher Richter des Pilsner Kreises. Bernard war im Jahre 1150 und Konrad Sturm von 1161—1175 Burggraf von Pfraumberg. Weiters waren im Jahre 1177 Rudolf in Kaurim, von 1179—1186 Pilling in Teindles, im Jahre 1194 Pertolt in Grätz an der Elbe und im selben Jahre Ruprecht in Podiwin (Mähren) als Burggrafen bestellt. Ein Witigone war im Jahre 1169 Truchseß von Böhmen, im Jahre 1177 wurde er Burggraf von Glatz. Im Jahre 1174 scheint der Deutsche Gotthard, der Ahnherr der nachmals mächtigen Pernsteine, in einer Urkunde als Zeuge auf; sein Sohn Stefan geht im Jahr 1208 einen Gutstausch mit dem Olmützer Bischof ein und wird zum Jahre 1220 als Burggraf von Maidenburg genannt. Im Jahre 1222 belehnt der Abt von Welehrad einen gewissen Eckhart von Troppau mit zwei Gütern (siehe Cod. Dipl. Boh, II., 222 und 318).

Im Jahre 1201 hat der Ritter Rudger die gesamten Zehnten aus den Weinbergen von Gnadlersdorf „nach deutschem Brauche" dem Kloster Bruck übergeben. Als Zeugen dieser Urkunde sind unter anderen angeführt die Kastellane Imramm, Dietrich, Wernhard und Olveramm sowie die Richter Heinrich und Leopold (siehe Cod. dipl. Boh. II, 25, no. 28). Es beteiligten sich Marquart und Hermann von Ninitz bei der Wahl Wenzel II. zum böhmischen König im Jahre 1216 als Mitglieder des commune colloquium Boemorum, des Vorläufers des böhmischen Landtages. Im Jahre 1220 war in Tetschen Marquart (mit den vorgenannten Marquarts wahrscheinlich nicht identisch) und in Jaromiersch Rudolf Burggraf. Im Jahre 1227 war Albert am Hofe zu Prag königlicher Mundschenk. Zum Jahre 1221 wird als Schwertträger des mährischen Markgrafen ein Marquart und von 1222—1226 als Mundschenk Wilhelm genannt. Auf der Burg zu Olmütz versah im Jahre 1207 Ernst, von 1208—1224 Bawor (sichtlich bojisch-keltischer Abstammung) und im Jahre 1228 Heinrich das Amt eines Kämmerers. Im Jahre 1215 war Theoderich Stadtvogt von Mähr. Neustadt. Von 1201—1228 war Jimram, ein Sohn Etlejs, Burggraf von Znaim, im Jahre 1210 Berter und von 1226 bis 1228 Heinrich Burggraf zu Vöttau. Als Znaimer Burgbeamte amtierten damals Wilhelm, Ekhard und Hartlib. Von 1204—1214 waren im Kreis Tschaslau Rudolf, im Jahre 1207 im Kreis Olmütz Heinrich, im Jahre 1222 im Kreis Znaim Dietrich, im Jahre 1222 im Kreis Podiwin Godfrid, im Jahre 1228 in den Kreisen Olmütz und Poratitz Reinhard als königliche Richter eingesetzt und tätig. Als Richter der Königin wird in dieser Zeit Wido genannt. Auf den die Rechte der Stadt und des Kreises Znaim bestätigenden Urkunden Ottokars I. sind Theodorich von Vöttau, der Landamtmann Theodorich, Sebold, Ekhard, Hartleb, Rudger, Lupolt, Wolfram, Ingram, Wilhelm, Dietrich und der königliche Notar Herman als Zeugen angeführt.

Hirzo von Klingenberg war im Jahre 1241 königlicher Küchenmeister und später viele Jahre Burggraf von Klingenberg (Zvikov). Am Hofe zu Brünn nahmen von 1233—1234 Marquart und Hartlieb von Deblin hohe und einflußreiche Stellungen ein. Von 1238—1251 waren Bawor (mit dem Olmützer Bawor nicht identisch) am Hofe zu Prag und Lupold in Brünn Mundschenke. Im Jahre 1251 versahen Emmeram am Hofe zu Prag und Marquart am Hofe zu Brünn das Amt eines Hofmarschalls. Im Jahre 1243 bekleidete am Hofe zu Prag Albert von Slivno und am Hofe zu Brünn im Jahre 1249 das Amt eines Kämmerers. Von 1235—1253 war Pitrolf Unterkämmerer am Brünner Hofe. In Teschen war im Jahre 1234 Herwig, in Königstein im Jahre 1241 Bernard, in Elbogen von 1234—1239 Gerhard, in Grätz an der Oppa im Jahre 1233 Albert, in Eichhorn bei Tischnowitz im Jahre 1253 Kuno, in Frain im Jahre 1234 Albert und im Jahre 1239 Wilhelm

Pincerna mit seinem Bruder Wolfram als Burggraf eingesetzt. Gerhard war im Jahre 1234 Beamter in Prerau, Withco von Neuhaus sowie die „Waisen Viktor, Siegfried und Kadold" versahen königliche Beamtendienste. Die Ritter Ojer von Friedberg und Andreas standen in königlichen Diensten, Eberhard war Pächter des königlichen Münzregals und mit dem Ausbau der Prager Befestigungsbauten betraut.

Während der Regierung Ottokar II. sind erwähnenswert: Die böhmischen Landrichter Bawor und Werner, der mährische Landrichter Johann von Wissenowe, die Oberstkämmerer Bawor von Strakonitz und Andreas von Ritschan, die Unterkämmerer Marquart von Dunajitz, Pitrolf, Hermann von Reichenau und Dietrich Spatzmann, die Marschalle Wok von Rosenberg und Burkhart, die Mundschenke Ulrich der Hase sowie Volkmar, der Burggraf Gero von Prag, der Regent Albert, die Landeshauptleute von Steiermark Burkhart und Bawor von Strakonitz, der mährische Kämmerer Hartlib von Eichhorn, der Forstmeister von Mähren Hermann von Lichtenburg, der Marschall von Olmütz Kuno, die Kämmerer von Brünn Kuno und Hartmann von Hollenstein, die Vöttauer Kämmerer Dietrich und Hartlib, die Kämmerer der Königin namens Luitpold, Volkmar und Kunz, der Gewitscher Stadtvogt Burglin, die Kanzleischreiber zu Prag Emmeram, Filipp, Lambert und Friedrich, die Notare der Königin namens Wernher und Gotfried, die Münzmeister Dietmar, der bereits genannte Eberhard, Camonosius, Hartmud, Henning, Hanmannus, Ludmannus und Helwicus.

Weitere einheimische deutsche Adelige und Vornehme des 11., 12. und 13. Jh.s waren: Die von Ronn (Heinrich, Ulman und Reimund), Konrad und Purkhart von Janowitz, von Horowitz (Gebhart, Walguni und Adlar), von Kunstat (Gerhart und Kuno), von Pernstein (Gothard und Jimram), von Boskowitz (Jimram, Lambert und Wilhelm), von Zimburg (Albert von Slivno, Rudolf und Albert), von Sezema (Dietrich und Heinrich), von Rabenstein (Hagen und Heinrich), Heinrich von Zekking, Heinrich von Liechtenstein und Hadmar von Lichtenwerde (siehe besonders F. Palacky und V. Novotný). Erwähnenswert ist noch der sudetendeutsche Graf Franco, der dem sudetendeutschen Landamtmann von Olmütz, namens Peter, dem Sohne Herolds, im 13. Jh. bedeutende Ländereien in Nordmähren verkaufte (siehe Cod. dipl. III und IV) sowie die sudetendeutsche Utta von Neuhaus, Witwe nach dem sudetendeutschen Kuno von Chowan, die im Jahre 1265 das Dorf Frauental bei Deutsch-Brod kaufte. In Westböhmen besaßen die sudetendeutschen Adeligen Kuno, Dietleb und Gumbold von Potworow (bei Kralowitz) große Ländereien. Der Prager Bischof Heinrich verkaufte dem Sudetendeutschen Mechtfried das Dorf Raschnitz bei Bischofteinitz. Der comes (Graf) Bawor war Eigentümer des Dorfes Wejwanowitz bei Chrudim und der Sudetendeutsche Petrus, der Sohn des Lubman, vergabte sein Dorf Butschina bei Hohenmauth (siehe Ferdinand Kloss, „Die Grundherrschaften zum Ende des 12. Jh.s").

Prof. Schwarz führt aus, daß es auch Slawen gegeben habe, die deutsche Namen wie Hermann, Heinrich, Siegfried usw. hatten. Richtig ist, daß einige Přemysliden deutsche Namen wie Friedrich, Konrad und Otto hatten. Franzel führt in seiner Geschichte der Sudetendeutschen ganze Seiten voll Namen an, die die Versippung der Přemysliden mit deutschen Adelsgeschlechtern erhärten. Damit ist aber keineswegs erwiesen, daß es slawische Heinriche, Hermanne und Siegfriede gegeben hat. Falls dem so vielleicht in Ausnahmefällen gewesen sein sollte, dann ist das Vorhandensein einer namhaften Zahl von Deutschen schon in der herzoglichen Zeit gerade durch die Nachahmung dieser ihrer Namen als erwiesen anzu-

nehmen. Anderseits muß man bei der slawisierenden Tätigkeit der slawischen Geistlichen und der Einflußnahme přemyslidischer Regierungsstellen dafürhalten, daß es auch Sudetendeutsche gab, die slawische Namen trugen. Bei Gegenüberstellung der Slawen mit deutschen Namen und der Deutschen mit slawischen Namen — es dürfte sich in beiden Fällen um einen geringen Prozentsatz gehandelt haben — geht man wohl kaum fehl, wenn mangels jedweder Unterlagen die Zahl der deutschnamigen Slawen der der slawischnamigen Deutschen für ungefähr gleich angenommen wird; sohin geht also die Rechnung gleichsam auf. Von all den vielen mit nach deutschnamigen Schlössern benannten Adeligen, wie Sternberg, Waldstein, Rosental, Riesenburg usw., ist auch auf deutsche Abstammung zu schließen, denn es ist nicht anzunehmen, daß Slawen ihren Burgen und Schlössern Namen der von ihnen gehaßten Deutschen gegeben hätten.

Aus obigen Tatsachen ist die dauernde Ansässigkeit vieler deutscher Adeliger und hoher přemyslidischer Beamter von altersher erwiesen. Es ist ausgeschlossen, daß *eingewanderte* deutsche Adelige solche Stellungen in derart großer Zahl sowie den damit verbundenen Landbesitz und viele slawische Hörige erhalten hätten. Dies wäre nur durch Wegnahme großen Liegenschaftsbesitzes und Enteignung böhmischer Grundherren möglich gewesen, was man bei der slawischen Einstellung der přemyslidischen Landesherren und der Abneigung böhmischer Adeliger gegenüber reichsdeutschen und österreichischen Herren für ausgeschlossen erklären muß.

Die Sudetenslawen hatten zur Zeit ihrer Einwanderung keinen rechtlich höher stehenden Adel oder ein Königtum als erblichen Stand. Dies schloß jedoch nicht aus, daß die patriarchalischen Häupter der Verbände (Sippen, Gemeinden, Stämme) tatsächlich sozial höheres Ansehen genossen. Dieser patriarchalische Zug in der Verfassung der slawischen Einwanderer schuf die Voraussetzung zur Ausbildung eines slawischen Adels (siehe Otto Peterka, „Rechtsgeschichte der böhmischen Länder", I.). Die tatsächliche Bildung eines slawischen Adels und slawischer Fürstentümer in der Folgezeit ist lediglich dem Vorbild und Einfluß des deutschen Adels und der deutschen Fürsten zuzuschreiben. So leiteten die Sudetenslawen auch das Wort „kral" (König) vom fränkischen „Karl" dem Großen, den Adelstitel „hrabě" von Graf und die „Wladiken", das ist der niedere Adel, durch Buchstabenumstellung von den deutschen „Waldingen" ab. Da sich ein slawischer Erbadel aus eigener Kraft hätte nicht bilden können, muß man seine Schaffung auf die Unterstützung und Nachahmung der damals in den Sudeten ansässigen deutschen Adeligen zurückführen. Ein namhafter Teil der Letztgenannten ist zum Unterschied von den treu zu ihrem Volkstum stehenden Bürgern und Bauern aus Liebedienerei, besserer Fortkommensmöglichkeit, wahrscheinlich aber auch aus Angst vor Vertreibung und Ermordung der Slawisierung verfallen, was manchmal durch Annahme slawischer Namen nach außenhin zum Ausdruck kam. Noch zu Beginn des 13. Jh.s mangelten den Adeligen feststehende Familiennamen, der einzelne wurde lediglich nach seinem Tauf- oder Personennamen sowie nach seinen Liegenschaftsbesitzungen, deren er oft mehrere hatte und vielfach wechselte, benannt. So kam ein und dieselbe Person häufig unter verschiedenen Namen vor.

Die sudetendeutschen Adeligen waren aus dem sudetendeutschen Volk hervorgegangen; aus ihrer oben nur beispielsweise angeführten großen Zahl muß man auch auf ein zahlenmäßig starkes Sudetendeutschtum für die erwähnten Jahrhunderte schließen. Zu betonen ist, daß die Bezeichnung „Sudetendeutsche Adelige" nicht immer ganz zutreffend ist und hier nur der Kürze halber gebraucht wird. Richtigerweise wären sie meist als „nicht slawisierte oder noch nicht slawi-

sierte böhmische Adelige deutscher Umgangssprache und deutscher Abstammung, die dies durch deutsche Namen kundtaten" zu bezeichnen. Die sudetendeutschen Adeligen waren schon damals wie überhaupt der Großteil aller deutschen Adeligen, wenn schon nicht anational, so doch übernational. Es standen ihnen volksfremde Adelige näher als deutsche Bürger, Bauern und Arbeiter; zwischen diesen und den Adeligen bestand eine fast unüberbrückbare Kluft. Die böhmischen Adeligen deutscher Abstammung fühlten sich nicht so sehr als deutsche, sondern als böhmische Herren, genauso wie sich die österreichischen, bayrischen, fränkischen und preußischen Adeligen mehr oder überhaupt nur als Österreicher, Bayern, Franken und Preußen bekannten denn als Deutsche. Die sudetendeutschen Adeligen beherrschten wohl meist beide Landessprachen, sie wurden zu sprachlichen Utraquisten und waren im 16. Jh. in Anlehnung an die slawische Mehrheit der sudetenländischen Bevölkerung, den slawischen Adel und die meist national indifferenten (mit Ausnahme des tschechischnationalen Georgs von Podjebrad) böhmischen Könige des 14., 15. und 16. Jh.s bereits überwiegend slawisch denkende und slawisch fühlende böhmische Adelige geworden. Da jedoch im Mittelalter das politische Geschehen fast nur von Regenten, von den Adeligen und der hohen Geistlichkeit bestimmt wurde, traten namentlich bis zum Ausgang des 12. Jh.s nur diese in Erscheinung und schienen in der ohnedies urkundlich armen Zeit manchmal namentlich auf. Das einfache, nichtadelige Volk wird in Annalen, Chroniken und anderen Urkunden seltener erwähnt, über seine nationale Zusammensetzung haben wir bis zum 12. Jh. kaum schriftliche Nachrichten.

Die Sudetenländer ein Teil Deutschlands

Mit der Besiegung und Unterwerfung der Sudetenbewohner sind die Sudetenländer im 9. und 10. Jh. dem Deutschen Reiche angeschlossen worden, ohne jedoch ihre innere Selbständigkeit gänzlich verloren zu haben. Nach Karl Lechner heißt es in einer seinerzeitigen Urkunde, daß diese Länder „in Schicksalsgemeinschaft und Gewalt der Bayern stehen". Da eine derartige Bindung zweier Länder mit verschiedenen Nationen etwas ganz außergewöhnliches wäre, muß man schon daraus auf eine Volksgleichheit eines namhaften Teiles der Böhmen und Mährer mit ihren bayrischen Blutsbrüdern schließen. Ja in einer königlichen Urkunde aus 903 wird der bayrische Herzog Luitpold als Herzog von Böhmen bezeichnet.

Das böhmische Fürsten-, Herzog- und Königtum war nicht völlig unabhängig, sondern durch rechtliche und faktische Beziehungen zum Fränkischen und Deutschen Reich gebunden; die Sudetenländer genossen genauso wie die übrigen deutschen Herzog- und Fürstentümer seit Karl dem Großen als Teil Germaniens eine Art weitgehender Autonomie. Das Deutsche Reich hatte seit Anbeginn bis in die letzte Zeit nur dann Länder seinem Territorium eingegliedert, wenn es sich um deutsche oder gemischtsprachige Lande mit einer namhaften deutschen Bevölkerung gehandelt hatte. Da aber in den Sudetengebieten außer Deutschen auch Slawen in großer Zahl siedelten, die den Landen einen teilweise slawischen Charakter verliehen, kamen ihnen die deutschen Könige dadurch entgegen, daß sie einheimische böhmisch-slawische Landesherren unter Zubilligung bestimmter Herrscherrechte anerkannten. Sobald aber diese eine völlige Unabhängigkeit haben und aus dem Reichsverband ausspringen wollten, zogen die deutschen Könige gegen sie zu Felde und zwangen sie stets wieder zur Botmäßigkeit. Wären aber die Sudetenländer nur von Slawen bewohnt gewesen, wären sie nie deutsche Reichslande geworden, deren

Fürsten wären nie zu den deutschen Reichstagen als zum Reich gehörig geladen worden, sie hätten nie über das Schicksal des Deutschen Reiches mitbestimmen können und wären auch nicht mit der Kurfürstenwürde ausgezeichnet worden. Auf diese Weise genossen die Sudetendeutschen als Reichsangehörige einen gewissen Schutz des Deutschen Reiches. Die deutschen Könige kümmerten sich um die Slawen und deren Verhältnis zu ihren Fürsten nicht, wohl aber in begrenztem Maße um ihre „concives", d. i. um ihre „Landsleute". So sind auch das Sobieslaum und der ununterbrochene Weiterbestand aller den Sudetendeutschen anerkannten ererbten Vorrechte auf das böhmische Untertänigkeitsverhältnis gegenüber dem Reiche zurückzuführen. Die slawischen Fürsten hätten aus eigenem Antrieb oder bloß aus geschäftlichen Interessen sich nie und nimmer derart einschneidender Hoheitsrechte gegenüber den Sudetendeutschen begeben, sie hätten auch auf die mit den Sudetengermanen anläßlich ihrer Einwanderung getroffenen Vereinbarungen wohl „vergessen". Trotz antideutscher Haltung der Sudetenslawen ist durch die ununterbrochene Zugehörigkeit der Sudetenländer gleichsam als Provinz zum Deutschen Reich und später als deutsches Reichslehen erwiesen, daß sie deutsche Lande mit einer namhaften deutschen Bevölkerung waren. A. Dopsch schreibt in „Die historische Stellung der Deutschen in Böhmen", S. 5: „Der Herrscher Böhmens war nicht nur deutscher Reichsfürst, sondern auch mit einem der vier Hofämter des Reiches, dem Schenkenamte, ausgezeichnet. Als sich im 13. Jh. das Recht der Königswahl auf sieben Kurfürsten einschränkte, fand er Aufnahme in deren Kollegium, alles Erscheinungen, die nur verständlich sind, wenn im Reiche dieses Fürsten auch zahlreiche Deutsche seit langem die Bevölkerung bildeten."

Schon die Ereignisse des 9. und 10. Jh.s lehren, daß es sich nicht bloß um ein tributäres Abhängigkeitsverhältnis sudetischer Fürsten gegenüber den deutschen Königen handelte. Die Karolinger setzten unbotmäßige Mährerfürsten ab und andere ein, nahmen den jüngeren Zuentibold auf und belehnten später die Přemysliden offiziell mit Böhmen und Mähren. Im Jahre 895 versprachen die böhmischen Fürsten dem deutschen König Treue, Gehorsam, Tribut und Kriegsdienst. Im Jahre 955 leistete Boleslaw I. dem deutschen Kaiser Otto I. Waffenhilfe, ein halbes Jahrhundert später setzte Heinrich II. die 1003 vom Polenkönig vertriebenen Přemysliden wieder in ihre Rechte ein. Die Sudetenländer waren seit Beginn der Zeitrechnung ein Teil Germaniens, wurden unter den Karolingern dem Fränkisch-Deutschen Reich als integrierender Bestandteil angeschlossen und blieben dies bis zum Ausschluß der österreichisch-ungarischen Monarchie aus dem Deutschen Bund im Jahre 1866.

Die böhmischen Könige des 13. Jahrhunderts

Alle Verfechter der Kolonisationstheorie, im folgenden manchmal Kolonisationstheoretiker genannt, behaupten, daß eine Kolonisation der Sudetenländer durch Berufung deutscher Menschen aus Deutschland und Österreich unter den böhmischen Königen Ottokar I. (1198—1230), Wenzel I. (1230—1253), Ottokar II. (1253—1278) und Wenzel II. (1283—1305) im wesentlichen begonnen und größtenteils durchgeführt worden wäre. Diese vier Přemysliden wären hochintelligent, friedliebend und fortschrittlich gewesen, auf die vordem verworrenen und wegen der im 12. Jh. ständigen Thronkämpfe unter den přemyslidischen Herzogen und daher für eine Kolonisation ungünstigen Verhältnisse wäre mit Ausnahme der Regentschaft Ottos von Brandenburg (1278—1283) eine ein Jahrhundert dauernde Periode des Friedens, der Sicherheit, eines wirtschaftlichen Aufschwungs und eines Arbeitskräftemangels

gekommen; diese vier Herrscher, namentlich Ottokar II., hätten aus dem übervölkerten Deutschland und Österreich Massen von Bauern, Bergleuten, Handwerkern, Kaufleuten und anderen Gewerbetreibenden ins Land gerufen, so daß erst seit jenen Zeiten Deutsche in größerer Zahl im Sudetenraum wären. Ganz besonders sollen deutsche Prinzessinnen als Ehefrauen böhmischer Regenten die Einwanderung ihrer Landsleute gefördert haben.

Um die Voraussetzungen für die behauptete Kolonisation und den Einfluß der deutschen Prinzessinnen (Gemahlinnen) auf die přemyslidischen Landesherren zu überprüfen, wollen wir uns vorerst mit den vier genannten Königen befassen. Diese waren nicht so friedliebend und intelligent, für eine Besiedlung ihrer Länder von außen und den Zuzug großer Kolonistenmassen bestand weder ein Anreiz noch eine Möglichkeit.

Ottakar I. war mit Adele, der Tochter des Markgrafen von Meissen, verheiratet. Obwohl er mit ihr einen Sohn und drei Töchter hatte, verstieß er sie grundlos nach zwanzigjähriger Ehe, erlangte mit einer Scheinbegründung durch den ihm hörigen tschechischen Bischof Daniel die Scheidung und heiratete im Jahre seiner Thronbesteigung die jugendliche Konstanze, eine Schwester der ungarischen Könige. Die nach damaligem Recht ungültige Ehescheidung und die dadurch bedingte Nichtigkeit der neuen Ehe wurde zum päpstlichen Stuhl herangetragen, der vorerst keine Entscheidung fällte und dann eine solche nicht mehr treffen mußte, weil Adele im Jahre 1211 an gebrochenem Herzen am Hofe ihres Vaters in Meissen gestorben war. Ottokar I. mußte sich ob dieser Sache sowie wegen seines Freundes Bischof Daniel vor dem Papst verantworten, Daniel selbst wurde wegen sittenlosen und liederlichen Lebenswandels vom Papst zur Rechenschaft gezogen. Ottokar I. befand sich wiederholt mit deutschen Fürsten im Kriegszustand und führte *fünf* Kriegszüge nach Deutschland, die er zum Teil mit Unterstützung seiner ungarischen Schwäger und ungarischer Truppen unternahm und bei denen es jedesmal zu schweren Brandschatzungen, Plünderungen und Verwüstungen in deutschen Landen kam.

Obwohl Ottokars I. Sohn Wenzel aus der nichtigen Ehe mit Konstanze stammte und nach damaligen Bestimmungen außerehelich sowie nicht thronberechtigt war, trat er nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1230 die Herrschaft in Böhmen als König Wenzel I. an. Seine Gattin Kunigunde, Tochter des deutschen Königs Philipp, hat laut Angaben Palackys auf die Regierungsgeschäfte ihres Mannes keinen Einfluß genommen. Wenzel I. führte als Verbündeter seiner ungarischen königlichen Vettern nahezu die ganze Zeit seiner Regierung gegen den Babenberger Herzog Friedrich (den Streitbaren) von Österreich Krieg und verwüstete in *zehn* Kriegszügen in fürchterlicher Weise Niederösterreich. Das Verhältnis Wenzel I. zum deutschen Kaiser Friedrich II. war auch nicht günstig, da dessen Sohn Heinrich die Verlobung mit der alternden Schwester Wenzels gelöst und eine Babenbergerin geheiratet hatte. Wenzel I. war wankelmütig, verschwenderisch und gab sich auf einsamen Schlössern der Jagd und Liebschaften mit Frauen hin (siehe L. Schlesinger, Geschichte Böhmens). Schließlich mußte er noch gegen seinen eigenen Sohn Ottokar, der sich mit einer Anzahl böhmischer Adeliger gegen ihn verschworen hatte, in den Krieg ziehen. Nach Niederschlagung dieses Aufstandes wurde Ottokar (der nachmalige König Přemysl Ottokar II.) von Wenzel durch längere Zeit eingekerkert, im Jahre 1249 aber wieder auf freien Fuß gesetzt.

Dieser Ottokar nahm nach dem Tode Friedrichs II. des Streitbaren (gefallen als letzter Babenberger im Jahre 1246 in der Schlacht an der Leitha) Niederöster-

reich und Oberösterreich gleichsam als erbloses Gut mit einer nicht ganz legalen Begründung in Besitz. Nach dem Tode seines Vaters Wenzel I. wurde er im Jahre 1253 auch König von Böhmen, zu dem damals und auch schon lange vorher Mähren gehört hatte. Im selben Jahre heiratete er im Alter von 23 Jahren zwecks Untermauerung seines zweifelhaften Anspruchs auf Österreich die 46jährige Margarethe, eine Schwester des kinderlosen letzten Babenbergers Friedrich. Weil aber die Ungarn für ihre Unterstützung bei der Erwerbung Österreichs ob und unter der Enns von Ottokar das Land Steiermark verlangten, kam es mit den Ungarn zum Krieg, in dem sie Ottokar bei Kressenbrunn in Niederösterreich schlugen und so auch in den Besitz der Steiermark und Kärntens kamen. Die Voraussetzungen für eine Slawisierung der östlichen Alpenländer waren nun gegeben, einer Vereinigung mit den Südslawen stand nichts mehr im Wege. Ottokar II. hatte trotz aufrechter Ehe mit Margarethe mit der Hofdame Agnes aus dem Hause der Kuenringer einige Söhne und Töchter, die er sogar adoptieren und erbberechtigt erklären wollte. Er ließ sich daher im Jahre 1261 von Margarethe mit einer haltlosen Begründung scheiden, gab aber die auf diesen Eheabschluß hin in Besitz gehaltenen Alpenländer nicht heraus. Nachdem er Margarethe in ein Kloster geschickt hatte, heiratete er nicht seine Lebensgefährtin Agnes, sondern die junge Kunigunde, eine Tochter des russischen Fürsten Michailowitsch und Enkelin des Ungarnkönigs Bela IV. Soweit sich die österreichischen Adeligen Ottokar II. nicht fügen wollten oder Partei für die verstoßene Margarethe oder die beiseite geschobene Agnes ergriffen hatten, ließ er sie hinrichten. In den österreichischen Landen setzte er zum Teil Slawen als Landesverweser ein, berief böhmische Beamte ins Land, die es aussaugten; der Anschluß des nördlichen Niederösterreich bis zur Donau an Mähren war bereits eine beschlossene und begonnene Sache. So schienen seit dem Jahre 1260 die Witigonen als Herren von Raabs auf, Drosendorf ging an Boczek von Znaim und Retz an Heinrich von Dewin über; auch andere sudetische Adelige faßten im Waldviertel Fuß. Im Jahre 1265 brach Ottokar II. gegen Bayern einen Krieg vom Zaun, in dessen Verlauf er Bayern, Oberösterreich und Salzburg nicht unähnlich den späteren Raubzügen der Hussiten von seinen slawischen Kriegern „nach der Kriegssitte damaliger Zeit", wie sich Palacky ausdrückt, verwüsten ließ. Ottokar II. führte während seiner Regierungszeit *zwölf* Kriege gegen deutsche Fürsten, wobei der Kriegsschauplatz immer deutsche oder österreichische Länder waren. Als der sechzehnjährige letzte Staufer Konradin und sein Freund, der achtzehnjährige letzte babenbergische Sproß Friedrich, in neapolitanische Gefangenschaft geraten waren, setzte sich Ottokar trotz seiner bedeutenden Machtmittel für deren Freilassung nicht ein, sondern ließ es mitleidlos zu, daß die beiden deutschen, mit ihm verwandten Knaben im Jahre 1268 unter frenetischem Beifallsgejohle des Neapler Pöbels das Blutgerüst besteigen mußten und enthauptet wurden. Durch den Tod Konradins war Ottokar einen Konkurrenten auf die deutsche Königswürde und durch den Tod Friedrichs den rechtmäßigen Anwärter auf die österreichischen Lande los geworden, weshalb ihm deren Hinrichtungen offenbar sehr gelegen kamen. Der Ottokar den II. als den fähigsten Herrscher der damaligen Zeit und als selbstbewußten Tschechen schildernde Historiker Palacky schreibt, daß zu jener Zeit nur Böhmen und Mährer in den böhmischen Hof- und Landesämtern gewesen waren. Aus den Namen der höchsten Landesbeamten erkennen wir, daß dies teils Slawen waren und soweit diese Stellen von Deutschen bekleidet wurden, waren dies also Sudetendeutsche. So befanden sich unter den höchsten Hofbeamten beispielsweise die Sudetendeutschen Bawor von Strakonitz, Andreas von Ritschan, Wok von Rosenberg, Dietrich Spatzmann von Kostelec, Burghard von Janowitz u. a. Daß Ottokar II. die Deutschen keineswegs

bevorzugte, bezeugt Palacky im 5. Kapitel seines IV. Buches der „Geschichte Böhmens" mit den Worten: „Die besondere Gunst, die Ottokar den Deutschen zuwendete, diente den Mißvergnügten in seinem Lande als Mittel, um ihm die Liebe des Volkes zu entziehen. Wie unbegründet und ungerecht dieser Vorwurf ist und wie er nur bei der engherzigsten Nationaleifersucht Eingang finden konnte, ließe sich vielfach beweisen. Umsonst sieht man sich während der ganzen Regierung Ottokars nach eingewanderten deutschen Günstlingen oder nach Fremden in den Ämtern um." Palacky gibt also damit indirekt zu, daß die namhafte Anzahl deutscher Beamter im Sudetenraum einheimische, altansässige Sudetendeutsche waren.

Weder Ottokar II. noch seine ihm ergebenen böhmischen Beamten hatten Anlaß zum Heranziehen von Deutschen aus gegnerischen Landen. Ottokar II. lebte fast während seiner ganzen Regierungszeit mit den Fürsten deutscher Lande irgendwie in Unfrieden, bzw. im Kriegszustand, seit der Besitzergreifung der österreichischen Länder mußte er ständig mit deren Herausgabe und sohin mit einem Kriege gegen den zu wählenden deutschen König rechnen. Eingewanderte Deutsche wären für Ottokar II. eine Gefahr gewesen, da sie die ohnedies schon zahlreichen Deutschen im Sudetenraum noch vermehrt und bei einer kriegerischen Auseinandersetzung sich gegen ihn hätten wenden können.

Da Ottokar II. gerne deutscher König geworden wäre, jedoch wußte, daß er bei einer ordnungsmäßigen Wahl nie durchdringen würde, blieb er trotz seiner deutschen Kurfürstenwürde im Jahre 1273 der Wahl des deutschen Königs fern. Als dann Rudolf von Habsburg gewählt wurde, verweigerte Ottokar dessen Anerkennung und lehnte die Herausgabe der während der kaiserlosen Zeit besetzten österreichischen Lande ab. Der Großteil der Österreicher sehnte auch einen anderen Herrscher herbei. Darauf ist es auch zurückzuführen, daß nach dem Erscheinen Rudolfs in Österreich fast alle Länder von Ottokar abfielen und zu ersterem übergingen. Damit war nun Ottokar nicht einverstanden und rückte zwecks Rückeroberung mit großer Heeresmacht in Niederösterreich ein, nahm aber eine Schlacht nicht an, sondern schwor im Jahre 1276 dem deutschen König Rudolf Unterwerfung, Verzicht auf die österreichischen Lande und Frieden. Hauptsächlich wegen der von seiner Gattin Kunigunde erhobenen Vorwürfe, bei denen sie Ottokar mit einem Esel verglich, brach dieser den feierlich beschworenen Frieden und fiel im Jahre 1278 wiederum mit einem großen Heere in Niederösterreich ein, verlor aber bei Dürnkrut Schlacht und Leben. Ottokar II. hatte wegen seines ungestümen, hochmütigen, verschwenderischen und nicht sehr wahrheitsliebenden Charakters auch unter den Seinen viele Feinde; sogar der von ihm begünstigte Tscheche Milota von Dědic ließ ihn bei Dürnkrut im Stich und trug dadurch wesentlich zum Untergang des böhmischen Königs bei. Ottokar II. war auch, wie aus Regesta dipl. II (Prag 1882, S. 466) von Emler zu ersehen, im Jahre 1278 als Vorläufer der panslawischen Bewegung gegen die Deutschen aufgetreten. Unter Berufung auf das gemeinsame slawische Volkstum hatte er an die polnischen Fürsten ein Bittschreiben um Unterstützung gegen Rudolf von Habsburg gerichtet, da sich im Falle des Sieges „der unersättliche Schlund der Deutschen noch weiter öffnen und deren gefährliche Gier ihre unredlichen Hände bis Polen ausstrecken würde". (Siehe hiezu „Der Völkerkampf und Sprachenstreit in Böhmen", S. 14 von Prof. R. F. Kaindl, Graz, 1927.)

Nach dem Tode Ottokar II. führte für dessen minderjährigen, sieben Jahre alten Sohn Wenzel II. durch fünf Jahre hindurch Otto von Brandenburg die Regierungsgeschäfte Böhmens. Während dessen Regentschaft herrschten daselbst innere Kämpfe, Wirren und Unruhen und im Jahre 1281/82 die Hungerpest. Wenzel

übernahm im Jahre 1283 als zwölfjähriger Knabe die Regierung und führte bald darauf eine Reihe von Kriegen. Aus Hab- und Rachsucht ließ er seinen sudetendeutschen Stiefvater Zawisch von Falkenstein (den zweiten Gemahl seiner Mutter Kunigunde), dessen Brüder und weitere Blutsverwandte ohne gerichtliches Verfahren hinrichten. Wenzel II. war Analphabet, körperlich schwach und starb im Alter von 35 Jahren. Auf ihn folgte sein Sohn Wenzel III., der aber nach einjähriger Regierungszeit ermordet wurde. Während der Regentschaft Ottos von Brandenburg und der Regierung Wenzel II. und III. wären die Voraussetzungen für eine von Deutschland ausgehende Kolonisation nicht bloß ungünstig, sondern überhaupt nicht gegeben gewesen.

Bemerkenswert ist, daß die Přemysliden während ihrer etwa 400 Jahre dauernden Regierung vielfach nur durch Hinrichtungen, Meuchel- und Verwandtenmorde, Einkerkerungen, Blendungen, Vertreibungen usw. ihrer Konkurrenten zur Herrschaft gelangten und sich behaupteten. Zum Unterschied davon kam im Hause Habsburg während dessen nahezu tausend Jahre alten Familiengeschichte nur ein einziger Verwandtenmord, nämlich der des sogenannten Johannes Parricida an seinem Onkel, dem deutschen König Albrecht aus dem Hause Habsburg, im Jahre 1308 vor; aber siehe: der Großvater mütterlicherseits dieses Johannes Parricida war der böhmische König Přemysl Ottokar II.

Während der Regierungszeit der genannten Přemysliden bestand für allenfalls auswanderungslustige Reichsdeutsche oder Österreicher in nur einigermaßen größerer Zahl kein Anreiz für eine Einwanderung in die Sudetengebiete. Die Deutschen aller an Böhmen grenzenden Länder und darüber hinaus hatten die raub- und beutegierigen slawischen Krieger schon im 12. Jh., dann aber besonders im 13. Jh. in 27 Kriegen, die in einem Zeitraum von rund 80 Jahren nur in deutschen Landen ausgetragen worden waren, wohl zur Genüge kennen gelernt und werden daher schon aus diesem Grunde in das Land solch ungebetener Eindringlinge nicht verzogen sein. Bemerkenswert ist, daß es die böhmischen Herrscher in all diesen Kriegen bestens verstanden hatten, sich mit ihren Truppen nahezu immer ohne größere Kampfhandlungen wieder nach Böhmen zurückzuziehen, bis sie erst in Rudolf von Habsburg ihren Meister und endgültigen Bezwinger fanden.

Weil die Behauptung der Kolonisationstheoretiker über das Eindringen großer Massen deutscher Kolonisten doch nicht ganz glaubhaft schien, führte Prof. Pekař aus, daß außer freiwilligen Kolonisten auch viele deutsche Kriegsgefangene in den Sudeten zwangsweise angesiedelt worden wären. Hiezu ist zu bemerken, daß die Chronisten über von aus Deutschland oder Österreich eingebrachte Kriegsgefangene nichts berichten. Falls aber welche mitgeführt wurden, können es nicht allzu viele gewesen sein, da in der damaligen Zeit Kriegsgefangene für Heeresbewegungen äußerst hinderlich waren. Im Falle ihrer zwangsweisen Ansiedlung nach Kriegsbeendigung hatten sie auch jederzeit die Möglichkeit des Entlaufens. Sollten einzelne deutsche Kriegsgefangene in sudetendeutschen Dörfern zurückgeblieben sein, waren sie wegen ihrer geringen Zahl für eine Kolonisation bedeutungslos. Übrigens kam es den slawischen Kriegern gar nicht so sehr auf Kämpfe oder Kriegsgefangene, sondern in der Hauptsache auf Beutemachen und leicht fortzuschaffende bewegliche Güter an. Es ist unbestritten, daß die slawischen Soldaten und deren Begleitpersonal von ihren im 12. und 13. Jh. zahlreich in deutsche Lande unternommenen kriegerischen Expeditionen stets „mit reicher und schwerer Beute beladen" zu Hause ankamen. Da aber diese Soldaten dann gewohnheitsmäßig nicht bloß in Feindesland, sondern auch in den Sudetengebieten die einheimische Bevölkerung bestahlen und

ausraubten, sah sich Ottokar II. veranlaßt, dies im Jahre 1266 ausdrücklich zu verbieten. Es wurde daher von diesem Jahre an unter Androhung einer Gefängnisstrafe von acht Wochen und Schadenersatz das Wegnehmen von Hühnern, Gänsen, Pferden, Kühen, Schweinen, Ziegen und anderen Tieren sowie von Kleidern und anderen Dingen „auf heimatlichem Boden" untersagt; falls jedoch ein Angeklagter seine Unschuld glaubwürdig und unter Eid beteuerte, wurde er nicht bestraft. (Siehe V. Novotný 1/4, S. 398.) Die slawischen Soldaten haben dieses Plünderungsverbot wegen der problematischen Möglichkeit einer Bestrafung nicht ernst genommen, denn als sie nach der Schlacht bei Dürnkrut im Jahre 1278 nach Böhmen zurückströmten, hausten sie hier sehr arg. Der Königsaaler Chronist berichtet hiezu (siehe Chron. Aulae regiae IX): „Die böhmische Nation hat die verderbliche Gewohnheit, daß sie bei jedesmaligem Ausziehen gegen den Feind oder bei der Heimkehr von einer Kriegsfahrt das eigene Land schlimmer als selbst der Feind behandelt." Auch aus diesen Gründen werden sich keine Kolonisten zur Auswanderung in ein derart unsicheres Land mit solch mangelhafter Rechtsordnung gefunden und die deutschen Lande, in denen Recht, Ordnung und Gesetz herrschten, verlassen haben. Anderseits ist es verständlich, daß viele in Innerböhmen und Innermähren lebende Deutsche sich teils in geschützte Städte zurückzogen und teils in die Randgebiete oder wegen besseren Fortkommens gleich nach Deutschland oder Österreich, wie ja letzteres all die darauf folgenden Jahrhunderte bis in die jüngste Zeit im ganzen Sudetenraum ohne Unterschied der Nationalität vorkam, vereinzelt abwanderten.

Trotz der hier aufgezeigten Fehler obgenannter böhmischer Könige ist jedoch festzustellen, daß sie europäisch dachten sowie fortschrittlicher, liberaler und im allgemeinen nicht chauvinistischer Gesinnung waren. Sie förderten Handel und Verkehr, Bautätigkeit sowie andere kulturelle Einrichtungen, sie unterstützten die Sudetendeutschen im Bestreben an die Angleichung des sudetischen Lebensstandards an den des übrigen Reichsgebietes. Diese vier Könige waren ganz allgemein den Sudetendeutschen gegenüber nicht ungerecht und wohlwollender eingestellt als Landesherren der herzoglichen Zeit und aus dem Hause Luxemburg.

Deutsche Prinzessinnen als Ehefrauen premyslidischer Landesherren

Deutsche Prinzessinnen haben nach ihrer Verehelichung mit přemyslidischen Regenten in nationalen Belangen nur den allergeringsten Einfluß auf ihre nicht sehr feinfühligen slawischen Ehegatten ausgeübt. Diese Prinzessinnen haben, wie solches zu allen Zeiten auch bei anderen Völkern der Fall war und ist, nur einige für persönliche Dienste bestimmte Leute mitgebracht, keineswegs aber ein großes Gefolge oder gar Kolonisten. Sie haben, wie dies auch andersnationale Prinzessinnen bei einer Heirat mit einem fremdländischen Regenten taten und noch tun, ihr Volkstum — falls sie hiefür überhaupt ein Verständnis aufgebracht hatten — abgelegt und sind in dem ihres Gatten aufgegangen. Die přemyslidischen Gattinnen und Mütter deutscher Abstammung haben im Moment der Eheschließung aufgehört Deutsche zu sein und sind naturgemäß böhmisch, bzw. slawisch denkend und fühlend geworden und dies auch geblieben, es wäre denn, daß sie von den familiengewaltigen Přemysliden später verjagt worden sind. Die Richtigkeit obiger Feststellung ist durch folgende Beispiele erwiesen:

a) Boleslaw II. war mit der Deutschen Emma von Burgund verheiratet, beider Sohn war laut Thietmar von Merseburg Udalrich. Boleslaw schickte diesen unter anderem zwecks Erlernung der deutschen Sprache nach Deutschland (Bayern). Wir

sehen also, daß im Familienkreis Boleslaws nur slawisch gesprochen wurde, so daß Udalrichs Umgangssprache gar nicht deutsch war und er deutsch nicht konnte, obwohl seine Mutter eine deutsche Prinzessin gewesen war.

b) Dieser Udalrich hatte, da er seit Kindheit meist in Bayern gelebt hatte, wahrscheinlich auch eine deutsche Gattin. Nach seiner Rückkehr nach Böhmen nahm er, da ihm diese keinen Thronerben geboren hatte, als Nebenfrau die slawische Bäuerin Božena. Der Sohn Udalrichs und Boženas war der nachmalige Herzog Břetislaw I.

c) Dieser raubte aus klösterlicher Erziehung die Deutsche Judith von Schweinfurt. Deren Sohn war Spitignew II., der große Deutschenhasser, der, obwohl auch er eine deutsche Gattin hatte, das bekannte Deutschenvertreibungsdekret im Jahre 1055 erließ und seine Mutter Judith auch tatsächlich verjagte.

d) Bei der Teilung Mährens im Jahre 1061 erhielt der přemyslidische Prinz Konrad dessen westlichen Teil; hiebei wurde von Chronisten vermerkt, daß er die deutsche Sprache beherrschte, was als besonders erwähnenswert galt, obwohl seine Mutter die obgenannte Judith von Schweinfurt war. Den östlichen Teil Mährens erhielt ein anderer Sohn Judiths, nämlich Otto, der die deutsche Sprache sichtlich nicht beherrschte.

e) Ottokar I. war während seiner ganzen 33 Jahre dauernden Regierung mit der Ungarin Konstanze verheiratet, Ottokar II. führte mit der Babenbergerin Margarethe nur einige Jahre eine Scheinehe und heiratete dann eine Russin. Beide Ottokare haben ihre legitimen deutschen Gattinnen verstoßen.

f) Die Mütter Wenzel I. und Wenzel II. waren keine Deutschen, wohl aber die Gattinnen. Die Gemahlin Wenzel I. hat auf die Regierungsgeschäfte ihres Mannes keinen Einfluß genommen. Die Gemahlin Wenzel II., die Habsburgerin Guta, ist in jungen Jahren gestorben, worauf Wenzel die polnische Prinzessin Elisabeth ehelichte.

Hingegen haben slawische Gattinnen přemyslidischer Herrscher wiederholt in die Geschicke Böhmens nachhaltig eingegriffen. So hat Ludmila, die Gattin Bořiwojs I., die Christianisierung Böhmens erfolgreich in die Wege geleitet. Deren Schwiegertochter Drahomira, die Gattin Wratislaw I., ließ im Jahre 921 ihre Schwiegermutter Ludmila erdrosseln, auch an der Ermordung ihres eigenen Sohnes Wenzel und der Machtübernahme ihres zweiten Sohnes Boleslaw I. war sie sichtlich beteiligt. Drahomira hat sohin wesentlich zur Slawisierung der deutschstämmigen Přemysliden sowie zur späteren Unterdrückung der Sudetendeutschen während der herzoglichen Zeit beigetragen.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß in den ersten Jahrhunderten der herzoglichen Zeit die Polygamie allgemein anerkannt und eingeführt war. Die Frau war Eigentum des Mannes, sie war seine Sklavin und seiner Willkür preisgegeben. Die Herzoge hatten Nebenfrauen, deren Kinder wiederholt erbberechtigt wurden. Als unter kirchlichem Einfluß die Vielweiberei nicht mehr gestattet war, hielten sich die Přemysliden inoffiziell Nebenfrauen und Geliebte, ließen sich häufig unter nichtigen Vorwänden scheiden und nahmen neuerlich Gattinnen, die aber in keinem einzigen Falle Deutsche waren. Infolgedessen ist der an und für sich unbedeutende Einfluß deutscher Gattinnen auf ihre přemyslidischen Ehemänner — falls ein solcher Einfluß überhaupt bestand — noch mehr geschmälert, ja geradezu ausgeschaltet worden. Die Behauptung, daß deutsche Prinzessinnen die „Kolonisa-

tion" gefördert hätten, wurde nicht einmal glaubhaft gemacht und ist durch obige Ausführungen einwandfrei widerlegt.

Einführung der eingewanderten Slawen in die sudetendeutsche Kultur und Zivilisation

Während alle vor den Kelten im Sudetenraum wohnhaften Illyrer noch keine festen Wohnsitze gehabt haben dürften, sind die Kelten seßhaft geworden und haben für die Dauer berechnete Niederlassungen angelegt. Nach dem Einzug der Markomannen, Quaden und anderer kleinerer germanischer Völkerscharen um die Zeitwende gründeten diese feste Wohnsitze mit gleichzeitiger Flureinteilung und Zuerkennung eines bestimmten Landbesitzes an Einzelpersonen als Privateigentum, wie dies nach Tacitus zu Beginn des 2. Jh.s bei den Germanen bereits Brauch war.

Nach dem Abzug der Heruler und Langobarden aus dem Sudetenraum durchstreiften slawische Familien, Sippen und wohl auch kleinere Stämme nicht nur das Sudetengebiet, sondern auch Teile des heutigen Österreich sowie Ost- und Mitteldeutschland, wo sie häufig inmitten dort siedelnder Germanen, und zwar meist an den Ortsrändern oder an abgelegenen Stellen auch primitive Behausungen errichteten. Die Erweiterung und Vergrößerung der sudetischen Siedlungen war durch solch herumziehende Slawenscharen, besonders aber durch ständig einfallende Awaren wohl erschwert, keineswegs aber verhindert oder stillgelegt. Im Laufe des 9. und 10. Jh.s wurden die im Sudetenraum befindlichen Slawen fast durchwegs seßhaft. Es setzte daher die Urbarmachung von bis dahin noch nicht intensiv bewirtschafteten oder verödeten Böden, die Rodung von Wäldern und insbesondere die Anlage und Gründung weiterer Niederlassungen ein. Dieser Aufbau machte derart gewaltige Fortschritte, daß bis zum Ende des 12. Jh.s der größte Teil der Sudetenländer mit Siedlungen bereits ziemlich dicht bedeckt war. Diese durch sogenannte Innenkolonisation von Sudetendeutschen und Slawen erfolgten Urbarmachungen, Rodungen, Bodenzuteilungen und Neugründungen sowie Umbauten von Ortschaften wurden ohne Unterbrechung und laufend auch im 13. und 14. Jh. fortgesetzt, fanden aber mit Ausbruch der Hussitenkriege und des damit wieder verbundenen Herumziehens „kriegführender" slawischer Scharen ein jähes Ende, um erst wieder um die Mitte des 18. Jh.s zaghaft fortgeführt zu werden. Diese letzte Innenkolonisation, an der bestenfalls einige hundert ausländische, vornehmlich in den nördlichen Sudetenraum eingewanderte Facharbeiter aus der Textilbranche beteiligt waren, fand ihren endgültigen Abschluß mit Beginn der napoleonischen Kriege.

Die sogenannte „große Kolonisation" des 13. und 14. Jh. hat es niemals gegeben. Vom 9. Jh. bis zum Ausgang des 12. Jh., also innerhalb von nicht ganz vier Jahrhunderten, sind verhältnismäßig viel mehr bis jetzt noch erhaltene Niederlassungen erbaut worden als in den folgenden zwei Jahrhunderten, was aus den verschiedenartigen Siedlungsformen feststellbar ist. Über diese Frühgründungen und deren Bewohner haben wir nur spärliche schriftliche Aufzeichnungen, während wir über die späteren Gründungen hinreichend unterrichtet sind. Nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß nun einerseits über die „große Kolonisation" des 13. Jh. so viel geschrieben und sie als erstmalig und einzig dastehend geschildert wird und daß anderseits die in den vorhergehenden Jahrhunderten geleisteten beachtenswerten Aufbauarbeiten übergangen, nicht entsprechend gewürdigt oder zu Unrecht als selbstverständliche Leistungen der Sudetenslawen angesehen werden.

Diese waren zur Zeit ihrer Einwanderung auf einer sehr niedrigen Kulturstufe. So schreibt der römische Schriftsteller Prokopius von Cäsarea im 6. Jh.: „Die Slawen wohnen in schlechten und zerstreuten Hütten und ziehen oft zu Fuß von einem Ort zum andern. Einige haben nicht einmal Hemden oder andere Kleidung und gehen bloß in Beinkleidern ins Gefecht. Ihre Speisen sind grob und schlecht zubereitet. Die Slawen leben wie die Massageten in Roheit und Dürftigkeit und starren wie diese in immerwährendem Schmutz, in Bezug auf Einfachheit der Lebensweise kommen sie den Hunnen gleich." Der bereits genannte britische königliche Rat Prof. Gebhardi schreibt unter Berufung auf einwandfreie Quellen: „Seit dem Jahre 527 fielen Slawen wiederholt in römisches Gebiet ein. Sie hausten als wenig verfeinerte Menschen, die keine Gemeinschaft, keine Unterwürfigkeit, keine Dörfer und keine Städte duldeten, in beweglichen Hütten, Morästen, Wäldern und Höhlen. Sie bewohnten keine bestimmten Länder, sondern durchzogen sie nur, weil sie keine Städte und Dörfer hatten. Die Baukunst konnte unter den Slawen um so weniger emporkommen, weil der herrschende Geschmack an Streifzügen, die stete Besorgnis, nicht nur von Feinden, sondern selbst von Freunden aus der Nachbarschaft angefallen und vertrieben zu werden und ihre Genügsamkeit sie veranlaßte, nur Hütten aus geflochtenen Zweigen und hölzernen Buden aufzubauen, die der Feind nicht leicht entdecken, und wenn dies schon geschah, sie der Eigentümer ohne beträchtlichen Schaden verlassen konnte. Wenn sie aus der Gegend verziehen wollten, brachen sie ihre Behausungen wieder ab. Ebensolche Hütten und Hürdenwerke bewohnten 600 Jahre später die Wenden der Ostsee, obgleich diese reich und wollüstig waren, um große Häuser errichten zu können. Die Slawen sorgten für ihren Körper nicht mit der Ängstlichkeit verwöhnter Völker, sie liefen nackt und unbedeckt, wenn ihnen nicht etwa durch Zufall ein paar Hosen, ein Mantel oder ein Rock zuteilgeworden war. Mit der Tracht nahmen die Slawen auch die ausländischen Benennungen der verschiedenen Kleiderarten an, und daher sind in den wendischen Dialekten fast alle Namen der Kleider griechisch oder deutsch. Die Slawen versanken fast in dem Schmutze, mit welchem ihre Leiber überall bedeckt waren. Diese Eigenschaften hat die wendische Völkerschaft zum Teil noch bis auf unsere Zeiten behalten, obgleich sie durch viele und mancherlei Arten der Kultur gegangen ist, und Griechen, Römer und Deutsche, Christen und Heiden, abendländische lange gebildete und morgenländische unverfeinerte Nationen alle Mittel angewandt haben, um ihr diese Eigenschaft zu nehmen. Noch jetzt wird der Schmutz in den polnischen und russischen Bauernhäusern, die Menge des Ungeziefers auf den Leibern der Slawen jenseits der Weichsel und Donau den Reisenden unerträglich. Die Deutschen schlossen die Wenden von allen Handwerksgilden aus, oder sie gaben ihnen eine besondere Innung, zu der sich kein Deutscher hielt."

Palacky schreibt, daß die bevorzugten Speisen der alten Slawen Hirse und Heidekorn waren. Sie seien trotz vielem Herumziehens keine richtigen Nomaden gewesen, haben keine Angriffskriege geführt und keine Könige gehabt. Jan Peisker schreibt in seinen von 1896 bis 1921 erschienenen Werken, namentlich in „Kdo byli naši předkové", d. i. „Wer waren unsere Vorfahren", aus dem Jahre 1921 im wesentlichen zusammenfassend: Die Slawen lebten vor ihrer Einwanderung in den Sudetenraum in dem riesigen Morastmeer Wolhyniens, wo sich nur einzelne Inselchen befanden. Deren Insassen konnten sich zwar gegenseitig manchmal sehen, aber nur im strengsten Winter miteinander übers Eis verkehren. Daher die slawische Staaten- und Herrscherlosigkeit, es fehlte sogar jeder Volksbegriff, höchstens kleine Dorfverbände waren denkbar. Graswuchs war in diesem Schilfmeere gering, daher ist die Viehzucht heute noch armselig. Folglich war Milchgenuß als Volksnahrung

unbekannt und so sind im Slawischen die germanischen Lehnwörter für Milch „mléko", für Schwein „svině", für Rind „skot", für Pflug „pluh", für Mühle „mlýn", für das römische Pastor „pastýř" und das altaische „tvaroch" für Topfen erklärlich. Geld und Wareneinkauf waren den Slawen unbekannt. Der Name des deutschen Pfennigs wurde daher für Geld (peníz) und das Wort „kaufen" wurde als „koupiti" erst nach ihrer Auswanderung aus dem Rokytnogebiet und Einwanderung in Germanien übernommen. Die geringen anbaufähigen Flächen zwangen zu einer verhältnismäßig intensiven Bodenbestellung ohne Zugtiere; der Slawe lernte es, sich mit winzigen Ackerstücken zu begnügen, und bis heute ist der slawische Bauernhof durchschnittlich bedeutend kleiner als der deutsche. Die Slawen waren Vegetarier, in ihrer Armut kannten sie keine Haustiere. Ackerbau wurde nur mit einer Harke für Hirse betrieben. Ansonsten bestand ihre Nahrung aus Fischen, Honig und einem Pflanzenbrei aus der glyceria fluitans, Sonnentau und Heidekorn. Nach Angaben eines arabischen Geographen züchteten die Slawen in ihrer Urheimat in geringem Umfang Schweine und Pferde; dies aber erst nach Erweiterung ihrer Wohnsitze. Als sie nach Böhmen kamen, pflanzten sie in Ermangelung des Sumpfgrases glyceria fluitans ein anderes Gras, das noch heute unter dem Namen „rosička" bekannt ist. Den Slawen waren demnach auch alle Ackergeräte, insbesondere das wichtigste, nämlich der deutsche Pflug mit Zweiradgestell und breiter eiserner Schar, unbekannt. Dieser schneidet das Erdreich auf, wendet dann die Rasenstücke oder Erdkrume mit einem Streichbrett und kann daher vornehmlich nur auf vorher von allem festsitzenden Gestein und starken Baumwurzeln gesäubertem oder auf ebenem, stein- und baumlosem Ackerboden verwendet werden. Dieser Pflug wurde von den Sudetendeutschen auch nach der slawischen Einwanderung in die weiten und fruchtbaren sudetischen Ebenen und später in den gerodeten Gebieten verwendet. Die in größeren Verbänden in den mittelsudetischen Höhenzügen seßhaft gewordenen Slawen benützten zur Rodung und Urbarmachung das „radlo", das ist ein Pflughaken, der von einer Kuh oder auch von zwei Menschen gezogen werden kann, während der deutsche Pflug ein Gespann von mindestens zwei Ochsen oder einem starken Pferde erforderte. Den Pflughaken, der meist aus Holz oder einem kleinen Stück Eisen bestand, verwendeten die Slawen bis ins 13. Jh. auch in den böhmischen Ebenen, während sie ihn in den höheren Lagen bis in die letzte Zeit benützten. Die Richtigkeit der Ausführungen von Prokopius, Peisker und anderen Schriftstellern wird auch von Cosmas, der die sudetenslawische Lebensart kurz nach der Einwanderung beschreibt, folgendermaßen bestätigt: „Sie (die Sudetenslawen) kannten weder Getreide noch Wein, ihre Nahrung bestand aus Eicheln und dem Fleisch wilder Tiere. Die Benützung der Wolle und des Leins zur Bekleidung war ihnen unbekannt und nur im Winter bedienten sie sich einer Wildschur oder eines Schafpelzes. Auch das Wort „mein" kannten sie nicht, alles was sie hatten, hieß in Wort und Tat ‚unser'. Die Weiber waren unter ihnen ebenso Gemeingut wie das Licht der Sonne oder das Wasser der Bäche; denn jede Nacht hatten sie nach Art der wilden Tiere eine neue Gattin und die anbrechende Morgenröte löste die kaum geknüpften Bande der Liebe wieder auf." An einer anderen Stelle berichtet Cosmas: „Wenn damals ein Mann sich bloß mit einer Frau oder eine Frau bloß mit einem Mann sich zufriedenstellte, galt das als Schande; denn die Menschen lebten wie wilde Tiere in Vielmännerei und Vielweiberei." Wieder an einer anderen Stelle beschwert sich Cosmas, daß seine Landsleute und deren Sprache von den Deutschen verachtet werden. In gleicher Weise schreibt auch der deutsche Bearbeiter der Dalimilschen Chronik über die Sudetenslawen, daß sie „reht viehlich lebeten". Die Sudetenslawen hatten keine richtige Mythologie, keine Heldensagen, keine Zeiteinteilung,

keine Benennungen der Wochentage und Monate. Darauf ist erst die nach ihrer Einwanderung und Einführung in den westlichen Kulturkreis erfolgte primitive Benennung der Wochentage und Monate in der tschechischen Sprache zurückzuführen.

Im Gegensatz zu den Sudetenslawen standen die Germanen, also auch die Sudetengermanen und dies namentlich infolge Übernahme zahlreicher keltischer und römischer kultureller und zivilisatorischer Einrichtungen und Errungenschaften schon viele Jahrhunderte, zum Teil schon ein Jahrtausend vorher auf einer unvergleichlich höheren Kulturstufe. In der Südsteiermark wurden nach Eduard Beninger in „Germanischer Grenzkampf in der Ostmark" 20 Bronzehelme der Zimbern mit Aufschriften gefunden, die aus der Schlacht bei Noreja aus 113 v. Chr. stammen. Daraus erkennt man, daß die Germanen genau so wie die in den Sudetengebieten seßhaften Kelten damals bereits eine eigene Metallindustrie hatten. Als Marius nach der Schlacht bei Vercellae im Jahre 102 v. Chr. seinen Triumphzug in Rom hielt, führte er eine große Anzahl erbeuteter germanischer Fahnen, Trompeten, Waffen und Reiterhelme vor. Daß es schon lange vor der Zeitrechnung in Germanien Städte und Burgen gab, wird von Cäsar berichtet. Schon bevor die Römer die Grenze bis zur Donau vorschoben, bestanden bereits in Regensburg, Olmütz und vielen anderen Orten feste und für die Dauer angelegte Ansiedlungen. Im Jahre 15 verbrannte der römische Feldherr Germanicus die Siedlung Mattium, den Hauptort der Chatten (Hessen), um dieselbe Zeit blühte die Stadt Askiburg am Niederrhein sowie die Hauptstadt Marbods Marobuduum, in der sich römische Kaufleute für dauernd niederließen und der „guten Geschäfte wegen" ihre römische Heimat vergaßen. Der Geschichtsschreiber Ptolomäus kannte sieben quadische Städte. Zur Zeit des heiligen Severin, also im 5. Jh., fanden nördlich der Donau lebhafte Märkte, also in größeren, stadtähnlichen Siedlungen statt. In der Raffelstettner Zollordnung wurden Bestimmungen über „die jüdischen Kaufleute, welche auf die Messen nach Mähren ziehen", erlassen. Die römischen Schriftsteller rühmen die Tugendhaftigkeit, Reinheit, Keuschheit und den Fleiß der germanischen Frauen. Über letztere berichtet Plinius: „Die germanischen Frauen kennen kein schöneres Kleid als das linnene; sie sitzen in unterirdischen Räumen und spinnen und weben dort." Weiters schreibt er, daß die Germanen in den Brotteig Butter mischten, woraus man auf mürbes Gebäck schließen kann. Tacitus schreibt: „Die germanischen Frauen bekleiden sich mehr als die Männer mit linnenen Tüchern, die sie rot verzieren." Der Geograph Strabo (lebte zur Zeit des Kaisers Augustus) berichtet, daß die wahrsagenden Priesterinnen im Heer der Zimbern weiße Gewänder und darüber mit Spangen befestigte sowie mit einem bronzenen Gürtel zusammengehaltene linnene Oberkleider trugen. Die Germanen waren zur Zeit Cäsars ein noch teilweise halbnomadisierendes, zur Zeit des Tacitus jedoch ein bereits seßhaftes, Viehzucht, Ackerbau und Hausgewerbe treibendes, zivilisatorisch fortgeschrittenes Volk.

Die Sudetenslawen waren zur Zeit ihrer Einwanderung als Halbnomadenvolk ohne Unterstützung und Belehrung durch ein anderes fortgeschritteneres Volk nicht in der Lage, Ackerbau zu treiben und damit zusammenhängende Einrichtungen und Erzeugnisse zu schaffen. Sie haben daher von den Sudetengermanen nicht nur Berg- und Flußnamen sowie Lehnwörter, sondern auch sämtliche kulturellen und zivilisatorischen Institutionen und dies vornehmlich erst mit Beginn des 9. Jh.s übernommen. Die Anlage der sudetenslawischen Dörfer (sämtliche mit deutschen Ortsformen mit Ausnahme der Waldhufendörfer) sowie Flurformen (sämtliche Arten der deutschen Gewann- und Blockfluren) sind schon vor dem 13. Jh. nach deutschem Muster erfolgt.

Auch jetzt bestehen noch im gesamten rein tschechischen Sprachgebiet die altdeutschen Orts-, Flur- (Blöcke und Gewannen) und Gehöfteformen in den verschiedensten Abwandlungen. Die Einteilung des Landes in Gaue, die Einrichtung einer geordneten staatlichen Verwaltung mit ihrer Vielzahl von Ämtern, die Ressortzuteilung an einzelne Beamte der Zentral- und Provinzialverwaltung und schließlich die Bildung eines slawischen Erbadels sind lediglich dem unmittelbaren deutschen Einfluß zuzuschreiben. Es lag auch gar nicht in slawischem Wesen, Können und slawischer Art, Häuser und Niederlassungen nach europäisch-deutschem Stil zu bauen, wie sie im 12. Jh. bereits im ganzen Sudetenraum vorhanden waren. Der Bau der slawischen Wohnhäuser, Stallungen, Scheunen und anderen Baulichkeiten sowie deren Innenausstattung, die Bearbeitung und Instandhaltung der Kulturflächen, die Zuteilung von Ackerflächen als Ganz-, Halb- oder Viertellahne an slawische Bauern, die Verwendung von Acker- und anderen landwirtschaftlichen Geräten, die Bestellung und Aberntung der Felder und Wiesen, der Getreidedrusch, das Vermahlen des Getreides usw. erfolgten schon lange vor Beginn der behaupteten Kolonisation nach deutschem Muster und deutscher Art. Der Araber Ibrahim Ibn Jakub schildert Böhmen als zivilisatorisch hochstehendes und kultiviertes Land, in dem es verschiedene erstklassige Speisen im Überfluß gab. Der Anbau von Hopfen (eine typisch germanische Einrichtung) zur Erzeugung von Bier, von Hanf, Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Erbsen, Linsen, Bohnen sowie das Pflanzen und Betreuen von Obstbäumen usw. wurde ebenfalls von den Sudetengermanen gelernt und ist von den slawischen Bauern zu Beginn des zweiten Jahrtausends nahezu zur Gänze übernommen gewesen. Die vorher in dürftigen Verhältnissen lebenden Sudetenslawen haben von den sie aufnehmenden Sudetengermanen, bzw. Sudetendeutschen die Art der Speisenzubereitung, das Keltern des Weines, die Verfertigung europäischer Kleidung, von Schuhwerk und Wäsche gelernt, wobei sie allerdings bestimmte Nationalbräuche mit einflochten. Ebenso sind viele andere deutsche Sitten und Gebräuche, ja sogar Schimpf-, Fluch- und Koseworte slawischerseits schon zu Beginn der urkundlichen Zeit angenommen gewesen. Wie V. Novotný in „Dějiny" I/4, S. 398 ausführt, war der Gebrauch des deutschen eisernen Pfluges zur Zeit Wenzel II. bei den böhmischen Bauern allgemein verbreitet, obwohl dieses Ackergerät auf böhmischen Herrschaftsgütern — dies waren eben die Domänen der deutschen Adeligen — schon früher in Verwendung gewesen war. In dieser Entwicklung wandelte sich ebenfalls in Nachahmung germanischer Verhältnisse das ursprüngliche Gemeinschaftseigentum mit gemeinsamer Bodennützung allmählich zur Sondernutzung und schließlich im 14. Jh. in bäuerliches Privateigentum um. Es verblieb analog der germanischen Allmende eine fortdauernde Gemeinsamkeit nur an bestimmten Wald- und Wiesengründen, der sogenannten občina. Erst mit der Abkehr von deutschen Einrichtungen nach dem Jahre 1945 kehrten die Tschechen wieder zur gemeinsamen Bodennützung zurück. Es ist also auch in der Bildung von Privateigentum an Grund und Boden sowie in der Errichtung der Allmenden, deren Anfänge bereits in der herzoglichen Zeit bei den Sudetenslawen zu beobachten sind, auf eine dauernde Ansässigkeit der Sudetendeutschen zu schließen. (Siehe auch Otto Peterka, Rechtsgeschichte der böhmischen Länder, I.) Die Bewaffnung der Sudetenslawen war im 10. und 11. Jh. der der deutschen Ritterheere noch nicht ebenbürtig, weshalb letztere nach endgültiger Niederwerfung der germanischen Bojomannen und Maharenses wiederholt in die Sudetenländer eindringen konnten. Mit der allmählichen Übernahme der Waffen und Kampfesweise der Sudetendeutschen erstarkten die Slawen militärisch, gingen zur Offensive über und überzogen bis zum Eintreten der Habsburger in die deutsche Geschichte Deutschland und Österreich mit Angriffskriegen. Ja selbst die Art der Totenbestat-

tung, das Nachwerfen von Erde auf den Sarg des Begrabenen durch die Hinterbliebenen und Verwandten, das Anlegen von Reihengräbern auf Friedhöfen sowie das Bepflanzen der Grabhügel mit Blumen haben die Sudetenslawen von ihren sudetendeutschen Gastgebern gelernt und bis in die letzte Zeit ausgeführt.

Verschiedene Urkunden aus dem 12. Jh., namentlich aus dem Jahre 1115 berichten nach Lippert über folgende im Sudetenraum befindliche Handwerker: Holzdreher, Bäcker, Köche, Schneider, Pelznäher, Töpfer, Schmiede, Radmacher, Stubenheizer, Ciphusmacher, Kleiderwäscher, Zimmerleute, Fischer, Weingärtner, Baumbeschneider, Wolftreiber, Lederverarbeiter, Zeidler, Müller, Kelterknechte, Ackerer, Schüsseldreher, Mahlknechte, Goldschmiede, Feinbäcker, Gefäßpicher, Einsalzer, Schildmacher, Erzgräber, Drechsler, Bechermacher, Wagenbauer, Kesselmacher, Hufschmiede, Fleischhauer, Weber, Schweinezüchter, Flachsröster, Besenbinder, Pechschaber und Pechsieder, Bötcher, Töpfer, Fischnetzstricker, Hutmacher, Schwertfeger, Seifenkocher, Hackenschmiede, Mühlsteinschläger, Jochmacher und Giftkocher (wahrscheinlich Apotheker). Laut einer Urkunde aus dem Jahre 1135 befanden sich in der Gauburg Dřevic unter den Vorräten des villicus: Beinkleider, Pelze, Röcke, Stiefel, Unterkleider, Handschuhe und Gürtel mit Messern und Taschen daran, Hemden, Socken, Tischlaken, Handtücher. Die angeführte große Masse von Facharbeitern, Handwerkern, Künstlern usw. konnte nur ein kulturell und zivilisatorisch hochentwickeltes und intelligentes Volk stellen. Die Sudetenslawen wären zu Beginn des 12. Jh.s noch außerstande gewesen, derart subtil differenzierte Fachkräfte auszubilden und alle hier angeführten Leistungen zu vollbringen. Es konnten also nur die Sudetendeutschen — falls es sich nicht um primitive Berufe, wie z. B. Fischer und Fuhrleute handelte — diese Fachkräfte zum größeren Teil selbst gestellt und zum geringeren Teil aus geschickten und arbeitswilligen Sudetenslawen herangebildet haben. Die Kolonisationstheoretiker behaupten, daß deutsche Handwerker, Facharbeiter und Bergleute erst anläßlich der Kolonisation im 13. Jh. in den Sudetenraum gekommen wären, hier Städte gebaut und das Land kulturell erschlossen hätten. Damit geben sie also selbst zu, daß die Sudetenslawen diese Berufe nicht gekannt und erst von den Deutschen erlernt hatten. Noch im 14. Jh. waren die Handwerker und Gewerbetreibenden der sudetischen Städte überwiegend deutsch, der tschechische Anteil war trotz der viele Jahrhunderte bestandenen Ausbildungsmöglichkeit gering. Es ist nicht anzunehmen, daß sich solch tschechische Fachkräfte in den Bauerndörfern aufgehalten hätten. Seit einigen Jahrzehnten behaupten tschechische Wissenschafter, daß die Sudetenslawen schon kurz nach ihrer Einwanderung alle Handwerker aus ihren Reihen stellten und daß fast alle archäologischen Funde aus dem 5. bis 13. Jh. von ihnen herrühren. Von diesen tschechischen Wissenschaftern wird aber nicht bestritten, daß ihre Vorfahren vor der Einwanderung in den Sudetenraum ein primitives Volk waren und noch keine Handwerker hatten, wie sie uns bis zum 12. und 13. Jh. entgegentreten. Wenn man der tschechischen — allerdings unrichtigen — Auslegung folgen wollte, daß diese slawischen Handwerker nach ihrer Einwanderung angelernt wurden, hätten also im *ganzen* Sudetenraum Lehrmeister schon anwesend sein müssen, weil im *ganzen* Sudetenraum archäologische Funde gleicher und ähnlicher Machart aus dem 5. bis 13. Jh. geborgen wurden, die auf eine große Zahl verschiedener und gediegener Handwerker jahrhundertealter Zünfte schließen lassen. Wenn man bedenkt, daß noch heute die Lehr- und Gesellenzeit in der Regel je 3 Jahre dauert und daß anschließend wohl schon damals Wanderjahre vorgeschrieben waren, erkennt man die mit der Erlernung und Ausübung aller Handwerke seitens eines ungelernten, eingewanderten Volkes verbundenen Schwierigkeiten. Weil aber vor der slawischen Einwanderung in Sudetien Germanen ansässig waren und durch archäo-

logische Funde erwiesen ist, daß sie schon damals den Großteil aller Handwerke ausübten, konnten nach der Einwanderung der Slawen die Handwerker und die Anlerner (Meister) auch wiederum nur Germanen gewesen sein, wie sie uns im 13. Jh. dann auch urkundlich als deutsche Handwerker begegnen. Jedenfalls hat es verschwindend wenige vom 5. bis 12. Jh. angelernte sudetenslawische Handwerker gegeben, da es an solchen im 13., ja sogar noch im 15. und in späteren Jahrhunderten gebrach.

Diese Ausführungen werden durch einige im Sudetendeutschen Atlas, Bl. 8, ersichtliche Angaben bestätigt. So war z. B. nach dem Stadtbuch von Deutsch-Brod aus 1379—1406 das Verhältnis der deutschen Bäcker zu den tschechischen 10 : 1, das der Tuchmacher 11 : 2, das der Fleischer 11 : 1, das der Schuhmacher 10 : 1, das der Schmiede 9 : 1, das der Maurer 7 : 2, das der Gerber 12 : 0 (das heißt, daß kein einziger tschechischer Gerber in Deutsch-Brod war), das der Schneider 7 : 4, das der Fischer 6 : 2 und das der Fuhrleute 6 : 4. Nach dem Stadtbuch von Mies war das Verhältnis der deutschen Schmiede zu den tschechischen 7 : 2, das der Bergleute 12 : 4, das der Schneider 1 : 10 und das der Schuhmacher 1 : 12. Nach dem Stadtbuch von Chrudim war im 14. Jh. das Verhältnis der deutschen Tuchmacher zu den tschechischen 135 : 13, das der Bäcker 35 : 1, das der Schmiede 29 : 9, das der Kürschner 9 : 1, das der Schuhmacher 24 : 20, das der Schneider 21 : 8, das der Binder 5 : 0, das der Fleischer 41 : 1. Nach dem Losungsbuch von Iglau aus 1425 war das Verhältnis der deutschen zu den tschechischen Bäckern 14 : 0, das der Gerber 4 : 0, das der Tuchmacher 10 : 0, das der Schneider 14 : 5, das der Schuhmacher 18 : 4, das der Weber 6 : 2 und das der Schmiede 13 : 1. Nach den Stadtbüchern von Kolin aus den Jahren 1341—1401 war das Verhältnis der deutschen Binder zu den tschechischen 4 : 0, das der Leinweber 5 : 0, das der Maurer 4 : 0, das der Bäcker 8 : 1, das der Kürschner 6 : 1, das der Fleischer 14 : 2, das der Schmiede 5 : 2, das der Fuhrleute 5 : 4, das der Schuhmacher 5 : 5, das der Schneider 7 : 7 und das der Fischer 1 : 4. Nach dem Losungsbuch von Königgrätz aus den Jahren 1390—1403 wohnten in der Webergasse 57 Deutsche und 8 Tschechen, hingegen in der Fischergasse 18 Deutsche und 35 Tschechen; daraus ist zu entnehmen, daß die Zahl der deutschen Weber bedeutend höher war als die der Tschechen und diese mehr Fischer stellten als die Deutschen. Daß die Tschechen auch im 15. Jh. handwerks- und industriemäßig noch nicht selbständig und unerfahren waren, ersehen wir aus folgendem kurz nach den Hussitenkriegen erstellten Berichte des tschechischen Magisters Paul Židek (eines Ratgebers König Georgs von Podjebrad): „In Prag ist die Goldschmiedestraße voll von Goldschmieden gewesen; jetzt steht sie verlassen und kann nicht einmal Trödler bekommen. Denn das Volk (gemeint ist das tschechische) ist für viele Handwerke dumm (hlaupi), insbesondere für Berg- und Hüttenbau, für die Bearbeitung von Gold, Silber, Kupfer, Messing, Zinn, ebenso für die Seidenweberei. Zur Bearbeitung solch feiner Sachen eignen sich die Tschechen allein ohne die Deutschen nicht (sami Čechové bez Nemcuov se nehodí). In früheren Zeiten sind zum Bewundern feine Werke von Prag nach Wien, Nürnberg, Venedig, Rom ausgeführt und von dort andere eingeführt worden. Die Handwerker haben doch gegen das Handwerk nichts verbrochen, daß man sie verjagte." (Nach Bretholz, Geschichte Böhmens und Mährens II, S. 146 f.) Nach Abwanderung der Kuttenberger deutschen Bergleute im Laufe der Hussitenwirren waren die Tschechen auch tatsächlich nicht imstande, den Silberbergbau weiterzuführen. Sie bemühten sich daher, die altbewährte Knappenschaft später zurückzuholen, was aber erfolglos blieb. Wenn also die Tschechen noch im 15. Jh. zur Herstellung bestimmter Waren sowie zu gewissen Arbeiten nicht fähig waren und demnach keine solchen Fachkräfte hatten, mangelte es ihnen daher an diesen in früheren Jahrhunderten in noch größerem Maße. Durch die Tatsache der

Anwesenheit obenangeführter Fachleute zu Beginn des 15. Jh.s in derart großer Zahl im Sudetenraum ist die Altansässigkeit der Sudetendeutschen des weiteren erhärtet, denn alle hier aufgezählten Einrichtungen einer europäischen Zivilisation bestanden größtenteils schon zu Beginn des 13. Jh.s, so daß sie von deutschen Kolonisten hätten gar nicht mehr eingeführt werden können.

Jeder Kolonist und Auswanderer, der sich von seiner Heimat trennt und in ein anderes Land zieht, gibt damit keineswegs die heimatliche Tradition auf. An dieser hält er auch in der neuen Heimat fest, es sei denn, daß er zu deren Verzicht verhalten oder genötigt wird. Die Sitten, Lebensgewohnheiten, Daseinsbedingungen und Fähigkeiten der Sudetenslawen in ihrem Herkunftslande sowie nach ihrer Ankunft im Sudetenraum und einige Jahrhunderte später haben wir oben geschildert. Da sie sowie überhaupt alle Slawen ein besonderes Beharrungsvermögen am Althergebrachten haben, haben sie ihre ostische Tradition nur unter Anleitung oder einem gewissen Druck ihrer sudetendeutschen Gast- und Dienstgeber aufgegeben und im Laufe vieler Jahrhunderte deutsche Einrichtungen übernommen. Ohne diese wären sie damals auf derselben niedrigen Kulturstufe wie die übrigen slawischen Völkerschaften jener Zeit gewesen und hätten zu Beginn des 13. Jh.s die westlichen kulturellen Errungenschaften noch gar nicht gekannt. Daraus ist zu ersehen, daß die Sudetendeutschen zur Zeit der Slaweneinwanderung die Herren und die Slawen, das dienstbare, niedere Volk und dies im Sinne der Cosmasschen Chronik sogar noch bis zum Jahre 973 waren. Dieser Zustand flachte im Laufe der Jahrhunderte ab, so daß zu Ende des 14. Jh.s beide Nationen gleichberechtigt waren.

Wie widerspruchsvoll sich manche Kolonisationstheoretiker äußern, zeigt folgende phrasenhaft ausgeschmückte Mitteilung aus 1921 über die „Kolonisation" des 13. Jh.s: „Rittertum, adelige Herkunft, kriegerischen Ruhm, christliche Tugend, innige Poesie und innige Frauenliebe in ein einziges berückendes Ideal in sich verbindend, war der unwiderstehliche Zauber, der auch in Böhmen nicht nur in seinem Wesen, sondern auch mit seinen zufälligen Begleiterscheinungen, Formen und Sprache mit einem Schlage übernommen wurde." (Siehe J. V. Simák, „Hus a doba před ním" aus 1921, S. 32.) Wenn also die Übernahme all dieser schönen Dinge durch sohin frischgebackene slawische Ritter und seitens des sudetenslawischen Volkes richtig gewesen wäre, dann hätte es also vor dem 13. Jh. im Sudetenraum überhaupt keinen Adel, kein Rittertum usw. gegeben. Die im 9. Jh. wiederholt genannten duces Boemannorum, die primates terrae aus 973 usw. waren also nach dieser Darstellung Simáks keine Slawen, sondern Deutsche. Die Übernahme so vieler Einrichtungen im ganzen Sudetenraum durch ein ganzes Volk wäre „mit einem Schlage" praktisch auch gar nicht möglich gewesen.

Es steht fest, daß durch die Leistungen der Sudetendeutschen in Zusammenarbeit mit den von ihnen in den westeuropäischen Kulturkreis eingeführten Tschechen im Herzen Europas ein Kulturland erster Ordnung und ein Wirtschaftsgefüge von hoher Intensität geschaffen wurde. Dies, ja noch mehr hat der nahezu zwei Jahrzehnte amtierende erste Präsident der tschechoslowakischen Republik, Prof. Th. G. Masaryk, in seinem im Jahre 1894 erschienenen Buch „Die tschechische Frage" folgendermaßen bescheinigt: „Trotz allem Enthusiasmus für die Russen und Slawen und trotz allem Widerstreit mit den Deutschen sind doch die Deutschen unsere tatsächlichen Lehrmeister." Der tschechische Professor Pekař schreibt in seinem Buch „Vom Sinn der tschechischen Geschichte": „Die Aufzählung dessen, was die Deutschen auf unserem Boden geleistet haben, ist sehr umfangreich. Der Städtebau und damit im Zusammenhang die geistige und wirtschaftliche Machtentfaltung sowie der

Reichtum des Landes waren wesentlich das Werk der Deutschen. Wenn die Tschechen wirtschaftlich, in der Administrative und in der Arbeitsleistung fähiger als die anderen östlichen Völker sind, so verdanken wir das vor allem der deutschen Erziehung. Im Laufe der Jahrhunderte haben wir uns vielfach vermischt, wir haben viel deutsches Blut aufgenommen und auch rassisch unseren Charakter wesentlich geändert."

Im Hinblick auf obige Ausführungen können wir daher mit Fug und Recht behaupten, daß das slawische Wesen von Anfang an vom deutschen durchdrungen wurde, daß die Sudetendeutschen den Sudetenslawen nicht bloß in technischer, kultureller und zivilisatorischer Hinsicht, sondern auch an tief verwurzelter Volksbildung überlegen waren und seit deren Einwanderung ununterbrochen auf sie einwirkten, während die slawischen Einflüsse auf die deutsche Sprache, Art und deutsches Volkstum (Überschichtung und Vermischung) unbedeutend geblieben sind.

Rechtsgestaltung

Spitignew II. hat die Sudetendeutschen schwer verfolgt. Um solchen Gewalttaten ein für allemal einen Riegel vorzuschieben, sind offensichtlich bei seinem Nachfolger Wratislaw II. (1061—1093) Schritte zur ausdrücklichen landesfürstlichen Bestätigung der den Deutschen zustehenden Rechte unternommen worden. Die von Spitignew annullierten und von dessen Bruder Wratislaw II. anerkannten und zu seinen Lebzeiten schon bestandenen Rechte sind im Dekret des Herzogs Sobieslaus II. (1173—1178) als sogenanntes *Sobieslaum* schriftlich niedergelegt worden. Diese Deutschenrechte bestanden bis zu einem gewissen Grade wieder erst seit Wratislaw II., weil sie von seinem Vorgänger Spitignew außer Kraft gesetzt worden waren. Nach damaliger Usance mußten sie also wieder neu anerkannt und bestätigt werden. In der das Sobieslaum bestätigenden Urkunde Wenzel I. werden die Deutschen als „Theutonici Pragenses, cives nostri" (die Prager Deutschen, unsere Bürger) benannt. Es handelt sich gemäß dieser Formulierung um keine zugewanderten Deutschen, sondern um einheimische, denen Vorrechte bestätigt wurden. Auffallend ist im Sobieslaum, daß es in Punkt 14, zweiter Satz, heißt: Noveritis, quod Theutonici liberi homines sunt" (Wisset, daß die Deutschen freie Menschen sind). Es werden also nicht bloß die Prager Deutschen, sondern die Deutschen überhaupt als freie Menschen bezeichnet. Sie erlangten auch nicht erst durch dieses Dekret die Stellung von Freien, sondern es ist die Bestätigung einer selbstverständlichen Tatsache. Im Falle der Verleihung der Rechte als Freie würde es in der Urkunde heißen „liberi sunto" oder „liberi sint" (sie sollen Freie sein). Manche Rechte werden nach damaligem Sprachgebrauch der Herrscherwürde entsprechend zwar verliehen (concedo), in Wirklichkeit jedoch den bestehenden Gegebenheiten gemäß schriftlich anerkannt und bestätigt. Hiebei ist auf folgende, anläßlich der Gründung des Vereines für die Geschichte der Deutschen in Böhmen von dessen Alterspräsidenten Dr. Franz Pelzel am 27. Mai 1862 gehaltene Eingangsrede, in der er sich offen zur Altansässigkeit der Sudetendeutschen bekannte, zu verweisen. (Siehe Mitteilungen d. V. f. d. G. d. D. i. B., Band 1.)

„Soweit wir in die Geschichte unseres engeren Vaterlandes zurückzublicken vermögen, finden wir, bald in größerer, bald in geringerer Zahl und Ausbreitung, neben den slawischen immer auch deutsche Bewohner des Landes, die Wohl und Wehe mit ihnen teilten und an der geistigen und materiellen Entwicklung ihren Anteil hatten. Doch galten sie schon in den frühesten Zeiten nicht als Fremdlinge im Land

oder als Eingewanderte, sondern als *Eingeborene,* denen das alte Land der Bojer und Markomannen Heimat und *Vaterland* war. Ist auch der erste Freiheitsbrief, den König Wratislaw II. den Deutschen in der zweiten Hälfte des 11. Jh.s erteilte, nicht mehr vorhanden, so läßt sich doch aus den Bestätigungen der nachfolgenden Herzoge auf den Inhalt dessen schließen, und namentlich geht aus dem Privileg, das Herzog Sobieslaus den Deutschen in suburbio Pragensi erteilt hat, die oben behauptete Tatsache als über jeden Zweifel erhaben hervor. Denn nach dem Wortlaut desselben sollen die Deutschen in Böhmen keine Heeresfolge zu leisten haben, es wäre denn zur *Verteidigung des Vaterlandes.* Offenbar kann unter dem *Vaterlande* nur Böhmen verstanden sein; denn wir können nicht annehmen, daß Herzog Sobieslaus die Deutschen zur Verteidigung eines anderen Vaterlandes habe verbinden wollen, weil sie in diesem Falle auch gegen Böhmen und gegen sich selbst zu kämpfen verpflichtet gewesen wären. Hatte der Herzog einen Heereszug außer Landes unternommen, so vertraute er seine Hauptstadt Prag der Treue der Deutschen an, die jedes Stadttor mit 12 Schilden bewachten. In demselben Privileg erkennt der Herzog ausdrücklich an, daß die Deutschen freie Männer seien. Dadurch wurden sie die Begründer des freien Bürgertums sowohl in Prag als auch in den anderen Städten Böhmens. Dieses freie Bürgertum entwickelte sich zu einem eigenen Stande mit Standesrechten und wurde als solcher schon im Jahre 1280 zu dem vom Markgrafen Otto von Brandenburg ausgeschriebenen Landtage einberufen, welche Einberufung uns nicht als etwas Neues, sondern als etwas Herkömmliches berichtet wird."

Das Sobieslaum bezog sich formell nur auf die Prager Deutschen; dieselben Rechte standen aber im wesentlichen auch allen übrigen Sudetendeutschen zu und wurden mangels eines gesamtsudetischen einheitlichen Rechtsgebietes fallweise auch anderen Städten, auch wenn in anderem Wortlaut und mit einigen Abwandlungen, bestätigt. So wird auf die Urkunden betreffend die Anerkennung der Stadtrechte von Freudenthal, Mährisch Neustadt aus 1223, Göding aus 1228, Brünn aus 1243, auf die Festsetzung des Iglauer Bergrechts aus 1249, auf die Gründungsurkunde von Ungarisch Hradisch aus 1251 sowie überhaupt auf alle Urkunden betreffend die sogenannten Städtegründungen des 13. und 14. Jh.s verwiesen. Diese Handfesten von Mährisch Neustadt, Brünn, Iglau und allen anderen Städten sind lediglich das Ergebnis der sicherlich großen Bemühungen der Bürger um Rechtsaufzeichnung. Der Form nach erscheinen sie der höheren Sanktion wegen als königliche Privilegien, tragen aber zugleich Züge ihres Ursprungs aus der Bürgergemeinde. Eine Rechtsetzung von oben liegt, wie A. Zycha ausführt, materiell genommen zum geringsten Teil vor und auch dem Muster einer fremden Stadtrechtaufzeichnung folgte man keineswegs in der Art, daß man sie einfach als modifiziertes Grundrecht angenommen hätte.

In den Sudetenländern gab es im 13. Jh. genau so wenig wie im übrigen Deutschland eine die gesamte Bevölkerung betreffende einheitliche Rechtsordnung. Die Städte, bestimmte andere Niederlassungen, Stände und Personengruppen besaßen jedoch häufig eigene Rechtspersönlichkeit und daher wird auch in Punkt 14 des Sobieslaum bestimmt, daß jeder neu Zugezogene ohne Rücksicht auf das Herkunftsland „das Gesetz und die Gewohnheit der Deutschen haben soll". Es ist also keine Absonderlichkeit, wenn auch in den übrigen Sudetenstädten und zum Teil auch in den Landgemeinden den dort wohnhaften Slawen Deutschenrechte zugebilligt wurden. So bezogen sich also die rechtsbestätigenden Urkunden der anderen Städte auf sämtliche Stadtbürger ohne Rücksicht auf deren Nationalität, zumal es auch aus verwaltungsmäßigen Erwägungen zu Unzukömmlichkeiten gekommen wäre, wenn in einer Stadt

Bürger zweierlei Rechts gewesen wären. Die Prager Deutschen lebten in einer eigenen civitas (Prag Altstadt). Nach dem klaren Wortlaut des Sobieslaum war es eine „civitas", also eine Stadt und keineswegs bloß eine Kaufmannsiedlung, zu der man sie erst zu Ende des 19. Jh.s degradierte.

Weil die Zahl der Prager Deutschen verhältnismäßig groß und ihr Einfluß auf die Regierungsstellen wohl bedeutend war, wurden ihre Rechte schon frühzeitig niedergeschrieben. Da nun das Sobieslaum mehrfach abgeschrieben wurde und man in der Landeshauptstadt alten Urkunden auch mehr Augenmerk zuwandte als sonstwo, ist es uns in zwei zu Beginn des 15. Jh.s verfertigten und der hussitischen Vernichtungswut entgangenen Abschriften erhalten geblieben.

Sechs böhmische Herrscher haben den Prager Deutschen ihre Rechte bestätigt, auch den übrigen Städten wurden nach Regierungsantritt eines neuen Herrschers die bestehenden Rechte immer wieder anerkannt. Es wäre absurd zu glauben, daß man Einwanderern durch Jahrhunderte hindurch mehr Rechte eingeräumt hätte als Einheimischen und dies insbesondere dann, wenn es sich um fremdsprachige und gehaßte Ausländer handelte. Wir haben gerade in der jüngsten Vergangenheit erlebt, wie schwer es selbst für zugewanderte Connationale ist, dieselben Rechte wie die Einheimischen zu erlangen. Die Sudetenslawen hätten einer Neuverleihung der im Sobieslaum und in anderen Privilegien enthaltenen Vergünstigungen der Deutschen namentlich wegen des großen Ausmaßes der dadurch begünstigten Personen größten und erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt, die slawischen Přemysliden hätten solche Deutschenrechte in derartigem Umfange auch nicht neu verliehen. Die Sudetendeutschen hatten diese Vorrechte seit der Germanenzeit ununterbrochen gehabt, die böhmischen Herrscher brauchten sie nicht erst zu verleihen, sondern bloß als bestehend bestätigen, was ja auch immer geschah. Weil seit alten Zeiten die Burgherren und das Burgvolk (Bürger) fast nur Deutsche waren, wurde das deutsche Recht häufig auch als „Burgrecht" bezeichnet. Spitignew II. wollte die Deutschenrechte auf radikale Weise durch die Vertreibung aller Deutschen aus der Welt schaffen. Dadurch hätte er allerdings erreicht, daß in seinem Lande nur Bewohner *eines* Rechts gewesen wären, was vom innerpolitischen Standpunkt aus vielleicht gewisse Vorteile gehabt hätte, denn es ergaben sich wohl Schwierigkeiten und Unzukömmlichkeiten, wenn in einem Lande zwei Volksgruppen verschiedenen Rechts wohnten.

Die böhmischen Regenten anerkannten die Oberherrschaft der deutschen Könige, die Sudetenbewohner waren zu einem bedeutenden Prozentsatz Deutsche und als solche genossen sie gleichsam als Reichsangehörige an und für sich schon eine rechtliche Sonderstellung. Da das Stadtleben wegen des engen Zusammenwohnens vieler Menschen in rechtlicher Beziehung komplizierter ist als das Landleben, erwiesen sich schriftliche Rechtsordnungen als unerläßlich. Damit sich nun die Stadtobrigkeiten nach solchen in einem weiteren Gebiet gültigen und teilweise schon schriftlich niedergelegten Normen halten konnten und wegen bisheriger Rechtsunerfahrenheit Rechtsbelehrungen einholen mußten, wurden sie meist entsprechend dem von ihnen bereits gehandhabten Gewohnheitsrecht auf das betreffende deutsche Rechtsgebiet verwiesen. Laut Erklärung Kaiser Friedrichs II. im Mainzer Reichsgesetz vom Jahre 1235 lebten übrigens alle Deutschen bis dahin nur nach Gewohnheitsrecht und entbehrten geschriebener Gesetze. Infolge des größeren kulturellen Fortschrittes und der rein deutschen Bevölkerung in deutschen Landen konnte also das dort geltende Gewohnheitsrecht schneller und exakter niedergeschrieben werden als in dem zweisprachigen und kulturell noch weniger entwickelten Sudetenraum. So

wurde der Sachsenspiegel, das bedeutendste deutsche Rechtsbuch des Mittelalters, um das Jahr 1235 von Eike von Repkow zuerst lateinisch und später niederdeutsch verfaßt. Der Schwabenspiegel, das süddeutsche Rechtsbuch, entstand um 1275 unter Benützung des Sachsenspiegels.

Die Verleihung eines bestimmten Rechtes oder die Zuweisung an ein deutsches Rechtsgebiet anläßlich von Stadtgründungen — in den wenigsten Fällen handelte es sich um eine Gründung, sondern um eine Stadterhebung, um eine Stadtrechtsverleihung an eine bestimmte Siedlung oder eine schriftliche Bestätigung der deutschen Bürgern und Bauern ohnedies bereits zustehender Rechte — ist kein Beweis für den Zuzug der Stadtbewohner aus diesem oder jenem ausländischen Rechtsgebiet. Durch die Stadtrechtsverleihung schied die Stadt aus der Gerichtsbarkeit des Gaugrafen (Burggrafen, Castellanus) aus, diesem unterstand dann nur mehr noch die provincia. Daß Städte nicht immer auf ein bestimmtes Rechtsgebiet verwiesen wurden, ist daraus zu ersehen, daß z. B. im Jahre 1266 Ottokar II. die Stadt Saaz vom Provinzial- und Landrecht befreite und sie an ihr eigenes Gericht, das nach Gewohnheitsrecht (jure consuetudine) richtete, verwies. Dieses war aber das jus Teutonicum, das noch ungeschriebene deutsche Recht; schon dadurch ist der altdeutsche Charakter von Saaz erwiesen. In Deutschland und Österreich hatten die Stadtgründungen und die Rechtsbildung schon weitere Fortschritte gemacht als im Sudetenraum, wo meist noch altes, ungeschriebenes Gewohnheitsrecht galt. Es war daher nichts absonderliches, wenn böhmische Herrscher ihren Städten manchmal die Jurisdiktion oder Verwaltung nach diesem oder jenem deutschen Recht auftrugen.

Der Mangel eines einheitlichen sudetendeutschen, dem sächsischen, bayrischen, fränkischen, flämischen und schwäbischen ähnlichen Stammesrechts ist auf das Fehlen eines gemeinsamen sudetendeutschen Volksstammes und eines geschlossenen rein deutschsprachigen Siedlungsgebietes zurückzuführen. Die Zugehörigkeit der Prager Altstadt und Kleinseite zu je einem anderen Rechtsgebiete hat seinen Grund wohl in der Verschiedenheit seinerzeit dort siedelnder deutscher Stämme. Zudem bestanden zwischen süd- und norddeutschem (Nürnberger und Magdeburger) Recht zwar Unterschiede meist prozessualrechtlicher Art, die Grundzüge beider Rechte waren jedoch typisch germanisch und im wesentlichen gleich. In großen Umrissen genommen galt bei den im südlichen Teil der Sudetengebiete siedelnden Nachkommen der Markomannen und Quaden Nürnberger und bei den im nördlichen Sudetenteil siedelnden Nachkommen dort ehedem wohnhafter norddeutscher Volksstämme Magdeburger Recht. Lediglich Iglau und Brünn, wo sich ein geschlossenes Deutschtum in großer Zahl erhalten hatte, bildeten selbst Oberhöfe höchsten Rechtes und waren niemals in eine Unterordnung außersudetischer Oberhöfe geraten. Für den Rechtszug der böhmischen Städte waren im 13. Jh. vorerst außersudetische Oberhöfe (Nürnberg und Magdeburg) bestimmt, was mit der Zugehörigkeit Böhmens zum Deutschen Reich, mit der Reichsangehörigkeit der Sudetendeutschen sowie dem Mangel an eigenen geschriebenen Rechtsquellen zu begründen ist. Es dauerte jedoch nicht lange, bis auch die böhmischen Städte ihre Oberhöfe in Böhmen selbst hatten. Nachdem sich also alle Sudetenstädte in ihrem Bestande gefestigt und schon eigene erfahrene Rechtsgelehrte hatten, bildeten sie das ursprünglich anerkannte Recht weiter aus und verselbständigten sich schließlich zur Gänze. In den zu Ende des 13. Jh.s gegründeten Städten wurden bereits vielfach Rechtsordnungen anderer Sudetenstädte eingeführt.

Die Behauptung, daß ganz Nordmähren und Sudetenschlesien von Preußisch-Schlesien aus kolonisiert worden wären, ist schon dadurch widerlegt, daß nach

V. Aschenbrenners „Sudetenland", S. 31, Jauernig, Weidenau, Oderberg und Freiberg flämisches Recht, Jägerndorf, Hultschin, Benisch, Bautsch, Wigstadtl, Fulnek, Odrau, Wagstadt, Neutitschein, Mähr. Weißkirchen und Wallachisch Meseritsch fränkisches Recht hatten. Die Bewohner jener Gebiete waren sichtlich überwiegend Nachkommen der zu Beginn der Zeitrechnung aus Westdeutschland eingewanderten Marsingen, die ihre Rechtseinrichtungen bis in das 13. Jh. erhalten hatten. Es erscheint ausgeschlossen, daß gerade diesen Städten flämisches und fränkisches und allen übrigen nordmährisch-schlesischen Städten Magdeburger Recht *verliehen* worden wäre.

In Iglau hatte sich ein eigenes, autochthones Bergrecht ausgebildet. Dieses wurde im Jahre 1268 für schlesische Bergwerke verbindlich, was man aus einem Rechtsgang des Klosters Leubus annehmen muß. Die ungarischen Städte Schemnitz und Kremnitz übernahmen Iglauer Bergrecht, der Burggraf von Nürnberg setzte es zu Kronach in Kraft. Die Bergstädte Freiberg, Annaberg, Reichenstein und Beuthen holten sich von Iglau Rechtsbelehrung. Auch von der Republik Venedig wurde das Iglauer Bergrecht rezipiert und von da fand es Eingang in die Rechtsordnungen Spaniens, Mexikos und Brasiliens. Trotzdem nun Iglauer Bergrecht in so vielen außerböhmischen Bergstädten Geltung hatte, wird wohl kaum jemand deren Gründung von Iglau aus behaupten und dies mit der übernommenen Rechtsordnung begründen. (Siehe Iglauer Berg- und Stadtrecht von Wolfgang Nemetz, Sudetenpost 12/64 und Iglauer Jahrbuch 1962, S. 25 f.)

Ottokar I. hat im Jahre 1223 bei der Verleihung des Stadtrechtes für Mähr. Neustadt den Bürgern ausdrücklich das Magdeburger Recht verliehen, das heißt, er hat die Bewilligung zur Anwendung dieses Rechtes erteilt und sich dadurch die Aufzählung aller den Deutschen dieser Stadt bewilligten Rechte erspart. Ottokar I. erklärte in der Urkunde, daß sie „dieselben Rechtsgewohnheiten haben sollen wie unsere Bürger in Freudenthal". Von einer Einwanderung ist also keine Rede; daß Freudenthal diese Rechte früher bestätigt worden waren, ist ein Beweis für dessen Bestehen schon vor der behaupteten Kolonisation. In der Urkunde wird weiter ausgeführt: „Wir ordnen aus königlicher Machtvollkommenheit an, daß ihnen (d. i. den Mährisch Neustädtern) die Grenzen ihrer Ortsflur in den Wäldern, Feldern und Weiden, die von unserem Bruder, dem Markgrafen, rechtmäßig von Anfang an festgestellt wurden, frei und friedlich bewahrt bleiben sollen. Ferner gestatten wir ihnen, alle Rechtsfälle, die sie bisher unter sich und bei ihnen selbst abgeurteilt haben, nach ihrem gewohnten Recht zu richten." Da der erwähnte Bruder Ottokars I., nämlich Markgraf Wladislaw von Mähren, im Jahre 1197 gestorben war, mußten die Bürger von Mährisch Neustadt (damals hieß es noch nova villa, d. i. Neudorf) und von Freudenthal schon längere Zeit vorher unbeschränkte Herren und Eigentümer größerer, kultivierter Ländereien in Nordmähren gewesen sein. Ottokar I. und Wladislaw haben den Mährisch-Neustädtern und Freudenthalern keine neuen Eigentumsrechte und auch nicht das Recht auf Bestellung eigener Richter noch das deutsche Recht verliehen, sondern genauso wie in anderen Fällen (siehe Sobieslaum, Brünn, Iglau, Znaim usw.) *bestätigt*. Im Jahre 1234 hat der Markgraf von Mähren dieselben Rechte abermals anerkannt und bestätigt. Darin verspricht er, „alles rechtskräftig zu erhalten, was in den alten und neuen Privilegien ausgesprochen ist". Gerade auch diese beiden Mährisch Neustadt betreffenden Urkunden sind ein unumstößlicher Beweis dafür, daß die angeführten Rechte keineswegs eingewanderten, sondern einheimischen Deutschen wiederholt in schriftlicher Form bestätigt worden sind. Weil die Bürgerschaft von Mährisch Neustadt deutsch war,

erübrigte sich ein Hinweis auf diese ihre Eigenschaft. Die Bevölkerung von Prag war aber gemischtsprachig mit einer slawischen Mehrheit, weshalb die den dortigen ebenfalls einheimischen Deutschen zustehenden Rechte durch Sondererlaß bestätigt werden mußten.

Die Stadtrechte von Iglau und Mährisch Neustadt werden in diesem Kapitel des Allgemeinen Teils behandelt, weil sie gleichsam Musterbeispiele für die den übrigen Sudetenstädten bestätigten (Deutschen)rechte sind. Die Annahme eines bestimmten deutschen Rechtes seitens einer Sudetenstadt war vielleicht manchmal eine der Rezeption (Übernahme) des römischen Rechtes analoge Erscheinung und kann nicht einmal als Hinweis für eine Kolonisation gewertet werden.

Schon in der herzoglichen Zeit war der Sudetenraum in Gerichts- und Verwaltungssprengel eingeteilt, deren Zentrum eine „urbs" war. Nach Peterka ist darin eine Anlehnung an die fränkische Verwaltungsorganisation zu sehen. Der Ursprung des Amtes des fränkischen Grafen ist wie beim böhmischen Kastellan militärischer Natur. Der Dienstzwang des Kastellans, kraft dessen er die Leute seines Bezirkes zu Burg- und Brückenbauten heranziehen konnte, findet sein Gegenstück im gräflichen Bannrechte. Auch die Verpflichtung zum Wachdienst findet sich genauso wie in fränkischen auch in böhmischen Quellen. Die Hofhaltung der böhmischen Herzoge entsprach der der deutschen Königshöfe, es walteten auch in Böhmen und Mähren die germanischen Hausämter des Truchseß, Mundschenks, Marschalls und Kämmerers, die hohen Beamten wurden wie in Deutschland als „comites", d. i. Grafen bezeichnet. Der Hof der přemyslidischen Herzoge war das Abbild des deutschen Königshofes in kleinerem Format und etwas rauheren Formen. (Siehe auch „Der Einfluß des deutschen Rechts auf die böhmische Rechtsentwicklung" von Weizsäcker aus 1927.)

Die Geschichte der Sudetenslawen kennt weder ein eigentliches Städtewesen noch ein freies Bürgertum; das tschechische Volk war zum Unterschied von den freien Sudetendeutschen in seiner großen Masse unfrei, der slawische Bauer stand unter der Gerichtsbarkeit des Adels oder des Klerus, oder wenn er auf königlichen Gütern saß, unter der des Burggrafen. (Siehe L. Schlesinger, Geschichte Böhmens, S. 147 und 165.) Schriftliche Aufzeichnungen über ein für den ganzen Sudetenraum geltendes *Landrecht*, das heißt eine Zusammenfassung des herrschenden Gewohnheitsrechtes vorwiegend prozessualrechtlicher Natur, haben wir erst aus dem 12. und 13. Jh. Ende des 12. Jh.s wurde das in Mähren geltende Gewohnheitsrecht in den sogenannten statuta ducis Ottonis zusammengefaßt; der Historiker Novotný bezeichnet sie als *Versuch* einer Kodifikation des bisherigen Gewohnheitsrechtes. Die älteste Aufzeichnung des böhmischen Landrechts, das Rosenberger Rechtsbuch, stammt aus dem 13. Jh. Dieses ist von deutschem Rechtsgut so stark durchsetzt, daß man es als ein slawisch-deutsches Mischrecht bezeichnen kann. Der tchechische Prof. Haněl schrieb hiezu im Jahre 1904: „Es gibt keine Periode in der böhmischen Rechtsgeschichte, in der der Rechtshistoriker nicht eine Spur des deutschen Einflusses auffinden könnte, der sich schon vom ersten Anfange der böhmischen Geschichte auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in Böhmen zeigt."

Bei den Sudetenslawen entschied in Gerichtssachen ein Schiedsrichter selbständig, seine Wahl und Bestellung war in seinen persönlichen Eigenschaften begründet. Dem deutschen Rechte widerstrebte aber die Entscheidung eines Rechtsstreites durch eine einzelne Person; der deutsche Richter war nur Leiter der Verhandlung,

das Urteil fällten die Schöffen oder die Gerichtsversammlung, in manchen Fällen entschied der Zweikampf. Dieser wurde in Böhmen nach altgermanischer Weise mit dem Schwert oder dem Kampfstock ausgefochten. In den uns überlieferten sudetischen sowohl für die slawische als auch die deutsche Bevölkerung geltenden Landrechten finden wir diese deutschen Einrichtungen unverändert wieder, so daß selbst der tschechische Historiker Stiebel das slawische gerichtliche Schöffensystem auf deutschrechtlichen Einfluß zurückführt. Man muß also das Prozessualverfahren als nahezu rein deutschrechtlich im ganzen Sudetenraum ansprechen und seine Geltungsdauer schon für die herzogliche Zeit ansetzen. Gerade dadurch wird auch die Altansässigkeit der Sudetendeutschen erhärtet. Von wem wollen die Sudetenslawen diese deutschen Einrichtungen übernommen haben, wenn nicht von einer großen Zahl im ganzen Sudetenraum lebenden einflußreichen Deutschen? Wenn bei der schriftlichen Niederlegung der Landrechte für bestimmte Gerichtseinrichtungen häufig slawische Benennungen erfolgten, ist dies kein Beweis für eine slawische Institution oder für das Vorhandensein nur slawischer Bevölkerung, sondern lediglich eine Folge der slawischen Regierungsgewalt.

Ein schriftlich niedergelegtes, besonderes deutsches Landrecht wurde uns nicht überliefert und für das sudetendeutsche Landvolk wahrscheinlich auch nicht erstellt. Es war dies, insoweit es sich vom allgemeinen (böhmischen) Landrecht unterschied, ein als von altersher bestehendes Gewohnheitsrecht der Deutschen, das mit Beginn der urkundlichen Zeit meist erst bei der Gründung der Städte (namentlich der Ackerbürgerstädte), bzw. anläßlich der Stadtrechtsverleihungen schriftlichen Niederschlag fand. Daß die deutschen Bauern, die im Genuß des dem Sobieslaum in vielen Belangen vergleichbaren emphyteutischen (vererbten) Rechtes standen, ihre eigene kleinere Gerichtsbarkeit hatten, ist aus der Institution der in sudetendeutschen Gebieten seinerzeit bestellten Dorfrichter zu erkennen. Diese Einrichtung hatte sich derart eingelebt, daß es wie sonst nirgend im deutschen Sprachgebiet bis 1945 in sudetendeutschen Dörfern Bauern mit dem Hausnamen „Erbrichter" und „Altrichter" gab und im Böhmerwald der jeweilige Ortsvorsteher (Bürgermeister) auch als „Richter" bezeichnet wurde.

Das emphyteutische Recht bestand im wesentlichen in der Erbzinspflicht der Bauern gegenüber dem Landesherrn, dem Adeligen, der Geistlichkeit oder der Stadt, das bäuerliche Anwesen konnte frei verkauft werden, die Emphyteuten waren frei von allen Lasten der Gesamtbürgerschaft und von Staatsfronen. In Urkunden ist fast nie von Personen emphyteutischen Rechts, sondern meist nur von solchen *Dörfern* die Rede. Diese, und demnach die dort seßhaften Bauern, waren vom Grundherrn faktisch unabhängig, Herren ihrer Besitztümer und freie Menschen. Wenn also von Dörfern emphyteutischen Rechts berichtet wird, dann handelt es sich bis zum 13., teils bis zu Beginn des 14. Jh.s stets um Niederlassungen mit wenigstens teilweiser deutscher Bauernschaft. Im Interesse einer gedeihlichen Dorfgemeinschaft sowie zwecks Verwaltungsvereinfachung usw. erhielten offenbar auch Dörfer mit einer gemischtsprachigen, später sogar mit rein tschechischer Bevölkerung ebenfalls emphyteutisches Recht. Zur Zeit des Cosmas war der Unterschied zwischen der deutschen und der slawischen Bevölkerung noch ganz kraß, er kannte „Boemii primi ordinis", d. i. „Böhmen erster Ordnung" und „Boemii secundi ordinis", d. i. „Böhmen zweiter Ordnung". Durch die Verleihung emphyteutischen Rechts an tschechische Bauern wurden diese nun ebenfalls zu „Boemii primi ordinis" und hörten auf, Pächter, Hörige, Leibeigene oder in sonstiger Form Abhängige des Grundherrn zu sein.

Der böhmische Rechtsgelehrte Karls IV., M. Kuneš von Třebowel, berichtet: „Rustici Boemiae nont sunt conductores vel coloni", d. i. „Die Bauern Böhmens sind keine gemieteten Rodetrupps oder Kolonisten". Schon daraus sowie aus dem weiteren Urkundentext erkennt man, daß es gegen Ende des 14. Jh.s in Böhmen überhaupt keine im Wege der Kolonisation eingewanderten Bauern, sondern nur solche des einheimischen, emphyteutischen Rechts gegeben hatte.

All diese hier festgestellten, im Wesen germanischen (deutschen) Einrichtungen hätten, sofern sie von den Slawen übernommen und in ihre Rechtsordnung eingeführt worden waren, wegen der verhältnismäßig kurzen Zeit von kaum 100 Jahren über etwa eingewanderte Kolonisten des 12. und 13. Jh.s in den slawischen Rechtsbereich nicht Eingang finden können, denn hiezu bedurfte es vieler Jahrhunderte. Es waren also dies keine importierten Einrichtungen, sondern solche der bodenständigen sudetendeutschen Bevölkerung, die die Sudetenslawen seit ihrer Einwanderung und sukzessiven Einführung in die europäische Kulturgemeinschaft den Sudetendeutschen anerkannt und von diesen zum Teil dann auch selbst übernommen haben.

Urkunden über die behauptete Kolonisation

Die Verfechter der „Kolonisation" führen als Beweis für ihre Behauptungen besonders nachstehend angeführte Urkunden an:

a) Aus der Bestätigung des Sobieslaum durch König Wenzel I. und den im Vorwort hiezu enthaltenen Worten „quae in prima ipsorum vocatione in Boemiam (in Boemia) per principes obtinere meruerunt" (Wostry übersetzt dies mit „was sie [die Deutschen] von ihrer ersten Berufung nach Böhmen an von den Fürsten zu erhalten verdient haben"), kann auf eine von außen erfolgte Kolonisation nicht geschlossen werden. Das Wort „vocatio" wurde damals entweder als „göttliche" bzw. „kirchliche Berufung" oder als „obeslání", d. i. als „behördliche Vorladung" gebraucht. (Siehe Glossarium V. Brandls aus 1876.) Das Wort „vocatio" beinhaltete daher einen Auftrag, ja einen Befehl, dem eine untergeordnete Person nachkommen mußte. Wenn es nun Wostry mit „Berufung" in weltlichem Sinne übersetzt, so ist dies nicht richtig, denn die Befolgung einer Berufung, die rückübersetzt „invitatio" heißen müßte, beruht auf freiwilliger Grundlage. Zudem übersetzen Palacky und Wostry bei anderen Anlässen das Wort „convocare" mit „berufen". (Siehe Palacky IV., 1, und Wostrys „Kolonisationsproblem", S. 151.) Nach deren Version müßte „Berufung" im Lateinischen „convocatio" heißen. Dies wäre aber auf jeden Fall falsch, weil „convocare" richtig „zusammenrufen" oder noch sinngemäßer übersetzt „kumulativ (behördlich) vorladen" heißt. Die Berufung von Ausländern hat der Chronist Neplach zum Jahre 1276 mit „extraneos invitare" klar zum Ausdruck gebracht, er verwendet hiebei weder „vocare" noch „convocare". Ob in der Originalurkunde „in Boemiam" oder „in Boemia" stand, kann nicht mehr festgestellt werden, obwohl gerade dies von Wichtigkeit wäre. Wenn es nämlich im Urtext heißt „in Boemia", könnte es sich um vom übrigen Böhmen nach Prag gekommene Leute gehandelt haben. Aus dem Wort „vocatio" geht also hervor, daß es sich um Deutsche handelte, denen der böhmische König einen Auftrag erteilen, die er vorladen konnte und die ihm zu folgen hatten. Es waren also sichtlich Deutsche aus dem übrigen Böhmen oder aus Mähren, die nach Prag beordert worden waren, weil den Reichsdeutschen solche Vorladungen nicht gesandt werden konnten. Wollte

man trotzdem der Übersetzung Wostrys folgen, könnte es sich nur auf aus Deutschland nach Prag zugezogene Baumeister, Geistliche, Künstler, Facharbeiter, Landvermesser usw. bezogen haben, da ja solche Personen tatsächlich nach Prag gezogen waren, keineswegs aber auf eine Masse von niemals eingewanderten „Kolonisten". So berichtet Bretholz, daß unter König Wenzel II. zur Durchführung eines Münzreformplanes Florentiner nach Böhmen berufen worden seien und die Beziehungen einer Brünner Familie zu Köln zum Ausgang des 13. Jh.s die Möglichkeit einer von dorther erfolgten „vocatio" bestehen lasse.

Es ist auch möglich, daß der Verfasser der Urkunde nur vom Hörensagen seine Meinung über eine nunmehr von Wostry besonders ins Treffen geführte „vocatio" zum Ausdruck bringen wollte. Im Hinblick auf die verschiedenen Möglichkeiten einer Übersetzung und der Bedeutung des Wortes „vocatio" sowie wegen der nur allgemein und nicht näher konkretisierten Stilisierung der erwähnten Vorwortstelle kann man damit bei objektiver Beurteilung die behauptete Kolonisation nicht begründen. Daß diese Urkundenstelle hiefür wertlos ist, erhellt schon daraus, daß sie von den Autoren der Kolonisationstheorie Pelzl und Palacky nicht verwertet wurde.

Der weitere Urkundenwortlaut, nach dem die Prager Deutschen „a primordio" (von Uranfang oder Urbeginn) von vielen Lasten und Verpflichtungen befreit sind, schließt einen zeitlich begrenzten Beginn dieser Vorrechte und demnach auch eine bestimmte Zeit der angeblichen „vocatio" aus. Zweifelsohne geht daraus die selbstverständliche, immerwährende und seit „Uranfang", also seit urdenklichen Zeiten bestehende Bevorzugung der Sudetendeutschen gegenüber den anderen Landesbewohnern seitens der böhmischen Fürsten hervor.

b) Der Chronist Neplach, Abt des Klosters Opatowitz, schreibt: „Anno 1257 Prziemysl pepulit Bohemos de suburbio (Pragensi) et locavit alienigenas" d. i. „im Jahre 1257 vertrieb Přemysl Böhmen aus dem Prager suburbium und siedelte Fremdstämmige an." Die Kolonisationstheoretiker übersetzen „alienigena" mit „Ausländer", obwohl dies erst die weitere Bedeutung hiefür ist, da alienus mit „fremder" und gens mit „Volksstamm" oder „Volk" zu übersetzen ist. Hätte der Chronist statt „Fremdstämmige" das Wort „Ausländer" setzen wollen, hätte er dies mit „peregrinos", „advenas", „homines externos", „extraneos" (so schrieb Neplach zum Jahre 1276) oder durch Nennung des Herkunftslandes zum Ausdruck gebracht. Neplach hat in diesem Fall mit „Bohemi" höchstwahrscheinlich Tschechen gemeint, da er mit „alienigenas" sichtlich Andersnationale und nicht Ausländer bezeichnen wollte. Die auf der Prager Kleinseite neu Angesiedelten waren also wahrscheinlich Sudetendeutsche, Juden oder vielleicht Romanen, welch letztere auch in anderen sudetischen Städten selbständige nationale Gruppen bildeten. Ganz auszuschließen ist es aber nicht, daß Neplach die „Bohemi" in geographischem Sinne auffaßte, da er zum Jahre 1276 die Tschechen als „sui", d. i. die „Seinen" und die Reichsdeutschen als „Teutonici" bezeichnete; in diesem Falle müßte man dann allerdings „alienigenas" mit Ausländer übersetzen. Grundsätzlich ist zu erkennen, daß Ottokar mit den Bewohnern des Prager suburbiums nicht zufrieden war und wahrscheinlich zwecks Anfertigung von Kriegsmaterial kundige Andersnationale, vielleicht auch einige Ausländer aus Deutschland, Frankreich, Ungarn, Italien usw., vielleicht auch Juden ansiedelte. Falls andersnationale Fachleute nach Prag berufen und eine Anzahl Einheimischer ausgesiedelt wurden, was im Hinblick auf den Charakter Prags als Landeshauptstadt und der kriegerischen Vorbereitungen Ottokars möglich war, kann darin kein Beweis für eine Kolonisation erblickt werden. Aus der Urkunde kann

nämlich gar nicht herausgelesen werden, um welche Personen und um welche Volks- oder Staatszugehörigkeit dieser Fremdstämmigen es sich handelte. Auch ging es eher bloß um eine *unbestimmte Anzahl* von ausgesiedelten „Böhmen" als um *alle* dort wohnhaften, denn in der Urkunde wird keine bestimmte Zahl der Evakuierten genannt. Es ist nicht anzunehmen, daß das Prager suburbium von *sämtlichen* Bewohnern entblößt und durch neu Zugewanderte ersetzt worden wäre. Ottokar II. war viel zu klug, als daß er eine derart volkspolitisch nicht vertretbare Maßnahme veranlaßt hätte. Wenn er also nun tatsächlich Böhmen aus dem Prager suburbium vertrieb und dort Andersnationale ansiedelte, können daraus keine Rückschlüsse auf das übrige Sudetengebiet gezogen werden. Es kann im Gegenteil daraus gefolgert werden, daß da etwas derartiges nicht vorkam, weil es ansonsten der Chronist wohl auch berichtet hätte.

c) Neplach schreibt zum Jahre 1276: „Rex Przyemisl terras Cubitensem, Trutnoviensem, Glacensem Teutonicis tradidit, suos postergando", d. h. „König Přemysl übereignete Ländereien von Elbogen, Trautenau und Glatz unter Hintansetzung der Seinigen den Deutschen". B. Bretholz erläutert in seiner „Geschichte Böhmens und Mährens" auf S. 121 diese Mitteilung Neplachs dahingehend, daß darin eine Berufung von Kolonisten nicht erblickt werden könne; die böhmischen *Adeligen* der drei Bezirke seien unverläßlich geworden, weshalb sie Ottokar seinen deutschen Verbündeten und Freunden, den Fürsten Thüringens, Schlesiens, Meissens und Bayerns, in Verwaltung übergeben habe. Auch Prof. Schwarz führt an, daß dieser Neplachsche Bericht aus dem 14. Jh. für eine Besiedlung durch Deutsche nicht entscheidend sei, da die erwähnten Gebiete zum Jahre 1276 bereits besiedelt waren.

Jedenfalls erkennt man aber aus diesem sowie aus dem vorhergehenden Absatz, wie slawische Chronisten alles registrierten und genau berichteten, was nur irgendwie als Bevorzugung der Deutschen gegenüber den Tschechen ausgelegt werden könnte.

d) In der Colmarer Chronik heißt es: „Post haec multiplicati sunt in Boemia Teutonici; per hos rex ingentes divitias collegit ex auri et argenti fodinis — turres plenas auro et argento collegisse dicebatur", d. i. „darauf sind die Deutschen vermehrt worden; durch sie sammelte der König ungeheure Reichtümer aus Gold- und Silberbergwerken — er soll Türme voll Gold und Silber gesammelt haben." Dieser Bericht kann im Hinblick auf die räumliche Entfernung Colmars im Elsaß von Prag und die damals schwierige und unsichere Nachrichtenübermittlung schwerlich als Grundlage für eine Böhmen betreffende Feststellung dienen. Mit dem Worte „vermehrt" kann man auch nicht viel anfangen. Man könnte daraus auf eine Zuwanderung von irgendwoher, jedoch auch auf eine allgemeine Existenzstützung der Deutschen in Böhmen, auf eine Einwanderung deutscher Fachkräfte und damit auf eine Stärkung oder Vergrößerung des böhmischen Deutschtums schließen. Dies erscheint um so glaubhafter, als auch noch jetzt deutsche sowie andersnationale Fachkräfte, Soldaten und Priester ohne Mitnahme von Kolonisationsvolk in ferne Länder ziehen und dort vorübergehend wirken. Übrigens wird die Bedeutung dieses Satzes durch den gleich darauf folgenden Satz des Chronisten, daß Ottokar „nach dem Tode seines Vaters diese Deutschen wieder vertrieben hat", aufgehoben und sohin bedeutungslos. Die Mitteilung des Chronisten, daß der König von Böhmen Türme voll Gold und Silber besessen haben soll, ist eine für die damalige Zeit typische Übertreibung. Wenn man nämlich bedenkt, daß in der Jetztzeit die gesamten Gold- und Silbervorräte der einzelnen Staaten der Welt, die doch vielfach mehr Edelmetalle als seinerzeit Ottokar II. besitzen, je in einigen Panzertresors, bzw.

Panzergewölben eines einzigen Gebäudes untergebracht sind, ist die Unwirklichkeit des Berichtes augenscheinlich. Schließlich wird der Satz mit „dicebatur", d. i. „es wurde erzählt" oder „er soll gehabt haben" beendet. Damit wurde angedeutet, daß es sich um eine unverbürgte Mitteilung, also nur um ein Gerücht handelte. Keinesfalls wird aber dadurch die behauptete Kolonisation bestätigt.

e) Markgraf Heinrich Wladislaw von Mähren befreite im Jahre 1213 den Johanniterorden für dessen Besitzungen sämtlicher Abgaben und personeller Leistungen, der Orden konnte auf seinen Gütern ansiedeln, wen er wollte, so daß „die Berufenen das Recht der Deutschen ruhig und ohne Plackerei gebrauchen mögen" (Cod. dipl. Boh. II., 385, S. 433). Aus dieser Urkunde kann man auf keinen Fall auf eine Berufung deutscher Kolonisten aus dem Ausland schließen, sondern nur, daß die Angesiedelten ohne Rücksicht auf Nationalität oder Herkunft deutsches, also emphyteutisches Recht in uneingeschränktem Ausmaß genießen sollten.

f) Am 19. September 1226 erklärte Ottokar I. urkundlich, daß er vor Znaim eine Stadt errichten und Leute dorthin *zusammenrufen* werde (homines convocare). Wostry übersetzt nun „convocare" mit „berufen" (siehe Wostrys Kolonisationsproblem S. 128, 151 und 156), so daß nach seiner Version Ottokar I. Leute unter Hinweis auf die unter a) angeführte „vocatio" nach Znaim „berief"; dieses Wort kann aber leicht als Berufung" oder „Einladung zur Einreise von Ausländern" aufgefaßt werden. Ebenso übersetzt Wostry die von Königin Konstanze im Jahre 1228 ausgefertigte Urkunde, in der es heißt, sie habe Deutsche zusammengerufen (convocavimus), falsch mit „berufen". Aus diesen unrichtigen Übersetzungen liest man dann heraus, als ob deutsche Kolonisten aus dem Ausland gekommen und im Sudetenraum angesiedelt worden wären. Denn das Wort „berufen" einer bestimmten Bevölkerungsgruppe wird nach unserem Sprachgebrauch meist als „einladen" von in größerer Entfernung wohnender Personen zur Seßhaftmachung und Ausübung eines Berufes aufgefaßt. Das Wort „zusammenrufen" hingegen bedeutet ein „versammeln" von in der Umgebung wohnenden und leicht erreichbaren Personen zu einem bestimmten, von vornherein nicht immer erkennbaren Zweck. Gerade aus diesen Urkunden ist also erkennbar, daß eine bestimmte Anzahl von in der Umgebung von Znaim und Göding wohnenden (sudetendeutschen) Menschen zusammengerufen und in diesen Städten seßhaft gemacht worden ist. Wären nichtsudetische Deutsche, also Ausländer, berufen worden, würde es in den Urkunden ähnlich wie bei Neplach zum Jahre 1276 auch „invitare ad terram suam" heißen. Der König und die Königin konnten nur ihre Untertanen, keineswegs aber außerhalb ihres Machtbereiches wohnhafte Ausländer „zusammenrufen", bzw. „kumulativ vorladen" (siehe Glossarium von V. Brandl sowie die analoge Bedeutung von „convocare" bei Cosmas II., 45, 1. Abs.) und ihnen Aufträge erteilen, weshalb auch beide Städte von diesen aus Südmähren zusammengezogenen Deutschen planmäßig aufgebaut und befestigt wurden. Daß das in den Urkunden angeführte „Zusammenrufen" ein königlicher Befehl war, der sich nur auf im Inland wohnhafte Personen beziehen konnte, erkennt man aus der im Jahre 1251 analog ausgefertigten Gründungsurkunde von Ungarisch Hradisch; darin wird von Ottokar II. angeordnet, daß „sowohl Leute aus Conowitz (Kunowitz) als auch aus dem Markt Welehrad zugleich nach Ungarisch Hradisch übersiedeln müssen". Die Dokumente bestätigen also die Altansässigkeit der deutschen Südmährer und gerade das Gegenteil dessen, was sie bestätigen sollten.

g) Wok von Rosenberg verpflichtete sich im Jahre 1259 gegenüber dem Bischof von Passau, „daß er dessen Ministerialen und andere Getreue nicht mehr zu seinen

Diensten berufen, noch sie herbeiziehen oder begünstigen werde zum Schaden der Passauer Kirche; aber wenn jemand des Bischofs Gnade verwirkt habe, den könne er (Wok von Rosenberg) in Freundschaft und ohne Schädigung der Kirche für sich gewinnen". In dieser Erklärung Woks erblicken Kolonisationstheoretiker den Beweis für eine vom Passauerland aus erfolgte Kolonisation Südböhmens.

Es ist unverständlich, inwiefern durch diese Urkunde eine von Oberösterreich oder Passau aus erfolgte Kolonisation bewiesen sein soll. Wok von Rosenberg hatte nicht nur in Böhmen, sondern auch im Mühlviertel Besitzungen und demnach auch dort genauso wie der Bischof von Passau „Ministeriale und andere Getreue". Es dürfte offensichtlich vor 1259 zwischen dem Passauer Bischof und dem Rosenberger zu Kontroversen wegen Abwerbung von Angestellten und Bediensteten gekommen sein, weil der Rosenberger wahrscheinlich in religiösen Dingen toleranter gewesen war. Der Bischof von Passau benützte vielleicht den Zeitpunkt der Gründung des Hohenfurter Klosters zur Beendigung dieser Unstimmigkeiten. Laut Urkundenwortlaut handelte es sich nur um Ministeriale und andere Getreue, also um einen kleinen und wohl in höherer Stellung befindlichen Personenkreis, wahrscheinlich nicht um manuell arbeitende Menschen. Aus der Urkunde geht aber nicht hervor, ob dies Untertanen des Bischofs aus dem Passauerland, aus dem oberösterreichischen Mühlviertel oder aus Südböhmen waren, jedenfalls ging es um dem Passauer Bischof dienstbare Personen. Das Stift Hohenfurt hatte anläßlich und kurz nach seiner Gründung eine Reihe von Dörfern zugewiesen erhalten und naturgemäß zu deren Verwaltung noch nicht den erforderlichen Beamtenapparat; es ist daher verständlich, daß der Rosenberger zugunsten der Kirche auf die Abwerbung eines bestimmten Personenkreises verzichtete und sich damit dem Stift Hohenfurt irgendwie dienstbar erweisen wollte. Jedenfalls ist aber aus der Urkunde zu ersehen, daß großer Mangel an Menschen in den bayrischen und oberösterreichischen, dem Bischof von Passau gehörigen Ländereien herrschte, daß also keine Menschen für eine Auswanderung nach Böhmen vorhanden waren. Wenn schon Mangel an geistig arbeitenden Ministeralen und anderen Getreuen war, dann war die Nachfrage nach manuell arbeitenden Menschen sicher verhältnismäßig ebenso groß.

h) Daß Herzog Boleslaw II. seinen Sohn Ulrich (Udalrich) an den Hof des nachmaligen Kaisers Heinrich II. „zwecks Erlernung der deutschen Sprache" schickte, ist kein Beweis für das Nichtvorhandensein von Deutschen in Böhmen, bzw. in Prag, wie dies Wostry annimmt. Aus dem seinerzeitigen Bericht ist zu ersehen, daß Ulrich an einen deutschen Fürstenhof vor allem zwecks Erlernung deutscher List, in zweiter Linie zwecks Erlernung deutscher Sitte und erst in dritter Linie zwecks Erlernung der deutschen Sprache geschickt wurde. Es handelte sich also insbesondere um die Erlernung, bzw. um das Kennenlernen höfischer Intrigen, Sitten und Gebräuche, die nach Ansicht Boleslaws sein Sohn sich in Böhmen hätte nicht aneignen können. Hinsichtlich der Erlernung der deutschen Sprache wußte Boleslaw sicherlich, daß sein Sohn trotz eines namhaften deutschen Bevölkerungsanteils in Prag und trotz seines Auftrages zum Deutsch-Unterricht und Deutsch-Sprechen sowohl im Familienkreis als auch mit Freunden und Bekannten meist nur slawisch gesprochen und die deutsche Sprache nie perfekt erlernt hätte. Um nun Ulrich zum Deutschlernen zu zwingen, tat der böhmische Herzog schon damals das, was auch jetzt noch ein besorgter Vater in einem solchen Falle veranlaßt; er schickte sein Kind zu anderssprachigen Bekannten; in eine völlig neue Umgebung und in ein rein fremdes Sprachgebiet.

Ganz allgemein kann man zu diesen Überlieferungen sagen, daß die genannten Chronisten meist von etwas anderem berichten und es sich hier um aus irgendeiner Urkunde herausgenommene Sätze, vielleicht rhetorische Redewendungen, Wiedergabe kursierender Gerüchte und unverbürgter Nachrichten sowie um persönliche Ansichten handelt. Die Historiker legen nun solchen Mitteilungen oft einen Sinn bei, der ihnen von Haus aus gar nicht zukommt und auch nicht zukommen kann. (Siehe auch H. Preidels Slawische Altertumskunde aus 1964, S. 64.) Bloß einige aus den angeführten Urkunden herausgenommene Sätze könnten bestenfalls als sogenannte Indizienbeweise, also als indirekte und hiezu noch als ganz schwache Vermutungen gewürdigt werden, die jedoch wegen der in dieser Abhandlung erhobenen direkten und unwiderlegbaren Beweise über die Altansässigkeit als unbeachtlich zu verwerfen sind. Nicht zu übersehen ist auch, daß die Urkunden in lateinischer Sprache, also nicht in der Mutter- oder Umgangssprache der Chronisten verfaßt sind. Es ist möglich, daß der eine oder andere die lateinische Sprache nicht so beherrschte, um einen den Tatsachen entsprechenden Bericht zu geben.

Die auf uns überkommenen Urkunden aus den Sudetenländern sind bis ins 14. Jh. überwiegend von Sudetenslawen verfaßt worden. Dies begründet man tschechischerseits vorerst mit dem Nichtvorhandensein von Deutschen und für die spätere Zeit mit deren geringer Intelligenz. Es ist jedoch weder das eine noch das andere erwiesen. Daß die herzogliche Zeit für das Sudetendeutschtum, dessen Schrifttum, Orts- und Personennamen ungünstig war, wird an anderer Stelle dieser Abhandlung geschildert. Als in der Hussitenzeit das Deutschtum Innerböhmens, wo sich auch dessen Zentren befanden, größtenteils ausgelöscht wurde, hat man sicherlich auch dessen schriftliche Werke und alles, was nur irgendwie auf dessen Existenz Bezug nahm, vernichtet. Nach der Hussitenzeit waren die Sudetenländer bis 1621 fast gänzlich in tschechischer Verwaltung. Das in der Hussitenzeit in seiner Substanz erhalten gebliebene Sudetendeutschtum wurde jedoch unterdrückt und es ist sicher, daß man tschechischerseits die übriggebliebenen, von Deutschen verfaßten Schriftstücke, Urkunden sowie überhaupt alles, was deutsch klang, beseitigte. Falls man jedoch darauf vergessen haben sollte, muß man noch mit deren späteren Verschwindenlassen rechnen.

Bis zum 12. Jh. im Sudetenraum verfaßte Urkunden über Amtshandlungen und obrigkeitliche Vorgänge sind uns nur spärlich zugekommen. Dies deshalb, weil in Böhmen die Schriftlichkeit des Verfahrens sowie der Amtsvorgänge erst in der zweiten Hälfte des 12. Jh.s aufkam und mit der Rezeption (Übernahme) des römischen Rechtes nach dem Siege des Papstes über Ottokar I. im Jahre 1222 von der Obrigkeit vorgeschrieben und auch eingehalten wurde. (Siehe A. Mayer, Die Besiedlung des Böhmerwaldes, S. 54.) Fast alle Urkunden der damaligen Zeit sind daher nicht nur Anfangspunkte neuer, durch sie zu klärender Normen, sondern manchmal auch Endpunkte und schriftliche Festlegungen von Zuständen, die sich häufig erst im Laufe von Jahrhunderten entwickelt hatten.

Mundarten

Prof. Schwarz hat als wesentliche Voraussetzung für die Klärung der Kolonisationsfrage außer der Namensforschung auch die Mundartforschung bezeichnet. In seinen Darlegungen in „Sudetendeutsche Sprachräume" aus 1935 und 1962, weiteren Ausführungen und besonders im Sudetendeutschen Atlas 1955 führt er aus, daß die sudetendeutschen Randgebiete im wesentlichen ein einheitliches Mundartgebiet mit

den jeweils angrenzenden deutschen, bzw. österreichischen Dialektregionen bilden. Lediglich im Gebiet von Hohenelbe und in Nordmähren-Schlesien seien in der schlesischen Mundart auch ostfränkische Bestandteile enthalten; die bis 1945 bestehenden deutschen Sprachinseln sollen in ihrer Mehrzahl verschiedenen Sprachgruppen, und zwar den bayrischen, ostfränkischen, sächsischen und schlesischen Dialekten angehören. Daraus folgert nun Schwarz, daß die sudetischen Mundartgebiete von den jeweils gleichartigen Deutschlands und Österreichs aus besiedelt worden wären. Vom 12. bis 14. Jh. hätten sich die deutschen Siedlungsgebiete größtenteils durch Rodung und Urbarmachung in den Sudetenraum über die bestehenden Landesgrenzen hinweg vorgeschoben. Zum geringeren Teil wären aus nicht gleichartigen Mundartgebieten Auswanderertrupps eingewandert, eine Kolonistenwelle hätte sogar östlich der Saale durch längere Zeit Zwischenquartiere bezogen und dann den Ostsudetenraum besiedelt.

Die Historiker Schlesinger und Altrichter bezeichnen es als gewagt, aus der heutigen Mundart auf die Herkunft der „Kolonisten" schließen zu wollen. Josef Pfitzner erklärte im Jahre 1926, daß man noch andere Beweise für einen Zusammenhang der Sudetendeutschen mit den Stämmen jenseits der Landesgrenzen sichern müsse, wenn die am Orte klebenden Namen und die stark verdünnungsfähige Sprache zu wenig Beweiskraft haben sollten.

Daß es sich überhaupt um eine Kolonisation gehandelt hätte, die sich auf diese von Schwarz geführten Gründe stützt, ist vorerst aus folgenden Erwägungen zu verneinen:

a) Daß in aneinandergrenzenden Ländern dieselbe Mundart gesprochen wird, kann bloß als Feststellung einer Tatsache, jedoch nicht als Beweis für das Zuwandern eines oder des anderen Bevölkerungsteils angesehen werden; die Prämisse erlaubt nicht die Folgerung für eine weitere nicht erwiesene, ja nicht einmal glaubhaft gemachte Behauptung.

b) Das Vordringen von Siedlern über die Landesgrenzen und die damit verbundene Kolonisierung stützt sich von vornherein auf die Kolonisationstheorie, die ohne nochmalige Überprüfung als erwiesene Tatsache angenommen wird.

c) Zur Zeit der Völkerwanderung durchzogen eine Reihe germanischer, vor den Hunnen flüchtender und sonstwie wandernder germanischer Heerscharen und Volksteile die Sudetenländer und ließen sich hier nieder. Anderseits wanderte ein Teil der Markomannen und Quaden in die Donaugebiete und auch sonst wohin ab und wurde dort seßhaft. In Böhmen-Mähren herrschte damals (ohne namhafte Kampfhandlungen) wohl ein ziemliches Durcheinander, die zugezogenen germanischen Volksstämme vermischten sich natürlich zum Teil mit den einheimischen und gründeten neue Siedlungen, wodurch eine Verschiedenheit der Dialekte auch in nahe beieinander liegenden Orten entstand oder überhaupt eine vielfach noch heute erkennbare Vermischung einzelner Mundarten. Anderseits wurden durch aus den Sudeten abwandernde Germanen die Dialekte der Bevölkerung der Zuzugsgebiete von noch jetzt feststellbaren sudetischen Mundartworten beeinflußt. Auch die aus Innerböhmen bis ins 15. Jh. abgewanderten, wohl meist dem markomannisch-quadischen Volksstamm angehörenden Deutschen haben durch ihre bestimmt auch in den Randgebieten erfolgte Seßhaftmachung auf die dortigen Mundarten eingewirkt.

d) Seit Beendigung der Völkerwanderung, also im Laufe der letzten rund 1400—1500 Jahre, zogen Dienstboten, Land- und Facharbeiter, Handwerker und Handwerksburschen, entlassene oder kriegsgefangene Soldaten, Begleitpersonen der vielen Heereszüge, politisch (religiös) oder kriminell verfolgte Personen, Künstler,

Gelehrte, Prediger usw. als Einzelpersonen, Familien oder kleinere Personengruppen sowohl von den sudetendeutschen Gebieten nach Deutschland und Österreich, sicherlich aber auch in entgegengesetzter Richtung und ließen sich dort nieder. Diese zu- bzw. abgewanderten Personen sprachen in der neuen Heimat wohl ursprünglich ihren Dialekt, assimilierten sich und insbesondere ihre Kinder sehr bald, wobei aber bestimmte Worte und Redensarten der Zugezogenen von den Einheimischen übernommen wurden. Es ist daher keineswegs absonderlich, wenn nun in Deutschland oder Österreich bestimmte, ansonsten nur in den Sudeten gebrauchte Mundartworte vorkommen und dasselbe auch umgekehrt der Fall ist.

e) Ein namhafter angeblich noch unbesiedelter Teil der sudetendeutschen Randgebiete konnte vom 12. bis 14. Jh. nicht mehr kolonisiert werden, weil er schon längst von Sudetendeutschen besiedelt und bewohnt war.

f) Man kann genauso gut die Behauptung aufstellen und, was zum Teil auch tatsächlich der Fall ist, nachweisen, daß außersudetische, an die Sudetenländer grenzende Gebiete von Sudetendeutschen besiedelt worden sind und außersudetische Mundarten beeinflußt haben. So wird z. B. in einer Schenkungsurkunde für das Stift Zwettl aus 1186 das Gebiet ostwärts von Teindles in Südböhmen bis zur österreichischen Landesgrenze als gut besiedeltes Land mit vielen namentlich angeführten Ortschaften geschildert, während in einer Urkunde aus 1209 das westliche Waldviertel als Teil des Nordwaldes bezeichnet wird. Das Gebiet um Litschau in Niederösterreich war ein gänzlich abgelegener, vergessener und erst verhältnismäßig spät besiedelter Waldwinkel (nach Fr. Heilsberg, „Geschichte der Kolonisation des Waldviertels" in Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 1907, S. 14, 21, 79). Eine Kolonisierung dieses Teiles des Waldviertels von Deutsch-Südböhmen aus ist daher sehr wahrscheinlich, keineswegs aber in entgegengesetzter Richtung.

g) Naheliegender und logischer war es, daß die neuen Ortschaften im sudetischen Grenzgebiet von bereits im Inland befindlichen und nicht von im Ausland liegenden Siedlungen gegründet und besiedelt worden sind. Daß diesseits und jenseits der Landesgrenze derselbe Dialekt gesprochen wird, ist auch das Ergebnis eines jahrhunderte-, ja manchmal jahrtausendelangen nachbarlichen Nebeneinanderlebens, von Eheschließungen sowie Hin- und Herziehens und Übersiedlungen von Einzelpersonen und Familien, ist aber hauptsächlich auf die Stammesgleichheit oder nahe Stammesverwandtschaft der diesseits und jenseits der Grenzen seit Jahrtausenden lebenden Deutschen zurückzuführen.

h) Laut Blatt 10 und 11 im Sudetendeutschen Atlas ist der Großteil der im 13. und 14. Jh. nach Mies, Budweis, Deutschbrod, Jitschin, Kolin, Chrudim, Brünn, Pilsen, Saaz, Königgrätz, Kuttenberg, Znaim usw. zugezogenen Personen nicht aus dem Ausland, sondern aus den Sudetengebieten gekommen. Schon dadurch allein fällt hinsichtlich dieser Städte samt Umgebung die Kolonisationstheorie in sich zusammen, die einzelnen Mundarten wurden weitgehend vermischt; die bis jetzt noch nicht vorgebrachte Meinung, daß die Zuwanderer aus den ermittelten Herkunftsorten diese vom Ausland kommend bloß als Zwischenstation benützt hätten oder Nachkommen von Kolonisten wären, müßte man unter Aberkennung jeglicher bona fides (guten Glaubens) als krampfhaftes Festhalten an einer Irrlehre ansehen. Die urkundlich nachgewiesenen Einwanderer können im Vergleich zur großen Masse der einheimischen Zuwanderer und der bodenständigen deutschen Bevölkerung nur als Einzelpersonen angesehen werden, wie solche auch aus sudetendeutschen Gebieten nach Österreich und Deutschland oder sonstwohin ausgewandert sind. Der Zuzug der Neubürger ist zum Teil wohl auch auf das Seßhaftwerden von Handwerksburschen

während oder nach ihrer Wanderzeit zurückzuführen. Die im Atlas angeführten Personen stellen auch nicht alle, sondern nur einen geringfügigen Teil der Stadtbewohner dar. Diese neu gegründeten, bzw. mit Stadtrecht ausgestatteten obgenannten Städte hatten eine jede einige tausend Einwohner; man hat daher sichtlich die meisten aus der alten Siedlung oder deren nächsten Umgebung Zugezogenen nicht als von auswärts zugewandert registriert, bzw. sind sie aus den überlieferten Urkunden nicht als solche zu erkennen.

Durch gemeinsame und innerpolitisch selbständige sudetische Staatswesen sowie wegen des dadurch bedingten Zusammenlebens der Sudetendeutschen durch etwa 1500 bis 2000 Jahre im gemeinsamen Siedlungsraum, kamen sie sich trotz ursprünglicher Zugehörigkeit zu verschiedenen Stämmen derart nahe, daß sich ihre Mundarten gegenseitig gleichsam abschliffen, teilweise anglichen, überschichteten und sich dadurch manchmal bedeutend, namentlich in den an Sachsen grenzenden Gebieten Nordwest- und Nordböhmens, von den benachbarten deutschen Mundarten entfernten. Infolge durch Jahrtausende hindurch stattgefundener ehelicher Verbindungen von Sudetendeutschen verschiedener Stammeszugehörigkeit untereinander, Übersiedlungen, Zu- und Abwanderungen innerhalb des Sudetenraumes und zwar namentlich vor und während der Hussitenzeit, zeitweiliger staatlicherseits angeordneter Abschnürung gegenüber außersudetischen Gebieten, Beistandsleistungen in Zeiten der Not, Schicksalsgemeinschaften zu jeder Zeit usw. sind die Sudetendeutschen trotz bestehender, aber nicht immer scharf ausgeprägter Dialektunterschiede zu einem einzigen deutschen Volksstamm mit all seinen gemeinsamen charakterlichen und sonstigen Eigenschaften zusammengewachsen, ganz gleich, ob es nun Böhmerwäldler, Egerländer, Nordböhmen, Schlesier, Schönhengster, Südmährer, Sprachinseldeutsche oder andere sind. Diese Feststellung hat auch F. A. Schmalfuß in seinem 1851 erschienenen Werk „Die Deutschen in Böhmen" getroffen. Das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl der Sudetendeutschen zeigt sich besonders jetzt nach ihrer Heimatvertreibung, denn trotz ihres Verstreutseins in Deutschland, Österreich und anderen Ländern treten sie unter zielbewußter Führung als selbständiger und eigenberechtigter deutscher Volksstamm auf, werden als solcher anerkannt, führen Verhandlungen und stellen Forderungen. Die Sudetendeutschen haben genauso wie die Bayern, Sachsen, Schwaben usw. auch nur ihnen eigentümliche Besonderheiten, Eigenschaften und Fähigkeiten, die sie unter den übrigen deutschen Stämmen nicht an ungünstiger Stelle aufscheinen lassen.

Sprachen (Mundarten) sind durch Lautverschiebungen usw. schon im Laufe von Jahrhunderten Veränderungen unterworfen. Die Meinung, daß die Mundart erstarrt und ohne Leben sei, ist abwegig; im Gegenteil, sie befindet sich in immerwährendem Fluß und steter Entwicklung und gestaltet sich ohne Hemmung durch künstliche Gesetze in freier und natürlicher Form. Man kann daher mit Recht vom Eigenleben der Mundart sprechen, die sich in verschiedenen räumlich voneinander entfernten oder durch andere Völker getrennten Wohngebieten auch in verschiedener Richtung weiterentwickelt. Dies macht sich vor allem in der Formen- und Satzlehre bemerkbar. Als Beispiele mundartlichen Eigenlebens der neueren Zeit wären die erweiterte Mehrzahl bei den ursprünglich schwachbiegenden Hauptwörtern und die erweiterte Möglichkeitsform der Vergangenheit starker Verba anzuführen (siehe Fr. Freitag, „Das Waldviertel als Sprachraum"). Hingegen sind Flur-, Fluß- und Bergnamen, Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten und Charaktereigenschaften ganzer Volksstämme und Eigennamen von Einzelpersonen solchen Wandlungen und Änderungen nicht derart unterworfen und verbleiben genauso wie letzterer Eigenschaften

durch Jahrtausende im Volke verwurzelt. Die Angehörigen der germanischen (deutschen) Volksstämme redeten nur in ihren Mundarten. Deren Unterschiede waren seinerzeit und sind auch heute manchmal so groß, daß sich Deutsche ohne Gebrauch der Schriftsprache oft untereinander fast gar nicht, oder nur sehr schwer verständigen konnten und können. Um die Jahrtausendwende gab es aber noch keine deutsche Schriftsprache, schriftliche Mitteilungen erfolgten in deutscher Mundart nur in den seltensten Fällen, weil die Schrift- und Amtssprache die lateinische war. So führten die germanischen (deutschen) Volksstämme ab und zu eine Art Eigenleben, das im Mittelalter manchmal kraß zum Ausdruck kam und zum Teil sich sogar bis jetzt erhalten hat.

In den wohl größtenteils hypothetisch von Gelehrtentischen aus erfolgten Namen- und Mundartforschungsergebnissen kann man zum Teil eher eine Bestätigung als eine Widerlegung der Bodenständigkeitsthese erblicken. Nach diesen gehört Südmähren mit der Brünner, Olmützer und Wischauer Sprachinsel sowie Südböhmen bis Eisenstein der mittelbayrischen, der nördliche Böhmerwald und das Egerland bis Joachimstal-Duppau der nordbayrischen, das anschließende Nordwestböhmen bis in die Gegend von Brüx der ostfränkischen, das weitere Nordböhmen bis Böhmisch Leipa und Dauba der obersächsischen und das restliche Nordböhmen samt Ostsudetenland der schlesischen Mundart an; in Nordmähren und im Gebiet von Hohenelbe seien ostfränkische, im ostfränkischen Mundartgebiet des Schönhengstes schlesische und nordbayrische und im bayrischen Mundartgebiet der Iglauer Sprachinsel sächsische Einflüsse bemerkbar; dadurch wäre nun nach Schwarz eine Einwanderung aus den genannten Mundartstammländern erwiesen.

Der österreichische Mundartforscher Franz Freitag ist im großen und ganzen hinsichtlich der Ausbreitung der bayrischen Mundart zu denselben Ergebnissen gelangt wie Prof. Schwarz. Freitag kennt aber als Übergang vom Mittelbayrischen zum Nordbayrischen noch eine Art nordmittelbayrischer Mundart, deren Existenz er hinsichtlich des Waldviertels überzeugend begründet. Darnach sowie nach Heilsbergs „Kolonisation des Waldviertels" gehört das nördliche und nordwestliche Waldviertel nicht mehr der ausgesprochen mittelbayrischen, sondern dem „nordmittelbayrischen" Mundartgebiet, wie wir es nun benennen wollen, an. Im Hinblick auf die Gleichartigkeit der Waldviertler Mundart mit der südböhmischen, der südwestmährischen und der südiglauer Mundart gehören also diese Sudetengebiete nicht dem mittelbayrischen, sondern ebenfalls dem nordmittelbayrischen Mundartgebiet an. Nach Freitag habe in den westsüdmährischen und südböhmischen Randgebieten „eine irgendwie mitteldeutsch gerichtete Verkehrssprache geherrscht, deren Wirkungen bis zur Donau reichten und im Waldviertel bestimmte Worte ganz verdrängten", auch im Sprachgebrauch der Urkunden des 12. Jh.s wird die Zusammengehörigkeit des nordwestlichen Waldviertels mit Südböhmen anerkannt.

Nach diesen Darlegungen erscheint eine Kolonisierung des südlichen und mittleren Sudetenraumes von Österreich aus wegen mundartlicher Verschiedenheit ausgeschlossen, weil nicht anzunehmen ist, daß vom kleinen, spärlich bevölkerten nördlichen und nordwestlichen Waldviertel aus verhältnismäßig große Sudetengebiete besiedelt worden wären. Daraus könnte man nun etwa folgern, daß vom mundartlichen Standpunkt aus von Österreich lediglich eine Kolonisierung des östlichen Südmährens sowie der Brünner, Wischauer und Olmützer Sprachinseln in Erwägung zu ziehen gewesen wäre; daß aber eine solche nicht stattfand, ist an anderer Stelle dieser Abhandlung klargelegt worden. Weiters kann man daraus sogar schließen, daß auch das nördliche und nordwestliche Waldviertel nicht überwiegend vom übrigen Öster-

reich oder gar von Mittelbayern aus, sondern größtenteils durch eigene Innenkolonisation unter Mitwirkung deutscher Siedler aus Südböhmen (aus der Schweinitzer, Gratzner, Neuhauser und Neubistritzer Gegend) und dem angrenzenden Südmähren kultiviert und besiedelt wurden; diese Folgerung ergibt sich nicht bloß aus der gleichen Mundart, sondern auch aus den ähnlichen Gehöfteformen, wie wir sie im südlichen Waldviertel noch vereinzelt, im übrigen Österreich aber (mit Ausnahme des nördlichen Mühlviertler Grenzstreifens) nicht mehr antreffen.

Es ist unbestritten, daß der Sudetenraum in den ersten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends von Germanen besiedelt war. Hinsichtlich dessen größeren südlichen und mittleren Teiles ist dafür zu halten, daß Böhmen und Teile Südwestmährens von Markomannen und Mähren mit Ausnahme Nordmährens von Quaden bewohnt waren; hinsichtlich des nördlichen, schmäleren von West nach Ost reichenden gesamtsudetischen Gebietstreifens herrschen in bezug auf die Stammeszugehörigkeit dieser Germanen Meinungsverschiedenheiten, doch kann man für dessen östlichen Teil Wandalen (Korkonten, Silingen, Buri) und Marsingen und für den westlichen Teil Sachsen, Hermunduren und Franken annehmen. Weiters ist unbestritten, daß in vorhussitischer Zeit die sudetischen Randgebiete nahezu gänzlich von Deutschen besiedelt und das Landesinnere beginnend von den Karpaten bis zu allen Randgebieten von einer namhaften Zahl größerer und kleinerer deutscher Sprachinseln durchsetzt, ja geradezu übersät war (siehe Sudetendeutscher Atlas, Bl. 7). Die Stammeszugehörigkeit dieser Sprachinsler als letzter Rest und Trümmer dort ehemals geschlossen siedelnder germanischer Völkerschaften kann mit Ausnahme der bis 1945 erhalten gebliebenen jetzt wohl nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden. Unter Berücksichtigung der derzeitigen deutschen Dialektgebiete, die bei nahezu völliger Umklammerung der sudetenslawischen Lande von Süden nach Norden zu vom Mittelbayrischen ins Nordmittelbayrische, dann ins Nordbayrische, ins Ostfränkische (Dr. Wenisch hat sie als Übergangsmundart vom Nordgauischen zum Obersächsischen bezeichnet), ins Obersächsische und schließlich ins Schlesische übergehen, erscheint es natürlich, daß auch schon zur Zeit der Slaweneinwanderung die verschiedenen deutschen (germanischen) Dialektgruppen im Sudetenraum in west-östlicher Fortsetzung analog von Süden nach Norden zu gelagert waren. So erstreckte sich schon seinerzeit das (nordmittelbayrische) Mundartgebiet der Südmarkomannen in einer allgemein gehaltenen West-Ost-Richtung von der südlichen Pfalz über den mittleren und südlichen Böhmerwald, das südliche Iglauerland und das nördliche Waldviertel bis in die westlichen Regionen Südmährens hinein; die Reste der genannten Dialektgruppen sind in diesen Gebieten bis 1945 verblieben. Ebenso verlief offensichtlich das nordbayrische Mundartgebiet von der Oberpfalz über Westböhmen in westöstlicher Richtung derart, daß sich uns jetzt der Norden der Iglauer Sprachinsel als nordbayrisch und ein Teil des Schönhengstes als Überbleibsel der seinerzeit über ganz Mittelböhmen kontinuierlich seßhaften Nordmarkomannen Innerböhmens vorstellen. Während alle Nordmarkomannen Mittelböhmens dort schon im Laufe des Mittelalters verschwunden waren, haben sich deren östlichste Stammesangehörige als Teile der Iglauer und Schönhengster Sprachinsler erhalten. Da nach E. Gierach die in den östlichen Nordsudeten siedelnden Marsingen weder zu den Markomannen-Quaden, noch zu den Wandalen zu rechnen sind, sondern einer westdeutschen Volksgruppe angehörten, kann man nach Meitzen eine Zugehörigkeit zu den chattischen Herminonen annehmen. Da Korkonten, Hermunduren und Buri wahrscheinlich auch eine mitteldeutsche Mundart sprachen, können sich fränkische Mundartbestandteile im Gebiet von Hohenelbe sowie in einem Teil des Schönhengstgaues und Nordmährens auch aus diesem Grund bis heute erhalten haben. Der Schönhengst und die Brodeker

Sprachinsel lagen schon seinerzeit in verschiedenen germanischen Stammesgebieten, was noch jetzt in diversen Dialektabwandlungen der beiden Sprachinseln erkennbar ist. Das mittelbayrische Mundartgebiet erstreckt sich von Bayern über die Donaugebiete und reicht über das Weinviertel und den östlichen Teil Südmährens bis einschließlich zur Brünner, Wischauer und Olmützer Sprachinsel. Nach Weinhold in „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde II." besteht eine Zusammengehörigkeit der Schlesier mit den Deutschen Nordböhmens und Nordmährens wegen der gleichen Mundart, der Ähnlichkeit der Orts- und Personennamen sowie der Haus- und Hofbauten und der volkstümlichen Weisen.

Wie bereits ausgeführt, wanderte während und nach der sogenannten Völkerwanderung der markomannische, quadische und wahrscheinlich auch wandalische (silingische) Bevölkerungsüberschuß der Sudetenländer aus. Die einzelnen von unseren Mundartforschern festgestellten Dialektgebiete zeigen, wohin sich die in einer allgemein ostwestlichen Richtung gezogenen Auswanderertrupps wandten. Die im südlichen Böhmen und südwestlichen Mähren siedelnden Markomannen, die wir der Kürze halber oben als Südmarkomannen bezeichnet haben, sandten ihre Auswanderer über die Pässe des mittleren Böhmerwaldes in die südliche Pfalz, die in Mittelböhmen bis in das nördliche Igelland und den Schönhengst seßhaften Markomannen verwiesen ihre Aussiedler nach Nordbayern, wo deren Nachkommen noch heute beheimatet sind. Es ist jedoch auch möglich, ja vielleicht sogar wahrscheinlich, daß *größere* Auswanderertrupps aus dem Sudetenraum nicht verzogen sind und daß insbesondere die nördlich der Donau befindlichen bayrischen Gebiete schon Jahrhunderte vorher von Markomannen oder von mit ihnen verwandten Völkerschaften besiedelt waren. Die in Nordwestböhmen seßhaften Franken (vielleicht Narisken), die Sachsen, Hermunduren, Korkonten, Marsingen und Buri verblieben während und nach der Völkerwanderung in ihren nordsudetischen Stammesgebieten. Die in Mähren seßhaften Quaden haben offensichtlich wegen der Geländeschwierigkeiten Böhmens (böhmisch-mährische Höhe und Böhmerwald) ihre Auswanderer über Südmähren und das Weinviertel in die übrigen österreichischen Lande und von da nach Bayern bis an den Lech entsandt, wo ihre nördlichen Nachbarn dann wieder Markomannen wurden.

Es ist auch nicht zu verkennen, daß der Sudetenraum vom 7. bis 10. Jh. wenn schon nicht immer fränkisches Hoheitsgebiet, so doch Einflußgebiet der Franken war. Der Geograph von Ravenna berichtet, daß die Grenzen der Franken durch viele Jahre hindurch bis zur Elbquelle reichten. Diese konnten daher auch auf die schlesischen Mundarten bei Hohenelbe, im Schönhengst und in Nordmähren sowie überhaupt auch in anderen Belangen im ganzen Sudetengebiet nachhaltig in fränkischem Sinne einwirken. Laut Freitag wurde um die letzte Jahrhundertwende in Gelehrtenkreisen eine ähnliche Frankenhypothese hinsichtlich des österreichischen Sprachraumes vertreten, ist aber wegen ihrer Unhaltbarkeit von berufenster Stelle bald widerlegt worden. Wenn man aber schon auf einer von Westen erfolgten ostfränkischen Kolonisation der genannten Gebiete beharren will — eine solche hat niemals stattgefunden —, wäre es naheliegender, solche Kolonisten als von Nordwestböhmen kommend, wo nach Schwarz ebenfalls Ostfranken beheimatet sind, zu bezeichnen. Eine solche Erklärung wäre um so glaubhafter, weil ja erwiesenermaßen innerhalb des Sudetenraumes viele Zu- und Abwanderungen von Einzelpersonen stattfanden und das im 13. Jh. von einer zahlreichen deutschen Bevölkerung besiedelte Saazerland abwanderungslustige Leute wahrscheinlich eher entbehren konnte als das im Stadium der Innenkolonisation befindliche dünn besiedelte Oberfranken.

Aus all dem ist festzustellen, daß diesseits und jenseits der Landesgrenzen gesprochene gleiche Mundarten nicht einmal eine Glaubhaftmachung, geschweige denn ein Beweis für die behauptete Kolonisation des Sudetenraumes sind.

Orts- und Personennamen

Aus Ortsnamen kann im Sudetenraum nicht immer mit Sicherheit auf deutsche oder slawische Gründungen oder auf solche ursprüngliche Siedlungen geschlossen werden. Der Forscher steht hier bei Betrachtung der Ortsnamen geradezu vor einem unentwirrbaren Chaos. Es ist verständlich, daß die Sudetenslawen sowohl ihre eigenen als auch die benachbarten, von Deutschen bewohnten Orte in ihrer Sprache benannten, wobei sie natürlich für ihre Gründungen eigene Namen aus ihrer Sprache schufen. Zwischen diesen finden sich jedoch viele, die sich mit dem slawischen Schlüssel nicht erschließen lassen; sie erscheinen älter, wurden der slawischen Zunge angepaßt und durch Buchstabenverschiebung und slawische Anhängsel verunstaltet, so daß manche davon im Slawischen zwar einen Sinn ergeben, der aber wieder dadurch auffällt, daß er zu den Verhältnissen der Örtlichkeit nicht paßt und den Gesetzen der Namengebung widerspricht. Der Slawe ging und geht in der Aneignung fremder Namen gründlich zu Werke und gestaltet sie oft bis zur Unkenntlichkeit um und versucht, deutschen Namen den Anschein von slawischen zu geben. Einzelne Namen scheinen sogar aus altdeutschen zu slawischen, später zu deutschen und hierauf wieder zu slawischen umgestaltet worden zu sein, wobei deren ursprüngliche Bedeutung außer Acht blieb. Bei solchen Divergenzen sind objektiv denkende Deutsche oft im Nachteil, denn der Slawe enträtselt die Namen leichter, weil er die letzte von seinem Volke für sich geschaffene und oft durch lautliche Umformungen veränderte Fassung besitzt, der man nur dann beikommen kann, wenn man der sinnlosen Bedeutung des Wortes, die urkundlich verschiedene Grundform und mehrere deutsche Analogien entgegensetzen kann. In ähnlicher Weise kommt es zu Schwierigkeiten bei Wörtern, die sich in einer Sprache als Übersetzungen aus der anderen herausstellen, weil sich die ursprüngliche Form nicht immer mit Sicherheit feststellen läßt.

Ortsnamen wurden und werden häufig willkürlich gegeben und geändert, allzu oft sind sie uns lediglich in der Ausdrucksweise und Sprache des jeweiligen Chronisten oder Herrschers übermittelt. Sie müssen daher kritisch betrachtet werden und können im Hinblick auf die schon in alten Zeiten bestandene slawisierende Tätigkeit der Sudetenslawen nicht so beurteilt werden wie solchen Einflüssen derart nicht unterliegende Flur-, Berg- und Flußnamen. Ein uns überlieferter slawischer oder slawisch klingender Ortsname ist kein Beweis für eine slawische Gründung. Falls in Urkunden erstmals deutsche oder bojische Namen aufscheinen, kann man jedoch mit apodiktischer Sicherheit auf eine deutsche Gründung oder deutsche Siedlung schließen, denn die Sudetenslawen waren seit ihrer Einwanderung in nationalen Belangen fast ausschließlich in einer rücksichtslosen Offensive und die Sudetendeutschen in der Defensive. Während der Regierungszeit der slawischen Herrscher, und zwar namentlich in der herzoglichen Zeit, kamen naturgemäß slawische Beamte, Förster, Fischer, Schreiber, geistliche und obrigkeitliche Sendboten in die sudetendeutschen Gebiete, erfanden für deutsche Ortschaften slawische Namen oder modelten sie irgendwie um.

Weil in der Lausitz Sorben und in den Sudeten andere slawische Stämme siedelten, erklärt man nun, daß eine jede irgendeinmal in irgendeiner Urkunde aufscheinende Ortschaft Nordböhmens mit slawischem oder slawisch umgeformtem Namen

eine sorbeslawische und im übrigen sudetendeutschen Gebiet eine sudetenslawische Gründung mit slawischer Bevölkerung gewesen wäre. Die Kolonisationstheoretiker können sich hiebei nur auf die leicht umzubildenden Ortsnamen berufen, andere Beweise haben sie nicht. Hiebei fällt aber wieder auf, daß man im großen Gebiet Ostelbiens nur verhältnismäßig wenige als slawisch anzusprechende Ortsnamen findet. In Österreich sind, selbst wenn man alle nur irgendwie angeblich slawisch klingenden Ortsnamen als solche anerkennt, hievon bloß zwei Prozent aller Ortsnamen.

Auch wenn einzelne Familien, Sippen und kleinere Verbände unter ihren „starosty" auf ihren Wanderzügen in sudetische Randgebiete eingesickert waren und dort kleinere Niederlassungen gegründet hatten, handelte es sich nur um vereinzeltes Vortasten, das den deutschen Charakter der Randgebiete nicht veränderte. Solch kleine slawische Niederlassungen am Rande deutscher Ortschaften sind daher auch, noch bevor sie sich zu eigentlichen Siedlungen entwickelt hatten, meist nach kurzer Dauer wieder abgekommen. Das ganze sudetendeutsche geschlossene Sprachgebiet war mit Ausnahme einiger unbedeutender slawischer Sprachinseln (hauptsächlich in West- und Nordwestböhmen) in vorhussitischer Zeit mindestens genauso groß wie in späteren Jahrhunderten. Die Behauptung, daß wegen Vorkommens slawisch klingender Ortsnamen in den sudetischen Randgebieten ganze Gebiete von Slawen bewohnt und später von eingedrungenen „Kolonisten" verdrängt und germanisiert worden wären, ist unbegründet. Im Gegenteil, es wurde, wie R. Schreiber ausführt, anläßlich der seit 1929 im deutschen Sudetengebiet durchgeführten Flurnamenforschung festgestellt, daß eine Reihe von Orten mit Namen slawischer Herkunft heute keine oder fast gar keine slawischen Flurnamen aufweisen. So finden sich nach der „Sudetendeutschen Kulturgeschichte" von E. Schwarz aus 1965 in vielen sudetendeutschen Bezirken, so z. B. Asch, Wildstein, Eger, Sebastiansberg, Karlsbad, D. Gabel, Haida, Kratzau, Bensen, Gablonz, Budweiser und Stritschitzer Sprachinseln, Hohenfurt, Kaplitz, Gratzen und anderen nur von null bis zu einem Prozent slawische Flurnamen, obwohl in diesen Bezirken vielfach Orte mit slawisch klingenden Namen sind. In gemischtsprachigen Dörfern sowie im sprachlichen Grenzgebiet erreichen die slawischen Flurnamen manchmal bis zu 20 Prozent, alle übrigen sind deutsch. So sind in unserem West- und Nordwestböhmen 94 bis 96 Prozent aller Flurnamen deutsch, welcher Prozentsatz auch für das übrige sudetendeutsche Gebiet mit Einbeziehung gemischtsprachiger Orte anzunehmen ist. Selbst im rein tschechischen Innerböhmen und Innermähren finden bzw. fanden sich viele deutsche Flurnamen. So hatte z. B. Poděbrad in Mittelböhmen im 16. Jh ein Sechstel deutscher Flurnamen. Diese Widersprüche zwischen slawischen Ortsnamen, die im sudetendeutschen Raum jedoch verhältnismäßig nicht allzu oft anzutreffen sind, und den deutschen Flurnamen sind uns klar. Ortsnamen unterlagen der slawischen obrigkeitlichen Einflußnahme; diese konnte aber die von der alt- und ortsansässigen Bevölkerung gebrauchten und von Generation zu Generation durch viele Jahrhunderte, ja durch mehr als ein Jahrtausend mündlich überlieferten deutschen Flurnamen nicht ändern. Der häufig vorkommende Flurname „Lus" kommt vom Althochdeutschen „hluz", d. i. „Los", also ein durch Los gewonnenes Gewanne-Grundstück. Dieser sowie andere althochdeutsche Flurnamen weisen auf Altansässigkeit hin. In diesem Zusammenhang ist jedoch darauf zu verweisen, daß in Sudetendeutschland sowie im übrigen Ost- und Mittelgebiet des deutschen Sprachraumes ab und zu weniger bedeutsame Ansiedlungen, Höhen, Bachläufe sowie Fluren eindeutig slawische, bzw. vom Slawischen abzuleitende Namen haben. Wie jedoch bereits ausgeführt, waren durch viele Jahrhunderte in obgenannten Landen auf germanischen (deutschen) Höfen aus dem Osten eingebrachte slawische Sklaven, Hörige

und Dienstboten oft in namhafter Zahl beschäftigt. Diese haben den von ihnen angelegten Unterkünften, von ihnen bearbeiteten Fluren, unbenannten oder kaum benannten Höhen und Bachläufen slawische Namen gegeben, die dann auch von den heimischen Deutschen manchmal übernommen wurden und bis jetzt gebraucht werden. Eine slawische Besiedlung solcher Gegenden kann aus diesen Gründen auch nach Ansicht des österreichischen Heimatforschers Helmut Leidwein nicht abgeleitet werden.

Der bayrische Historiker Albert Vierling hat sich in „Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns", Bd. XIV. aus 1902, S. 185—204, zufolge sprachlich-volkskundlich-anthropologischer Untersuchungen ausdrücklich gegen die behauptete Kolonisation ausgesprochen und geschrieben, daß es schwer zu glauben ist, daß das Deutschtum der Sudetengebiete das Produkt der Kolonisation von eingewanderten Deutschen wäre. Nach A. Klaar weisen die auf -heim, -arn, -ing, -dorf und -grub auslautenden, im österreichisch-bayrischen Siedlungsraum vorkommenden Ortsnamen auf eine Entstehung etwa zwischen den Jahren 800 bis 1000 hin.

Die auf den Gründer, bzw. Lokator der Siedlung zurückzuführenden Ortsnamen wie Hermannschlag, Dietersdorf usw. lauten so schon seit der Gründung, und selbst im Falle slawischer Namenumwandlung erkennt man den deutschen Gründer, aus dessen Nationalität man meist auch auf eine ursprünglich deutsche Bevölkerung schließen kann. Falls ein slawischer Name, was allerdings seltener vorkommt, im Ortsnamen aufscheint, kann man die Siedlung gegebenenfalls als slawische Gründung ansehen. Vielfach kann man aber aus dem Gründernamen auf eine Nationalität keinerlei Schlüsse ziehen. Fast alle uns vom 10. bis 12. Jh. mit einem slawisch klingenden Namen entgegentretenden Ortschaften sind, da sie zu ihrer Entwicklung stets einen bestimmten Zeitraum brauchten und die urkundliche Benennung fast immer eine bereits bestehende Ansiedlung bezeugt, als um einige Jahrzehnte oder Jahrhunderte früher angelegt anzusehen. Zur Zeit derer Gründungen oder Umbauten waren fast nur Beamte (eigentlich deren Angestellte und Schreiber) und Geistliche des Lesens und Schreibens kundig und diese haben, da es meist Slawen oder diesen gegenüber liebedienerisch eingestellte Leute waren, Orts- und Personennamen ohne Rücksicht auf die Nationalität des Namenträgers slawisch niedergeschrieben. Wir wissen daher meist nicht, welcher Ortsname am Ende des 1. und in den ersten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends, also in der sogenannten herzoglichen Zeit, von der Bevölkerung tatsächlich gebraucht wurde, wie die Ortschaft wirklich hieß, denn der uns urkundlich und amtlich überlieferte Name bietet hiefür keine Gewähr.

Diese slawisierende Tätigkeit bei schriftlicher Aufzeichnung und Übermittlung von Orts- und Personennamen ist scheinbar eine Dauergewohnheit der Sudetenslawen. So hat z. B. Cosmas aus dem deutschen Postelberg ein „Postolopritħ", aus Suentibald einen „Svatopluk" und aus dem deutschen „Dietrich" (gefallen in der Schlacht an der Trutina) einen „Detrisek" gemacht. Ähnlich wie etwa zum Teil in der herzoglichen Zeit galt auch im 15., 16. und in den ersten Dezennien des 17. Jh.s als Folge der Hussitenbewegung im Sudetenraum ausschließlich die tschechische Amtssprache. Auch die Städte mußten trotz ihres deutschen Rechts mit den Landesstellen tschechisch verkehren, weshalb sie perfekt tschechisch sprechende Stadtschreiber, und dies waren meist Tschechen, halten mußten. So hießen z. B. die bei Iglau befindlichen und im 14. Jh. und auch sonst urkundlich nur als Kellersdorf, Weissenstein, Simmersdorf, Deutsch Gießhübel, Duschendorf und Dreihöfen benannten Dörfer im 16. Jh. amtlich nur noch Šimonov, Bilejkamen, Smrczna, Wyskydna niemecká, Dušejov

und Dworce. Wenn derzeit heimatvertriebene Sudetendeutsche aus der ČSSR angeforderte Personaldokumente erhalten, scheinen in den Urkunden für rein deutsche Namen vielfach tschechische Bezeichnungen auf. Dies hat für die Vertriebenen unerquickliche Auswirkungen, es bereitet ihnen bei der Ausstellung deutscher Urkunden Schwierigkeiten und Mühe, unrichtige tschechische Familien-, Tauf- und Ortsnamen wegzubringen und die richtigen deutschen hiefür einzusetzen. Diese obrigkeitliche und geistliche Einwirkung auf die Bildung von Orts- und Personennamen (Tauf- und Familiennamen) durch ein fremdes herrschendes gegen ein untertäniges Volk ist nicht bloß eine im Sudetenraum beobachtete Erscheinung, sondern kam und kommt noch jetzt bei fast allen Völkern der Erde vor. Das Herrenvolk übersetzt vielfach anderssprachige Eigennamen in seine Sprache oder formt sie entsprechend seiner Aussprache um. Wir wissen nicht bloß aus der Geschichte des Altertums (namentlich der griechischen und römischen) und des Mittelalters, wie Ortsnamen aus politischen und anderen Gründen entstanden sind und abgeändert wurden, sondern haben dies in der jüngsten Vergangenheit selbst bei größeren Städten erlebt. So wurde z. B. aus Christiana die Stadt Oslo, aus Konstantinopel wurde Istanbul, aus Barmen-Elberfeld wurde Wuppertal, aus Petersburg wurde Leningrad, aus Zarizyn wurde Stalingrad und dann wieder Wolgograd, aus Deutsch Brod wurde Havlíčkův Brod usw. Nach 1918 wurden über Anordnung der italienischen Regierung die deutschen Ortsnamen Südtirols, ja selbst dessen Name durch frei erfundene und neu gebildete italienische Namen ersetzt, und nur noch diese durften bis nach 1945 im offiziellen Schriftverkehr verwendet werden. Ja nicht nur Völker, Familien und Ortschaften, sogar Länder und Staaten änderten im Laufe der Zeiten ihre Namen. So wurde aus Kanaan Palästina und aus diesem Israel, aus Helvetia die Schweiz, aus Gallien Frankreich, aus Germanien Deutschland, aus Persien Iran usw. Wenn also im Sudetenraum eine Ortschaft einen slawischen Namen hat, slawisch klingt oder aus einem slawischen Worte abzuleiten ist, ist dies kein Beweis dafür, daß die Ortschaft zur Zeit ihrer Anlegung oder ersten schriftlichen Benennung auch tatsächlich so geheißen hat.

Im Sudetenraum gibt es Ortschaften, in deren Namen das Wort „deutsch" bzw. „německý" vorkommt, was zweifelsohne auf eine ursprünglich deutsche Bevölkerung oder auf eine deutsche Region zurückzuführen ist. Anderseits gibt es in rein tschechischen, innerböhmischen Gebieten Orte mit dem Vorwort „böhmisch" bzw. „český", was nicht immer den Unterschied mit „mährisch", bzw. „moravský", sondern den mit einer sudetendeutschen Siedlung zum Ausdruck bringen sollte. Nun haben sich aber im 13. Jh. auch Ortschaften mit beide Nationen ansprechenden Namen, wie z. B. Deutsch Brod und Böhmisch Brod, als deutsch präsentiert. Es ist daher als sicher anzunehmen, daß mit dem Wort „deutsch" bzw. „německý" der deutsche Charakter der Niederlassung und mit dem Worte „böhmisch", bzw. „český" das Stammesgebiet der Tschechen, in dem oder an dessen Grenze sich der Ort befand, zum Ausdruck gebracht werden sollte. Solche Deutsch-Orte waren daher keineswegs eine erwähnenswerte Ausnahme im angeblich sonst rein slawischen Gebiet.

Im Vogtland und angrenzenden Westböhmen gibt es Ortsnamen mit der Endung „grün", in Thüringen und Nordwestböhmen sowie Nordböhmen mit „rode", in Bayern und im angrenzenden Böhmerwald mit „reut" und in Österreich sowie im benachbarten Südböhmen mit „schlag". Diese Namengleichheit ist kein Beweis für die Besiedlung des einen vom anderen Gebiete. In all diesen Gegenden handelt es sich um eine teils stammesgleiche, teils eng stammesverwandte Bevölkerung, was auch in der Mundart, in den Siedlungsformen usw. zum Ausdruck kommt. Die Dörfer wurden meist im selben Zeitraum (13. und 14. Jh.) auf beiden Seiten der Landes-

grenzen angelegt, die Bevölkerung war trotz der Verschiedenheit der Landesherren, jedoch wegen aller Zugehörigkeit zum deutschen Volk und Deutschen Reich miteinander in stetem Verkehr. Es ist auch bekannt, daß zu gewissen Zeiten und in bestimmten Regionen beliebte Ortsnamengruppen auf Kosten anderer sich ausbreiteten und eine große Analogiewirkung auf die Namensgebung benachbarter oder nicht weit entfernter Ortschaften ausübten. Diese Erscheinung ist auch bei den auf dorf, stadt, hausen, heim, ingen, seifen, weiler, scheid, ing, s (z. B. Heinrichs, Dietmans) usw. endenden Ortsnamen zu beobachten.

Bei Namengleichheit oder Namenähnlichkeit von Ortschaften wird wiederholt behauptet, daß Kolonisten die Ortsnamen aus gleichnamigen reichsdeutschen oder österreichischen Siedlungen mitgebracht hätten, was nun als Beweis für die „Kolonisation" vorgebracht wird. So behauptet z. B. Šlechta, daß Litschau bei Kaplitz von Litschau im Waldviertel, Poreschin von Pöbring, Michnitz von Unter Mixnitz, Steinkirchen von Steinakirchen und Krumau, Krems, Wettern, Kirchschlag, Pfaffenschlag, Gießhübel usw. von den gleichnamigen niederösterreichischen Orten aus gegründet worden wären. Dies könnte man wohl dann annehmen, wenn hiefür noch weitere Beweise vorhanden wären. Solche liegen aber hinsichtlich der ganzen Sudetengebiete und auch der genannten Ortschaften nicht vor. Zu den beiden Litschau ist zu bemerken, daß es in Südböhmen auch bei Budweis einen Markt Litschau gibt. Litschau bei Kaplitz und Litschau bei Budweis sind jedoch viel frühere Gründungen als das erstmals zum Jahre 1300 genannte Litschau im Waldviertel. Man könnte genauso gut, ja mit mehr Berechtigung behaupten, daß die obangeführten im menschenarmen Österreich liegenden Ortschaften von den gleichnamigen des volkreichen Sudetenraumes aus gegründet worden sind. Es gibt auch ein München und ein München-Gladbach, ein Kleinmünchen und ein Münchengrätz, zwei Landshut und ein Landeshut, ein Hamburg und ein Homburg, mehrere Gmünd, ein Gmunden und ein Gemünden, ein Schweidnitz und ein Schweinitz und viele andere gleichnamige sowie einander ähnliche Namen. Im Sudetenraum gibt es einige Opatovice, Měcholupy, Borek, Planá, Petrovice, zwei Krumlov und zwei Budějovice, drei Petersdorf usw. Bei Wittingau sind die Dörfer London, Paris und New York, bei Taus ist ein Dorf Babylon, ein Ortsteil von Waldetschlag heißt Mexiko, von Kornitz „Habesch" und von Strobnitz „Pregarten". Man könnte hunderte, ja wahrscheinlich tausende gleich- oder ähnlich lautende Ortsnamen im großen deutschen Sprachgebiet finden und anführen. So sieht man im Verzeichnis der Postleitzahlen Österreichs und der Bundesrepublik Deutschland, daß es in den verschiedensten Teilen dieser Staaten eine große Zahl gleich- oder ähnlich lautender Ortsnamen gibt. Es hat noch niemand behauptet, daß alle oder der größte Teil dieser Orte von gleich- oder ähnlich lautenden aus gegründet worden wären.

Wenn wir tschechische Namen deutscher Gründungen analysieren, erkennen wir mehrere nachstehend angeführte Varianten slawischer Benennungen für deutsche oder ehemals deutsche Ortschaften, die nun von den Tschechen wegen des jetzigen oder schon früher konstruierten slawischen Namens zu Unrecht als slawische Gründungen reklamiert werden.

a) Es erfolgte eine Übersetzung ins Tschechische, wie Maidstein in Dívčí Kámen, Karlsbad in Karlovy Vary, Hohenfurt in Vyšší Brod, Hohenelbe in Vrchlabí, Hohenmaut in Vysoké Mýto, Elbogen in Loket, Vierzighuben in Čtyřicetlánů, Altsattel in Staré Sedlo usw.

b) Deutsche Ortsnamen wurden im Tschechischen verstümmelt wiedergegeben, wie Winterberg als Vimperk, Buchers als Pohoří, Hummeln als Homoly, Weipert als Vejprty, Staab als Stodo, Freiwaldau als Frývaldov, Sitzkreis als Čižkrajice, Wilhelmszell als Vilémov, Trautmans als Trutmaň, Reichenau als Rychnov, Chrumbenouwe (Krumau) als Krumlov, Härtlings als Hořepník, Hochwald als Hukvaldy, Adamstal als Adamov, Adolftal als Adolfov, Rudolfstadt als Rudolfov, Döblings (Diebling) als Děbolín, Trautenau als Trutnov, Ernstdorf als Arnoštov, Gratzen als Nové Hrady, Pfraumberg als Přimda, Budweis als Budějovice, Spielberg als Špilperk, Schönau als Šanov, Roßboden als Rozpoutí, Landskron als Lanškroun usw.

c) Tschechische Ortsnamen wurden willkürlich gewählt, wie Poběžovice für Ronsperg, Doksy für Hirschberg, Břeclav für Lundenburg, Liberec für Reichenberg, Krnov für Jägerndorf, Ústí nad Orlicí für Wildenschwert, Třeboň für Wittingau, Hluboká für Frauenberg, Stříbro für Mies, Tichá für Oppolz, Cheb für Eger, Podmokly für Bodenbach usw.

d) Wegen genetivischer Endungen oder sonstwie als deutsch anzusprechende, teils schon in alten Urkunden aufscheinende sowie sprachwissenschaftlich und linquistisch mit bedeutend mehr Berechtigung vom Deutschen abzuleitende Ortsnamen werden wie Seelenz von Ždár, Schlappenz von Šlapanov (šlapati), Sehrlenz von Ždírec, Irschings von Jiří, Poywans von Poděbaby, Kotwors von Chotěboř, Pelles von Polička (malé pole), Bohnau von Banín (báňa), Rothmühl von Radiměř, Nachles von Náhlov (náhlý), Zwittern von Svitanov (Svitáň), Mödlitzhof von Metlice (metla), Michles von Mnich, Hables von Havel, Pramles von Branná (braň), Turn von Trn, Kolm und Kolmen von Chlum, Pflanzen von Blansko, Fleißen von blízeň und blízně, Iglau von jehla, Widern von Vidří usw. nunmehr zu Unrecht vom Tschechischen hergeleitet. Der Name Buchlau und Buchloe (in Oberbayern) muß keineswegs vom Slawischen (Bůh = Gott und lov = Jagd) abstammen, sondern ist eher und mit mehr Wahrscheinlichkeit vom Deutschen „Buche" und „loh", d. i. im Althochdeutschen „Wald", abzuleiten.

Man scheute sich tschechischerseits auch nicht, deutsche oder anderssprachige Namen von selbst außerhalb des Sudetenraumes befindlichen Ländern und Ortschaften auf slawischen Ursprung zurückzuführen und erfand willkürlich durch Verballhornung oder Übersetzung slawische Namen. So heißt z. B. Graz auf tschechisch „Štýrský Hradec", Mailberg „Moure", Freistadt „Cáhlov", Horn „Rohy", Neusiedel „Nezidero", Salzburg „Solnohrad" und „Solnohradsko", Klagenfurt „Celovec", Siebenbürgen „Sedmihradsko", Regensburg „Režno", Dresden „Drážďany", München „Mnichov", Nürnberg „Norimberk", Görlitz „Zhořelec", Lübeck „Lubice", Braunschweig „Brunšvik", Wismar „Wissemír", Potsdam „Postupím", Wien „Víděň", Rom „Řim", London „Londýn", Konstantinopel „Cařihrad" und Abessinien „Habeš". Es wird wohl niemand ernstlich behaupten wollen, daß alle die genannten Länder von Slawen bewohnt und die Städte von Slawen gegründet worden wären.

e) Die Ortsnamenendungen itz, nitz, witz und ähnlich sind kein Beweis für eine slawische Gründung. Diese Endungen (auf tschechisch „ice" oder „ic") können verschiedenen Ursprungs sein:

(1) Das slawische „ice" oder „ic", falls es ursprünglich ein solches war, ist meist besitzanzeigend und wurde an den Namen des Gründers oder ein anderes Stammwort angehängt.

(2) Häufig sind die deutschen Endungen is, nis, wis, sitz, nes, eins, eis, es usw. zu „itz" umgeformt worden. So wurden aus den deutschen Ortsnamen Budweis „Budějovice", aus Lainsitz „Lužnice", aus Klempnis „Klentnitz", aus Knieboz „Kniebitz", aus Rauseins „Rausnitz", aus Höfles „Höflitz", aus Bürgles „Bürglitz", aus Kirchles „Kirchlitz", aus Wezzels „Wesselitz", aus Wolframs „Wolframitz", aus Grödis „Gröditz", aus Wielands „Velenice", aus Mislabs „Misslitz", aus Grezlis „Graslitz" usw.

(3) Vielfach sind ursprünglich anders lautende Ortsnamen umgebildet worden. So wurde aus Eibenschitz „Ivančice", aus Heralec „Heralice", aus Stienetz „Stiegnitz", aus Prindletz „Bründlitz", aus Lichtenberg „Lechwitz", aus Stradenich „Strodenitz", aus Wurmizza „Würnitz", aus Slunizza „Schleinitz", aus Chubilizza „Kübitz" usw.

(4) Es gibt viele einwandfrei deutsche Namen, an die die Endung „itz" angehängt wurde. So wurde aus Umlow, d. i. circuitus „Umlowitz", aus Kapelle „Kaplitz", aus Kuchl „Kuchlitz", aus Schweine „Schweinitz", aus Strobl „Strobnitz", aus Dörflin „Dörflitz", aus Burgman „Burgmanitz", aus Tann oder Donar „Tannowitz", aus Tasse (Tatze) „Tasswitz", aus Turm „Türmitz", aus Stein „Steinitz" usw.

Die unter (2) bis (4) angeführten sowie die auf einen deutschen Gründernamen hinweisenden Ortschaften sind trotz der itz-Endungen deutsche Gründungen, denn schon vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus ist ein Gemengsel eines deutschen Stammwortes mit einer angeblich slawischen Endung als slawischer Ortsname abzulehnen. Die allenfalls unter (1) fallenden Ortsnamen können, müssen aber nicht slawische Gründungen sein; falls sich nämlich solche Ortschaften mit Beginn der urkundlichen Zeit als deutsche vorstellten, wird man zum Nachweis einer slawischen Gründung noch andere Beweise führen und im Falle deren Mißlingens sie genauso wie sämtliche übrigen itz-Ortschaften aus folgenden Gründen deutschen Ursprungs halten müssen:

Der tschechische Historiker Lubor Niederle schreibt in „Původ a počátky Slovanů západních" d. i. „Ursprung und Anfänge der Westslawen", aus 1927, S. 81 ff., daß man aus auf „itz" endenden Ortsnamen keineswegs auf eine slawische Gründung schließen könne. So befinden sich nach einer Zusammenstellung von V. Ketrzinsky in Westdeutschland bis zum Rhein viele auf „itz" endende Ortsnamen in Gegenden, wohin Slawen niemals gekommen waren. Zur selben Ansicht bekennen sich unter einwandfreier Begründung die Gelehrten Chr. Beck in „Zs. d. Mundarten" aus 1911, S. 133, Th. Grienberger in den Mittl. Inst. österr. Geschichte, XIX., S. 520 ff. (Zur Kunde österreichischer Ortsnamen), Brückner, Archiv sl. Phil., IX., 146, August Meitzen in „Siedlungen", II., 244, und R. Much im Correspondenzblatt 1913, S. 65. Der bereits genannte, allgemein anerkannte Wiener Germanist Prof. Theodor Grienberger hat insbesondere nachgewiesen, daß die österreichischen Flußnamen Lafnitz, Fladnitz, Rednitz, Wernitz, Glocknitz, Gablitz und Lainsitz germanischen Ursprungs sind und nicht im geringsten als Beweis für eine slawische Namensgebung oder gar für eine slawische Besiedlung der betreffenden Flußregionen herangezogen werden können. Der südmährische Historiker Josef Freising vertritt analog den Ausführungen Dris. Krumath über „Orts- und Flurnamen", erschienen im Verlag Schwäbischer Albverein, Stuttgart N, den Standpunkt, daß „itz" germanischen Ursprungs ist und auf das Wort „bizun" oder „bifang", d. i. „Umzäunung", zurückzuführen sei. In Westdeutschland befanden sich laut Meitzen in der Römerzeit im sogenannten Dekumatenlande römische Bauernhöfe, die „vicus" genannt wurden. In Anlehnung an diese Bezeichnung wurden die im 1. Jh. neben den germanischen Einzelhöfen bereits

bestehenden Weiler (dieser Name wird vom lateinischen „villa", d. i. „Landhaus" oder „Dorf" abgeleitet) und Haufendörfer, von den Römern ebenfalls als „vicus" bezeichnet. Es ist möglich, daß manchmal auch in Anlehnung an diese vicus-Dörfer unter Weglassung des „us" das verbliebene „vic", „ic" oder „itz" von den Deutschen in gewohnter Nachahmung römischen Wesens an die Namen neugegründeter Orte angehängt wurde. Dies läßt sich damit begründen, daß gerade in ehemaligen Dekumatengegenden und von Slawen niemals bewohnten Regionen auch itz-Ortschaften vorkommen. Vielfach ist die itz-Endung in Analogiewirkung als eine Art Modenamen, was auch bei anderen Ortsnamen mit gleichlautenden Endungen vorkommt, anzusehen. Schließlich gibt es viele deutsche, vom Slawischen nicht abzuleitende Wörter mit der Silbe „itz" und ähnlich, wie Fitz, Witz, Kitz, Ritz, Flitz, Sitz, Schlitz, Fritz, Blitz, Litze, Zitze, Schütze, Mütze, Pfütze, Grütze, kritzeln, schnitzen, schwitzen usw. Und genauso wie diese Wörter deutsch sind, sind auch davon abgeleitete Ortsnamen deutschen Ursprungs. Der Ortsname Biarritz (in Südfrankreich) und der Name der Burg Trausnitz (bei Landshut in Bayern) sind doch bestimmt auch nicht slawischer Herkunft.

f) Die Behauptung, daß die mit „au", bzw. mit „ov" (diese Endsilbe soll angeblich dem „ův" entsprechen von diesem abzuleiten und ebenso besitzanzeigend wie „ic" sein) endenden Ortsnamen auf eine slawische Gründung hinweisen, ist unzutreffend. Mit der Vermehrung des lateinischen Alphabets von 21 Buchstaben auf 26 im Frühmittelalter trat bei der Verwendung der Buchstaben „u, v, w" häufig eine Verwirrung ein. Man schrieb vielfach an Stelle „v" das „u" (der bayrische Geograph schrieb z. B. „ciuitas"), anderseits wurde auf Monumenten noch in der Neuzeit an Stelle des „u" das „v" verwendet, und die Sudetenslawen haben das „w" in ihre Schrift nicht immer übernommen. Es sind daher in alten Urkunden je nach dem Bildungsgrad und einer etwaigen konservativen Einstellung des Schreibers ohne Rücksicht auf die seinerzeitige Aussprache (die wir leider nicht kennen) auf „au" auslautende Ortsnamen wohl wiederholt mit „av" oder „ov", manchmal aber schon mit „aw, awe, ow, owe, ouwe" geschrieben worden. Wenn also z. B. Beneschau auf tschechisch „Benešov", Krumau „Krumlov", Lischau „Lišov" und Stahlau „Štáhlavy" heißen, ist das deutsche Wort oder die deutsche Endung keine Ableitung vom Slawischen, sondern ein und dasselbe Wort in verschiedener oder slawisierter Schreibweise. E. Franzel schreibt hiezu: „Bei den Wörtern auf au oder ov mag es strittig sein, ob es sich um eine wirkliche Au oder um eine slawische Nachsilbe handelt, deren indogermanische Wurzel dieselbe Bedeutung hat." Daraus kann man entnehmen, daß Franzel in der Ortsnamenendung „au", bzw. „ov" keinen Beweis für eine slawische Gründung erblickt. Die Wortendung „owe" ist übrigens mittelhochdeutsch; alle uns derart überlieferten Ortsnamen sind schon aus diesem Grunde als deutsch zu bezeichnen. Dadurch, daß die Slawen daraus ein „ov" formten, haben sie die Ortschaft nicht slawisch gemacht. Schließlich hat auch niemand ernstlich behauptet, daß Passau, Ilmenau, Oeslau, Nottau, Mirnau, Königsau, Murau, Stockerau, Eckarstau, Engerau, Krieau, Lustenau, Geslau, Geilnau, Fürstenau, Brigittenau, Hohenau, Lustenau, Riedau, Summerau und viele andere in Österreich und Westdeutschland befindliche au-Orte slawische Gründungen wären.

g) Der Unterschied vieler ursprünglich deutscher Ortsnamen von tschechischen, wie z. B. Brünn und Brno, Znaim und Znojmo, Gumpolds und Humpolec, Gewitsch und Jevíčko, Pilsen und Plzeň, Prerau und Přerov sowie weiterer auf Fluß- und anderen Namen basierender Ortsbezeichnungen läßt sich durch verschiedene Schreibweise, das Fehlen der tschechischen Buchstaben ř, ž und z im Deutschen, die Unter-

schiede der Mundart von der Schriftsprache, die erfolgten Lautverschiebungen, letztlich aber doch auch wieder aus der slawisierenden Tendenz der Tschechen erklären.

h) Eine nicht unbedeutende Anzahl von im deutschen und tschechischen Sprachgebiet liegenden Ortschaften weist wegen des deutschen Gründernamens auf eine deutsche Gründung hin. Da die Zeit der Anlegung dieser Ortschaften nach Siedlungsformen usw. in die letzten Jahrhunderte des 1. Jahrtausends oder für den Beginn des 2. Jahrtausends anzusetzen ist, können sie nicht von eingewanderten Kolonisten, sondern nur von alteingesessenen Deutschen gegründet worden sein. So ist sicherlich Bedřichov von Friedrich, Dětřichov von Dietrich, Hartvíkov und Hartinkov von Hartwig, Hartmanitz von Hartman, Imamrov von Emmeram, Heroltice von Gerold, Heraltice von Gerhard, Winteritz von Winther, Heřmanice und Heřmaň von Hermann, Humpolec von Guntbold oder Gumpold, Jindřichov von Heinrich, Gerlichov von Gerlich, Kunčice, Kunovice und Kunštát von Kuno, Kundratice von Kunrat, Konratice von Konrad, Bernartice von Bernhard, Lideřovice von Lothar, Vyprachtice von Weiprecht, Žimutice von Sigmund usw. angelegt worden.

Der tschechische Historiker Flajšhans hat ausgeführt, daß sich im Sudetenraum „Namen mit einer vorslawischen Grundform und einer einheimischen Beifügung, wie z. B. Valteřice, Adamovice, Bohnice usw. finden"; auch die Orte Bojmice, Bojmany bei Tschaslau, Klomin, Doksy, Dux, Lobez und andere weisen auf einen nichtslawischen, also auf einen germanischen oder keltischen Ursprung hin. Flajšhans schließt auch in seinem im Unie-Verlag, Prag, erschienenen Buch „Naše mateřská řeč", d. i. „Unsere Muttersprache", aus erhaltenen Namen darauf, daß die in den Sudetenraum eingewanderten Slawen germanische Völker antrafen und in deren Nachbarschaft längere Zeit lebten, da nicht nur viele urkundliche Bezeichnungen germanischen Ursprungs sind, sondern auch zahlreiche andere Namen auf eine ältere Bewohnerschaft hinweisen; auch manche rein tschechische, den Deutschen unübersetzbar scheinende Namen seien germanisch.

Nach A. Kirchmayr stammen die mährischen Burgen Spielberg, Hostein, Hollenstein, Zimburg, Juliusberg bei Olmütz und Maidensteinburg nicht bloß, wie aus Ausgrabungen festgestellt wurde, aus der sogenannten Quadenzeit (1. bis 5. Jh.), sondern sie haben aus jener Zeit auch ihre Namen und ihre deutsche Bevölkerung erhalten. Es seien im ganzen Sudetenraum Ortsnamen auch auf Goten und Quaden zurückzuführen, so Quitosching (bei Krumau), Kotnov (bei Tabor), in Mähren Göding, Kotoged, Kotouč, Kadolz, Quatschitz, Quitein, Qualitz, Kethowitz, Kotlas, Köttnitz, ja auch sogar das altdeutsche Wort Quairn (Mühle) sei zu Quirn, Kirn, Kern und Korn geworden, wovon sich Krntschitz, Kornitz, Krenow, Krönau und andere Ortsnamen ableiten ließen. Der Name Quade ist althochdeutsch und bedeutet „der Schlimme, der Böse". So wurden auch die Deutschen Iglaus anläßlich der Erstürmung der Festung Wyschehrad im Jahre 1248 bei der Benennung für „Quaden aus Iglau" als „schlimme Leute von Iglau" bezeichnet. Daraus ist zu erkennen, daß im 13. Jh. die Deutschen Mährens wenigstens noch teilweise als „Quaden" benannt wurden, was ebenfalls ein Beweis für die Altansässigkeit ist.

i) Die Ansicht, daß alle das Wort „windisch", „wend" oder ähnlich im Ortsnamen aufweisenden Siedlungen von Wenden, bzw. von Slawen gegründet worden wären, ist irrig, denn „windisch", „wend" oder ähnlich ist meist illyrischen oder keltischen (gallischen) Ursprungs, kann aber in vereinzelten Fällen auch von „wandalisch" (windilisch) abgeleitet werden. So gibt es in Westdeutschland und anderen entfernten Ländern viele Ortschaften, ja Landschaften, deren Namen nach tschechischer Ver-

sion auf Winden usw. zurückgeführt werden könnten, in Wirklichkeit aber von ehemals dort siedelnden Illyrern, Kelten (Galliern) oder Wandalen stammen. Es sind dies beispielsweise die Ortschaften Windeby, Winderup und Winderat in Schleswig Holstein, Windeck und Windenreuthe in Baden, Windeck, Windesheim, Windrath, Windhagen und Windhausen in der Rheinprovinz, Wendischenhof, Windischenbach, Winden und Wenden bei Stuttgart, Windense und Windischbuchen bei Mainz, Winedahusen (Wiensen) und Winidum (Weende) bei Göttingen, Vendel, la Vendelèe, Vendes, Vendevill, Vendenheim, Oberwinden und Unterwinden in Frankreich, Vendelicourt in der Schweiz, Provinz und Stadt Venetia in Italien, Vendel, Vindeln und Wendelsö in Schweden und Vendesund in Norwegen. In diese Länder sind niemals Winden, Wenden oder andere slawische Völker gekommen und haben dort auch keine Niederlassungen gegründet, eine Ableitung dieser Ortsnamen, bzw. Länderbezeichnungen von den slawischen Wenden ist abzulehnen (siehe Brückners „Ansiedlungen", Ch. Beck und Th. Grienberger). Im Sudetenraum kommen solche Ortsnamen nur vereinzelt vor. Dies ist ein Beweis dafür, daß die hier siedelnden Illyrer und Kelten bald germanisiert wurden, nicht viele Wandalen unter Beibehaltung ihrer völkischen Selbständigkeit verblieben sind und zur Zeit, als die in Germanien eingewanderten Slawen noch als Venethi bezeichnet wurden (6. bis 8. Jh.), solche hier in beachtlicher Zahl noch nicht seßhaft waren und sohin die Ortsnamengebung nicht wesentlich beeinflussen konnten. Auch L. Niederle schreibt, daß Ortsnamen mit der Silbe „wind" und ähnlich keineswegs slawisch sind, weil viele Orte in der gallischen Nomenklatur die Silbe „vind" und „vend" aufweisen und diese von der Wurzel „vind" adj. „vindos", d. i. „weiß", „schön" abzuleiten ist. Das Adjektiv „vindos" entspricht dem irischen „find", dem gallischen „gwen" und dem bretonischen „gwenn". Zur Zeit der Errichtung der Provinz Vindelicia (davon der spätere Name „Windische Mark") in den Ostalpen durch Kaiser Augustus im Jahre 16 v. Chr. sowie der Gründung der Römerstädte Vindobona (Wien) und Augusta Vindelicorum (Augsburg) gab es in Mitteleuropa wohl Illyrer und Kelten (Gallier), aber noch keine Wenden, das königliche Geschlecht der Windsor in England würde eine behauptete Abstammung seines Hauses von den Wenden wohl nicht anerkennen.

j) Die die Silben tyn, tein, hrad, grätz und ähnlich beinhaltenden Ortsnamen sind germanischen Ursprungs und die betreffenden Orte sind germanische (deutsche) Gründungen. Tun, tuna, tyn ist die germanische Bezeichnung für einen festen Zaun, ein Gehege, ein Gehöft und schließlich für eine Burg. Tuna und tun kommen noch heute in schwedischen Ortsnamen vor, Moldauthein, Bischofteinitz, die Theinkirche zu Prag sind sichtlich deutsche Gründungen. Hrad, Grätz und ähnlich kommt vom germanischen garda oder gards und hat dieselbe Bedeutung wie tun und tyn. (Siehe z. B. der Grätzberg [Burgberg] bei Landshut in Bayern oder die norddeutsche Stadt Stargard, d. i. Sterngarten, Sternburg.) Durch slawische Metathese konnte aus garda ein grad und später ein hrad werden. (Siehe „Slawisch germanische Lehnwortekunde" von A. Stenger-Petersen, S. 253—261.) Die germanische (deutsche) Sprache weist jedoch auch Buchstabenumstellungen (Metathesen) auf. So wurde z. B. aus horse „Hroß" (Roß), aus Tergeste „Triest", aus Parhag „Praga", aus Chorwat „Kroate", aus Gers (Gars) „Gras", aus Born „Bronn" (Bronnen, Brunnen), aus Birgit „Brigitt" (Brigitta), aus dem italienischen cocodrillo „Krokodil". Ebenso wurde auch schon von den Germanen (Deutschen) das Wort garda, gard, gards in grad, graz, grätz usw. umgewandelt und fand in solcher Form seinen Niederschlag in diesen Silben (Worten) sowie in hrad, hradiště, hradec usw., denn die Altslawen kannten ja in ihrer Urheimat keine Burgen und hatten zur Zeit ihrer Einwanderung in Mittel- und Süd-

europa hiefür natürlich auch keine Namen. So sind auch Graz, Gratzen, Königgrätz, Münchengrätz, Grätz, Radischen, Radischberg, Hradisch usw. einwandfrei germanische, bzw. vom Germanischen abzuleitende Namen.

E. Schwarz versucht in „Sudetendeutsche Familiennamen aus vorhussitischer Zeit" die behauptete Kolonisierung zu erhärten. Aus Rufnamen gebildete Personennamen, wie Heinrich, Konrad, Nikolaus usw., auf „er" endende, den Beruf oder Herkunftsort bezeichnende Personennamen finden sich jedoch genauso wie Tier- und andere Namen verschiedenster Gattung und Abwandlung im ganzen deutschen Sprachgebiet. Wenn sudetische Personennamen den in an die Sudetengebiete grenzenden Ländern gebrauchten Namen gleich oder ähnlich sind, ist dies auf die Stammesverwandtschaft und Nachbarschaft zurückzuführen, kann aber nicht als Beweis für eine Kolonisation herangezogen werden. Lediglich die auf einen Herkunftsort hinweisenden Personennamen wie Österreicher, Sachs, Wiener, Passauer, Linzer, Chemnitzer usw. können, müssen aber nicht als Beweis für den Zuzug des Namensträgers oder seiner Vorfahren aus dem betreffenden Land oder der genannten Stadt angesehen werden. Häufig genügte für die Namengebung, wenn ein Einheimischer sich eine Zeit lang dort aufgehalten hatte, um ihm nach seiner Heimkehr den Namen seines vorübergehenden ausländischen Wohnsitzes zu geben. Selbst wenn man aber der Schwarzschen Ansicht, laut welcher der Herkunftsname den Herkunftsort erkennen läßt, beipflichtet, ist damit für die Kolonisationstheorie nichts gewonnen, denn nach dem angeführten, sehr ausführlichen Werk von Schwarz finden sich bloß vereinzelt auf einen ausländischen Ort hinweisende Personennamen, sonst fast nur andere Namen.

Schließlich ist, was besonders für das 9. Jh. gilt, die Wiedergabe verstümmelter germanischer Namen in slawisierter Form darauf zurückzuführen, daß slawische Auswanderer nach Westdeutschland, slawische Kriegsgefangene oder Auskunftspersonen germanische Namen böhmischer und anderer Fürsten oder Adeliger sowie Orte in slawischer Aussprache wiedergaben, von deutschen Mittelsmännern weitergeleitet und schließlich von Chronisten in derart entstellter Form niedergeschrieben wurden. Anderseits haben auch tschechische Chronisten germanische Namen häufig in slawisierter Form wiedergegeben. Es ist daher nach O. Hauser zwar schwierig, aber immer möglich, aus slawisierten Namen den germanischen Kern herauszuschälen. Aus Ausführungen von Anhängern der Kolonisationstheorie sind jedoch häufig geradezu krampfhafte und lächerliche Versuche zu erkennen, um einen jeden nur irgendwie aus einem weitherbeigeholten slawischen Worte zu konstruierenden Ortsnamen als slawisch und sohin auch die Ortschaft als ehemals slawische Siedlung zu erklären.

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß Prof. Schwarz zwar ein hervorragender und verdienter wissenschaftlicher Forscher ist, seine Forschungsergebnisse jedoch nicht folgerichtig auswertet und daher zu Fehlschlüssen und unrichtigen Feststellungen kommt. Im wesentlichen will er auf Grund seiner Mundart-, Ortsnamen- und Personennamenforschungen die „Kolonisation" beweisen. Dies allein genügt jedoch nicht. Schwarz läßt das historische Geschehen größtenteils und die archäologischen Funde sowie die Siedlungsformen (Orts-, Flur- und Gehöfteformen, die noch behandelt werden) gänzlich außer acht. So kennt er z. B. von sudetischen Ortsformen dörfischer Sammelsiedlungen scheinbar nur Rundlinge und Waldhufendörfer; alle Dörfer des Aussiger Bezirkes, die keine Waldhufensiedlungen sind, qualifiziert er versehentlich als Rundlinge (siehe E. Schwarz, Handbuch der Sudetendeutschen Kulturgeschichte 1965, S. 209—212), obwohl solche auch im übrigen Sudetenraum nur vereinzelt vorkommen und in Wirklichkeit germanisch-deutsche Großweiler, Haufen-, Straßen-,

sion auf Winden usw. zurückgeführt werden könnten, in Wirklichkeit aber von ehemals dort siedelnden Illyrern, Kelten (Galliern) oder Wandalen stammen. Es sind dies beispielsweise die Ortschaften Windeby, Winderup und Winderat in Schleswig Holstein, Windeck und Windenreuthe in Baden, Windeck, Windesheim, Windrath, Windhagen und Windhausen in der Rheinprovinz, Wendischenhof, Windischenbach, Winden und Wenden bei Stuttgart, Windense und Windischbuchen bei Mainz, Winedahusen (Wiensen) und Winidum (Weende) bei Göttingen, Vendel, la Vendelèe, Vendes, Vendevill, Vendenheim, Oberwinden und Unterwinden in Frankreich, Vendelicourt in der Schweiz, Provinz und Stadt Venetia in Italien, Vendel, Vindeln und Wendelsö in Schweden und Vendesund in Norwegen. In diese Länder sind niemals Winden, Wenden oder andere slawische Völker gekommen und haben dort auch keine Niederlassungen gegründet, eine Ableitung dieser Ortsnamen, bzw. Länderbezeichnungen von den slawischen Wenden ist abzulehnen (siehe Brückners „Ansiedlungen", Ch. Beck und Th. Grienberger). Im Sudetenraum kommen solche Ortsnamen nur vereinzelt vor. Dies ist ein Beweis dafür, daß die hier siedelnden Illyrer und Kelten bald germanisiert wurden, nicht viele Wandalen unter Beibehaltung ihrer völkischen Selbständigkeit verblieben sind und zur Zeit, als die in Germanien eingewanderten Slawen noch als Venethi bezeichnet wurden (6. bis 8. Jh.), solche hier in beachtlicher Zahl noch nicht seßhaft waren und sohin die Ortsnamengebung nicht wesentlich beeinflussen konnten. Auch L. Niederle schreibt, daß Ortsnamen mit der Silbe „wind" und ähnlich keineswegs slawisch sind, weil viele Orte in der gallischen Nomenklatur die Silbe „vind" und „vend" aufweisen und diese von der Wurzel „vind" adj. „vindos", d. i. „weiß", „schön" abzuleiten ist. Das Adjektiv „vindos" entspricht dem irischen „find", dem gallischen „gwen" und dem bretonischen „gwenn". Zur Zeit der Errichtung der Provinz Vindelicia (davon der spätere Name „Windische Mark") in den Ostalpen durch Kaiser Augustus im Jahre 16 v. Chr. sowie der Gründung der Römerstädte Vindobona (Wien) und Augusta Vindelicorum (Augsburg) gab es in Mitteleuropa wohl Illyrer und Kelten (Gallier), aber noch keine Wenden, das königliche Geschlecht der Windsor in England würde eine behauptete Abstammung seines Hauses von den Wenden wohl nicht anerkennen.

j) Die die Silben tyn, tein, hrad, grätz und ähnlich beinhaltenden Ortsnamen sind germanischen Ursprungs und die betreffenden Orte sind germanische (deutsche) Gründungen. Tun, tuna, tyn ist die germanische Bezeichnung für einen festen Zaun, ein Gehege, ein Gehöft und schließlich für eine Burg. Tuna und tun kommen noch heute in schwedischen Ortsnamen vor, Moldauthein, Bischofteinitz, die Theinkirche zu Prag sind sichtlich deutsche Gründungen. Hrad, Grätz und ähnlich kommt vom germanischen garda oder gards und hat dieselbe Bedeutung wie tun und tyn. (Siehe z. B. der Grätzberg [Burgberg] bei Landshut in Bayern oder die norddeutsche Stadt Stargard, d. i. Sterngarten, Sternburg.) Durch slawische Metathese konnte aus garda ein grad und später ein hrad werden. (Siehe „Slawisch germanische Lehnwortekunde" von A. Stenger-Petersen, S. 253—261.) Die germanische (deutsche) Sprache weist jedoch auch Buchstabenumstellungen (Metathesen) auf. So wurde z. B. aus horse „Hroß" (Roß), aus Tergeste „Triest", aus Parhag „Praga", aus Chorwat „Kroate", aus Gers (Gars) „Gras", aus Born „Bronn" (Bronnen, Brunnen), aus Birgit „Brigitt" (Brigitta), aus dem italienischen cocodrillo „Krokodil". Ebenso wurde auch schon von den Germanen (Deutschen) das Wort garda, gard, gards in grad, graz, grätz usw. umgewandelt und fand in solcher Form seinen Niederschlag in diesen Silben (Worten) sowie in hrad, hradiště, hradec usw., denn die Altslawen kannten ja in ihrer Urheimat keine Burgen und hatten zur Zeit ihrer Einwanderung in Mittel- und Süd-

europa hiefür natürlich auch keine Namen. So sind auch Graz, Gratzen, Königgrätz, Münchengrätz, Grätz, Radischen, Radischberg, Hradisch usw. einwandfrei germanische, bzw. vom Germanischen abzuleitende Namen.

E. Schwarz versucht in „Sudetendeutsche Familiennamen aus vorhussitischer Zeit" die behauptete Kolonisierung zu erhärten. Aus Rufnamen gebildete Personennamen, wie Heinrich, Konrad, Nikolaus usw., auf „er" endende, den Beruf oder Herkunftsort bezeichnende Personennamen finden sich jedoch genauso wie Tier- und andere Namen verschiedenster Gattung und Abwandlung im ganzen deutschen Sprachgebiet. Wenn sudetische Personennamen den in an die Sudetengebiete grenzenden Ländern gebrauchten Namen gleich oder ähnlich sind, ist dies auf die Stammesverwandtschaft und Nachbarschaft zurückzuführen, kann aber nicht als Beweis für eine Kolonisation herangezogen werden. Lediglich die auf einen Herkunftsort hinweisenden Personennamen wie Österreicher, Sachs, Wiener, Passauer, Linzer, Chemnitzer usw. können, müssen aber nicht als Beweis für den Zuzug des Namensträgers oder seiner Vorfahren aus dem betreffenden Land oder der genannten Stadt angesehen werden. Häufig genügte für die Namengebung, wenn ein Einheimischer sich eine Zeit lang dort aufgehalten hatte, um ihm nach seiner Heimkehr den Namen seines vorübergehenden ausländischen Wohnsitzes zu geben. Selbst wenn man aber der Schwarzschen Ansicht, laut welcher der Herkunftsname den Herkunftsort erkennen läßt, beipflichtet, ist damit für die Kolonisationstheorie nichts gewonnen, denn nach dem angeführten, sehr ausführlichen Werk von Schwarz finden sich bloß vereinzelt auf einen ausländischen Ort hinweisende Personennamen, sonst fast nur andere Namen.

Schließlich ist, was besonders für das 9. Jh. gilt, die Wiedergabe verstümmelter germanischer Namen in slawisierter Form darauf zurückzuführen, daß slawische Auswanderer nach Westdeutschland, slawische Kriegsgefangene oder Auskunftspersonen germanische Namen böhmischer und anderer Fürsten oder Adeliger sowie Orte in slawischer Aussprache wiedergaben, von deutschen Mittelsmännern weitergeleitet und schließlich von Chronisten in derart entstellter Form niedergeschrieben wurden. Anderseits haben auch tschechische Chronisten germanische Namen häufig in slawisierter Form wiedergegeben. Es ist daher nach O. Hauser zwar schwierig, aber immer möglich, aus slawisierten Namen den germanischen Kern herauszuschälen. Aus Ausführungen von Anhängern der Kolonisationstheorie sind jedoch häufig geradezu krampfhafte und lächerliche Versuche zu erkennen, um einen jeden nur irgendwie aus einem weitherbeigeholten slawischen Worte zu konstruierenden Ortsnamen als slawisch und sohin auch die Ortschaft als ehemals slawische Siedlung zu erklären.

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß Prof. Schwarz zwar ein hervorragender und verdienter wissenschaftlicher Forscher ist, seine Forschungsergebnisse jedoch nicht folgerichtig auswertet und daher zu Fehlschlüssen und unrichtigen Feststellungen kommt. Im wesentlichen will er auf Grund seiner Mundart-, Ortsnamen- und Personennamenforschungen die „Kolonisation" beweisen. Dies allein genügt jedoch nicht. Schwarz läßt das historische Geschehen größtenteils und die archäologischen Funde sowie die Siedlungsformen (Orts-, Flur- und Gehöfteformen, die noch behandelt werden) gänzlich außer acht. So kennt er z. B. von sudetischen Ortsformen dörfischer Sammelsiedlungen scheinbar nur Rundlinge und Waldhufendörfer; alle Dörfer des Aussiger Bezirkes, die keine Waldhufensiedlungen sind, qualifiziert er versehentlich als Rundlinge (siehe E. Schwarz, Handbuch der Sudetendeutschen Kulturgeschichte 1965, S. 209—212), obwohl solche auch im übrigen Sudetenraum nur vereinzelt vorkommen und in Wirklichkeit germanisch-deutsche Großweiler, Haufen-, Straßen-,

Gassen-, Anger- oder Platzdörfer verschiedener Formen sind. Weil aber diese Dörfer größtenteils schon in der herzoglichen Zeit bestanden haben, daher manchmal slawisch umgebildete Namen führen und zudem unbegründet als slawische Rundlinge angesehen werden, nimmt man daher wohl nur irrtümlich deren slawische Besiedlung und spätere Germanisierung an.

Deutsche Lehnwörter

Untersucht man den Wortschatz der tschechischen Sprache, so fällt die ungewöhnlich hohe Zahl von deutschen Lehnwörtern auf (siehe „Deutsche Lehnwörter im Tschechischen" von Anton Mayer aus 1927). Der sprachgeschichtliche Befund bestätigt, daß die Sudetenslawen, solange sie in den Pripjetgebieten Rußlands hausten, eine Zeitlang unter ostgermanischer, wahrscheinlich gotischer Botmäßigkeit standen. Dann ändert sich plötzlich das Bild, denn noch vor der zweiten Lautverschiebung übernahmen sie westgermanische, offensichtlich quadisch-markomannische Worte. Während die älteste Lehnwörterschicht gemeinslawisch ist, tritt die zweite Schicht nur mehr bei den Tschechen, Slowenen und Lausitzer Sorben auf, also bei den sich am weitesten nach Westen vorgeschobenen Slawen. Die Zahl der von den Sudetenslawen allein aufgenommenen Lehnwörter wuchs nach dem 6. Jh. beständig, aber unterdessen hat der sie abgebende germanische Stamm die zweite Lautverschiebung restlos durchgeführt. Nach dem 10. Jh. hören im Gemeinslawischen neu hinzugekommene deutsche Lehnwörter fast ganz auf, wogegen die im Tschechischen vorkommenden immer zahlreicher werden. So beträgt hier die Zahl der bis jetzt noch gebräuchlichen deutschen Lehnwörter aus der Zeit ihrer Siedlung östlich und nördlich der Karpaten rund 70 und die der dann bis etwa in die Mitte des 13. Jh.s übernommenen 200. Mit den seit dem letztgenannten Jahrhundert übernommenen deutschen Lehnwörtern betrug deren Zahl bis in die letzte Zeit mehr als 1000. (Siehe „Die Besiedlung der Sudetenländer im Lichte der Sprachforschung" von Anton Mayer, Reichenberg 1928.)

Eine besondere Art der Umformung und Übernahme deutscher Wörter in die sudetenslawische Sprache war die Buchstabenumstellung mit dem Erfolg, daß ein früher rein deutsches Wort nun auch phonetisch ein tschechisches wurde und auch von manchen Sprachwissenschaftlern und Historikern als solches gehalten wird. Diese Buchstabenumstellung scheint besonders bei „l" und „r" auf. So wurde z. B. aus Karl „Kral", aus Wartislaw (Wartlieb) „Wratislaw", aus Waldislaw (Waldlieb oder Walthari) „Wladislaw" und „Wlastislaw", aus Kork (Korkonte) „Krok", aus Waldingen „Wladiken", aus Albe (Albis, Elbe) „Labe", aus Postelberg „Postoloprith", aus Karst „Kras", aus Suentibolch „Svatopluk", aus Kulm und Kolm „Chlum", aus Milch „mléko", aus Mühle „mlýn", aus Marmor „mramor" usw.

Prof. Schwarz hat größtenteils in Übereinstimmung mit Prof. Gierach eine Reihe einwandfreier Feststellungen getroffen. Nach diesen und anderen Darlegungen hat der bei Raudnitz gelegene Berg Říp (Georgsberg), bei Cosmas „Rip mons" genannt, früher ebenfalls „Rip" und ist identisch mit dem altnordischen rip, d. i. der Fels (Riff). Dieser Name kommt auch in Jütland und Norddeutschland, also in niemals von Slawen besiedelten Gegenden, vor. So gibt es bei Hameln einen Berg Riepen, in Jütland einen Berg Ripe, in Skandinavien wurden die Gebirge „Rhipai" genannt. Der slawische Ritter Dalimil hat in seiner Chronik über den Berg „rip" im 14. Jh. berichtet. Der deutsche Übersetzer dieser Chronik hat im selben Jahrhundert das Wort „rip" mit „Reif" übersetzt. Dieses letztere Wort zeigt nach Gierach die zweite,

die hochdeutsche Lautverschiebung; es müssen also in jener Gegend seit der Germanenzeit ununterbrochen Deutsche ansässig gewesen sein, in deren Munde sich der Name „Reif" entwickeln konnte. Der Name des Berges Rachel im Böhmerwald ist deutschen Ursprungs, der Name „Krušné hory" ist eine schlecht verstümmelte Übersetzung für „Erzgebirge". Der Name des Berges Jeschken bei Reichenberg stammt vom altdeutschen „ask", d. i. Esche. Der Name des Gesenkes, tschechisch Jeseníky, geht auf das von Ptolomäus überlieferte Askiburgion, d. i. Eschengebirge, zurück. Der Name des Javornikgebirges und der Stadt Jauernig ist auf „Ahorn" zurückzuführen. Der Name „Riesengebirge" ist erst seit dem 16. Jh. bezeugt. In der tschechischen Sprache heißt es „Krkonoše", was auf deutsch „Halsträger" oder „Halstrage" heißt. Da dieser Ausdruck auch im Tschechischen nichts richtiges bedeutet, muß man dafür halten, daß er eine slawisierte Verstümmelung für das Siedlungsgebiet der seinerzeit dort seßhaften Korkonten, eines illyrischen oder germanischen Volksstammes, darstellt (siehe auch Palacky, II., 1). Das Gebirge, in das die eingewanderten Slawen nicht hineinzogen, wurde von ihnen wegen seiner korkontischen Bewohner „Korkonoše", was man mit „Korkontenträger" übersetzen könnte, benannt. Da jedoch dies später nicht mehr verständlich erschien, sagte man entsprechend der slawischen Wortbildung „Krkonoše". Die Korkonten mußten also nicht bloß zur Zeit der Slaweneinwanderung, sondern auch noch längere Zeit nachher in bedeutender Zahl und in unmittelbarer Nachbarschaft der Sudetenslawen gewohnt haben, da der Name „Krkonoše" schließlich die offizielle tschechische Bezeichnung für diesen Gebirgszug wurde.

Der Fluß Eger wird erstmals in der Chron. Mois. zum Jahre 805 Agrara, bei Cosmas ogra, später aqua Egre, Oegre und seit dem 13. Jh. slawisch „Ohře" genannt. Dieser Name stammt vom deutschen „Oegre". Nach Gierach ist der Flußname „Eger" und „Iser" keltischen Ursprungs. Der Flußname „Mies", tschechisch „mže", ist germanischen Ursprungs und bedeutet „Sumpfbach". Der Name des Flusses Wotawa, der im 11. Jh. Otawa hieß, ist vom althochdeutschen Hwatahwa, d. i. die scharfe, die schnelle Ache, abzuleiten. Der Fluß Elbe heißt bei Tacitus Albis, später Albia; durch Buchstabenumsetzung heißt er heute auf tschechisch „Labe", obwohl das Gewässer bei Cosmas noch „Alb" benannt wurde. Altnordisch, angelsächsisch und schwedisch hieß der Fluß „Elf". Der Name des Flusses Úhlava ist eine Übersetzung des deutschen Flußnamens Angel (ahd. Angulahwa), denn es ist nicht anzunehmen, daß das Wort Angel von Úhlava abgeleitet wird. Der Fluß bildet in seinem Lauf eine Art Haken, auf tschechisch „úhel", woraus dann das Wort „Úhlava" gebildet wurde. Ebenso wird der Name des Flüßchens Úslava vom deutschen Amsulahwa abgeleitet. Die Moldau hieß früher Wultha (ahd. Wilthahwa), d. i. die Wildache, und heißt auf tschechisch Vltava, ist also germanischen Ursprungs. So hat sich auch in Rumänien der auf germanischen Ursprung zurückzuführende Name der Provinz Moldau und am Balkan der des Flusses Morava bis heute erhalten. Im Glatzer Gebirgskessel fließt die zum Jahre 1213 benannte Steine, tschechisch Stěnava; in derselben Urkunde werden die Berge zwischen Politz und Braunau „Stěny", das wäre auf Deutsch „Wände", benannt. Es ist nicht anzunehmen, daß dieser Fluß seinen Namen von einem Gebirge erhalten hat, weil die westslawischen „Steinbäche" immer „Kamenice" oder „Skalice" heißen und lautlich die tschechische Form auf den germanischen Namen „Steine", dieser aber kaum auf die tschechische Stěnava, bzw. Stěny zurückgehen kann. Auch der Name „Úpa", auf deutsch „Aupa", ein Flüßchen im Riesengebirge und der der Nisa, auf deutsch Neiße, kommen vom Althochdeutschen. Der Fluß March hieß bei den Römern Marus, die Annales Fuldenses nennen ihn Marahaha; die Sudetenslawen ersetzten die deutsche Endung „aha" durch „awa",

so daß der Name schon im Jahre 1213 als „Morawa" aufscheint. Das danach benannte Land hieß „Morauia", dessen Bewohner hießen seit dem 9. Jh. ohne Unterschied der Volkstumszugehörigkeit „Marharii, Maharenses, Marawini" und ähnlich. Nach Gierach ist der Name March vom Keltischen abzuleiten und wurde ebenso wie die Namen der Flüsse Eger und Iser von den Kelten den Germanen und von diesen den Slawen weitervermittelt. Der Name des Flusses Waag in der Slowakei bedeutet dasselbe wie das Wort „Woge" und ist germanischen Ursprungs. Der in Westmähren befindliche Fluß Schwarzach, der im ahd. „Swatahwa" und „Swartaha" (schwarzer Fluß) benannt war, heißt als slawische Abwandlung hievon „Svratka". Die Entwicklung des Wortes „Swartahwa" zu „Schwarzach" allein läßt nach Gierach die Vermutung zu, daß im Schwarzatal seit ältester Zeit ununterbrochen eine deutsche Besiedlung vorhanden gewesen ist. Der Name der Svitava, auf deutsch Zwitta, ist ebenfalls germanischen Ursprungs und hat altgermanisch Hvitahwa, i. d. Weißache geheißen. Auch in Island wurden von den dort eingewanderten Wikingern-Norwegern zwei Flüsse „Swartaha" und „Hwitaha" benannt (siehe Isländerbuch von Avenarius). Der Name des Flüßchens Oppa, tschechisch Opava, ist auf das ahd. Opahwa, d. i. obere Ache, zurückzuführen. Die Namen der Flüsse Oder und Weichsel sind ebenfalls germanischen Ursprungs. Die Igel bei Iglau hat ihren Namen aus dem Tierreich und hieß früher „Igulahwa", der tschechische Name Jihlávka kann nur ein deutsches Lehnwort sein, weil Igel auf tschechisch „ježek" heißt. Daß die Igel ihren Namen vom slawischen „jehla" hat, ist durch nichts glaubhaft gemacht. Der Name des Flusses Thaya ist nach Prof. W. Steinhauser vom illyrischen „Dujas", d. i. „der rauschende Fluß", abzuleiten; die Illyrer haben sichtlich den Flußnamen den keltischen Bojern, diese den Germanen und diese wiederum den Sudetenslawen mitgeteilt.

Da die Slawen zur Zeit ihrer Einwanderung die Namen einiger oben nur beispielsweise aufgezählter Berge und Flüsse noch nicht kannten, mußten sie ihnen zwecks Weiterverwendung und Benennung von der im Sudetenraum siedelnden, also von der germanischen Bevölkerung mitgeteilt worden sein, weil andernfalls die Slawen hiefür eigene Namen, wie dies z. B. die Einwanderer Amerikas und Australiens größtenteils taten, gebildet hätten. Diese Namenübernahme fand im ganzen Sudetenraum statt, weshalb man logischerweise auf ein Verbleiben der germanischen Bevölkerung ebenfalls im ganzen Sudetengebiet und nicht bloß in einzelnen Teilen schließen muß. Eine schriftliche Überlieferung dieser Namen an die Sudetenslawen kam damals mangels Schreib- und Lesenskenntnisse nahezu des ganzen Volkes nicht in Frage, sondern nur persönliche, mündliche Mitteilungen in ständigem, mindestens für Jahrhunderte anzusetzendem friedlichem Zusammenleben beider Völker. Die Zahl der Sudetengermanen muß beträchtlich und ihr Einfluß gegenüber den Slawen beachtlich gewesen sein, weil ansonsten letztere nicht auch gerade die Namen der bedeutendsten Flüsse und einiger größerer Höhenzüge übernommen hätten. Schon dadurch allein ist die Zeit zwischen der urkundlich erwiesenen Anwesenheit der Germanen im 6. und 7. Jh. bis zu deren abermals urkundlich bestätigtem Vorhandensein vom Beginn des 9. bis zum 13. Jh. als überbrückt anzusehen. Nach E. Gierach muß sich seit der Germanenzeit deutsche Bevölkerung am Oberlauf der Eger, an den Quellflüssen der Beraun, am Georgsberge (Říp) und anderswo ununterbrochen nachweisbar bis ins 12. und 13. Jh. erhalten haben.

Die Berge und Flüsse des Sudetenraumes hatten ihre Namen schon in grauer Vorzeit, sie wurden ohne behördliche Einflußnahme von Generation zu Generation und von Volk zu Volk weitervermittelt. Wäre nur in einer einzigen Generation die Weitergabe obiger Namen unterblieben, hätte dies deren Untergang bedeutet. Es wäre slawischerseits sinn- und zwecklos gewesen, diese Namen ähnlich wie bei

Ortsnamen ins Slawische zu übersetzen oder bis zur Unkenntlichkeit zu verstümmeln, weil sie dem Volk unverständlich und daher für eine schriftliche Aufzeichnung unbrauchbar geworden wären. Berge und Flüsse konnten nicht wie menschliche Siedlungen zerstört und deren Namen ausgelöscht werden, es gab naturgemäß auch keine diesbezüglich zu benennende Neugründungen. Trotz alledem hat es, wie gerechterweise festzuhalten ist, auch slawische Neubenennungen sowie Übersetzungen und Umformungen ehemals deutscher Berg- und Flußnamen gegeben, wodurch jedoch obige Feststellungen keineswegs erschüttert werden. Wegen der bekannten slawisierenden Tätigkeit vieler Beamten und Urkundenschreiber wurden manchmal Bachläufe und Höhenzüge geringerer Bedeutung slawisch benannt. Größere Flußläufe und Höhenzüge konnten, da sie sich über einen zu großen Raum erstreckten und mangels einer zentral geleiteten „Slawisierungsstelle" voneinander abweichende Namen erhalten hätten, ihrer gebräuchlichen Namen nicht beraubt werden.

Aus all den angeführten Feststellungen geht hervor, daß die Sudetenslawen schon vor dem 13. Jh. durch viele hundert Jahre zusammen mit den Deutschen im Sudetenraum siedelten, da sie ansonsten nicht so viele deutsche Lehnwörter hätten übernehmen können. Es ist auch festzustellen, daß in der deutschen Schriftsprache und selbst in den ostdeutschen Mundarten sich keine oder nur ganz unbedeutend slawische Lehnwörter finden. Daraus erkennt man, daß die Germanen (Deutschen) den Sudetenslawen gegenüber als das herrschende und sozial höherstehende Volk gegenüberstanden, denn auch nach H. Preidel „pflegen tiefer stehende Schichten den Wortschatz höherstehender nicht zu bereichern, sondern umgekehrt".

Katholische Geistliche und Klöster

Durch Zuzug deutscher Handelsleute, Fachkräfte, Priester, Mönche und teilweise vielleicht auch deutscher Prinzessinnen sowie durch deren aller Einfluß wurde das Sudetendeutschtum numerisch unbedeutend, wohl aber moralisch, bildungs- und ansehensmäßig gestärkt und dessen Selbstbewußtsein gehoben. Weiters fanden die Sudetendeutschen in den Klöstern Stätten der Bildung und zeitweise Schutz vor Verfolgungen. Der Aufbau der Städte und die landwirtschaftliche Innenkolonisation im 12., 13. und 14. Jh. wurden dadurch ebenfalls günstig beeinflußt. Sudetendeutschtum und katholische Kirche waren engstens verflochten, sie förderten sich gegenseitig zum Wohle des ganzen Landes, auch zum Vorteil der Slawen. Diese Zusammenarbeit mißfiel radikalnational eingestellten Slawen, der Wohlstand der Kirche und der Sudetendeutschen erregte den Neid der slawischen Bevölkerung und verstärkte deren Haß gegen Deutschtum und Kirche, was auch ein Grund für die Entstehung und rasche Ausbreitung des Hussitismus war. Dieser bekämpfte die Kirche und das Deutschtum, weil beide weltanschaulich dieselben christlichen, kulturellen und zivilisatorischen Ziele verfolgten und sich gemeinsam auf den Boden des von den Hussiten negierten römischen Rechts, der Kultur und der Zivilisation stellten.

Der tschechische Historiker Pelzl vertrat die Ansicht, daß die eingewanderten deutschen Priester, die sich nach deutscher Art bedienen und Nahrungsmittel zubereiten ließen, viele Bayern und Schwaben als Hausgesinde sowie Bauern und Handwerker ins Land mitbrachten, die es urbar machten und Dörfer und Städte gründeten.

Es ist richtig, daß einige wenige Prager und Olmützer Bischöfe aus Deutschland gekommen waren, weil der Metropolit von Mainz auf ihre Ernennung aus religiösen Gründen Einfluß genommen hatte; die überwiegende Mehrzahl der Bischöfe stammte

aber aus dem Sudetenraum. Daß jene kein Laienvolk, ja nicht einmal ihre Verwandtschaft mitgebracht hatten, ersehen wir aus folgendem: Als Herzog Břetislaw II. im Jahre 1098 den aus Deutschland stammenden Capellan Hermann zum Bischof von Prag bestellen lassen wollte, bekräftigte ihn darin sein Schwager Wigbert, äußerte aber Bedenken, weil Hermann ein Zugereister sei. Hierauf antwortete der Herzog: „Du bist derselben Ansicht wie ich, und der Umstand, daß Hermann ein Zugereister ist, kommt der Kirche zustatten; ihn wird seine Verwandtschaft nicht schröpfen, die Sorge für deren Kinder nicht belästigen und der Schwarm der Verwandten nicht ausplündern, und was auch immer ihm von irgendwoher zukommt, das wird seine Braut, die Kirche, zur Gänze besitzen."

Priester, Mönche, Missionare und Nonnen ziehen und zogen nie zwecks Gründung weltlicher Niederlassungen in unbewohnte Regionen, sondern nur in bereits besiedelte Gebiete, um deren Bewohnern das Wort Christi zu lehren und erst in weiterer Folge kulturbringend zu wirken. Eine mittelalterliche Klostergründung setzte immer einen wirtschaftlichen Rückhalt voraus. Nur wenn zinsbringende Dörfer zu erwarten und anbaufähiges Gelände sowie andere als sicher anzunehmende Einkünfte vorhanden waren, konnte die Gründung gelingen. In all den Quellen, welche die Anzahl der Mönche, der Laienbrüder sowie deren Sorgen in der Gründungszeit schildern, ist kein Hinweis darauf, daß Mönche und Nonnen Laienvolk aus ihrer Heimat mitgebracht oder nachgezogen und in neu gegründete Niederlassungen angesiedelt hätten. Diese ursprünglich kleinen Klostergemeinden lebten auch viel zu bescheiden und unsicher, um „Kolonisten" anzulocken und ihnen sowie ihren Familien Arbeit, Brot und Unterkunft zu sichern; dies wäre unmöglich gewesen, da solche Siedler erst Urwald roden und nach jahrelanger mühsamer Arbeit in einem fremden Land und unter einem fremden Volk sich eine Existenzgrundlage hätten schaffen müssen. Später aber, als die Klöster schon größer und einflußreicher waren, bestand der Zusammenhalt mit der deutschen Heimat nur noch in religiöser Hinsicht, wobei auch der Umstand eine Rolle spielte, daß die deutschen Geistlichen in erster Linie Christen (Katholiken) waren und das nationale Moment bei ihnen zum Unterschied von slawischen Geistlichen (so auch Cosmas, Hus usw.) eine untergeordnete Rolle spielte. Sie waren nicht zwecks Germanisierung, sondern zur Christianisierung, bzw. Stärkung des Glaubens ins Land gekommen, wie dies das Beispiel der Klöster Goldenkron und Hohenfurt zeigt. Die Klöster waren kein Sammelpunkt für eingewandertes Laienvolk, sie waren Bildungs- und Glaubensstätten für die heimische, auch damals recht zahlreiche deutsche Bevölkerung. Nur der Grundstock der klösterlichen Geistlichkeit war eingewandert — auf andere Weise hätte wohl schwer ein Kloster gegründet werden können — der Zuwachs jedoch heimisch, das heißt deutsch oder slawisch. In den ersten Zeiten wurden mangels einer entsprechenden Anzahl von Laienbrüdern und Zivilarbeitern vielfach wirtschaftliche Arbeiten sowie die Erbauung der Klöster und Kirchen durch „labor manuum" (Händearbeit) der Mönche verrichtet. Die ersten Klosterbauten in Strahow wurden von den Schönfelder Mönchen allein durchgeführt, bei der Gründung des Klosters Kanitz kamen der Prior, der Subprior und ein Klosterbruder in die Gegend, um „einstweilen Häuser einzurichten und die Wohnung für den neuen Konvent in Stand zu setzen". Das Kloster Selau verdankt seine Entstehung der Handarbeit des Priesters Reinhard, der einen dichten Wald in Besitz nahm, daraus Felder machte und aus dem gefällten Holz ein Peterskirchlein nebst Kloster erbaute.

Sobald sich die Verhältnisse gebessert hatten, mangelte es nicht mehr an heimischen Arbeitskräften, weil die Klöster später fast immer Dörfer und Ländereien mit dem dort lebenden Volk erhielten, über die sie verfügen konnten. Die Klöster haben

von Landesherren und adeligen Großgrundbesitzern auch oft noch nicht besiedelte Ländereien erhalten. Nachdem sich die Klöster in ihrem Bestande gefestigt hatten und da sie fast immer Domänenverwaltungen eigneten, haben sie, um auch kulturbringend zu wirken und den weltlichen Großen bei der Gründung von Niederlassungen nicht nachzustehen, ebenfalls auf ihrem Landbesitz weltliche Siedlungen gegründet, bzw. gefördert, dies jedoch nur durch Heranziehung von einheimischen, zur Genüge vorhandenen arbeits- und siedlungswilligen Leuten, ohne Unterschied der Nation. Wozu hätten also die Bischöfe und Klöster fremder Kolonisten bedurft, mit aller Verantwortung für sie und ihre Familien, wie und wo sie diese in dem schon für sie fremden Land hätten versorgen können?

Als Frucht emsiger und verständnisvoller Arbeit der Klöster standen sie trotz ursprünglich ärmlichem Beginnen zu Beginn des 14. Jh.s meist schon als großartige Herrschaften da. Die slawische Bevölkerung wurde durch die Klostergründungen weder in ihrem nationalen noch wirtschaftlichen Bestande gefährdet oder eingeengt; im Gegenteil, sie wurde wirtschaftlich und sozial gehoben, was auch bei dem unter den Tschechen bekannten Sprichwort „unter dem Krummstab ist gut leben", zum Ausdruck kommt.

Die aus den Klosterschulen hervorgegangenen Geistlichen waren in der Folgezeit meist Slawen, weil schon damals und dies bis in die letzte Zeit verhältnismäßig weniger Sudetendeutsche als Slawen den Priesterberuf ergriffen, so daß viele deutsche Gemeinden auf slawische Geistliche angewiesen waren. Auch zum Zwecke der Behebung dieses unerwünschten Zustandes sind deutsche Geistliche ins Land gekommen. Die Mönche hatten in den Orden das Gelübde des Gehorsams abgelegt, sie mußten der göttlichen, bzw. kirchlichen Berufung (vocatio) zur Christianisierung Ungläubiger Folge leisten und in die für reichsdeutsche Verhältnisse unwirtlichen und weniger kultivierten böhmischen Länder ziehen. Es wurden auch bei weitem nicht alle Klöster von Deutschland aus, sondern meist nur in der ersten Zeit gegründet und mit Geistlichen beschickt. So sind z. B. die Klöster Pernegg-Geras in Niederösterreich und Mühlhausen in Südböhmen von Selau in Mittelböhmen, Welehrad von Plass bei Pilsen, Saar von Nepomuk, Tepl wiederum von Mühlhausen und Schlägl in Oberösterreich auch von letzterem aus aufgebaut und mit Mönchen versorgt worden. Die Klöster Deutschlands und Österreichs hatten selbst Mangel an Siedlern für die von ihnen dort angelegten Dörfer. Die eingewanderten Mönche und Nonnen waren bevölkerungsmäßig nicht erwähnenswert, zumal sie ja auch keine Familien hatten. Es wäre unlogisch anzunehmen, daß diese einige Dutzend eingewanderten Mönche, Geistlichen, Laienbrüder und Nonnen im Zusammenhalt mit deutschen Prinzessinnen und vereinzelten deutschen Kaufleuten und Fachkräften einen solchen Einfluß gehabt hätten, daß durch deren Zuwanderung im Laufe etwa eines Jahrhunderts (wie dies Wostry annimmt) ein zweites Staatsvolk im Sudetenraum hätte entstehen können.

Für die Richtigkeit obiger Ausführungen werden einige Beispiele geführt. Beim Bau des Klosters Saar an der Sasau waren keine Kolonisten, sondern „Mährer, Deutsche und Bergleute aus der Umgebung" beschäftigt. In der Stiftungsurkunde für das Kloster Plass schreibt König Wladislaw am 5. August 1146: „Ich habe einige Brüder, Männer von bewährtem und heiligem Lebenswandel, Förderer eines nicht bloß scheinbaren Glaubens eingeladen, damit das Land Böhmen durch ihre fromme Ansiedlung erleuchtet, gekräftigt und mit dem Duft des Wohlgeruchs erfüllt werde." Der Prager Bischof Heinrich berichtet vom Grafen Milgost, dem Stifter Maschaus, daß er den Konvent nur durch große Bitten in Waldsassen erlangen und nach Böhmen bringen konnte. Die Böhmen traten den einwandernden Mönchen vielfach feindselig

entgegen. Als der Abt Udalrich von Zwiefalten von Herzog Wladislaw ersucht wurde, durch eine Kolonie geeigneter Ordensbrüder das Kloster Kladrau zu verstärken, da erhob sich dagegen großes Bedenken, „weil man die Wildheit des Volkes in Böhmen und seine unbekannte Sprache scheute". Der dritte Abt von Kladrau, Bertholf, hatte nach dem Bericht der Zwiefaltener Annalen in der Tat „mit schweren Hindernissen unter dem wilden Volke zu kämpfen". Eine Kolonie Waldsassener Mönche zog sich wegen häufiger Raubüberfälle von Maschau nach Ossegg zurück. Das Kloster Waldsassen hat von Bayern keine Siedler nach Böhmen gebracht; im Gegenteil, es siedelte in seinen oberpfälzischen Dörfern Zuwanderer (sichtlich ausgewanderte Sudetendeutsche) aus Innerböhmen an (siehe H. Muggenthaler, Die Besiedlung des Böhmerwaldes, S. 63). Das Stift Zwettl in Niederösterreich hatte bei der Besiedlung seiner Dörfer im österreichischen Kamptal wegen Mangel an Menschen Schwierigkeiten, weshalb Siedler aus Oberösterreich und Niederbayern kamen (siehe Muggenthaler, S. 62). Das Stift Schlägl hatte große Gründungsschwierigkeiten, die es nur mit böhmischer bzw. sudetendeutscher Hilfe und sudetendeutschen Einwanderern beheben konnte. H. Muggenthaler berichtet hiezu in seinem bereits erwähnten Werke auf Seite 47: „Auch das Kloster Schlägl, ursprünglich in Ödkirchen an der oberen Mühl errichtet, ist eine Schöpfung der Witigonen. Es war zwar 1218 von dem Passauer Ministerialen Kalhoch von Falkenstein als Zisterzienserstift gegründet worden, aber die Ausstattung war so ärmlich, daß die Mönche nach 7½ Jahren bei Nacht und Nebel in ihr fränkisches Mutterkloster Langheim entflohen, nachdem der Abt und ein Mönch an Hunger und Kälte gestorben waren. Nunmehr nahmen sich die Witigonen des verwaisten Stiftes an, riefen die Prämonstratenser von Mühlhausen in Südböhmen, übertrugen ihnen einträgliche böhmische Pfarreien in Kirchschlag und Friedberg, wodurch das Kloster erst lebensfähig wurde." Das weniger fruchtbare und klimatisch rauhere Gebiet der oberen Moldau Südböhmens war also schon früher besiedelt als die sonnseitig gelegenen ertragreichen Südhänge des Böhmerwaldes der Schlägler Gegend Oberösterreichs, was auch durch die Klaarsche Siedlungsformenkarte bestätigt wird. In Südböhmen waren bereits zinsfähige Dörfer, also wohlhabendere Siedlungen älteren Ursprungs zu einer Zeit, als es solcher in der Nähe Schlägls noch gebrach. Auch die fernere Umgebung Schlägls war wirtschaftlich kaum oder erst mangelhaft erschlossen, da man ansonsten zur Erhaltung der Mönchssiedlung nicht mehrere Wegstunden entfernte und in einem anderen Lande liegende deutschböhmische Dörfer herangezogen hätte. Am 13. Februar 1257 verlieh laut eines sich jetzt noch im Stiftsarchiv Schlägl befindlichen Ablaßbriefes Papst Alexander IV. allen Diözesanen von Passau, Regensburg und Prag, die beim Neubau des Stiftes „hilfreich Hand anlegen", einen Ablaß von 100 Tagen (siehe auch „Woher kamen die ersten Prämonstratenser nach Schlägl" von Dr. E. Hager, Linz, 1918). Gerade daraus geht hervor, daß im Mühlviertel Mangel an Arbeitskräften bestand, daß man sogar unter Zusicherung eines Ablasses auch Leute aus Böhmen zur Aufbauarbeit heranzuziehen bemüht war.

In den Klöstern des Sudetengebietes wurde keine einzige Urkunde über eine Zuwanderung von Laienvolk, bzw. von Kolonisten aus dem Ausland festgestellt. Im Interesse der Wahrheitsfindung und weil die Herkunft einer Bevölkerung die Kernfrage jeder Siedlungsgeschichte ist, hat der Verfasser dieser Abhandlung im Januar 1965 eine Reihe von in Österreich und Süddeutschland befindlichen kirchlichen Stellen um Mitteilung über etwa dort erliegende dahingehende Unterlagen gebeten. Das Stift Heiligenkreuz, von dem aus Goldenkron in Südböhmen gegründet worden war, teilte mit, daß sich dort keinerlei Aufzeichnungen über eine Umsiedlung von Leuten aus der Gegend von Heiligenkreuz nach Böhmen befinden. Das Stift Zwettl schrieb,

daß sich in seiner Klostergeschichte kein Anhaltspunkt für von dort aus durchgeführte Besiedlungen in Böhmen und Mähren findet. Das Stift Schlägl gab bekannt, daß bei Durchsicht der Regesten der Urkundensammlung kein Hinweis über eine Einwanderung von Laienvolk aus Oberösterreich nach Südböhmen gefunden werden konnte; im Gegenteil, Schlägl sei selbst um den Zuzug von Siedlern sehr bemüht gewesen, weshalb infolge Zusicherung günstiger Bedingungen Leute von Friedberg und Kirchschlag in Böhmen nach Schlägl gekommen seien. Aus dieser Mitteilung im Zusammenhang mit den übrigen Ausführungen ist zu ersehen, daß während des 13. Jh.s im oberen Mühlviertel Mangel an Siedlern bestand, Oberösterreich und das Passauer Land nicht einmal solche zur Kolonisierung des eigenen Gebietes von Aigen-Schlägl hatten, genügend Grund und Boden zur Unterbringung eines allfälligen Bevölkerungsüberschusses vorhanden war sowie vom deutschen Sudetenland aus das oberösterreichische Mühlviertel zumindest teilweise bevölkert wurde. Dadurch allein ist die Kolonisationstheorie hinsichtlich Friedbergs und Kirchschlags widerlegt, hinsichtlich des übrigen an Oberösterreich grenzenden Teiles Südböhmens schwerst erschüttert. Das oberösterreichische, westlich von Linz gelegene Stift Wilhering berichtete, daß sich dort zwei aus den Jahren 1260 und 1261 auf die Gründung des Klosters Hohenfurt in Südböhmen bezughabende Urkunden, aus denen aber die Zahl der dorthin abgewanderten Mönche nicht hervorgeht, befinden. Der Archivar des Stiftes teilte weiter mit, daß nach Zisterzienserbrauch dies in der Regel 12 Mönche mit einem Abt an der Spitze sowie einige Laienbrüder gewesen seien; daß auch Laienvolk mitgezogen wäre, sei eine völlig unbewiesene Annahme. Auch in den bischöflichen Ordinariaten zu Passau und Regensburg befinden sich keine auf eine Umsiedlung von Kolonisten nach Böhmen-Mähren bezughabende Urkunden. Die Abtei Waldsassen in Nordbayern teilte mit, daß aus den Klostergeschichten Waldsassens, Osseggs und von Sedletz hervorgeht, daß eine kolonisatorische Absicht dieser Klöster nicht gegeben war. Behauptungen über Kolonisierungsmaßnahmen in Böhmen durch das Kloster Waldsassen seien unhaltbar, auch wissenschaftlich und urkundlich nicht zu belegen; es sei auch in den Werken von Brunner, Brenner, Doeberl, Langhammer und Muggenthaler von mit Waldsassener Mönchen nach Böhmen gezogenen Kolonisten keine Rede.

Als Großkolonisator durch Berufung ausländischer Siedler soll aber nach tschechischer Behauptung gerade das Kloster Waldsassen gewirkt haben. Dieses hat im Jahre 1143 das Kloster Sedletz bei Kuttenberg und zum Ausgang des 12. Jh.s das Kloster Maschau bei Podersam gegründet. Letzteres wurde nach Dr. Kloss gleich bei der Gründung mit den in der Umgebung befindlichen Dörfern Kettowitz, Maschau, Niemtschau, Deutsch Trebetitsch, Dürmaul, Kunitz, Olleschau, Sebeltitz, Tiefenbach, Turtsch, Tunkau, Böhmisch Rust, Patek, Schmidles und das abgekommene Blumaschowe ausgestattet. Da aber die Mönchssiedlung nicht gedieh, wurde sie nach einigen Jahren aufgegeben und an ihrer Stelle das Kloster Ossegg bei Teplitz (erstmals zum Jahre 1196 urkundlich genannt) gegründet. Dieses erhielt ebenfalls ein reiches Ausstattungsgut, das sich über die Bezirke Dux, Herrlich, Brüx, Bilin, Karbitz, und über das weit entfernte Schlackenwert erstreckte und zu dem viele Dörfer gehörten. Schon daraus ersieht man, daß die Umgebung von Maschau und Ossegg zum Ausgang des 12. Jh.s dicht besiedelt und für Dorfneugründungen nicht mehr viel Platz war. Die Mönche haben daher in ihrer kulturbringenden Tätigkeit dann im 13. Jh. das getan, was im ganzen Sudetenraum geschah; sie haben im Wege der Innenkolonisation von bestehenden Ortschaften aus neue gegründet. Weitere als die obangeführten Klostergründungen erfolgten im Sudetenraum von Waldsassen aus nicht. Die kurz vor 1133 erfolgte Gründung und der Werdegang des Klosters Waldsassen wird in der Ab-

handlung „Der Landkreis Tirschenreuth" von H. Schnell, F. Spross und H. Sturm, Bd. 43/44 in der Reihe „Großer Kunstführer" aus 1963 geschildert. Daraus ist zu entnehmen, daß die Zisterzienser des Klosters entsprechend ihrer Ordensregel, daß sie den Lebensunterhalt durch ihrer Hände Arbeit, Ackerbau und Viehzucht bestreiten sollen, die ihnen sowohl in Bayern als auch in Böhmen zugekommenen Ländereien bestens verwalteten. Sie gründeten im an Böhmen grenzenden Landkreis Tirschenreuth und anderen rodungsfähigen sowie schwach besiedelten Gegenden Bayerns genau so wie in Böhmen Ortschaften und besetzten sie mit einheimischen Menschen. In der Abhandlung findet sich nicht der geringste Hinweis, daß von Bayern oder anderen deutschen Gebieten Kolonisten oder Landarbeiter nach Böhmen gezogen wären. Im Gegenteil, es ergibt sich, daß Ende des 12., im 13. und 14. Jh. in der näheren und ferneren Umgebung Waldsassens verhältnismäßig mehr Neugründungen von Dörfern erfolgten und sich noch derzeit bedeutend mehr reuth-Ortschaften befinden als im benachbarten Böhmen. Daraus ist nun auch zu ersehen, daß das angrenzende Bayern (Oberpfalz) dünner besiedelt war als Böhmen und daher keine Kolonisten in den Sudetenraum entsenden konnte.

Bergleute

Die Behauptung, daß Zehntausende deutscher Bergleute zwecks Förderung von Edelmetallen in die Sudetenländer eingewandert wären, ist unzutreffend. Darnach sollen die im Süden der Sudetenländer befindlichen „Bergstädte" von Österreich und die im Norden gelegenen von Deutschland aus gegründet worden sein. Es ist nun wohl möglich, daß einige Bergleute als Ingenieure, Obersteiger oder in sonstigen leitenden Stellungen vielleicht auch einige Facharbeiter oder vereinzelt einfache Bergleute zwecks Erschließung und Ausbeutung von Erzvorkommen ins Land gekommen sind. Dies konnten aber unmöglich so viele gewesen sein, daß sie die Sudetenländer geradezu überschwemmt, die tschechische Bevölkerung aus ihren Wohnsitzen vertrieben und sich darin festgesetzt hätten.

In österreichischen Landen waren zu jener Zeit mit Ausnahme des Erzberges in der Steiermark, der Salzbergwerke im Salzkammergut, Hallein und Hall, der bescheidenen Goldbergwerke im Gasteiner- und Raurisertal sowie der ebenfalls wenig bedeutsamen Silbergruben am Zessenberg, in Zeiring, Schladming und Friesach und des Kupferbergbaues in Bibertal in Kärnten, Bischofshofen und Brixlegg, keine weiteren nennenswerten Bergwerke; ob in all diesen Unternehmungen 6.000 bis 8.000 Arbeiter beschäftigt waren, ist fraglich. Es wäre also unmöglich gewesen, daß diese Werke bei Aufrechterhaltung der eigenen Betriebe noch Arbeiter hätten entbehren und in die Welt schicken können. Die Bergleute aus Eisenerz, wo nur im Tagbau geschürft wurde und die aus den Salzbergwerken hätten auch keine Erfahrung in der Gold- und Silbergewinnung gehabt. In ganz Nieder- und Oberösterreich gab es kaum in Betracht kommende Erzvorkommen, keine Bergwerke und demnach auch keine Bergleute. Daß aus den kleinen salzburgischen, steirischen und kärntnerischen Edelmetallbergwerken Leute nach Böhmen ausgewandert wären, ist eine schon vom mundartlichen Standpunkt aus unglaubhafte Hypothese, weil diese doch ihre südbayrisch-südösterreichische Mundart mitgebracht hätten, die im Sudetenraum niemals aufschien. Welcher auswanderungslustigen Bevölkerungsgruppe mögen diese Bergknappen wohl angehört haben? Von wem sollen die überwiegend in der Landwirtschaft tätigen Österreicher das Aufsuchen von Erzadern, Stollengraben, Schürfen und Verhütten der Silber- und Golderze gelernt haben? Die Darlegung E. Franzels über

eine angebliche Einwanderung von Bergleuten aus Schwaz in Tirol wäre aufklärungsbedürftig. Es ist auch nicht anzunehmen, daß die österreichischen Herzoge bzw. die Landesherren eine Erlaubnis zum Auswandern so vieler Menschen aus ihrem ohnedies schwach besiedelten Land erteilt hätten. Ebenso ist nicht im geringsten glaubhaft gemacht, geschweige denn erwiesen worden, daß aus Deutschland eingewanderte Bergleute das Land bergmännisch erschlossen und ausgebeutet hätten.

Ausgewanderte, bzw. eingewanderte Bergleute, Grubenarbeiter und Goldsucher waren und sind auch derzeit von Haus aus nahezu immer arm und mittellos. Die Ergiebigkeit der Silber- und Goldbergwerke in den Sudetenländern war nicht so groß, wie man jetzt wahrhaben will. Die im 13. Jh. eröffneten Edelmetallbergwerke, wenn man überhaupt alle als solche qualifizieren will, sind größtenteils nach verhältnismäßig kurzer Zeit wegen geringer Ausbeute wieder eingegangen. Die Bergleute konnten, ausgenommen vielleicht leitende Personen und Facharbeiter, in ihrer großen Masse weder größere Ersparnisse machen noch zu nennenswertem Vermögen gelangen. Zum Ankauf von Grund und Boden, zum Aufbau von Häusern und Befestigungen sowie zu deren Einrichtung wären namhafte Kapitalien, welche allenfalls eingewanderte Bergleute nicht gehabt hätten, erforderlich gewesen. Weder die böhmischen Könige, noch die böhmischen Grundherrschaften noch die bereits siedelnde tschechische Bevölkerung hätten deutschen Einwanderern Grund und Boden, Baumaterialien, Geld sowie Unterkunft für den eine Anzahl von Jahren dauernden Siedlungsaufbau geborgt oder geschenkt. Die Meinung, daß reiche Bürger aus Deutschland nach Böhmen eingewandert und Kapital in neu errichteten Bergwerken nutzbringend angelegt hätten, ist unglaubwürdig. Selbst wenn sich aber — per inconcessum — reichsdeutsche Unternehmer zur Kapitalanlage in einem unsicheren Land, in das selbst Mönche nur widerwillig gingen, entschlossen hätten, wären dies im besten Fall einige Dutzend, keineswegs aber Zehntausende gewesen.

Im Jahre 1958 veröffentlichte die Tschechoslowakische Akademie der Wissenschaften in Prag eine von Radomír Pleiner verfaßte Abhandlung über „Die Grundlagen der slawischen Eisenindustrie in den böhmischen Ländern". Daraus geht hervor, daß schon Jahrtausende vor der Zeitrechnung im Sudetenraum Metalle gewonnen und verhüttet worden sind. Die Eisengewinnung setzte in der Hallstattzeit ein, wurde in der Latènezeit (keltische Epoche) erweitert und verbessert, in der unbestritten sudetengermanischen (römischen) Zeit weiterentwickelt, um zum Ausgang des 9. Jh.s eine (für damalige Verhältnisse) Höchstentwicklung erreicht zu haben.

Vom 1. bis 5. Jh. bestand in dicht besiedelten, überwiegend flachen böhmischen Räumen um Prag, Saaz, Pilsen, Königgrätz sowie in Südost- und Mittelmähren im Raume von Brünn und anderwärts eine gut entwickelte Eisenindustrie. Laut dem Werke Pleiners beigefügter Mappe IV fanden sich bis jetzt 39 Fundorte mit Relikten von Eisenverhüttung. In Böhmen standen drei Typen von Reduktionsöfen in Verwendung, deren erster Typus schon in der Latènezeit bekannt war, während die beiden anderen Typen zweckdienliche Weiterentwicklungen der ersten Type waren. Es wurden Ofenfunde, Schmelzeinrichtungen, neben Schlacken auch Eisenerzfunde für die Verhüttung, Schmelzrückstände am Boden der Reduktionsöfen (negative Schmelzen), Schmelzöfen mit Düsenziegeln und hohen Schächten aus vorzüglichem, feuerfestem Material gefunden. Die Ofenherde waren teils eingetieft, die feuerfesten Schachtwände mit Schlacke und Holzkohle imprägniert, der Wind wurde in die Öfen durch im Niveau des Arbeitsplatzes angebrachte Öffnungen eingeblasen, die wahrscheinlich bei Entnahme des Schmelzproduktes ausgebrochen werden mußten. Charakteristisch für jene Zeit sind freistehende Schachtöfen. Diese besaßen einen kegelförmigen oder

zylindrischen feuerfesten Mantel mit Öffnungen für Windzufuhr und Schlackenabstich. Ein weiterer, besonders im Gebiet von Schlan und Kladno vorkommender Typus stellte eine kegelförmig ausgehobene Grube mit Vorofen dar; der zweifach ausgekleidete, kegelförmige Schacht war mit flachem oder schüsselförmigem Herd in den Erdboden eingetieft und vom Vorofen durch die mit einem Windkanal versehene und mit Ton zusammengehaltene Brustwand abgeteilt. Die Eisenerze entstammten örtlichen Quellen, zur Errichtung der Öfen und Herstellung der Düsenziegel wurde vorzügliches, feuerfestes, auch den heutigen Anforderungen entsprechendes Material verwendet, was als Beweis einer fortgeschrittenen Spezialisierung zu werten ist. Mit Ausnahme der überwiegend älteren, aus der Keltenzeit stammenden Öfen war bei allen übrigen Schachtöfen der Schlackenabstich vorgesehen. Zum Schmelzen wurden meist Kiefern-Holzkohlen verwendet, die Schmelztemperaturen erreichten 1300—1400 Grad.

Soweit eine Zusammenfassung der Pleinerschen Forschungsergebnisse bis etwa zu Beginn des 5. Jh.s. Obwohl der Gelehrte den Fortbestand der bestehenden (germanischen) Verhüttungseinrichtungen unverhohlen nicht eingestehen kann oder will und eine Abwanderung der Sudetengermanen voraussetzt, führt er trotzdem für die spätere, sogenannte slawische Zeit (beginnend mit dem 4. bis 5. Jh.) Tatsachen an, aus denen man ein Weiterbestehen der Erzverarbeitung durch heimische Germanen (Deutsche) folgern muß. Pleiner schreibt: „Die Träger der westslawischen Kulturen näherten sich in den Praktiken der Eisengewinnung ihren germanischen Nachbarn. Nach Besiedlung der böhmischen Länder durch die Slawen erscheint daher auch ein anderer Ofentyp, der bisher in der norddeutschen Niederung und im polnischen Raum eingebaute Reduktionsofen. Die Slawen hatten ihn unter Ausnützung der vorzüglichen Eigenschaften dieses Typs, seiner Kapazität, Dauerhaftigkeit und hervorragenden Wärmeisolation zu größter Vollkommenheit entwickelt." Weiters seien bei Grabungen in Altstadt in Mähren Bündeln eiserner axtförmiger Barren (Halbfabrikate) derselben Art und Form gefunden worden, wie sie auch in Skandinavien bei größeren Verwahrfunden aufschienen.

Im Hinblick auf diese Ausführungen Pleiners kann man als erwiesen annehmen, daß die sudetische Erzverhüttung durch im 4. bis 6. Jh. aus Schweden — dieses Land war damals wohl genau so vorbildlich in der Eisenerzeugung wie heute — eingewanderte Heruler und aus Niederdeutschland gekommene Langobarden (diese waren früher auch aus Schweden zugewandert) modernisiert und nach nordischem Muster verbessert wurde. Diese Reduktionsöfen standen in derselben Form seit Beendigung der römischen Zeit bis zum 9. Jh., wo sie ihre mit dem übrigen Europa auf derselben Stufe stehende Höchstentwicklung erreicht hatten, in Verwendung. Die Schächte und Herde waren jetzt mit drei Tonarten, die Feuerfestigkeiten bis zu 1700 Grad aufwiesen, ausgekleidet; diese Tone unterschieden sich im petrographischen Schliffbild nicht vom rezenten feuerfesten Mörtel. Die Windzufuhr erfolgte zunächst durch weite Abstichöffnungen, später durch Blasebälge. Eine besondere Neuerung waren Hohlräume in der hinteren Wand, was die Erzeugung weicheren oder härteren Eisens ermöglichte. Ein Musterbeispiel dieser Verhüttungsart ist die Großanlage von Schelechowitz bei Mährisch-Neustadt mit in zwei Reihen planmäßig aufgestellten 24 Reduktionsöfen. Die Existenz dieser und anderer Hüttenplätze mit einer Belegschaft bis zu 25 Schmelzern zeugt von fabriksmäßigen Betrieben. Deren Führung setzte ein geschultes Personal voraus, die Hüttenleute scheinen schon einer Innung angehört zu haben und haben sich mit landwirtschaftlichen Arbeiten wohl nicht mehr befaßt. Diese Hochöfen wurden jedoch schon vor 1938 von den Archäologen K. Schirmeisen und J. Gabriel (siehe Sudeta XI) untersucht und einwandfrei als germanische (deutsche) Werkstätten

beachtlichen Umfanges, in denen aus dem nahen Gesenke stammendes Magnesiteisenerz verarbeitet wurde, erkannt und erklärt.

Vom 10. bis 12. Jh. wird in Urkunden von ferrari (Hüttenleuten) und fossores (Bergmänner) berichtet. Großanlagen wurden durch dezentralisierte kleinere, einfachere Hüttenbetriebe ersetzt. Bei Littau wurden gut isolierte Schmelzgrubenöfen aus dem 10. Jh., wie sie sich im Siegerland und im Dill-Gebiet Westdeutschlands, an der unteren Elbe, in Norwegen (Gudbrandsdal) und in Südschweden vorfanden, aufgedeckt. Viele Eisenschmelzen waren im heutigen Stadtgebiet von Prag und Umgebung. Ein wichtiges Zentrum der Eisenindustrie befand sich in Brdywald sowie in Südböhmen. Die Eisenerzeugung in dieser Zeit ist charakterisiert durch eine Zersplitterung, durch eine Isolierung von den übrigen eisenindustriellen Gegenden Europas (Steiermark, Kärnten, Bayern und Siegerland). Laut Mappe V der Pleinerschen Abhandlung wurden vom 6. bis 12. Jh. 69 Fundstellen damaliger Verhüttungsstätten aufgedeckt. Aus dem sich bemerkbar machenden Niedergang der Eisenindustrie vom 10. bis 12. Jh. erkennt man die Unterdrückung des sudetendeutschen fortschrittlichen Einflusses durch die slawisierenden böhmischen Herzoge.

Es fällt auf, daß Pleiner seine Arbeit mit Beginn des 13. Jh.s abbricht. Hätte er nämlich die Forschungsergebnisse auch für das Spätmittelalter, also für die Zeit der sogenannten Kolonisation bekanntgegeben, hätte man die Betreuung und Weiterentwicklung der bereits bestehenden Hüttenbetriebe durch nur heimische deutsche Bergleute und Schmelzer erkannt und somit gesehen, daß es zur bergmännischen Erschließung des Sudetenraumes sowie zur Erzverhüttung keiner Kolonisten bedurfte. Die Gewinnung von Gold, Silber, Kupfer, Zinn und anderen Metallen stand auf derselben hohen Stufe wie die des Eisens. Laut Bericht von Ibrahim ibn Jakub wurde im 10. Jh. Zinn sogar ausgeführt. Die vielen in Gräbern gefundenen Gold- und Silberschmuckstücke aus dem 1. Jahrtausend sind hinreichend Beweis für die hochentwickelte heimische Edelmetallförderung.

In der tschechisch-chauvinistisch herzoglichen Zeit seit Boleslav I. wurde das Sudetendeutschtum meist brutal unterdrückt, die Sudetenländer waren zeitweise vom übrigen Europa fast wie abgeriegelt. Mit König Ottokar I. und seinen Nachfolgern blühten Handel und Wandel auf, Mönche, Kaufleute, Fachkräfte, Künstler, Sänger, Gelehrte zogen in beiden Richtungen über die Landesgrenzen, eine Bautätigkeit größten Ausmaßes setzte ein, die Anlegung von Städten und Dörfern erhielt neuen Impuls, der Bergbau wurde gefördert, die Sudetendeutschen konnten ihren neu gegründeten Ansiedlungen wieder deutsche Namen geben und slawisierte deutsche Namen teils wieder eindeutschen. Dies wurde nicht durch etwa eingewanderte Kolonisten veranlaßt, sondern durch zugereiste Einzelpersonen und Einzelfamilien höchstens gefördert und begünstigt, so daß für weit entfernte Chronisten leicht der Eindruck einer „Vermehrung" (multiplicatio) zugewanderter Deutscher im Sinne der Colmarer Chronik entstehen konnte. Da jedoch das Land wegen der festgestellten Eisenverhüttungen auch bergmännisch erschlossen gewesen sein mußte — die Erze mußten doch von Bergleuten gefördert worden sein —, wäre für zugewanderte deutsche Kumpel kein Platz gewesen. Mit Beginn der urkundlichen Zeit entpuppten sich aber die Berg- und Hüttenleute als Deutsche. Die im nahezu ganzen Sudetenraum wohnhaften Eisenerzschmelzer und Bergleute waren demnach während der ganzen sogenannten slawischen Zeit bis zum 12. Jh. Deutsche und nur vereinzelte, in letzterer Diensten stehende Slawen. Wenn mit Beginn der sogenannten slawischen Zeit alle deutschen Berg- und Hüttenleute verzogen wären, wie hätten die in derlei Dingen noch im 15. Jh. unerfahrenen

Sudetenslawen die im ganzen Sudetenraum verstreut liegenden Erzfundstellen erkennen, von wem die Erzförderung und Verhüttung lernen und noch weiterbilden können? Mit Beginn der urkundlichen Zeit waren viel mehr Erzfundstellen bekannt und ausgebeutet worden als zur Mitte des 1. Jahrtausends; daraus erkennt man den Fortschritt in der Eisenerzgewinnung, den man einer erst eingewanderten Bevölkerung wohl kaum zuschreiben kann. Wenn die Slawen schon vor dem 13. Jh. eine derart hochentwickelte Metallindustrie und erfahrene Bergleute hatten, warum sind dann später angeblich zehntausende Bergleute ins Land gerufen worden?

Laut Sudeta IV, 54 ff. wurden in verschiedenen sudetischen Gegenden goldene sogenannte Regenbogenschüsselchen, andere Metallmünzen, Schmuckstücke sowie gold- und silbertauschierte Gegenstände aus prähistorischer Zeit gefunden. Nach A. Dopsch in „Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit" ging man im 8. und 9. Jh. in Mitteleuropa von der Gold- zur Silberwährung über, im Jahre 806 verpflichteten sich die Böhmen zur Leistung eines als Reichssteuer zu erachtenden jährlichen Tributs von 120 Ochsen und 500 Mark Silber. Unter Herzog Wenzel dem Heiligen wurden in Böhmen Denare nach westlichem Muster geprägt. Unter Boleslaw I. war in Prag eine Münzstätte unter Boleslaw II. waren Münzstätten auch in Vissegrad und Melnik, unter Herzog Jaromir kamen noch Münzstätten in Kaurim und Pilsen dazu. Das Schürfen nach Edelmetallen ist in Eule im Jahre 1045 nachgewiesen. Cosmas berichtet zum Jahre 1091 von „sehr reichen Geldmagnaten in Prag" sowie über Juden im Prager und Vissegrader suburbium (d. i. Unterstadt), die „von Gold und Silber ganz voll waren". Nach J. Schránils „Vorgeschichte Böhmen und Mährens", S. 319 ff. wurden im Sudetenraum viele Funde sogenannten Hacksilbers gemacht. Aus Gräbern wurden reiche Gold- und Silberschmuckstücke geborgen. In den großmährischen Städten sowie in Prag und Alt Kaurim waren bis zum 11. und 12. Jh. bedeutende Werkstätten für Gold- und Silberwaren. Der Mönch von Sasau berichtet um die Mitte des 12. Jh.s daß „Böhmen von Gold Silber überfließe". Im Jahre 1227 rief Ottokar I. alle Bergmeister, Urburer und Berggeschworenen in Böhmen und Mähren auf. Mit Beginn der urkundlichen Zeit stellte sich heraus, daß es nur deutsche Münzmeister gab. Auch A. Zycha schreibt, daß es in Böhmen schon einen alten Bergbau gegeben hat. Wenn also seit prähistorischer Zeit bis zum 13. Jh. im Sudetenraum große Mengen von Gold- und Silbergeld sowie Edelmetallschmuckstücke hergestellt und zum Teil ausgeführt wurden, brauchte man hiezu natürlich viel Rohmaterial; dieses konnte vielleicht in geringen Mengen eingeführt worden sein, da einerseits über eine Einfuhr nichts berichtet wird, anderseits diese Edelmetalle in abbauwürdigen Mengen im Sudetengebiet lagerten. Es ist nicht anzunehmen, daß man bei der hochentwickelten Gewinnung von Eisen, Zinn und Kupfer eine solche bei Edelmetallen außer acht gelassen hätte. Es gab also schon viele Jahrhunderte vor Beginn der sogenannten Kolonisation Gold- und Silberbergwerke im Sudetenraum, die zur Zeit Großmährens im 9. Jh. besonders viele Metalle liefern mußten. Die Bergknappen dieser Bergwerke konnten auch fast nur Sudetendeutsche gewesen sein, denn mit Beginn der urkundlichen Zeit und der Eröffnung weiterer solcher Bergwerke durch die insoweit fortschrittlichen přemyslidischen Könige stellte sich heraus, daß nahezu alle diese Bergleute, und zwar die der alten als auch der neuangelegten Werke, Deutsche waren. Im Interesse der Wahrheitsfindung wäre es empfehlenswert, wenn man tschechischerseits sicherlich auch vorhandene Ausgrabungsergebnisse über bis zum 13. Jh. erfolgte Gold- und Silbergewinnung veröffentlichen würde. Werden dies die tschechischen Gelehrten veranlassen?

Befestigte Siedlungen

Vom 9. bis zum 13. Jh. gab es im Sudetenraum im wesentlichen folgende befestigte Siedlungen:

a) urbs (Stadt, Burgsiedlung, Gauburg),

b) civitas (Stadt, Burgsiedlung, Gauburg, und zwar ohne oder mit dazu gehörigem Verwaltungsbezirk),

c) oppidum (Markt, Marktflecken, Städtchen),

d) castrum, castellum (Burgwall, Fliehburg, Burg, Feste).

Zu a) Unter urbs ist eine mit Mauer oder Wall sowie Graben umgebene befestigte Ansiedlung meist auf erhöhtem Platz oder eine Burgsiedlung (zu unterscheiden von der Vorburgsiedlung), in der sich auch Zivilbevölkerung befand oder eine bedeutendere Burg mit darin befindlicher Burgkreisverwaltung (Gauverwaltung) zu verstehen. Das Vorbringen, daß die mittelalterliche urbs synonym mit castrum oder castellum wäre, findet in den Chroniken keine Stütze und ist unrichtig. Falls die urbs eine Burg oder Burgsiedlung war und das dort wohnhafte Volk nicht mehr fassen konnte oder falls sich vor der Burg Menschen niederließen und eine Siedlung errichteten, schritt man dann meist zu einer planmäßigen Anlegung eines suburbiums, d. i. einer Vorburgsiedlung (Unterstadt), versah sie mit Befestigungsanlagen und bezog sie meist mit in die urbs ein. Weil aber die Sudetenslawen fast nur in Dörfern lebten und erwiesenermaßen nur Rund- oder Ringwälle, ganz wenige Burgen oder Burgsiedlungen und gar keine Städte errichtet hatten, kann man nahezu jede urbs als deutsche Gründung mit überwiegend deutschen Inwohnern ansehen. Kleine urbes, wie Chynov, Netolitz, Teindles dürften wohl teilweise slawische Gründungen gewesen sein, hatten aber auch deutsche Bewohner. Die von Cosmas genannten urbes Brünn, Olmütz, Chrudim, Saaz, Leitmeritz, Mies, Znaim usw. bestanden urkundenmäßig bereits im 11. Jh., teilweise noch bedeutend früher. Über deren nationale Zusammensetzung haben wir aus früherer Zeit keine Nachrichten, zu Ende des 12. und Beginn des 13. Jh.s erwiesen sie sich als fast rein deutsch.

Die urbes sollten bei Feindeinbruch nicht nur deren Bewohnern, sondern auch den umwohnenden Dörflern ein sicherer Hort sein. Bis ins 12. Jh. litten sie an Platzmangel, man konnte eine größere Menge schutzsuchenden Volkes nicht unterbringen, geschweige denn ernähren. Anderseits trachteten die urbani in Kriegsnot die Zahl der Verteidiger zu vermehren, weshalb sie einen vorübergehenden Zuzug der Landbevölkerung förderten. Um den damit verbundenen Raummangel und der in solchen Fällen drohenden Hungersnot abzuhelfen, wurden etwa mit Beginn des 13. Jh.s in den neu angelegten Städten auffallend große, meist quadratische Marktplätze, genannt „Ringe" geschaffen. Darauf konnte das geflüchtete Landvolk mit seinen Viehbeständen, Lebensmittel- und Futtervorräten usw. untergebracht werden. Die Meinung, daß diese Plätze bloß zum Abhalten der Märkte raumverschwenderisch bei daneben bestehender drangvoller Enge angelegt wurden, ist irrig. So haben fast alle Sudetenstädte, insofern sie etwa nach dem Jahre 1200 neu angelegt oder entscheidend umgebaut worden sind, meist große Ringe. Die Städte Prag-Altstadt, Prag-Kleinseite, Brünn, Olmütz usw. sind schon frühere Gründungen und nicht wesentlich umgebaut worden, weshalb sie auch verhältnismäßig kleinere Plätze und einen auf die Antike hinweisenden unregelmäßigen Grundriß haben. Aus Größe und Form des Marktplatzes kann man also meist erkennen, ob eine Stadt etwa vor oder nach dem 13. Jh. erbaut oder umgeformt

wurde. Die von J. Pekař aufgestellte Behauptung, daß man aus der Form der Städte, insbesondere aus den großen Ringen (Marktplätzen) usw. wegen deren Ähnlichkeit mit deutschen Städten auf eine Kolonisation von Deutschland aus schließen müsse und dies bessere Beweise als schriftliche Urkunden wären, ist abwegig. Die Sudetenländer waren ein Bestandteil des Deutschen Reiches, sehr zahlreich von Deutschen bewohnt, die Menschen beider Reichsteile standen untereinander in regelmäßigem Verkehr und wirkten kulturmäßig, zivilisatorisch und besonders bautechnisch gegenseitig aufeinander ein. Die Österreicher und Reichsdeutschen hatten aber wegen des rein deutschen Charakters ihrer Lande und des damit verbundenen größeren technischen Fortschrittes einen Vorsprung gegenüber den Sudetendeutschen, weshalb diese nicht bloß außersudetisches deutsches Recht und andere Einrichtungen fortlaufend mit- und weiterbildeten, sondern auch die deutschen Baustile und Städteformen übernahmen und nach diesen ihre Städte bauten.

Die Städtegründungen wurden insbesondere von Ottokar II. betrieben. Der vornehmlichste Grund hiefür war, daß dadurch Mittelpunkte der Kreiszivilverwaltung sowie des kaufmännischen und gewerblichen Lebens analog den österreichischen und reichsdeutschen Städten geschaffen wurden. Da die Städte dem König meist unmittelbar unterstanden, schuf Ottokar damit auch ein Gegengewicht gegen die oft widerspenstigen Adeligen. Ein weiterer Grund für den geradezu fieberhaft betriebenen Aufbau war wohl auch die Angst vor den ohne Unterschied der Nation alles vernichtenden Mongolen. Die bis in das 11. Jh. in die Sudetenländer eingedrungenen Feinde waren (mit Ausnahme der Ost- und Südmähren verheerenden Awaren und Magyaren) Franken, Bayern, Sachsen und Polen gewesen, vom 12. Jh. bis zum Jahre 1241 hatte selten ein Feind die Landesgrenzen überschritten; durch diese Kriege sind aber nur verhältnismäßig kleine Gebiete in Mitleidenschaft gezogen worden, die Zivilbevölkerung wurde meist geschont, da es sich nicht so sehr um Volkskriege, sondern um Kriege der Monarchen handelte. Man hatte daher die Anlegung befestigter Orte oft vernachlässigt. Die Mongolen hatten sich zwar im Jahre 1242 aus Ungarn zurückgezogen, blieben aber weiterhin Beherrscher der östlich der Karpaten liegenden Länder, so daß jederzeit mit deren neuerlichem Einfall gerechnet werden mußte. Es hatte deshalb die gesamte Bevölkerung im ureigensten Interesse alles daran gesetzt, um möglichst bald geschützte Wohnstätten bzw. Zufluchtsorte zu haben. Da die Sudetendeutschen gute und fleißige Techniker und Bauarbeiter waren, hat man behördlicherseits nur sie mit der Erbauung der Städte betraut. Schließlich hat man sie auch wegen ihrer Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit (siehe Bericht des Arabers al Masudi) unter Hinweis auf die Befreiung vom Kriegsdienst im Ausland zu Bewohnern und Verteidigern der Sudetenstädte bestimmt. Hiebei haben die böhmischen Könige wohl auch die gewerbliche Befähigung der Sudetendeutschen berücksichtigt, die sie an und für sich eher als die fast nur in der Landwirtschaft tätigen Tschechen zu Stadtbewohnern prädestinierte. Bei den im Landesinnern erfolgten Stadtgründungen ist noch darauf zu verweisen, daß sich die dort oft in nicht mehr allzu großer Zahl verstreut lebenden Sudetendeutschen in befestigte Städte zurückzogen. Ottokar II. bestimmte, daß die Grundherrschaften einen zinspflichtigen Bauern oder anderen Untertanen, falls er in die Stadt ziehen wollte und sich mit einem bestimmten Geldbetrag loskaufte, die Übersiedlung nicht verweigern durften. In manchen neu errichteten Städten, wie z. B. Brüx, Pilgram und Deutsch Gabel, durften sich Tschechen überhaupt nicht seßhaft machen und verblieben in der Vorstadt, in Budweis und anderen Städten blieb ihnen nur eine Gasse vorbehalten.

Die Meinung, daß man die Deutschen zwecks Erbauung der Städte ins Land gerufen habe, ist haltlos. Zu diesem Zwecke hätte man höchstens Baumeister und

einige Poliere, keineswegs aber die große Masse der Maurer, Zimmerer, Tischler, Hilfsarbeiter usw. berufen, da doch diese von im Inland wohnenden Sudetendeutschen und Slawen gestellt wurden. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß ausländische Bauarbeiter ihre Familien immer zu Hause lassen und nach Beendigung der Arbeiten wieder heimkehren. Es ist wegen des schon damals höheren Lebensstandards der Reichsdeutschen und Österreicher ausgeschlossen, daß diese als Maurer und Bauarbeiter ins Böhmerland zur Arbeit gegangen wären, wo doch sogar noch in den letzten Jahrhunderten gerade tschechische Bauarbeiter zu Zehntausenden nach Deutschland und Österreich zogen und nach Beendigung der Saisonarbeiten jeweils im Herbst wieder in die Sudetenländer zurückkehrten. Vollkommen unlogisch und in der europäischen Geschichte noch nicht vorgekommen wäre es gewesen, daß zehntausende, ja vielleicht hunderttausende Maurer und Bauarbeiter in ein anderes Land zogen, dort hunderte Städte gebaut und sich in fruchtbaren und besiedelten Regionen inmitten eines fremden Volkes festgesetzt hätten.

Städte, Märkte und Burgen (Festungen) waren immer irgendwie Mittelpunkte ländlicher Siedlungen (Dörfer, Einzelgehöfte). Letzterer Vorhandensein in nächster Umgebung war daher erste Voraussetzung für die Neugründung von Städten. Im 13. Jh. hat es keine künstlichen und plötzlichen Zufalls- oder Spekulationsgründungen gegeben. Die Entstehung der Städte war eine naturgemäße, vielfach abgestufte Folge reif gewordener Verhältnisse und eine Art Endentwicklung der damaligen Zivilisationsepoche und in den allerwenigsten Fällen auf ein spontanes Eingreifen bestimmter Machtfaktoren (Landesherren, Adel, Klerus) zurückzuführen. Ob nun eine Stadt aus den vorhandenen Siedlungen naturgemäß herauswuchs oder sich infolge Terrain- und Besitzverhältnisse in geringerer oder etwas größerer Entfernung von ihnen freier bildete, hat immer die heimische, nächst benachbarte Bevölkerung den Grundstock der Bürgerschaft geliefert. Und da solche Stadtbürgerschaften sofort und weiterhin deutschen Charakter zeigten, konnten sie nur aus der einheimischen deutschen Bevölkerungsschichte hervorgegangen sein; freies oder frei gewordenes slawisches Volk wurde jedoch auch meist in die Städte mitaufgenommen, wenn es sich deutschem Recht anpaßte. Dieser gewaltige und bewunderungswürdige Städtebau wirkte sich damals auf das öffentliche und private Leben ungefähr so aus wie etwa heute die technischen Errungenschaften des 19. und 20. Jh.s und gab dem ganzen Lande das noch heute bestehende Gepräge. Im Sudetenraum gibt es im wesentlichen dreierlei Städte:

(1) durch Umbau entstandene unregelmäßige, die sich in Anlehnung an eine Burg oder durch Weiterentwicklung einer bereits bestehenden Siedlung bildeten,

(2) durch Umsiedlung der Bewohnerschaft entstandene regelmäßige, die neben oder in nächster Nähe einer Siedlung oder durch Zuzug (Umsiedlung) deren Bewohner auf ohne vorherige Siedlungsspuren aufweisendem Neuland neu aufgebaut wurden,

(3) durch Neubesiedlung von aus der Umgebung zusammengerufenen Bewohnern auf Neubruchland aus wilder (grüner) Wurzel regelmäßig angelegte. Diese Art kam wohl nur ganz vereinzelt vor.

Zu b) Der Ansicht Wostrys, daß die civitas der urbs als synonym gleichzusetzen sei, kann nur zum Teil beigepflichtet werden. Während die urbs immer befestigt war und manchmal als bedeutendes castrum oder munitio angesehen werden konnte, war die civitas im eigentlichen Sinne eine befestigte Bürgersiedlung, die in besonderen Fällen auch als urbs anzusprechen war, wenn sie Mittelpunkt einer Zivil- oder Militär-

verwaltung war. Da in den Annalen wiederholt von „civitates munitae", d. i. „befestigte Städte", gesprochen wird, muß man auch auf unbefestigte schließen. Obwohl manche Worte im Laufe der Jahrhunderte ihren Sinn ändern, verbleibt deren ursprüngliche Bedeutung doch immer richtungweisend für die spätere Anwendung und verwandelt sich kaum ins Gegenteil. Bei den Römern hieß die staatsrechtliche Einheit, die Völkerschaft der Germanen, „civitas"; diese fand ihren vollendetsten Ausdruck in der Landesgemeinde (Landesthing, consilium civitatis), der Versammlung aller freien und wehrhaften Angehörigen des Volkes (siehe L. Schmidt „Geschichte der germanischen Frühzeit", S. 159 ff). In vorurkundlicher Zeit verstand man unter civitas manchmal auch die städtische Ansiedlung mit dem dazugehörigen Verwaltungsbezirk. In der urkundlichen Zeit und nach Verleihung der Stadtrechtsprivilegien schied der Verwaltungsbezirk aus der Zugehörigkeit zur civitas aus und wurde, da häufig mit einem anderen Recht ausgestattet, als provincia bezeichnet. W. Weizsäcker erblickt in der civitas die mit eigener Gerichtsbarkeit und Selbstverwaltung ausgestattete Marktsiedlung und freie Bürgergemeinde. Nach Bretholz gehört zum Wesen der mittelalterlichen Stadt eine nach Art einer Burg befestigte Niederlassung mit einer inneren, selbständigen Organisation. Weil solche Rechte im wesentlichen nur den Sudetendeutschen zukamen, muß man in einer jeden als „civitas" bezeichneten Niederlassung eine Ortschaft mit überwiegend deutscher Bevölkerung erblicken.

Solche civitates bestanden im Sudetenraum schon in der Quadenzeit, im 9. Jh. werden sie wieder, allerdings in größerer Zahl bestätigt. Es besteht kein Grund zur Annahme, daß die von Ptolomäus aufgezählten Orte zugrunde gegangen und die im 9. Jh. angeführten nur neu errichtete gewesen wären. Man muß im Gegenteil dafür halten, daß die quadischen und markomannischen Städte wenigstens überwiegend erhalten geblieben und in der Zwischenzeit laut Geographus Bavarus auf 26 und mehr erhöht worden waren. Laut dieser Nachricht über die militärische Stärke der nördlich der Donau wohnhaften Völker deutet die civitas auf eine befestigte Dauersiedlung größeren Ausmaßes mit genügendem Raum für die flüchtende Bevölkerung des Umlandes hin, ist aber nicht so groß und stark befestigt wie eine urbs, hingegen bedeutend größer und anders geartet als ein castellum (siehe Jahrbuch 1963 für altbayrische Kirchengeschichte, S. 77—86). Die Annales Fuldenses berichten zum Jahre 870 anläßlich des gegen Zuentibald in Mähren geführten Krieges: „Karlmann drang ohne auf Widerstand zu stoßen in dessen Reich ein und besetzte alle Städte und Burgen". Daraus entnimmt man, daß es damals in Mähren Städte und Burgen gab, daß also civitas und castellum oder castrum nicht identisch waren. Zum Jahre 872 berichtet dieselbe Chronik, daß sich die in die Flucht geschlagenen Bohemi in civitates retteten. Es waren also auch in Böhmen befestigte Städte, da sie den geschlagenen Truppen Rettung brachten. In den Lebensbeschreibungen der Brüder Cyrill und Method, des hl. Ivan, des hl. Wenzel, der hl. Ludmila und des hl. Adalbert (siehe Fontes rerum Bohemicarum I. von Emler aus 1873, S. 97, 102, 116, 118, 120, 132, 134, 164, 165, 176, 193, 234, 239, 281 und 289) aus dem 10. und 11. Jh. wird wiederholt über urbes, civitates, oppida, villae, vici, castra und castella berichtet. Daraus geht hervor, daß alle diese Niederlassungen, also Städte, Märkte, Dörfer und Burgen im 9., 10. und 11. Jh. im Sudetenraum waren und die Chronisten in derer Bezeichnung die unterschiedliche Bedeutung sowie die verschiedenartige Verwendung kennzeichnen wollten. Nach 1945 wurden bei Ausgrabungen in Südmähren volkreiche Städte bei Mikultschitz und in Altstadt festgestellt. Auch Alt Kaurim und Klutschow in Mittelböhmen waren im 10. Jh. befestigte Städte (civitates) in mittelalterlichem Sinn. Zum Jahre 1114 berichtet Cosmas von der civitas Glatz; diese war befestigt und deren Einwohner entschieden in stadtgewohnter deutscher Weise und ohne Befehl eines Castellanus

oder Festungskommandanten selbst über ihr und der Stadt Schicksal. Und gerade eine solch wichtige Entscheidung der Glatzer Bürgerschaft war wie bei einer ähnlichen Gelegenheit zu Saaz eine typisch germanische Erscheinung. So schreibt Tacitus in „Germania", cap. 11: „Bei den Germanen entscheiden über weniger wichtige Angelegenheiten die Fürsten, über wichtigere die Gesamtheit der Freien." Laut Cosmas war im 11. Jh. in Mähren eine größere Anzahl von civitates. Nach Dr. Kloss werden in einem zu Gunsten der Kirche in Wyschehrad von Sobieslaus I. im Jahre 1130 erlassenen Privileg die civitates Prag, Wyschehrad, Saaz, Zettlitz (bei Karlsbad), Leitmeritz, Bilin, Jungbunzlau, Königgrätz, Opotschno, Chrudim, Kaurim, Alt Pilsenetz und Libitz angeführt. Zettlitz wird erstmalig in einer Urkunde Kaiser Heinrich IV. vom 29. April 1086 genannt und gehörte zum Elbogener Land. Laut Lippert setzen eine Reihe von Urkunden aus 1235 und 1237 den geordneten Bestand einer Stadt Leitmeritz „und anderer Städte" in Böhmen, die mit deutschem Recht ausgestattet waren, voraus. So schreibt auch A. Zycha in „Mitteilungen d. V. f. d. G. d. D. i. B." 1913, S. 39 über die „Handfeste" Brünns aus 1243, daß man sie nicht als einen verfassungsrechtlichen Abschluß betrachten könne; schon Rößler habe sie zutreffend nur als eine Verbesserung und Erläuterung des allmählichen Rechtsbrauches bezeichnet, d. h. in der Hauptsache als Festlegung des bisherigen ungeschriebenen Rechtes. Viele erst im 13. Jh. als „civitas" benannte Ortschaften schienen schon lange vorher als „villa forensis" (Marktdorf), „locus forensis" (Marktort) und „forum" (Markt) auf, ohne daß in der Zwischenzeit eine rechtliche Veränderung erfolgt wäre. Bemerkenswert ist, daß die civitates, wenn es sich um Städte in unserem Sinne handelte, bis zum 13. oder 14. Jh. noch nicht mit Mauern, sondern mit Wall, Graben, Planken und manchmal bei den Toren mit Türmen befestigt waren. Zu den Städten mit Mauerschutz gehörten: Prag vom Jahre 1235 bis 1250, Brünn vor 1243, Leitmeritz und Brüx vor 1257. Falls bei der civitas Burgen waren, wurden diese manchmal in den Befestigungsgürtel einbezogen, manchmal blieben sie selbständig und außerhalb der neu erbauten Stadtmauern. Die Verbesserung der Stadtbefestigungen im 13. und 14. Jh. bestand darin, daß der Stadtgraben erweitert, vertieft und ausgemauert wurde. Die Städte erlangten hiezu königliche Unterstützungen hauptsächlich durch Erlassung des Grundzinses, von Steuern und Zöllen sowie durch Zuwendungen von Grundbesitz außerhalb der Stadt. Für den verfassungsrechtlichen Begriff der Stadt (civitas) hatte die Ummauerung keine Bedeutung. (Siehe hiezu auch A. Zycha in den M. d. V. f. d. G. d. D. i. B., Bd. 52—53.)

Zusammenfassend ist auch zu den unter a) erfolgten Ausführungen festzustellen, daß das 13. Jh. keineswegs der Beginn des mittelalterlichen, sondern die Endphase der Entwicklung des manchmal auf die Keltenzeit zurückgehenden und seit der Markomannen- und Quadenzeit ununterbrochen bestandenen sudetendeutschen Städtewesens war. So wendet sich auch A. Dopsch in „Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit" aus 1922, II., S. 100, 105, 113, 123, mit Recht gegen die Annahme sogenannter Gründungstädte, d. h. einer plötzlichen Entstehung von Städten durch Marktgründungen, weil hiefür die ökonomische Basis gefehlt habe, vor allem eine hinreichende Zahl von Konsumenten, die Kaufleuten und anderen Gewerbetreibenden auskömmliche Beschäftigung zu bieten vermochten; Städte seien auch nicht aus den zahlreichen Herrenburgen hervorgegangen, wohl aber aus jenen, die Vororte des Gaues oder Mittelpunkte der Völkergemeinschaft gewesen seien. Man müsse auch die Zahl der Märkte in Deutschland zur Karolingerzeit um vieles höher veranschlagen, als die Summe der in den Quellen genannten Orte ausmacht, da die Zufälligkeit der Überlieferung sehr stark ins Gewicht fällt, auch die Zahl der Städte sei von der Forschung

sehr unterschätzt worden. Diese von A. Dopsch erfolgten Ausführungen gelten natürlich auch für den Sudetenraum als einen Teil Deutschlands.

Zu c) Der Markt, Marktflecken (oppidum), und wenn etwas größer und besser befestigt, als Städtchen bezeichnet, war meist eine an verbreiterter Durchzugsstraße oder langgezogenem, drei- oder rechteckigem Platz mit zusammengebauten Häusern und ausnahmsweise geringeren Befestigungsanlagen sowie wenigen außerhalb der Durchzugsstraße befindlichen Kleinbaustellen in der Nähe der Kirche (oder Burg) versehene Niederlassung. Im Falle eines Feindeinbruchs konnten die zwei Ortseingänge verrammelt werden, die Bewohner sich gegenseitig helfen und waren daher nicht so sehr der Feindwillkür ausgesetzt wie die Dörfler. Solche Marktsiedlungen sind selten in Neubruchland aus wilder Wurzel, sondern fast immer aus Marktdörfern, die wiederum aus Gassen- oder Straßendörfern entstanden waren, hervorgegangen. Der Entwicklungsgang vom Dorf zum Markt hat in der Regel mindest 100 bis 150 Jahre gedauert, wie aus den Darstellungen J. V. Simáks ersichtlich. Zu Beginn der urkundlichen Zeit war ein Großteil der Marktsiedlungen im Landesinnern entweder zur Gänze oder teilweise, in den Randgebieten durchwegs deutsch. Daraus geht hervor, daß auch die Dörfer, aus denen sich die Märkte entwickelt hatten sowie deren nächste Umgebung von Uranfang auch gänzlich oder teilweise deutsch waren, denn für eine Zuwanderung deutscher Kolonisten in solch festgefügte Marktgemeinden bestand weder Veranlassung noch Möglichkeit. Die Gründungszeit der meist als Vorläufer der Märkte anzusprechenden Dörfer ist daher, wie noch später dargetan wird, überwiegend in das 9. bis 12. Jh. zu verlegen.

Manchmal waren aber auch schon Märkte (oppida) und ausnahmsweise auch Dörfer (villae) stadtähnlich erbaut und befestigt, wurden aber im Laufe des 13. und 14. Jh.s dann schon als Städte (civitates) bezeichnet. Nach G. Juritsch bestand zwischen civitas und oppidum kein rechtlicher Unterschied, da auch letzteres Gerichtsimmunität und autonome Verwaltung hatte. Nach J. Pfitzner war das oppidum ein Stadtwesen geringeren Umfangs. Schon dadurch allein ist der deutsche Charakter der oppida bis zum 13. Jh. erwiesen, da bis zu dieser Zeit slawische Niederlassungen solche Vorrechte nicht genossen.

Zu d) In der germanischen Zeit verstand man unter castellum oder castrum in der Regel die als Zufluchtsort vor Feinden benützte Fliehburg. Im 8. und 9. Jh. treten uns Fliehburgen als Rund- oder Ringwälle oder als Burgwälle und als Turmhügel (Burgen) germanischer Edelinge entgegen.

Die Rund- oder Ringwälle waren vornehmlich in Kriegszeiten Zufluchtsstätten für die slawischen Hilfsvölker vor anrückenden Feinden. Solche nicht als Dauerniederlassungen errichtete Festungswälle umschlossen eine Unmenge kleiner und kleinster auf engem Raum zusammengepferchter Holz- und Flechtwerkhütten. Die Sudetendeutschen zogen sich vor Feinden entweder in ihre Kleinburgen, in civitates (befestigte Städte) und urbes (Gauburgen und Fürstensitze) zurück. Dies erhellt aus Mitteilungen seinerzeitiger Chronisten, namentlich aber aus den Ausgrabungsergebnissen von Mikultschitz, auf der Heidenstätte und Altstadt in Südmähren. So war die Fürstenburg zu Mikultschitz sichtlich die vom suebischen (quadischen) Fürsten, dessen Familie, Dienerschaft und Rittern samt deren Angehörigen bewohnte urbs (munitio), die darunter befindliche befestigte Vorburgsiedlung (suburbium) die civitas deutsch-südmährischer Zivilbevölkerung und die Anlage auf der Flur „Štěpnice" vielleicht das castellum für das sudetenslawische Hilfsvolk. Dieses castellum (Rund-Ringwall) konnte leicht erobert und eingeäschert werden, was man auch durch

mehrere festgestellte Brand- und Aschenschichten annehmen kann. Der Bayrische Geograph erwähnte die castella wahrscheinlich wegen derer kriegsmäßig minderen Bedeutung nicht. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß solche Fliehburgen nur für die slawischen Hilfstruppen bestimmt waren, denn die Oberaufsicht, Verwaltung und Entscheidung über wichtige Angelegenheiten oblag im 9. Jh. immer noch den Sudetendeutschen. Schon im 10. Jh. verloren diese Fliehburgen meist ihre Bedeutung. Es ist möglich, daß vielleicht die eine oder andere später zu einer Burg, also zu einem castellum im eigentlichen Sinne umgebaut wurde. Ob die von Cosmas genannten castella Leitomischl, Glatz, Psov (Melnik) und andere ihren Ursprung in solchen Fliehburgen der fränkischen Zeit hatten, ist möglich, für die Gesamtheit der sudetischen Niederlassungen jedoch bedeutungslos, weil Sudetenstädte sich wohl nur selten aus solchen slawischen Rund-Ringwällen, sondern aus germanischen Burgwällen (Herrenburgen), Burghügeln (Turmhügeln), civitates, urbes usw. entwickelt hatten. Der tschechische Archäologe H. Hejna führt in „Památky archeologické" aus 1965 aus, daß die slawischen kreisförmigen Burgen jener Zeit (damit meint er sichtlich die Rund-Ringwälle, Burgwälle und Burghügel) den sächsischen sehr ähnlich waren. Wir können jedoch überzeugend behaupten, daß diese angeblich slawischen Burgen in Wirklichkeit von slawischen Hilfsvölkern und Untertanen über sudetengermanische Weisung hin höchstens erbaut wurden oder daß es überhaupt keine slawischen, sondern sächsische, bzw. germanische waren. Nach der Machtübernahme der slawischen Herzoge im 10. und 11. Jh. verfiel der Großteil dieser „kreisförmigen Burgen" ähnlich wie die Fortifikationen von Mikultschitz usw.

Wogastisburg des 7. Jh.s, Camburg und Mosapurc (Moosburg) des 9. Jh.s, Neuuenburg (Nimburg?) und Preßburg des 10. Jh.s sowie Lauentenburch (Lundenburg) des 11. Jh.s waren keine castella (Burgen im heutigen Sinne), sondern urbes oder civitates (Städte). Das Wort „Burg" hat seine heutige Bedeutung ursprünglich nicht gehabt und ist vom 6. und 7. Jh. (siehe A. Dopsch „Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit", S. 104) bis zum Ausgang des 11. Jh.s für „Stadt" verwendet worden. Die vollberechtigten Stadtbewohner hießen deshalb auch „Bürger". So waren auch Augsburg, Regensburg, Würzburg, Straßburg, Rothenburg, Moosburg (in Bayern), Hamburg, Homburg, Magdeburg, Mikilinburg, Flensburg, Göteborg, Ödenburg, Mattersburg, Radkersburg, Rumburg und Nikolsburg (in Südmähren) keine castella oder castra, sondern urbes oder civitates. Heinrich Weigl bestätigt dasselbe in „Bedeutung der Ortsnamen in Niederösterreich" (S. 11); darnach waren die bis zum Ausgang des 11. Jh.s gegründeten Orte Herzogenburg, Wilhelmsburg, Hainburg und Wieselburg keine castella, sondern seit deren Anlegung immer Städte gewesen. Im wesentlichen gilt dasselbe, insbesondere hinsichtlich der Gründungszeit, auch bei den auf „berg" auslautenden Ortsnamen wie Amberg, Bamberg, Nürnberg, Annaberg, Marienberg, Sonntagberg, Rattenberg, Schwertberg, Reichenberg, Hirschberg, Postelberg, Königsberg (in Westböhmen), Pfraumberg, Winterberg, Friedberg, Rosenberg, Sonnberg, Mähr. Schönberg, Sternberg, Oderberg, Wamberg, Geiersberg, Niklasberg, Johannesberg, Kuttenberg usw.

Nichtbefestigte (ländliche) Siedlungen, Fluren und Gehöfe

a) Der natürliche und bevorzugte Lebensraum des slawischen Volkes war nach dessen Einführung in den sudetendeutschen Kulturkreis das Dorf, slawisch „dědina" und lateinisch „villa" oder „vicus"; hier erhielt sich dessen Sprache und Volkstum, hier verblieben altslawische Sitten und Gebräuche, hier vermischte es sich am wenig-

sten mit Andersnationalen und hier wurden auch noch in der Neuzeit seine führenden Männer geboren. Und genauso wie die sudetenslawischen Bauern Hauptpfeiler ihres Volkstums verblieben sind, waren dies für das Sudetendeutschtum seit Jahrtausenden auch dessen Bauern. Die Sudetenslawen siedelten, da ihnen zur Zeit ihrer Einwanderung nicht mehr viel freier Boden zur Verfügung stand, nur noch selten in Weilern und Einzelgehöften, sondern nach ihrer sukzessiven Seßhaftmachung mit wenigen Ausnahmen in nach fränkischem und deutschem Muster der spätrömischen, merowingischen, karolingischen und herzoglichen Zeit erbauten Haufen-, Straßen-, Gassen-, Kirchen- und Angerdöfern sowie Rundlingen. Diese Besiedlungsarten wurden im Zuge der Neuorganisation des Siedlungswesens jener Zeit auch von der sudetendeutschen Landbevölkerung zum Teil gewählt, da nicht alle in Einzelgehöften, Streusiedlungen und Weilern verblieben waren und sich vielfach in größeren Ortschaften sammelten. Spätmittelalterliche Sammelsiedlungen sind die planmäßigen Weiler, Platz- und Waldhufendörfer. Sammelsiedlungen der Neuzeit sind manchmal Kettendörfer, Kleinhaussiedlungen, Werks- und Gutsweiler. All diese Orte waren mit Ausnahme der Waldhufendörfer und der neuzeitlichen Siedlungen in früheren Zeiten meist mit einer Hecke oder einem Zaun zum Schutz gegen allenfalls eindringende Diebe oder kleinere räuberische Banden umgeben, können aber wegen dieser leicht zu überwindenden Hindernisse nicht als befestigte Siedlungen im eigentlichen Sinne angesehen werden. In Germanien fanden sich viele Einzelsiedlungen, die sich zum Teil noch bis jetzt erhalten haben. Im Sudetengebiet kommen solche Einzelgehöfte noch als Guts- und große Bauernhöfe vor; des weiteren kennen wir folgende germanisch-deutsch-sudetische Ortsformen:

(1) *Weiler* sind die älteste germanische Siedlungstype der dörfischen Sammelsiedlung. Sie lagern in verschiedenartigem Gelände, häufig sonnseitig. Die häufigsten Formen sind:

aa) Der Kleinweiler, der aus 3 bis 5 Gehöften besteht. Deren Anordnung ist unregelmäßig, ungeordnet, unplanmäßig, willkürlich. Dies sind wohl die ältesten, zum Teil bis in die Römerzeit zurückreichenden Siedlungsformen.

bb) Der unplanmäßige Großweiler besteht in der Regel aus 6 bis 9 Gehöften und unterscheidet sich vom Kleinweiler nur durch die größere Anzahl der Gehöfte. Das Wegenetz ist unplanmäßig, die Baublöcke sind ungeordnet, ein Kennzeichen sind die unregelmäßigen Baustellen. Dieser Weiler kann nie auf Gehöfteteilung, wohl aber auf eine deutsche Sippensiedlung seit den Zeiten Cäsars bis zum 9. Jh. zurückgeführt werden. Viele Haufendörfer sind aus Großweilern hervorgegangen, in manchen frühen Straßendöfern (Gassengruppendörfern) erkennt man oft deren Kern.

cc) Der planmäßige Großweiler besteht aus 5 bis 10 Gehöften, die planmäßig in quadratische oder rechteckige Baublöcke regelmäßig geteilt sind. Diese Siedlungsform tritt manchmal in freiem ebenem Gelände als Zeilenweiler, manchmal neben einem Bachlauf auf. Diese Weilertype gehört der großen Rodekolonisationsperiode des Hoch- und Spätmittelalters an und ist etwa um die Wende des 12. zum 13. Jh. entstanden.

dd) Guts- und Werksweiler sind neuzeitliche Siedlungsformen und als Zusiedlungen zu Gutshöfen oder Fabriken erbaut.

(2) *Haufendörfer* sind neben den Klein- und unregelmäßigen Großweilern ebenfalls zur ältesten deutschen Siedlungstype der dörfischen Sammelsiedlung zu zählen.

Sie lagern in Mulden und auf Hängen, sind nicht großräumig angelegt, jedoch dicht verbaut. Das Straßennetz weist zwar nach der Dorfmitte, ist aber unregelmäßig und schafft dadurch ungleichförmige, vieleckige Baublöcke, die in ebensolche oft sehr kleine Grundstücke abgeteilt sind. Auf diesen werden desgleichen kleine, winkelige Gehöfteformen dichtgedrängt errichtet. Kleine angerartige Plätze lockern die Siedlungsform auf, die Gesamtanlage ist planlos. Der Zeitraum der Entwicklung der Haufendorfform kann mit dem 10. Jh. als beendet betrachtet werden, sein Anfang ist schwer festzulegen.

(3) In den gleichen Gebieten kommt neben dem Haufendorf die Type des *frühen Straßendorfes* (auch als Gassengruppendorf bezeichnet) vor. Diese Siedlungsform unterscheidet sich vom Haufendorf durch das schon planmäßiger gefügte Ortsgebilde. Ein-, oder durch Straßenteilung zwei- oder mehrfach entstandene Straßenzüge bilden das Grundgerüst des Dorfplanes. Entlang der Ortsstraßen reihen sich die oft unregelmäßigen Baublöcke, die in regelmäßige viereckige Grundstücke abgeteilt sind. Die Umfassungslinie der Ortschaft gleicht noch der Haufendorfform und ist vielzackig. Straßenteilungen bilden mitunter platzartige Erweiterungen, die die Keimzellen des Dorfangers oder des Dorfplatzes sind. Die Entstehungsform dieser Siedlungen weist auf die Zeit zwischen den Jahren 800 bis 1000 hin.

(4) Bei der *Kirchensiedlung* lagert die Kirche auf einer Anhöhe, die Ortschaft liegt unmittelbar im Kreis herum. Die Hochlage der Kirche mit ummauertem Friedhof bezeigt ihre wehrhafte Stellung, der unmittelbare Ortsanschluß den ersten planmäßigen Zusammenschluß von Siedlung und Verteidigung. Die Siedlungsform entspricht häufig der Frühform des Straßendorfes und erst spätere Siedlungen verlassen diese haufendorfähnliche Anlage. Da dieser Festungsort häufig in unmittelbarer Nähe wichtiger Straßenkreuzungen liegt, ist damit häufig der Keim zur späteren städtischen Entwicklung gegeben. Die Kirchensiedlung ist das Symbol der Christianisierung des Landes. Ihre Entstehung ist in die Zeit zwischen 800 bis 1050 zu verlegen.

(5) Siedlungsformen des 11. und 12. Jh.s sind die *Straßen-* und *Gassendörfer.* Erstere sind eine Weiterentwicklung des frühen Straßendorfes und meist nur noch von einer oder zwei geraden Straßen durchzogen, deren eine sich in der Ortschaftsmitte verbreitert; die Umfassungslinie des Dorfes ist regelmäßig, die Häuser stehen meistens frei auf viereckiger Grundform, die Siedlungen sind häufig noch großräumig. Eine geländebedingte Sonderform des Straßendorfes ist das *Grabendorf.* Dieses liegt in tief eingeschnittenen Tälern zeilenartig und ungleichmäßig längs eines grabenartigen Tales; es gehört den Frühsiedlungen vor dem Jahre 1000 an, die Ortsnamen enden häufig auf ach, bach, grub und graben. Die den Straßendörfern ähnlichen Gassendörfer sind beengter im Raum; sie umfassen, da fast immer nur von einer verbreiterten, manchmal als Platz bezeichneten Straße durchzogen, außer den beiden Baublöcken mit aneinandergebauten Häusern meist nur wenige Kleinbaustellen in der Nähe der Kirche (falls es ein Pfarrdorf ist). Die schmale, straßenartige Längsrichtung des Gassen- und manchmal auch des Straßenplatzes ist aus der Straßenverbreiterung hervorgegangen, die für die Aufstellung der Marktware entlang des Verkehrsbandes notwendig war. Die Gassendörfer können meist schon als Marktdörfer angesprochen werden, denn aus ihnen haben sich häufig Märkte und schließlich auch Städte entwickelt. Eine andere Sonderform stellt das Straßendorf mit kleinem Rechteckplatz dar; diese Siedlungsform ist zweifellos erst mit Beginn des 13. Jh.s entstanden, denn der Rechteckplatz ist ein den Stadtanlagen jener Zeit nachgeahmtes Bauvorhaben.

(6) Die Häuser des *Rundlings, Runddorf* (tschechisch „okrouhlice“) sind kreis- oder ovalförmig um den Dorfanger, auf dem sich häufig ein Teich, eine Kapelle sowie

weitere Grasflächen befinden, in einer einzigen Rundreihe erbaut. In den Rundling führt bloß eine Straße oder ein Weg, der gegen Überfälle kleinerer Banden durch Holzgitter oder Balkengefüge abgeriegelt werden kann. Während sich alle anderen Siedlungsformen im Sudetenraum und auch im übrigen deutschen Sprachraum finden, gibt es Runddörfer außer im Sudetenraum noch in geringerem Maße in Mittel-, West-, Nord- und Osttdeutschland. In Süddeutschland und Österreich fehlen sie fast gänzlich, in Niederösterreich könnten Hanftal und Pettendorf hiezu gerechnet werden. Die Meinung, daß die als Gründungen des 10. und 11. Jh.s anzusprechenden Rundlinge typisch slawisch seien, nur von Slawen angelegt worden wären, eine deutsche Gründung ausschließen und im deutschen Sprachraum nicht vorkommen, ist abwegig. Richtig ist, daß Rundlinge eine slawischerseits manchmal bevorzugte Ortsform sind. L. Niederle hat in „Slovanské starožitnosti III", S. 73, nachgewiesen, daß Rundlinge keine typisch slawischen Gründungen sind, sondern sich auch in solchen Gegenden Westdeutschlands finden, wo keine Ortschaften mit eventuell slawisch klingenden Namen sind und auch niemals Slawen ansässig waren; anderseits gebe es in Ländern, in denen Slawen gleich nach ihrer Einwanderung seßhaft wurden, keine oder nur ganz vereinzelt Rundlinge.

(7) Für das *Angerdorf* ist wesentlich ein zwischen den sich gegenüberliegenden Hauszeilen befindlicher Anger (Dorfwiese). Die Baublöcke sind ähnlich wie beim Straßendorf nach den Häuserreihen gerichtet, enthalten die Grundstücke für Gehöft und Hausgarten und sind regelmäßig umgrenzte, dreieckige, schalen- oder längsrechteckige Flächen. Bei der Haufendorfform und beim frühen Straßendorf (Gassengruppendorf) wurde darauf hingewiesen, daß durch Straßenteilung oder Straßenverbreiterung angerartige Kleinplätze entstehen können. Die Straßenteilung oder Gabelung ist die Urform des Dreieckangers, die Straßenverbreiterung oder Umbauung der Ortswiese ist die Urform des Längsangers. Angerdorfarten sind das Straßenangerdorf, Längsangerdorf, Linsenangerdorf, Breitangerdorf, Rundangerdorf und Dreieckangerdorf. Die Angerdörfer sind im 11. und 12. Jh. angelegte dörfische Sammelsiedlungen, gehören geländemäßig der Ebene und dem Flachhügelland an, breite Mulden und Tallagen werden bevorzugt.

(8) Eine besondere Form der mittelalterlichen Dorfsiedlung war die *villicatio*. Dies war ein Herrenhof (dem Landesfürsten oder einem Adeligen gehöriger Wirtschaftshof) mit einigen hundert Hektar Acker- und Wiesengrund, um das Herrenwohnhaus und die Wirtschaftsgebäude herum waren die Hütten höriger Landarbeiter und Häusler. Zur Bildung dieser Herrenhöfe war es in der Merowingerzeit, namentlich aber erst in der Karolingerzeit, gekommen. So schreibt A. Dopsch in „Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit", II., S. 1: „Als eines der Hauptdogmen der deutschen Rechts- und Wirtschaftsgeschichte kann man die Auffassung bezeichnen, daß die Zeit der Karolinger eine allgemeine soziale Depression des Standes der Gemeinfreien heraufgeführt habe, eine Ergebung unabhängiger Kleinbauern an die mächtig ausgreifenden Grundherrschaften." Die deutschen Bauern blieben, sofern ihr Besitztum nicht in den Herrenhof miteinbezogen wurde und sie nicht in Fronhöfe übersiedelten, in der weitaus überwiegenden Zahl persönlich frei, lediglich hinsichtlich ihres bisher freien Grundbesitzes sanken sie in Erbzinsschaft herab. Auf den Herrenhöfen waren wohl größtenteils die auf Arbeitssuche aus dem Osten eingeströmten Slawen beschäftigt. Diese massenweise Zuwanderung slawischer Arbeiter nach Mittel- und Westeuropa ist also nicht bloß eine Erscheinung des 20. Jh.s, sondern erfolgte bereits im 1. Jahrtausend. Auch jetzt würden Tschechen, Slowaken und Polen wieder

zwecks besseren Fortkommens als Arbeiter nach Westeuropa gehen, wenn sie nicht durch Stacheldrahtverhaue und Auswanderungsverbote daran gehindert wären.

Schon in der herzoglichen Zeit wurden obgenannte Herrenhöfe oftmals an die Villikationsbewohner aufgeteilt, die an die Stelle des Herrenhofes und der Hütten Dörfer bauten. Diese Siedlungen findet man häufig im Innern des Sudetenraumes. Da die Slawen zur Zeit ihrer Einwanderung Privateigentum an Grund und Boden nicht kannten und auch keinen grundbesitzenden Adel hatten, konnten die Herrenhofbesitzer nur alteingesessene germanische Adelige gewesen sein. Ein großer Teil dieser Herrenhöfe hat sich analog den großen nord- und ostdeutschen Gutshöfen bis ins 20. Jh. erhalten. Der sudetische Großgrundbesitz hatte seinen Ursprung in der germanischen Zeit, die Slawen hatten keinen Latifundienbesitz gebildet, der böhmisch-mährische Adel war auch bis zum dreißigjährigen Krieg zum größten Teil deutscher Abstammung und gerade durch das Vorhandensein und den Fortbestand des Großgrundbesitzes im Privateigentum von Einzelpersonen zum Ausgang des 1. und zu Beginn des 2. Jahrtausends ist die Altansässigkeit der Sudetendeutschen ebenfalls erhärtet.

(9) *Platzdörfer* sind Füllsiedlungen, die oft an der Stelle alter Gutshöfe (villicationes) mit einem regelmäßig rechteckigen bis quadratischen Platz errichtet wurden. Dieser entspricht in keiner Weise dem des Angerdorfes und Rundlings, auch wenn er hie und da als Grünfläche im Ortsbild aufscheint. Wegen ihrer Regelmäßigkeit und anderer Merkmale sind die Platzdörfer als Gründungen des ausgehenden 12. und der ersten Hälfte des 13. Jh.s zu halten. Sie wurden etwa im selben Zeitraum wie die planmäßigen Großweiler angelegt.

(10) Im Laufe des 13. und 14. Jh.s wurden *Waldhufendörfer* als bäuerliche Reihensiedlungen in Weiterentwicklung des germanischen Gewanndorfes angelegt. Die Waldhufendörfer nehmen ihren Ausgang auf die im 11. Jh. an der Nordseeküste angelegten Marschhufensiedlungen. Von hier breiteten sie sich in Mitteldeutschland, vornehmlich in Franken und Nordbayern, im Sudetenraum, geringfügig in einem schmalen Landstreifen Ober- und Niederösterreichs und sogar teilweise im Karpatengebiet aus. Die Waldhufendörfer sind großräumige, manchmal mehrere Kilometer lange Dörfer in einer oder zwei Baulinien (Häuserreihen), weshalb man sie in einzeilige und zweizeilige Reihendörfer untergliedert. Die Gehöfte sind freistehend und rechteckig. Zwischen den Häuserreihen (wenn es sich um ein zweizeiliges Dorf handelt) oder vor der Häuserreihe (wenn es ein einzeiliges ist) befindet sich ein Fahrweg oder eine Straße und ein ungezwungen sich durch- oder vorbeischlängelndes Bächlein. Eine verkleinerte und oft verkümmerte Form des Reihendorfes ist das *Kettendorf*, eine ganz vereinzelt noch nach dem 17. Jh. auftretende Form landwirtschaftlicher Innenkolonisation in stark bewegtem, höher gelegenem, hügeligem Gelände.

Die Waldhufendörfer des Sudetenraumes sind im Hochmittelalter ähnlich wie die Platzdörfer und regelmäßigen Weiler durch Innenkolonisation als sogenannte Rodedörfer entstanden. Diese bestand darin, daß von bereits bestehenden Siedlungen, den sogenannten Wurzelgebieten, Bauernsöhne und Bauerntöchter oder Landarbeiter (meist der Bevölkerungsüberschuß) sich gleichsam abspalteten, in unmittelbarer Nachbarschaft mit Unterstützung der Bewohner der Herkunftsorte unter allfälligem Zuzug von aus Innerböhmen und Innermähren zugezogener Deutscher Neuland kolonisierten, bis sie selbst wieder Leute abgeben konnten, die anschließend an ihre Siedlungen und mit ihrer Hilfe weiter kolonisierten. Das Gebiet dieser Neugründungen war aber vordem nicht immer unbewohnter Urwald oder Ödland, sondern schon häufig kultiviertes

Ackerland und daher auch von einer bodenständigen Bevölkerung bewohnt. Nach Peisker tragen so ziemlich alle heutigen Waldungen Böhmens bis etwa zu 800 Meter Seehöhe Spuren einstigen Ackerbaues und man muß daher annehmen, daß Ackerbau sicherlich auch in Gegenden betrieben wurde, die im 13. Jh. schon kolonisiert waren und nachher wieder verfielen. Man findet noch heute, und das bestätigt auch Altrichter für das Iglauer Gebiet, viele noch sichtbare regelmäßige Ackerfurchen und Äcker großer Feldanlagen in Waldungen des ganzen Sudetenraumes. In Innerböhmen wurden sie gerade in steilen Lagen und auf schroffen Waldabhängen, wo eine Bespannung von Tieren unmöglich war, in der allerletzten Zeit noch festgestellt. Daraus ist ersichtlich, daß es gar nicht so viel Urwald in den sudetischen Randgebieten zu roden gegeben hat, wie man heute annimmt. Die von Friedrich und Lippert angelegten Karten über das böhmische Waldgebiet des 12. Jh.s sind daher auch unter Hinweis auf archäologische Funde, Siedlungsformen und die Ausführungen V. Novotnýs unrichtig und wären zu korrigieren. Man muß aber daraus auch schließen, daß sich entweder innerhalb oder in der Nähe dieser heutigen, seinerzeit kultivierten Waldungen menschliche Niederlassungen befunden haben, was noch heute vielfach außer den angeführten alten Äckern auch an alten Feldanlagen, Steinriegeln, Hohlwegen, Hausstellen usw. erkennbar ist. Die Bevölkerung solcher schon bestehender kleiner Ansiedlungen wurde im Zuge der Neuvermessung und Neuzuteilung des Landes sichtlich im Wege einer Art Bodenreform — genauso wie in den vorhergehenden Jahrhunderten im übrigen Sudetenraum in Haufen-, Straßen-, Gassen und Angerdörfern sowie Rundlingen — nunmehr in diesen Reihendörfern mitangesiedelt, wobei die früheren Holzhäuser wohl abgetragen und die dazugehörigen Kulturflächen vom Lokator in den neuen Dorfplan miteinbezogen wurden. Die neuen Waldhufendörfler waren also die aus dem Gebiet des Ortskatasters oder dessen nächster Umgebung ab- und umgesiedelten Bauern, der aus den Nachbardörfern herbeigezogene Bevölkerungsüberschuß und schließlich aus dem Landesinneren in die Randgebiete verzogene Bauern. Die Reihendörfer sind eine typisch deutsche Erscheinung, Slawen legten solche Siedlungen nicht an. Man findet sie daher im Landesinnern mit Ausnahme des Schönhengstgaues nicht, es sei denn, daß sie von Deutschen gegründet und später slawisiert wurden. Die Behauptung, daß dieses oder jenes Waldhufen-Reihendorf eine slawische Gründung wäre, ist abwegig und kann, da es sich größtenteils um Gründungen der urkundlichen Zeit handelt, meist widerlegt werden.

(11) *Sammelsiedlungen der Neuzeit* sind überwiegend

aa) Kleinhaussiedlungen. Sie wurden meist in geradlinigen, langgestreckten und regelmäßig abgeteilten Baublöcken meist als einzeilige Straßendörfer errichtet. Diese planmäßig gegründeten Orte sind keine Bauernsiedlungen, sondern Häusler-, Hüttler- oder Gewerkschaftskolonien. Meist wurden sie von Großgrundbesitzern im Sinne merkantilistisch-industrieller Wirtschaftspläne des 17. und 18. Jh.s angelegt. Die Betriebsstätten sind entweder in einem Kleinhause oder in Werksgebäuden untergebracht. Spinnereien, Tuchmacherwerkstätten, Glashütten, Klingenschmieden usw. stellen die Erwerbszweige der dort Beschäftigten dar. Nur in vereinzelten Fällen zogen kleinere Gruppen von Facharbeitern aus dem Ausland in diese Orte, der überwiegende Teil der Neubewohner ist aus der Umgebung zugezogen.

bb) Gutsweiler sind Anlagen, die keine bäuerlichen Großgehöfte enthalten, sondern Zusiedlungen zu Gutshöfen darstellen. Ihre Form ist in der Regel streng geometrisch und entweder zu Zeilen-, Gassen- oder Platzweilern zusammengestellt. Werksweiler sind der Form nach den Gutsweilern ähnlich. An Stelle eines landwirtschaft-

lich betriebenen Gutes ist ein Werk oder eine Fabrik getreten. Falls ein Werks- oder Gutsweiler eine Kirche besitzt, wird der Ort als jüngerer Kirchweiler bezeichnet.

cc) Das Kettendof ist eine verkleinerte, oft auch sehr verkümmerte Auflösungsform des Reihendorfes. Der lockere Verband zwischen den Gehöften wird größer, so daß auch kleinere Einzelgehöfte eingestreut vorkommen. Zusammen mit der Haussatzflur und der Einödflur wird der Auflösungsvorgang noch schärfer erkannt als beim Reihendorf. Das Kettendorf ist auch viel unregelmäßiger und planloser ausgerichtet. Zusammen mit der neuzeitlichen Streusiedlung ist es die typische, durch Zuzug inländischer Neusiedler entstandene Kolonialform in größeren Waldbeständen.

Alle in diesem Kapitel angeführten Ansiedlungen sind mit Ausnahme der Waldhufen- und Platzdörfer, regelmäßigen Großweiler und Siedlungen der Neuzeit längstens bis zum Ausgang des 12. Jh.s errichtet worden. Da jedoch der Großteil aller Ortschaften (unter Zurechnung auch der bis zum 15. Jh. im Landesinnern befindlichen deutschen Dörfer) solche bis zum Ausgang des 12. Jh.s erfolgte Frühgründungen sind, haben sie also schon vor Beginn der sogenannten Kolonisation bestanden und konnten daher von eingewanderten Kolonisten nicht mehr gegründet worden sein.

b) Ländliche Ortsformen sind mit Flurformen engstens verknüpft, voneinander abhängig und miteinander verbunden. Die eine oder andere Ortsform bedingt geradezu diese oder jene Flurbildung und bildet deren Voraussetzung. So kann man also aus urkundlich oder sonstwie festgestellten Entstehungszeiten von Siedlungen einerseits und Fluren anderseits auch die Anlegungszeit der einen oder anderen Art ebenfalls mit Sicherheit festsetzen. Wenn also der Bestand einer Siedlung zu einem bestimmten Jahr feststeht, kann man auch das ungefähre Alter der zu diesem Ort gehörigen Fluranlage bestimmen, und ebenso umgekehrt. So war es den neuzeitlichen Forschern erleichtert worden, das Alter der einzelnen Orts- und Flurformen ziemlich genau festzusetzen. Im gesamten germanischen Wohngebiet gibt es im wesentlichen folgende Fluranlagen dörfischer Sammelsiedlungen:

(1) Die Blockflur besteht aus ungleich großen, unregelmäßigen, scheibenförmigen Ackerflächen, die Gesamtflur wird in eng aneinandergefügte, ungleich große und ungleich geformte Grundstücke geteilt. Sie kann ihren Ursprung aus ungeregelter Landnahme oder durch Störung einer vorherigen geregelten Anlage herleiten. Die Blockflur kann aber auch durch gänzliche oder teilweise Auflassung von Gutsherrschaften oder durch Wiederbesiedlung verödeter Landschaften entstanden sein.

Die einzelnen Abteilungen schaffen vieleckige, breit- und rechteckige, zuweilen auch quadratische Parzellen. Weitere Unterabteilungen ergeben parallelseitige Einlagen und bringen daher eine Übereinstimmung mit der Streifenflur hervor. Die Ungleichmäßigkeit der Grundstücke ist auch in der Besitzverteilung gegeben. Die Blockflur läßt das Bestreben erkennen, den bäuerlichen Anwesen einer Dorfgemeinschaft nahezu gleichwertige Anteile an geeigneten Äckern mit Flurzwang zukommen zu lassen. Die Blockfluren finden wir jetzt noch im Gebirge, im Hügelland, in breiten Tälern und an Flachhängen im Verband mit Weilern, Haufen-, Kirch- und frühen Straßendörfern, zum Teil auch mit Rundlingen; geradezu typisch ist sie jedoch für die unregelmäßigen Großweiler und die Haufendörfer. Die Zeit ihrer Entstehung ist unbestimmt, endet jedoch sicher mit dem 10. Jh., sie ist die typische Form der älteren, keltisch-germanischen Feld-Graswirtschaft und findet sich jetzt auch noch in Frankreich.

Weiterentwicklungen der Blockflur sind die planmäßig angelegte Blockflur mit regelmäßig und planvoll verteilten Grundstücken und scheinbar aufgehobenem Flur-

zwang, weiters die Hangblockflur und die blockartige, meist an Südabhängen vorkommende Streifenflur. Diese Fluren wurden im 11. und 12. Jh. mit den älteren Dörfern angelegt, lediglich im Zusammenhang mit planmäßigen Großweilern und Platzdörfern kann man ihre Entstehung für den Anfang des 13. Jh.s festsetzen.

(2) Die Gewannflur reicht auf die germanische Dreifelderwirtschaft mit Flurzwang zurück, wurde seit der Merowingerzeit bis in die Mitte des 13. Jh.s angelegt und besteht auch in Dänemark und Schweden unter dem Namen „Solskift". Die Grundstücke der mittelalterlichen Gewannflureinteilung gingen ins Eigentum des jeweiligen Bauern über, die Gewannflur ist meist in Weiterentwicklung der Blockflur entstanden und das Ergebnis planmäßiger Feldeinteilung. Die Feldstücke bilden meist große, regelmäßige quadratische bis rechteckige Scheiben, die streifenartig zerteilt und den einzelnen Bauern zugewiesen sind. Im hügeligen Gelände schmiegen sich die Äcker der Bodenbewegung an und scheinen ihr nachgezogen zu sein. Die Feldraine sind am Ende jeder Schmalseite der streifenartigen Riemenparzellen angeordnet und so weit gehalten, als ein Pfluggespann wenden kann. Demnach ist jede Parzelle vom Feldrain zugänglich. Die Anzahl der Riemengrundstücke innerhalb des Gewannes entspricht der Anzahl der Hofstellen des zugehörigen Dorfes. Die Besitzzuteilung steht mit der Reihung der Gehöfte des Ortes im Zusammenhang. Dem Dreifeldersystem entsprechend finden wir bei der Anlage in der Ebene drei zu jedem Dorf gehörige Gewannen. Die Gewannflur ist die Flur der Ebene, kommt aber auch in höheren, allerdings nur ebenen oder leicht gewellten Lagen vor. Zur Gewannflur zählen in der Regel Straßen-, Anger- und Platzdörfer.

Eine Sonderform der Gewannflur ist die planmäßig angelegte Hof- und Hausackerflur. Ihre Eigenart besteht darin, daß das Grundstück, auf dem das Gehöft steht und an das sich der Hausgarten anschließt, in gleicher Breite in die Ackerflur übergeht und hier den „Hof- und Hausacker" bildet. Da die Hof- und Hausäcker nur bei planmäßigen Dorfanlagen vorkommen, bilden die parallelgereihten Grundstücke mit dem Baublock der Ortschaft ein Gewann. Es gibt Fälle, wo die Hausäcker von der Ortschaft bis zur Gemarkungsgrenze als Riemenparzellen durchlaufen; in vielen Fällen werden sie durch quergelagerte Gewanne aufgefangen. Im ersteren Fall ähneln sie bereits den Waldhufendörfern, als deren Vorboten sie gelten können, unterscheiden sich aber von diesen auffallend dadurch, daß in jeder Ortsgemarkung mit Hausäckern mehrere planmäßige Gewanne bestehen. Die Anlage der Hof- und Hausackerfluren ist für den Ausgang des 12. und den Beginn des 13. Jh. anzunehmen. Bemerkenswert ist, daß auch die rein tschechischen Gegenden des Sudetenraumes mit Ausnahme einiger Block- und unregelmäßiger Fluren fast durchwegs Gewannfluren aufweisen und diese typisch germanische Flureinteilung in keinem Altslawenlande vorkommt.

(3) Die Einödflur ist dadurch gekennzeichnet, daß um das einzelstehende Gehöft die zugehörige Flur in Blockanlage ausgebreitet ist. Sie ist die Type der Streusiedlung und damit das Gegenteil der Sammelsiedlung, ihr Alter ist unbestimmbar, kann aber bis in die Germanen-, ja bis in die Keltenzeit zurückreichen.

Die neuzeitliche und jüngste Einöd-, Einödhaussatz- und Einödblockflur wurde im Zusammenhang mit jüngeren Kirchweilern, Gutsweilern, Werksweilern und Kettendörfern meist nur in höher gelegenen Waldgebieten im Wege der Innenkolonisation des ausgehenden 17. und im 18. Jh. angelegt.

(4) Die Waldhufenflur ist die Rodeflur des ausgehenden Mittelalters. Der gesamte bäuerliche Grundbesitz besteht aus dem manchmal 1 bis 2 Kilometer langen

und 40 bis 100 Meter breiten Grundstreifen (Hufe). Das Gehöft bildet gleichsam den Kopf des Geländestreifens, dahinter befindet sich der Anger, die Felder, Wiesen, Weiden und der Wald. Bei einzeiligen Waldhufendörfern gehört zum Gehöft häufig noch ein auf der gegenüberliegenden, unverbauten Dorfseite befindlicher Geländestreifen. Manchen Gehöften gehören mehrere, unter- oder oberhalb des Dorfes liegende Hufen ohne darauf befindliche Baulichkeiten. Das Besitztum des Bauern bildet ein einheitliches Ganzes, er braucht in der Regel weder öffentliches Gut noch Nachbars Grund betreten, um zu seinen Wirtschaftsflächen zu gelangen.

Obige Ausführungen über ländliche Siedlungen und Fluren stützen sich auf antike Schriftsteller, auf „Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen, Ostgermanen und Kelten" von August Meitzen, auf die Ausführungen über „Fluranlagen im Waldviertel" von H. Weigl, auf die Werke L. Niederles, ganz besonders aber auf „Die Siedlungsformen des Mühlviertels, Waldviertels und Südböhmens" von Prof. Doktor Adalbert Klaar und die von ihm erstellten Karten samt Erläuterungen über österreichische Siedlungsformen aus 1942, die sich in der Bibliothek der Universität Wien befinden, schließlich aber auch auf persönliche Kenntnisse und Wahrnehmungen des Verfassers.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß der Werdegang der Entwicklung der Siedlungen und Fluranlagen genauso wie der der Orts- und Personennamengebung nicht immer auf praktischen, vernunftsmäßigen und realen Erwägungen basierte, sondern viel Ähnlichkeit mit der Entwicklung einer Mode oder eines Stiles auf dem Gebiete der bildenden Kunst hat. Einwandfrei und unwiderlegbar steht fest, daß sämtliche unregelmäßigen Block- und Streifenfluren sowie die Gewannfluren in großer Feldeinteilung schon vor der behaupteten Kolonisation im Sudetengebiet als germanische Einrichtungen bestanden haben, fast durchwegs deutsche Flurnamen haben und daher weder von eingewanderten Kolonisten noch von Sudetenslawen angelegt werden konnten. Alle Dörfer mit solchen Fluren, und dies ist die Mehrzahl der sudetendeutschen Dörfer, weisen demnach auf eine Gründung bis längstens zur Mitte oder zum Ausgang des 12. Jh.s hin und können daher schon aus diesem Grunde nicht als „Kolonistendörfer eingewanderter deutscher Gäste" bezeichnet werden.

c) Zur Widerlegung der älteren Art der Kolonisationstheorie, nach der Kolonisten aus größeren Fernen und nicht durch „Vorschieben" über die Landesgrenze gekommen sein sollen, sind von Bedeutung auch die Gehöfteformen. Diese hat Adalbert Klaar ebenfalls für das ganze Gebiet Österreichs sowie für die deutschen Grenzgebiete Südböhmens und Südmährens erstellt. Darnach sind für uns erwähnenswert:

(1) *Der Niederbayrische (Innviertler) Vierseithof.* Dieser stellt Wohnhaus, Stall, Scheune und Schupfen als freigelagerte Häuser an die vier Seiten des Hofraumes, die Ecken zwischen diesen Bauten werden mit Toren oder Zäunen abgeschlossen. Das Wohnhaus ist zweigeschossig und gehört dem dreiteiligen, durchgängigen Mittelflurhaus an. Die Verbreitung dieses Hofes ist auf die Kreise Braunau, Ried und Schärding in Oberösterreich beschränkt und stellt den östlichsten Ausläufer dieser bedeutenden niederbayrischen Hofform dar. Diese Gehöfteform kommt im Sudetenraum nicht vor.

(2) Im geschlossenen umbauten *Vierseithof* werden Wohnhaus, Stall, Scheune und Schupfen eng zusammengebaut, die einzelnen Bauten treten in ihrer Eigengestaltigkeit in Grundriß, Aufbau und Bedachung deutlich hervor. Diese Gehöftform kommt in einzelnen Gebieten des oberösterreichischen Hausruckviertels, in den östlichen

Mischgebieten Niederösterreichs bis zur Melk und Pielach und im Mühl- und Waldviertel vor. Im Streusiedelgebiet erhält der Vierseithof die Form des sogenannten „Toreckbaues", bei dem Wohnhaus und Schupfen mit den Giebeln sich im rechten einspringenden Winkel berühren. Im Waldviertel und in der Waldhufenzone Südböhmens gleicht die Type stark dem Dreiseithof, doch wird an Stelle der Tormauer der Schupfen mit überdeckter Einfahrt gestellt. Das Wohnhaus des Vierseithofes ist in den Streusiedelgebieten Oberösterreichs immer durchgängig, im planmäßigen Sammelsiedlungsgebiet des Waldviertels und Südböhmens wird das Vorhaus durch die Rauchküche abgeriegelt.

(3) Der *Vierkant* verbindet Wohnhaus, Stall, Scheune und Schupfen zu einem völlig geschlossenen Bauwerk mit firstgleicher Überdachung. Das zweigeschossige Wohnhaus wird von einem durchgängigen Vorhaus durchquert. Es liegt in der Regel der meist gleich hohen zweitennigen Querscheune gegenüber, Stall und Schupfen sind in gleicher Bauflucht eng anschließende Bindeglieder. Das Verbreitungsgebiet des Vierkanters ist Ober- und Niederösterreich beiderseits der Enns, reicht im Westen bis an die Wasserscheide Traun-Pram, nach Osten bis an die Ybbs nächst Amstetten und strahlt im Norden bis Freistadt und Guttau und im Osten über die Melk zur Mank und bis tief ins Alpengebiet aus.

(4) Beim *Dreiseithof* werden drei Seiten des Wirtschaftshofes mit Hausbauten geschlossen verbaut, die vierte, unverbaute Seite ist durch die Tormauer abgeschlossen. Beiderseits der langen Nachbarseiten des rechteckigen Grundstückes werden Wohnhaus und Stall, Ausgedinghäusel, Feldkasten und Schupfen oder Stall aneinandergebaut. Die Giebel dieser Bauten bilden gemeinsam mit der Tormauer, in die Einfahrtstor und Gehtürl eingebaut sind, jene typische Zweigiebelfront des Dreiseithofes. Die Gebäude sind meist eingeschossig, das Wohnhaus hat in Sammelsiedlungen ein durch die Rauchküche abgeriegeltes Vorhaus. Das Verbreitungsgebiet des Dreiseithofes ist Südböhmen, zum Teil das nördliche Mühlviertel sowie das Waldviertel. Endausläufer dieser Gehöfteform finden sich im Tullnerfeld, im Wiener Becken und in der Oststeiermark. Während der Dreiseithof mit seiner Übergangsform zum Vierseithof sowie der regelmäßige Vierseithof die fast ausschließliche Gehöfteform Südböhmens ist, kommt sie in den übrigen genannten Gebieten häufig vermischt mit anderen Gehöfteformen vor.

(5) Dem Dreiseithof verwandt ist der *Zwerchhof*. Die Bezeichnung besagt, daß sich auf rechteckiger Parzelle, entlang der Nachbargrenze ein langgestreckter Wohnstalltrakt hinzieht, an den garten- wie straßenseits die „zwerchgebauten" Quertrakte anschließen. Die Grundform des Gehöftes ist demnach ein Doppelhaken. Die Häuser sind lang, schmal und eingeschossig. Die Verbreitung des Zwerchhofes ist westlich durch eine Linie Znaim—Manhartsberg—Kampmündung—Donau abwärts bis Wien, Wienerbeckenrand bis Burgenland begrenzt und breitet sich in den tschechischen Raum Mährens, in die Slowakei und nach Ungarn aus. Auffallend ist, daß diese Gehöfteform in Verbindung mit dem Hakenhof, den gleichen germanischen Gewannen und Ortsformen der fast ausschließliche bäuerliche Hoftypus des gesamten ehemaligen Moymaridenreiches noch heute ist.

(6) Der *Hakenhof* ist dem Zwerch- wie dem Dreiseithof verwandt, es entfällt bei ihm der Zwerchbau an der Ortsstraße. Der Haken wird durch die Querscheune oder den Schupfen an der Gartenseite des schmalrechteckigen Grundstückes gebildet. Der Hakenhof wird zum Streckhof, sobald Scheune und Schupfen nicht quergestellt,

sondern auch in der Längsrichtung des Wohnstalltraktes angebaut sind. Haken- wie Streckhof finden sich als „pannonische Type" im gleichen Gebiet wie der Zwerchhof.

Kolonistenbauerngehöfte sind fast immer im Stile der alten Heimat gebaut. Laut Klaarscher Siedlungsformenkarte herrschen in Niederbayern und im Innviertel die niederbayrischen Vierseithöfe und in anschließenden Teilen Ober- und Niederösterreichs Vierkanthöfe vor. Da sich diese Gehöfteformen in Südböhmen und Südmähren überhaupt nicht finden, ist schon aus diesem Grunde von den genannten bayrisch-österreichischen Gebieten eine Kolonisierung auszuschließen. In Ostösterreich (nördliches Burgenland, Viertel unter dem Wienerwald und Weinviertel) ist die fast ausschließliche Gehöfteform der Zwerch- und Hakenhof. Diese Formen kommen in Südböhmen und Deutsch Südwestmähren ebenfalls nicht vor, eine Kolonisierung von den letztgenannten österreichischen Landen kann daher nicht stattgefunden haben.

Hinsichtlich sämtlicher hier aufgezählter Ansiedlungen (auch Städte) ist festzustellen daß es im ganzen Sudetenraum mit Ausnahme bestimmter Teile West-, Nordwest- und Nordböhmens keinerlei Fachwerkbauten gibt, wie sie in der Oberpfalz, in Franken, Schwaben, Hessen, Thüringen, Sachsen und anderen Gegenden Deutschlands landläufig sind. Daraus erhellt wieder, daß der größte Teil der Sudetengebiete schon aus diesem Grunde von den angeführten deutschen Ländern nicht kolonisiert werden konnte, denn im bejahenden Falle hätten Siedler die Häuser in der neuen Heimat sicherlich nach der Bauweise ihrer Herkunftsorte geformt.

Auch im innersudetischen tschechischen Sprachgebiet finden sich nur germanisch-deutsche Gehöfteformen, und zwar in Ost- und Südostmähren (ehemaliges Quadenland) Zwerch- und Hakenhöfe, in Westmähren und Böhmen (insbesondere im ehemaligen Markomannenlande) Drei- und Vierseithöfe. In höher gelegenen Regionen Innersudetiens sind diese Gehöfteformen manchmal umgebildet worden; trotzdem läßt sich aber deren deutsche Grundform stets erkennen. In Altslawenländern (Rußland, Ostpolen) gibt es unsere Gehöfteformen nicht, die Sudetenslawen haben sie also nicht nach dem Muster ihrer Herkunftsländer gebaut. Es sind also nicht bloß die Städte, Märkte und Burgen, sondern auch die sudetenslawischen Dörfer samt den dazugehörigen Fluren und Gehöften und dies schon vor der behaupteten Kolonisation von den einheimischen Deutschen bzw. unter deren Anleitung angelegt worden. Die Behauptung, daß Straßendörfer typisch slawisch wären, findet nirgends auch nur die geringste Bestätigung, da sich solche Dörfer auch in deutschen Landen, in denen selbst nach tschechischer Behauptung niemals Slawen ansässig waren, in namhafter Zahl finden.

Zu den Gehöfteformen ist ganz allgemein noch anzuführen: Orts- und Flurformen haben sich seit ihrer Anlegung bis 1945 kaum geändert. Gehöfteformen hingegen sind und waren im Laufe der Jahrtausende und Jahrhunderte einschneidenden Wandlungen unterworfen. Während der letzten 600 bis 800 Jahre haben sich jedoch die Grundformen der Bauerngehöfte im wesentlichen wenig verändert, wohl aber die Größenmaße und das verwendete Baumaterial. Die Meinung, daß Zwerch- und Hakenhöfe ihre Form lediglich wegen der seinerzeitigen Magyaren- und Türkeneinfälle haben, ist nur zum Teil begründet. Es befinden sich nämlich solche Höfe auch in Gegenden, in die die genannten Eindringlinge nicht gekommen waren, anderseits suchten aber diese Stämme wiederholt Gebiete heim, in denen keine Zwerch- und Hakenhöfe sind.

Schwierigkeiten bei der Einwanderung

Im Mittelalter wäre es wegen der Wege- und Wanderungsschwierigkeiten selbst im Laufe etwa eines Jahrhunderts praktisch unmöglich gewesen, über eine Million deutscher Menschen der verschiedensten Berufe in die Sudetenländer einwandern zu lassen und dort seßhaft zu machen. Hinsichtlich einer massenweisen Besiedlung der Sudetenländer durch die vom Osten im 1. Jahrtausend eingewanderten Slawen schreibt H. Preidel in „Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens" aus 1957, Bd. II, S. 24 ff. im wesentlichen:

„Man muß sich doch zuerst fragen, wieviele Menschen umfaßte etwa der Wanderzug, wie haben sich die Wandernden unterwegs verpflegt, wie haben sie sich mit jenen Leuten auseinandergesetzt, deren Lebensbereiche oder Hoheitsgebiete sie durchwandern mußten, und welche Wegstrecken konnten sie im Durchschnitt täglich zurücklegen. Daß man die meisten dieser Fragen nur unbefriedigend oder gar nicht beantworten kann, ist kein hinreichender Grund, diese Fragen überhaupt nicht zu stellen. Das Problem der Massenauswanderung ist nämlich nicht so einfach zu lösen, als es sich die Gelehrten am grünen Tisch vorstellen.

Erste Voraussetzung ist es wohl, daß die Wandernden hinreichend zu essen hatten. Darüber muß man sich Gedanken machen, wenn man nicht den Boden unter den Füßen verlieren will. Zur Erhaltung seiner Leistungsfähigkeit brauchte der Mensch damals wie heute durchschnittlich täglich 500 g Kohlehydrate, also etwa 1 kg Getreide, und dazu gegen 100 g Eiweiß und Fett, also rund 200 g Fleisch oder etwa 1 Liter Milch. — Das Besorgen dieser zusätzlichen Eiweißnahrung dürfte auf der Wanderung keine größeren Schwierigkeiten bereitet haben, aber die nötige Menge Kohlehydrate war unterwegs kaum und am Wanderziel nur zum geringen Teil zu beschaffen. Jeder einzelne Auswanderer mußte unter diesen Umständen wenigstens 300 kg Getreide mit sich führen, denn er mußte bis zur neuen Ernte davon leben und das notwendige Saatgut erübrigen. Somit benötigte eine mehrköpfige Familie mit minderjährigen Kindern, die weniger Nahrung brauchten, immerhin 2—3 Fahrzeuge mit je 400 bis 500 kg Getreide. Um diese Nutzlast und die übrige Fahrhabe zu befördern, waren mithin mehr als 3 Zugtiere nötig, was sich damals wohl nur ungewöhnlich Wohlhabende leisten konnten.

Mannigfache Gefahren bedrohten das Vorwärtskommen langer und mit schwerem Troß behinderter Wanderzüge. Es gab ja kaum irgendwelche gebahnten Wege, bestenfalls bloß Wegmöglichkeiten, die nur in der trockensten Jahreszeit passierbar waren. Jeder Regentag, der den Boden erweichte, jeder unbedeutende Wasserlauf, der überquert werden mußte, bot eine Fülle von Hindernissen, die nur schwer zu überwinden waren, größere Flüsse konnten überhaupt nur an Furten überschritten werden. Schwierigkeiten aller Art bereiteten zweifellos auch die verschiedenen Unebenheiten des Geländes, die Vegetationsdecke, besonders Baumbestand und Waldwuchs, sandiges oder sumpfiges Terrain und noch vieles andere, wovon wir uns heute keine rechte Vorstellung mehr machen können. Daß Fahrzeuge, Zugkräfte und Menschen den Strapazen und den an sie gestellten Anforderungen lange gewachsen waren, ist kaum anzunehmen. Kürzere oder längere Aufenthalte, viele davon recht unfreiwillige, waren sicher kaum zu vermeiden und nicht immer dürfte es möglich gewesen sein, diese Rasttage in günstigem Gelände zu verbringen. Wenn man alle diese Widrigkeiten, die natürlichen Hindernisse und die unvermeidbaren Schwierigkeiten berücksichtigt, dann dürfte die durchschnittliche tägliche Marschleistung nur sehr selten Entfernungen von 10 km Luftlinie erreicht haben.

Aber die Wegeverhältnisse waren noch nicht das Ärgste. Der Auswandererzug führte nicht durch menschenleere Gebiete, und gerade von den Menschen drohten schlimme Gefahren. Außer ansässigen Landeseinwohnern müssen wir nämlich auch mit Ausgestoßenen und Abenteurern rechnen, die, mit aller Welt zerfallen, ein kühnes Freibeuterleben führten. Und für diese vogelfreien Leute war ein Auswandererzug ein allzu verlockendes Angriffsziel, denn er enthielt alle die Wirtschaftsgüter, die die Freibeuter am meisten begehrten, Nahrungsmittel für Wochen und Monate und nützliche Gebrauchsgegenstände. Der Treck war leicht verwundbar, denn er konnte sich nur langsam fortbewegen, er bot eine lange und dünne Angriffsfläche und konnte nur unzureichend geschützt werden. Überfälle von seiten der um ihre Existenz ringenden Räuber mußten also immer erfolgreich verlaufen, sie brachten reichen Gewinn und waren verhältnismäßig leicht und ohne nennenswerte Verluste durchzuführen, selbst wenn sie nur von kleinen Banden unternommen wurden. Die Freibeuter konnten dem Wagenzug mühelos folgen, geeignete Gelegenheiten abpassen; sie ließen wohl erst dann von dem willkommenen Beuteobjekt ab, wenn sie entweder genug erbeutet hatten oder von stärkeren Banden verjagt und vertrieben wurden. — Wenn man an diese Umstände denkt, dann war es mehr als fraglich, daß die Auswanderer ihr Ziel erreichten, daß sie nicht unterwegs liegen blieben, denn ohne genug Vorräte mußten sie selbst zu Freibeutern werden, falls sie dessen überhaupt fähig waren.

Auch die ansässigen Bauern und die bestehenden politischen Verbände mit bestimmten „Hoheitsgebieten" legten den Auswanderern nur Hindernisse in den Weg. Entweder mußten sich unsere wandernden Bauern mühsam genug den Durchzug im unbekannten Gelände erkämpfen, was gewiß nicht ohne Verluste und Einbußen an Gut und Blut abging, oder sie verloren mit langwierigen Verhandlungen sehr viel Zeit. Was an Zeremoniell erfüllt werden mußte, was als Vergeltung in Form von „Geschenken" zu entrichten war, ob damit ein Geleitschutz verbunden war und welche rechtlichen Formalitäten zu erfüllen waren, können wir nicht entfernt ermessen, doch kann man sich gut vorstellen, daß Mißtrauen und Feindseligkeit nur unter schweren Opfern zu beseitigen waren, denn auch damals ging Macht in der Regel vor Recht.

Wenn man also alle Schwierigkeiten einmal durchdenkt, die der Massenwanderung von Bauern entgegenstehen, und wenn man berücksichtigt, daß das ungewohnte unstete Leben, die zahllosen Strapazen, Unfälle und andere Widrigkeiten die Sterblichkeit vervielfachen mußten, dann wird man verstehen, daß es eine Massenabwanderung von Bauern eigentlich gar nicht gegeben haben kann, denn die bäuerliche Lebenshaltung schuf einen Menschentyp besonderer Prägung, der nicht zu wandern verstand, es sei denn unter fremder Leitung und Führung."

Wenn sich diese Schilderung Preidels zwar nicht auf die angebliche Einwanderung der Sudetendeutschen bezieht, wäre sie darauf auch anwendbar. Eine fremde Leitung oder Führung der Auswanderertrupps wäre wegen der unsicheren Verhältnisse genauso wie das Vorweisen irgendwelcher Geleitbriefe meist illusorisch gewesen. Von diesen Erwägungen ausgehend ist man daher in den letzten Jahrzehnten von der Lehre einer Einwanderung aus größeren Entfernungen im allgemeinen abgekommen und behauptet jetzt ein langsames Vorrücken über die Landesgrenzen. Dadurch könnte man nun wohl theoretisch eine Kolonisation der Randgebiete, keinesfalls aber eine solche Innerböhmens und Innermährens begründen. Hier gab es kein Vorschieben und Vorrücken, hier wären Wegstrecken von 500 km und mehr zurückzulegen gewesen. Wer hätte nach glücklicher Beendigung einer solchen Wanderfahrt den Kolonisten dann Getreidesamen, Arbeitsgeräte, Haustiere, Baumaterial usw. in den erforderlichen großen

Mengen übereignet? Über alle vorstehend nur andeutungsweise angeführten Schwierigkeiten und die damit verbundene Unmöglichkeit der behaupteten Kolonisation haben sich wirklichkeitsfremde Gelehrte sichtlich niemals Gedanken gemacht.

Laut tschechischer Behauptung wären die kolonisierenden Bauern größtenteils aus tiefgelegenen und fruchtbaren Gebieten Deutschlands und Österreichs in hochgelegene und weniger fruchtbare sudetische Randgebiete gezogen. Schon dies ist unwahrscheinlich, ja geradezu unmöglich, denn der aus der Ebene kommende Bauer ist für die Rodung und Bewirtschaftung hochgelgenen Terrains weder einsatzbereit noch einsatzfähig. So haben z. B. nach 1945 Hilfsorganisationen (Klemensgemeinde Wien) heimatvertriebene deutsche Bauern aus der fruchtbaren ungarischen Tiefebene in den hügeligbergigen Bezirken des Mühl- und Waldviertels auf auslaufenden Bauernhöfen ansässig machen wollen. Dies erwies sich jedoch als undurchführbar, denn diese Bauern eigneten sich zum Unterschied von den vertriebenen Böhmerwaldbauern nicht für sie ungewohnte Böden in klimatisch rauhem Gebiet.

Nationale Verhältnisse Innerböhmens und Innermährens

Václav Novotný schreibt in „České dějiny", I/4, S. 487: „Im Laufe der Zeit nahmen die früher nicht allzu vielen zur landwirtschaftlichen Nutzung geeigneten Böden durch teilweise Rodung der im Landesinneren gelegenen Wälder, Trockenlegung von Sümpfen und Mooren sowie Urbarmachung unproduktiver Flächen zu. Diese Arbeit wurde sicherlich seit den ältesten Zeiten auch noch im 10. und 11. Jh. durchgeführt, so daß man das 12. Jh. mit Recht als einen Zeitabschnitt annehmen kann, in dem die Urbarmachung und Besiedlung ganz Innerböhmens beendet war; dies insbesondere bei der Erwägung, daß das insoweit noch nicht kultivierte Landesinnere schon zur Gänze für zukünftige wirtschaftliche Zwecke in Anspruch genommen war sowie daß der noch nicht bearbeitete, einzelnen weltlichen und geistlichen Obrigkeiten gehörige Boden von diesen fortschreitend bearbeitet wurde. In der Mitte des 12. Jh.s verblieb für eine umfangreichere kolonisatorische Tätigkeit im Landesinnern nicht mehr viel Platz. Es ist auch nicht notwendig neuerlich daran zu erinnern, worauf alle Anzeichen deutlich hinweisen, daß diese innere Kolonisation eine slawische, eine tschechische, war."

Aus dieser Schilderung Novotnýs ist zu entnehmen, daß in das Landesinnere keine deutschen ackerbautreibenden Kolonisten gekommen sind und wenn etwa doch, dann wären sie seiner Meinung nach etwa auf „klösterlichem Boden" ansässig geworden. Nun haben aber laut „Pronikání Němců do Čech" von Šimák und Sudetendeutschen Atlas gerade im 12., 13. und 14. Jh. im Landesinnern und zum allergeringsten Teil auf klösterlichem Boden hunderte rein oder teilweise deutscher Dörfer bestanden. Diese waren bei Budweis, Pisek, Pibrans, Pilgram, Rokytzan, Prag, Kolin, Chrudim, Königgrätz, Blansko, Wischau, Tischnowitz usw. usw. Woher und wann sollen also die deutschen Bauern dieser Dörfer gekommen sein, wenn seit Mitte des 12. Jh.s im Landesinnern keine zu kolonisierenden Böden vorhanden waren und im wesentlichen nichts mehr kolonisiert wurde? Da selbst die überzeugtesten Kolonisationstheoretiker eine vor der Mitte des 12. Jh.s eingesetzte bäuerliche deutsche Kolonisation nicht behaupten, können also die deutschen Dorfbewohner des Landesinnern nicht eingewandert, sondern nur alteingesessen gewesen sein. Novotný und Šimák bestätigen sohin indirekt die Altansässigkeit der im Landesinnern seßhaften zahlreichen deutschen Bauern. Aus Blatt 7 des sudetendeutschen Atlas, dessen Richtigkeit wegen der

umfangreicheren und auf der Karte nicht aufscheinenden geschlossenen deutschen Randgebiete diesbezüglich von uns bestritten wird, sind die ehemals größtenteils zusammenhängenden und auf ein früher geschlossenes deutsches Sprachgebiet hinweisenden deutschen Sprachinseln zu erkennen. Noch auffallender ist dies bei der Sprachenzusammensetzung von Mähren-Schlesien zu ersehen. Daraus sowie aus Blatt 8—11 ersieht man auch, daß alle größeren, selbst im Landesinnern liegenden Sudetenstädte und viele Landbezirke im 13. und 14. Jh. überwiegend deutsch waren.

Von tschechischen Historikern, namentlich von Šimák, wird bestätigt, daß vom 13. bis zu Beginn des 15. Jh.s die Deutschen aus den Ackerbürgerstädten, Märkten und Dörfern Innerböhmens größtenteils unbekannt wohin „verschwanden"; sie können sich allerdings nicht erklären, wie dies möglich war, da auch eine Assimilation wegen Fehlens früher häufig vorkommender deutscher Namen auszuschließen ist. Aus den Darlegungen Šimáks und des Sudetendeutschen Atlas erkennen wir, daß sich die Bevölkerung der größeren Städte in nicht unbeachtlichem Maße aus von aus innerböhmischen und innermährischen, schon im Laufe des 14. Jh.s größtenteils slawisierten Kleinstädten und Märkten zugezogenen Deutschen zusammensetzte. Über das Schicksal der verschwundenen deutschen Bauern bestehen nur wenige Nachrichten. Da jedoch eine bäuerliche Bevölkerung im allgemeinen zäher an seinem Volkstum sowie an Grund und Boden hängt als eine städtische und schwer zu assimilieren ist, können diese deutschen Bauern nur in der Absicht „verschwunden" sein, sich anderswo in nicht allzu weiter Ferne wieder als Bauern und nach Tunlichkeit unter deutschsprachigen Landsleuten seßhaft zu machen.

Da seit etwa Mitte des 12. Jh.s der slawische Bevölkerungsüberschuß auch in der Form der „lhota" und des „hospitium" im Landesinnern nicht mehr untergebracht werden konnte, richtete sich dessen Druck naturgemäß in erster Linie gegen die in ihrer Mitte in verhältnismäßig geringerer Zahl lebenden deutschen Dorfbewohner und deren ansehnliche Besitztümer. Diese Deutschen wanderten, dem slawischen Druck sowie den sicherlich gegen sie ausgeübten Schikanen weichend, vorerst zum Teil in die neu gegründeten Städte und Märkte ab. Als im 14. Jh. und zu Beginn des 15. Jh.s die Lage auch dieser Deutschen immer beschwerlicher, ja teils bedrohlich wurde, verließen sie auch die kleineren Städte (so verkauften z. B. nach Šimák im Jahre 1366 die Deutschen Kunclin und Henzlin ihre Erbmühlen in Patzau der Gemeinde), Märkte und restlichen Dörfer und zogen sich in die ihrer Meinung nach sicheren und vor allfälligen slawischen Angriffen Schutz bietenden größeren Handels- und Bergstädte (siehe Sudetendeutscher Atlas Blatt 9, 10, 11) zurück. Soweit es sich um Bauern handelte, wanderten diese wohl vielfach als „Kolonisten" in die sudetendeutschen Randgebiete ab, denn die neugegründeten Dörfer dürften nicht zur Gänze von den dortigen Dorfschaften besiedelt worden sein. So ist es auch erklärlich, daß schon vor Beginn der Hussitenwirren in innerböhmischen, vordem deutschen Kleinstädten und Dörfern das im 13. Jh. noch zahlreich vertretene und urkundlich nachgewiesene Deutschtum verschwunden war. Es ist ausgeschlossen, daß alle diese Deutschen, die durch viele Jahrhunderte inmitten einer slawischen Mehrheit ihre Nationalität erhalten hatten, nach Errichtung ihrer Kleinstädte ohne besonderen Anlaß — bis zu den Hussitenstürmen gab es keinen solchen — durch Assimilation im Slawentum aufgegangen wären. Wäre dies der Fall gewesen, dann wären wenigstens durch längere Zeit hindurch die deutschen Namen dieser Personen weiterhin urkundlich erwähnt worden. Dem war aber nicht so; die vielen im 13. Jh. dort aufscheinenden Personennamen wurden, wie aus den Darstellungen J. V. Šimáks ersichtlich, nach und nach immer weniger, so daß dort zu Beginn der Hussitenkriege nur noch verhältnismäßig

wenige deutsche Namensträger, demnach nicht mehr allzu viele deutsche Menschen lebten.

Die Zahl der von den Hussiten im Landesinnern liquidierten oder assimilierten Deutschen dürfte daher wegen deren vorheriger größtenteiliger Abwanderung nicht so groß gewesen sein, wie man manchmal annimmt, denn die Überlebenden waren während der Hussitenzeit sicherlich auch größtenteils in die sudetendeutschen Randgebiete als Flüchtlinge und Vertriebene unter Zurücklassung ihrer gesamten Habe abgewandert. So kam es, daß nach den Hussitenwirren ein zahlreiches und volklich gefestigtes Sudetendeutschtum in den böhmisch-mährischen Randgebieten dastand und die vorher oft verschwommenen Sprachgrenzen nun klar gezogen waren. Unter den aus dem Landesinnern während der Hussitenkriege geflüchteten Personen befanden sich sicherlich auch mit den Sudetendeutschen bzw. mit den Katholiken sympathisierende Tschechen, allerdings in nicht allzu großer Zahl; diese behielten zwar ihre tschechischen Namen oft bis heute bei, wurden aber wegen ihres ständigen Aufenthaltes unter Deutschen assimiliert. Insofern die im Landesinnern befindlichen größeren Städte den Hussiten standhielten, sind sie samt einer oft namhaften bäuerlichen Umgebung bis 1945 wenn schon nicht ganz, so doch stark deutsch geblieben (Pilsen, Budweis, Iglau, Brünn, Olmütz, Mährisch Ostrau und andere).

Im Zuge der Abwanderung der Deutschen Innerböhmens in die Randgebiete siedelten die hier allenfalls wohnhaften Slawen sicherlich gleichsam im Wege eines Bevölkerungsaustausches zurück in das Landesinnere. So wäre auch deren allfälliges Verschwinden aus den Randgebieten, das von den tschechischen Historikern als Germanisierung bezeichnet wird, zu erklären. Die Zahl der das Landesinnere verlassenden Deutschen war jedoch größer als die der dorthin zurückgezogenen Slawen.

Die manchmal aufgestellte Behauptung, daß die Tschechen Menschen der Ebene wären, die Berge scheuen, nur das Innere der Sudetenländer wegen derer fruchtbaren Ebenen besiedelten und die Schaffung von Ackerland sowie Urwaldrodung in den gebirgigen Randgebieten abgelehnt hätten, ist unzutreffend. Das Innere Böhmens und Mährens ist keineswegs zur Gänze Flachland und Ebene. Ein Blick auf eine die Höhenunterschiede veranschaulichende Landkarte der Sudetenländer zeigt, daß ein Landstreifen in der Breite von rund 50 bis 100 km beginnend mit den Duppauer Bergen und Kaiserwald über den Brdywald, die Moldauplatte bei Seltschan und Militschin, dann über den böhmisch-mährischen Höhenzug bis zu den Westkarpaten sehr hügelig ist und Höhen bis 850 Meter über dem Meeresspiegel erreicht. Dieses ausgedehnte Gebiet ist teilweise unwirtlich und rauh und entspricht klima- und fruchtbarkeitsmäßig ungefähr den landwirtschaftlich genutzten sudetischen, höher gelegenen Randgebieten. Gerade diese innerböhmischen, überwiegend weniger waldreichen Regionen waren mit Ausnahme eines Streifens im böhmisch-mährischen Höhenzug bis zur Hussitenzeit größtenteils von Tschechen besiedelt, Deutsche schienen dort weniger zahlreich auf. Diese hatten ihre Wohnstätten meist noch in den fruchtbaren und ebenen Gebieten Innerböhmens und Innermährens, so in den Budweiser, Wittingauer und Pilsner Beckenlandschaften, in den Ebenen von Saaz und Bilin, im mittleren Elbegebiet (Goldene Rute), in der kleinen und großen Hanna, im Brünner Becken und in den fruchtbaren Ebenen Südmährens sowie überhaupt im Thaya- und Marchgebiet. Gerade diese Gegenden sind uraltes Kulturland, weshalb für eine Urbarmachung und Waldrodung, also für eine Kolonisierung, keine Möglichkeit mehr bestand. Mit Beginn der urkundlichen Zeit erwiesen sich jedoch diese Gebiete entweder als ganz oder teilweise deutsch, und zwar nicht bloß Städte, sondern auch zahlreiche Dörfer. Letztere sind, wie aus Siedlungsformen zu erkennen, zum geringsten Teil erst

zu Ende des 12. Jh.s und später, sondern schon früher angelegt worden. Gerade diese bis jetzt noch nicht gewertete Tatsache ist einer der überzeugendsten Beweise für die Altansässigkeit der Sudetendeutschen. Die angeführten höher gelegenen tschechischen Regionen waren im 15. Jh. übervölkert, es gab nichts mehr neu zu besiedeln, es gab keine Verdienstmöglichkeiten in im weiter entfernten übrigen Sudetenraum befindlichen Handels- und größeren Bergstädten, die tschechische Bevölkerung war arm und von Grundherren ausgebeutet. Gerade dies war auch mit ein Grund dafür, daß gerade da das Hussitentum am leichtesten Wurzel fassen, sich ausbreiten und erhalten konnte.

In den sudetendeutschen Randgebieten waren, abgesehen von manchmal unbedeutenden tschechischen Minderheiten, sowohl die Städte als auch die sie umgebenden Niederlassungen Jahrtausende lang deutsch. Da sich jedoch in der Nähe der deutschen Städte Innerböhmens eine beträchtliche Anzahl deutscher oder teilweise deutscher Dörfer befand, erklären nun die Kolonisationstheoretiker, daß

a) diese von deutschen Städten der Umgebung gegründet und besiedelt worden wären, oder daß

b) die Grundherren der Dörfer die vordem dort lebende tschechische Bevölkerung vertrieben und an ihrer Stelle deutsche Kolonisten angesiedelt hätten, von denen sie höhere Pachtzinse erhalten haben wollen.

Hinsichtlich beider Behauptungen bestehen keine Beweise, es handelt sich bloß um nicht ernst zu nehmende Vermutungen und Meinungen. Im einzelnen wären anzuführen:

Zu a) Seit uralten Zeiten besteht bei allen Völkern der Erde und so auch bei den Deutschen der Zug vom Land in die Stadt und nicht umgekehrt. Das Landleben war im Mittelalter besonders beschwerlich, die Ackerarbeit anstrengend, Abgaben und weitere Verpflichtungen an Adelige, Geistlichkeit und andere Grundherren waren oft nicht unbedeutend, die Landbevölkerung war bei Feindeinfällen der Plünderung, Brandschatzung, verschiedenen Widerwärtigkeiten, ja sogar der Lebensgefahr schutzlos preisgegeben. Die Stadt hingegen gewährte ein angenehmeres und weniger belastetes Leben, die Städter unterstanden meistens nur dem Landesherrn, Abgaben und Leistungen waren in der Regel nicht sehr drückend, die Sicherheit hinter schützenden Mauern war Goldes wert. Daß Städte und Märkte schon im 9. Jh. eine mächtige Anziehung auf die ländliche Bevölkerung ausübten, bezeugen nicht nur das „Capitulare de villis", sondern auch andere Kapitularien Karl des Großen. Manche Städte eigneten allerdings infolge ihres Wohlstandes bedeutende Liegenschaften und Dörfer, zahlreiche Stadtbürger ebenfalls Grundbesitz und Bauerngehöfte der Umgebung. Von den Städten aus wurden auch manchmal im Wege der Innenkolonisation Dörfer neu angelegt und gegründet. Falls kleinere Ackerbürgerstädte, wie z. B. Landskron, Politschka und Wildenschwert gleichzeitig mit umliegenden Dörfern angelegt wurden, haben sich die Siedler beim Aufbau wohl auch gegenseitig unterstützt. Es ist möglich, daß bei einer von einer Stadt aus erfolgten Dorfgründung vereinzelt Stadtbewohner aufs Land verzogen und Bauern geworden sind. Es ist jedoch ausgeschlossen, daß Städter in nur einigermaßen in Betracht kommender Menge in Dörfer übersiedelt und dort seßhaft geworden wären. Der städtische Bevölkerungsüberschuß fand in den ersten Jahrzehnten nach der Stadtgründung in der Stadt selbst Unterkommen und siedelte sich später in den errichteten Vorstädten an, verzog aber nicht in die näheren und ferneren Bauerndörfer, selbst wenn sie von der Stadt aus gegründet worden sind.

Zu b) Die deutschen Bauern genossen das emphyteutische, also deutsche Recht und hatten im Vergleich zu den tschechischen mehr Rechte und weniger Pflichten gegenüber der Obrigkeit, die Abgaben der tschechischen Bauern konnten daher höher angesetzt werden als die der deutschen. Die Grundherren hätten gegen ihre eigenen Interessen gehandelt (und das haben sie bestimmt nicht getan), wenn sie freie deutsche Bauern gegen hörige, vielfach noch leibeigene tschechische Bauern eingetauscht hätten. Die Meinung, daß der deutsche Bauer tüchtiger und fortschrittlicher als der tschechische gewesen wäre, die Gründe besser bearbeitet und erträgnisreicher bewirtschaftet hätte und sohin den Grundherren einen höheren Pachtzins hätte leisten können, ist irrig und eine unberechtigte Hintansetzung der tschechischen Bauernschaft. Diese war im 19. und 20. Jh. auf mindest derselben kulturellen Höhe wie die deutsche. Die Felder wurden erstklassig bestellt, jedes Stück Boden intensiv ausgenützt, ja es gab im tschechischen Gebiet nirgends so breite Feldraine wie in vielen Gegenden Sudetendeutschlands, der tschechische Bauer war fleißig, arbeitsam, genügsam, fortschrittlich und gebildet. Es besteht kein Grund zur Annahme, daß im 13. Jh. der deutsche Bauer mit seinen Ackergeräten oder sonstwie dem tschechischen in der Bearbeitung von Grund und Boden noch so überlegen gewesen wäre wie einige Jahrhunderte vorher.

Sudetenslawen hatten und haben eine ihrem Mißtrauen und Angstgefühl gegenüber allem Undurchsichtigem zuzuschreibende Scheu vor Wäldern und meiden diese — außer vor Feinden als Verstecke benützend — nach Tunlichkeit. Daher sind sie seinerzeit in die überwiegend bewaldeten sudetischen Regionen nicht gezogen. Schon aus diesem Grunde kann man einer seinerzeitige Besiedlung des Böhmerwaldes, insbesondere der südlich des Planskerwaldes und der bewaldeten Henneberge gelegenen Gebiete, der übrigen bewaldeten Grenz-Höhenzüge, schließlich aber auch des Großteils des Kaisergebirges und der bewaldeten Duppauerberge, des Brdywaldes und der bewaldeten Böhmisch-Mährischen Höhenzüge slawischerseits ausschließen. Die Richtigkeit obiger Feststellung findet darin eine gewisse Bestätigung, daß auch noch bis 1945 die sudetischen Förster überwiegend Deutsche waren, denn der Beruf eines stets im Walde allein wohnenden und dort beschäftigten Försters war tschechischerseits nicht sehr begehrt. Auffallend ist auch, daß tschechische Militär-, Polizei- und Grenzpatrouillen auch bei Tage zum Unterschied von den deutschen Einmannpatrouillen immer aus zwei Mann bestehen.

Kolonisationsfähige leere Räume

Voraussetzung jeder Kolonisation ist ein leerer Raum, in dem sich die zehn- oder hunderttausende verpflanzten Familien zu einem Millionenvolk zusammenschließen können. Im teilweise verödeten und versumpften Südungarn haben es deutsche Kolonisten des 18. Jh.s zu stattlichen Sprachinseln gebracht. Nun wird von den Kolonisationstheoretikern ein solch leerer Raum auch im Sudetengebiet als Urwald, Ödland oder spärliche Besiedlung behauptet.

Im allgemeinen kann man die Wehrkraft eines Landes als Grundlage für die Ermittlung dessen Bevölkerungszahl nehmen. Maßstab der mittelalterlichen Wehrkraft ist die „glaive", das Ritter- oder Rüstpferd, später als Gültpferd bezeichnet. Dies ist ein schwer gerüsteter Ritter mit einem Schlachtroß und mindestens zwei Reisepferden, einem leichtbewaffneten Begleiter, mindestens einem Reitknecht und einem unbewaffneten Knappen, also zusammen vier bis fünf berittene Männer. Mähren zählte im 17. Jh. zwischen 1000 und 1100 solcher Gültpferde, im 11. bzw. 12. Jh. mußten es 600 bis 900 solcher Pferde gewesen sein. Als nämlich Spitignew II. die militärische

Kraft der deutschmährischen Teilfürstentümer brechen wollte, beschied er 300 der Vornehmsten des Landes, also nur einen Teil des Aufgebotes, an seinen Hof. Wieviel Lahnen und Ansässigkeiten im 16. Jh. ein Gültpferd trugen, wissen wir von der Herrschaft Mährisch Trübau, die für vier und ein viertel Gültpferde steuerte. Diesen Maßstab für das 12. Jh. angelegt, kommen wir zu einer Bevölkerung Mährens von 0,75 bis 1,25 Millionen. Bei dieser Berechnung ist zu berücksichtigen, daß damals nicht Volksheere, sondern meist nur Reitergeschwader ins Feld geführt wurden (siehe Dr. Schwab, „Die Besiedlung der Sudetenländer" und die „Belehnungsbücher des Bistums Olmütz" von K. Lechner). Unter Berücksichtigung der Gesamtfläche Böhmens und der ungefähr gleichen Besiedlungsdichte wie Mähren kann man also nach der Berechnung Schwabs für das Ende des 12. Jh. für Böhmen eine Bevölkerungszahl von rund 1,5 bis 2,5 Millionen, also für den ganzen Sudetenraum 2,25 bis 3,75 Millionen annehmen.

Nach den Ausführungen V. Novotnýs war der Sudetenraum um die Mitte des 12. Jh.s mit Ausnahme einiger, im Verhältnis zum ganzen Raum nicht allzu ins Gewicht fallender Grenzgebiete vollständig besiedelt und landwirtschaftlich erschlossen. Die in der sudetischen Land- und Forstwirtschaft tätigen Menschen waren zum Ausgang des 12. Jh.s zahlenmäßig nicht viel weniger als im Jahre 1930. Die Ackerfläche war zwar etwas geringer, es wurden aber zu deren noch primitiver Bearbeitung mehr Menschen eingesetzt als in unserem maschinell entwickelten Jahrhundert. Man kann daher die damalige Bevölkerung der seinerzeit schon erschlossenen und noch heute bäuerlichen Bezirke wegen kaum verminderter Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe auch bis 1930 zahlenmäßig wenn schon nicht gleich hoch, so doch nur geringfügig niedriger annehmen. Die Einwohnerzahl der Sudetenländer, also Böhmens und Mähren-Schlesiens, betrug im Jahre 1930 rund 10,6 Millionen, von denen etwa 30 Prozent der Agrarbevölkerung zuzurechnen waren. Unter Zugrundelegung dieser Zahl, nach Abzug eines bestimmten Prozentsatzes bäuerlicher Bevölkerung wegen damals noch nicht erschlossener Gebiete und unter Zuzählung der seinerzeitigen, keineswegs zu unterschätzenden städtischen oder sonst gewerblichen und anderen Berufen nachgehenden Bevölkerung kann man auch nach dieser Berechnung zum Ausgang des 12. Jh.s für den ganzen Sudetenraum eine Volkszahl von 3 bis 3,5 Millionen annehmen. Die hier angenommene Zahl stimmt mit der von Dr. Schwab auffallend überein, was die Glaubwürdigkeit einer jeden dieser Berechnungen erhärtet.

Infolge einer ungestörten volklichen Weiterentwicklung, wegen Ausbleibens von Feindeinfällen und dezimierenden Volkskriegen, wegen Gründung von Städten und anderen Niederlassungen sowie der weiteren Urbarmachung landwirtschaftlicher Flächen hat sich trotz einiger Hungersnöte und Seuchen bis zum Jahre 1278 bzw. bis zum Beginn der Hussitenkriege die Bevölkerungszahl der Sudetenländer weiter erhöht. Nach „Die Deutschen und ihre Rechte in Böhmen und Mähren" von Georg Juritsch wurden zu Beginn des 15. Jh.s, also vor Beginn der Hussitenwirren, in Böhmen 30.666 und zu Beginn des 20. Jh.s nur 13.286 Dörfer gezählt. Daß es damals tatsächlich mehr Ackerboden und Bauerndörfer als im 20. Jh. gab, ist an den vielen Ackerfurchen in zahlreichen sudetischen Wäldern, anderen Relikten sowie aus Urkunden und den ermittelten abgekommenen Dörfern feststellbar. Wenn auch die Angabe hinsichtlich der Dörferzahl im 15. Jh. übertrieben sein dürfte, erkennt man trotzdem daraus die Übervölkerung Böhmens, die nach Novotnýs Ausführungen in Innerböhmen schon im 12. Jh. gewesen sein mußte. Wenn man also grob gerechnet die Einwohnerzahl eines Dorfes mit nur 100 annimmt und hiezu noch die Stadtbevölkerung zählt, käme man für den Beginn des 15. Jh.s auf nahezu vier Millionen Einwohner Böhmens. Laut einem geistlichen Bericht aus 1575 (siehe Bretholz, G. B. u. M., I. S. 222) wurde

zu diesem Jahre die Bevölkerung Böhmens mit 3 Millionen und einigen Hunderttausend berechnet. Diese Volkszahl hat vom Beginn der Hussitenkriege eher ab- als zugenommen. Keinesfalls wird man fehlgehen, wenn man für den Beginn des 15. Jh.s für Böhmen mindestens 3 Millionen, für Mähren-Sudetenschlesien etwa 1,5 Millionen und sohin für den ganzen Sudetenraum rund 4,5 Millionen Einwohner annimmt. Die von Friedrich für Böhmen mit 500.000 und von Černý für Mähren mit 200.000 Menschen zum Ausgang des 12. Jh.s ohne denkmögliche Begründung angeführten Zahlen sind unrichtig. Es ist ausgeschlossen, daß sich die sudetische Bevölkerung vom Ausgang des 12. Jh.s bis zu Beginn des 15. Jh.s, also innerhalb von rund 200 Jahren, fast versiebenfacht hätte. Schon bei Betrachtung der gegen 100.000 Menschen zählenden Hussitenheere samt Troß ist zu erkennen, daß die von Friedrich und Černý für das ganze Sudetengebiet angenommene Bevölkerungszahl von 700.000 viel zu niedrig ist. Bei dem seinerzeitigen Fehlen von Industrieunternehmungen und Gewerbebetrieben größeren Umfanges, der ziemlich extensiven Bodenbearbeitung und Viehzucht, der meist eingeführten Dreifelderwirtschaft, der Ablieferung der Zehente und anderer Leistungen, dem Fehlen der Kartoffeln, der kaum beachteten Gemüse- und Obstverwertung, namentlich aber wegen der Unmöglichkeit der Zulieferung größerer Lebensmittelmengen aus dem Ausland war eine als sicher anzunehmende gesamtsudetische Bevölkerungszahl von rund 3–4 Millionen im 13. Jh. eine jede Einwanderung von Kolonisten ausschließende Überbevölkerung.

Laut Cosmas ist im Jahre 1043 bei einer Hungersnot in Böhmen ein Drittel der Bevölkerung zugrunde gegangen. In den Jahren 1262/63 herrschte wieder eine Hungersnot und in den Jahren 1281/82 eine Hungerpest, an der in Prag 20.000 und in ganz Böhmen 600.000 Menschen gestorben sein sollen. Obwohl der Chronistenbericht über die Zahl der zugrunde Gegangenen übertrieben sein dürfte, muß man doch eine große, in die Hunderttausende gehende Zahl von an Hunger und Pest Gestorbenen annehmen. Wegen dieser Katastrophen des 13. Jh.s wanderte ein Teil der verzweifelten Bevölkerung in benachbarte Länder, also vornehmlich nach Deutschland und Österreich, aus. Es ist völlig unglaubhaft und auch unbewiesen, daß in die angeblich ausgestorbenen und verlassenen sudetischen Ortschaften und menschenleer gewordenen Gegenden nun Schwärme landhungriger ausländischer deutscher Kolonisten gezogen und seßhaft geworden wären.

Aus obigem ist ersichtlich, daß die Bevölkerungszahl der Sudetengebiete im 13. Jh. eine bedeutende gewesen und in die Millionen gegangen sein mußte, weil das öffentliche Leben trotz solcher Verluste ungestört weiterging. Weiters erkennt man, daß Leute auswanderten und nicht einwanderten, weil Einreiselustige wohl kaum das Risiko eines Hungertodes auf sich genommen hätten. Zudem sind diese Katastrophen erst in der zweiten Hälfte, die mörderischeste sogar erst im letzten Quartal des 13. Jh.s eingetreten, also in einer Zeit, zu der die behauptete Kolonisation sich bereits dem Ende zuneigte; die Möglichkeit einer Besiedlung der Wüstungen durch eingewanderte Kolonisten wäre also nur noch eine geringe gewesen, da doch diese zum größten Teil schon früher ins Land gekommen sein müßten und daher als arme Einwanderer in besonderem Maße vom Hungertode dahingerafft worden wären. Abgesehen davon sollen aber nach anderer Behauptung die Kolonisten in unbewohnte Urwaldgebiete zwecks Rodung und Gründung neuer Dörfer gekommen sein. Da also in den für sie bestimmten Regionen noch keine Ortschaften waren, konnten sie auch von niemandem verlassen und neu besiedelt worden sein. Die angeführten Notzeiten hatten ihre Ursache außer im Mangel der öffentlichen Verwaltung vor allem in der verhältnismäßigen Überbevölkerung. Schon aus diesem Grunde und um die Esser im Lande nicht noch

zu vermehren, haben die böhmischen Herrscher sicherlich keine Fremden zwecks Kolonisierung und Anlegen von Städten ins Land gerufen. Zur Verhinderung jeglicher Einwanderung sind auch die wiederholten Aufenthaltsverbote und Landesverweisungsdekrete ergangen. Übervölkerung und Hunger waren der Hauptgrund für die stets mit Beutemachen verbundenen Raub- und Kriegszüge in die Nachbarländer und für das Streben der böhmischen Könige nach Gewinn von für sudetische Auswanderer aufnahmefähigen und nicht voll besiedelten Ländern, wie dies vor allem Niederösterreich und die Steiermark waren. Schließlich war dies auch ein Motiv für die in südlicher, westlicher und nördlicher Richtung (vom Landesinnern aus gesehen) vorgetriebene landwirtschaftliche sudetische Innenkolonisation sowie das Übersiedeln zahlreicher ländlicher Bevölkerung in die neue Erwerbsmöglichkeiten bietenden jungen Städte. Der tschechische Historiker E. Šimák bezeichnete in einem Beitrag der Artikelserie „Od pravěku k dnešku" (Von der Urzeit bis heute) aus 1930 die Wohngebiete der Lutschanen und Tschechen an der unteren Eger bis in die Gegend von Beraun zu Ende des 10. Jh.s als „übervölkert", so daß sich der Stamm der Tschechen zur Erweiterung seines Siedlungsraumes und zur Ernährung seiner Angehörigen gegen Süden zu in dem hügeligen und weniger fruchtbaren Gebiete des Brdywaldes ausbreiten mußte. Wo hätten sich also im Saazer Becken eingewanderte Kolonisten festsetzen können, wenn schon im 10. Jh. das Land zwischen der unteren Eger und der Beraun für die slawische Bevölkerung zu eng war? Als König Wladislaw im Jahre 1159 zum Kriegszuge nach Italien rüstete, gab es abgesehen von Rittern auch im niederen Volke soviel Freiwillige, daß nur die geeignetsten ausgesucht und mitgenommen werden konnten. Selbst der tschechische Volkstumsforscher Martin Žunkovič schrieb in „Slawische Runendenkmäler", erschienen in „Staroslovan" zu Kremsier im Jahre 1913, S. 1: „Wir können der Geschichte wie auch den täglichen Vorgängen untrüglich entnehmen, daß aus dem unerschöpflichen slawischen Populationsüberschusse alle benachbarten Völker in Europa seit Jahrhunderten ihre Bevölkerungsziffer ununterbrochen ergänzen und — nie umgekehrt". Man kann also an einen Menschenmangel im Sudetenraum, der das Einströmen „arbeitslustiger deutscher Kolonisten in ungezählter Menge" verständlich machen würde, nicht glauben.

Nach L. Schmidts „Geschichte der germanischen Frühzeit" zählte Germanien, zu dem auch die Sudetenländer gehörten, im 1. Jh. n. Chr. 3 bis 4 Millionen Einwohner. Diese Zahl ist bis zur Zeit der Völkerwanderung ständig und rapid gestiegen. Das Land war also nach damaligen Begriffen übervölkert, worauf auch die häufigen Einfälle germanischer Scharen in römisches Gebiet zurückzuführen sind. Mit dem Zusammenbruch des Römerreiches waren die Schranken für eine Ausbreitung des Germanentums nach Westen und Süden gefallen. Lediglich aus diesem Grunde zogen im Zusammenhang mit den Hunneneinfällen aus ganz Germanien und nicht bloß aus Sudetien Auswandererscharen nach Westen und Süden. Es besteht keine Veranlassung zur Meinung, daß die Sudetenländer selbst nach Abzug der Überbevölkerung in die Donaugebiete schwächer besiedelt gewesen wären als das übrige Germanien. Infolge Zuwanderung von wohl einigen hunderttausend Slawen war daher der Sudetenraum dann dichter bevölkert als die übrigen deutschen Lande und blieb dies auch weiterhin. Nach Franz Kalouseks „Bewaffnung und Heerwesen im Großmährischen Reich" aus 1966 wird die Bevölkerung Großmährens (wohl ohne die großmährischen Einflußgebiete Böhmen, Polen usw.) zum 9. Jh. auf 500.000 bis 1,5 Millionen Menschen geschätzt. In der Nachricht über Suentibalds Feldzug nach Pannonien im Jahre 884 wird berichtet, daß er über so viel Menschen gebot, daß von einer Stelle aus sein vorüberziehendes Heer von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zu sehen war. Aus diesem Bericht kann man allerdings nicht schließen, wieviel tausend oder zehntausend

Krieger dies waren, jedenfalls war es aber eine außergewöhnlich große Zahl. Ludwig Schlesinger schreibt in „Geschichte Böhmens", S. 65 zum Jahre 1177: „Herzog Sobieslaus II. leistete dem Kaiser (Friedrich I.) die schuldigen Waffendienste, einmal auf dessen Römerzuge durch eine Schar, die sein Bruder Udalrich führte, das anderemal gegen den Herzog von Österreich. Auf beiden Zügen, klagen die Chronisten, gaben sich die böhmischen Truppen rücksichtsloser Raub- und Plünderungslust hin. Ein Teil der Kontingente zum Römerzuge wurde deswegen von den Einwohnern der Gegenden, durch welche sie marschierten, erschlagen; Sobieslaus selbst aber, der mit einem Heer von 60.000 Mann Österreich bis an die Donau entsetzlich verwüstete und auch Kirchen und Klöster nicht geschont hatte, wurde vom Papst in den Bann gelegt". Auch die Hussiten haben außer wegen ihrer guten strategischen Führung, Wagenburgen, hinterlistigen und äußerst grausamen Kampfführung, Bewaffnung, ihres Kampfgeistes sowie der Uneinigkeit der Deutschen und derer planlosen Kriegführung vor allem wegen zahlenmäßiger Überlegenheit ihre Siege gegen die entgegentretenden Deutschen errungen. In Leon. tactica XVIII, 89, schreibt der byzantinische Kaiser Leo über Germanien: „Mißerfolge und militärische Niederlage wirken auf sie beklemmend und deprimierend ein". Diese Eigenschaften hatten wohl auch die Deutschen des 15. Jh.s; nachdem sie seitens der Hussiten einige Niederlagen lokaler Bedeutung erlitten hatten, bemächtigte sich ihrer Niedergeschlagenheit und Verzweiflung, die von den Hussiten geschickt ausgenützt wurde. Hiebei drängt sich die Frage auf: „Befindet sich das deutsche Volk der Jetztzeit nicht auch in einem solchen Zustand der Beklemmung und Depression in politisch-militärischen Belangen"?

Die österreichischen Lande, von wo aus laut letzter Behauptung Südböhmen und Südmähren sowie der Großteil Mittelböhmens und Mittelmährens besiedelt worden sein sollen, waren das ganze Mittelalter hindurch und auch noch später derart arm an Menschen, daß für eine nennenswerte Auswanderung niemand dagewesen wäre. Vorarlberg, Tirol, Salzburg, Steiermark, Kärnten sowie der Süden Ober- und Niederösterreichs sind fast durchwegs Hochgebirgslandschaften, es waren im wesentlichen nur die Gebirgstäler bewohnt, die Länder waren und sind auch jetzt noch nicht nur relativ, sondern auch absolut dünn bevölkert; zudem ist eine Besiedlung der Sudetengebiete aus den genannten Ländern auch vom mundartlichen Standpunkt aus zu verneinen. Das bis zur Donau sich erstreckende, flächenmäßig nicht breite Alpenvorland sowie das niederösterreichische Viertel unter dem Manhartsberge (d. i. der nordöstliche Teil Niederösterreichs, auch „Weinviertel" genannt) sind mit Ausnahme der Welser Heide und des Steinfeldes bei Wiener Neustadt fruchtbar und waren schon im Altertum gut besiedelt; diese Regionen bilden aber flächenmäßig nur einen geringen Bruchteil (etwa 11.000 km^2, davon das Weinviertel 4612 km^2) im Vergleich zur agrarisch fast gänzlich benutzbaren Gesamtfläche der Sudetenländer von rund 81.000 km^2. Durch die ständigen Einfälle der Hunnen, Awaren und später eindringender Feindscharen wurden gerade die Bewohner des Weinviertels und der Alpenvorlande schwer in Mitleidenschaft gezogen. Niederösterreich war nach Besiegung der Awaren durch Karl den Großen von den einheimischen Deutschen weiterbesiedelt geblieben, war wohl spärlich bevölkert, aber keinesweg ein kolonisationsfähiger leerer Raum. Seit Ende des 9. bis zum Ausgang des 13. Jh.s wurden diese Regionen von einfallenden Magyaren und Kumanen manchmal bis Bayern hinein verwüstet und die Bevölkerung getötet. Im 12. und 13. Jh. gesellten sich zu den Magyaren brandschatzende und besonders auf Plünderung ausgehende tschechische Heerhaufen und Raubexpeditionen, im 13. Jh. kamen überdies noch mordende Mongolen hiezu. So wurden die Alpenvorlande und das Viertel unter dem Manhartsberge zeit- und gebietsweise wieder entvölkert. Der österreichische Historiker Erich Zöllner schildert in

„Österreich, sein Werden in der Geschichte" aus 1963, S. 134, die Siedlungsverhältnisse Ober- und Niederösterreichs der damaligen Zeit als sehr traurig; so seien zu Ende des 13. Jh.s viele Dörfer verlassen und verödet gewesen, es habe viele Wüstungen und unbebaute sowie verwilderte Felder namentlich im Marchfeld, im Wiener Becken, an der ungarischen Grenze und im Hausruckviertel Oberösterreichs gegeben.

Die österreichischen Lande wurden mit Sicherheit nach den Hunnenstürmen, mit Wahrscheinlichkeit auch nach den Awarenkriegen von den in den Sudetenländern davon größtenteils verschont gebliebenen Germanen und deren Nachkommen in namhaftem Maße besiedelt, was die Einwanderung und Ausbreitung der slawischen Zuwanderer im Sudetenraum begünstigte. Als sich jedoch eine Auswanderung von Sudetendeutschen in die inzwischen wieder bevölkerten Donauländer schwieriger gestaltete, ja in größerem Ausmaße wohl nicht mehr möglich war, mußten sie sich zwecks Unterbringung ihres Bevölkerungsüberschusses zur landwirtschaftlichen Innenkolonisation sowie zur Gründung von Städten in ihrem Territorium entschließen.

Das niederösterreichische Waldviertel und das oberösterreichische Mühlviertel waren zu Beginn des 2. Jahrtausends dünn besiedelt und bis zum 15. Jh. Rodeland, das selbst Siedler benötigte. Nach Ausführungen Dr. Anton Beckers in „Das Viertel unter dem Manhartsberg" wurden zum Ausgang des Mittelalters ins Land gerufene Kroaten in unterbesiedelten Gebieten nördlich der Donau seßhaft gemacht. Diese haben eine Reihe von Dörfern gegründet, wurden aber im Laufe der Jahrhunderte germanisiert. Wenn also in Österreich fruchtbare und schon kultivierte Böden unbearbeitet blieben, kolonisationsfähiges Land hinreichend zur Verfügung stand und nicht bloß deutsche, sondern sogar slawische Siedler aus dem Ausland angeworben werden mußten, haben sich sicherlich keine Österreicher gefunden, die in fremdsprachige Länder mit einer deutschfeindlichen nicht gut beleumundeten Bevölkerung gezogen wären und dort unter schwierigen Verhältnissen Wälder gerodet, Sümpfe trocken gelegt, Dörfer und Städte gegründet sowie Bergwerke eröffnet hätten.

Böhmische Ausweisungsanordnungen und Aufenthaltsverbote

Die Sudetenslawen haben und hatten schon immer ein nationales Expansionsbestreben, das sich infolge ihrer geographischen Lage vor allem gegen von Deutschen bewohnte Gebiete richtete. Anderseits haben und hatten sie aber stets in Kenntnis ihrer zahlenmäßigen und sonstigen Unterlegenheit eine — allerdings völlig unbegründete — Angst vor einem nationalen Untergang durch Unterwanderung seitens der sie geographisch von drei Seiten umklammernden Reichsdeutschen und Österreicher, denn dadurch wäre der ohnedies bedeutende Prozentsatz der Sudetendeutschen noch mehr verstärkt worden. Bekanntlich macht Angst große Augen. Da einerseits das Sudetenslawentum, anderseits aber auch die Macht des Deutschen Reiches zu Beginn des 2. Jahrtausends sichtlich zugenommen hatten, erließen die Sudetenslawen, obwohl sicherlich nur vereinzelte Reichsdeutsche ihr Domizil in den Sudetenraum zu verlegen trachteten, sinn- und zwecklose Aussiedlungsanordnungen und Aufenthaltsverbote. Mit diesen, insoferne sie in den ersten drei Jahrhunderten des 2. Jahrtausends erfolgten, und die eigentlich völlig ins Leere gegangen sind, wollen wir uns hier befassen.

a) Cosmas berichtet zum Jahr 1055: „Am ersten Tage, an dem Spitignew II. (1055—1061) auf den Thron erhoben wurde, tat er das Große und Wunderbare und für alle Zeiten Bemerkenswerte, das ihn berühmt machte: so viele man vom deutschen Volk fand, ob reich, arm oder fremd, befahl er auf einmal binnen drei Tagen aus

dem Lande Böhmen zu vertreiben." Daraus ist zu erkennen, daß es schon vor 900 Jahren der Wunschtraum vieler Tschechen, ja sogar des katholischen Geistlichen Cosmas war, die Deutschen auszuweisen und nicht etwa nach Böhmen einzuladen. Daß diese Vertreibung nicht bloß für zugewanderte, sondern auch einheimische Deutsche Geltung haben sollte, erkennt man daraus, daß Cosmas die „fremden", also die aus Deutschland zugewanderten, gesondert nennt. Wenn er nun von fremden Deutschen schreibt und in der Aufzählung zuletzt anführt, dann waren eben auch nicht fremde, also einheimische Deutsche, im Lande. Es waren derer viele, da er sie in arme und reiche unterteilt und die Sache nicht als „für alle Zeiten bemerkenswert und berühmt" geschildert hätte. Spitignew dachte offenbar nicht bloß an das Vorkommen von Deutschen in Prag oder von Prager Handelsleuten, sondern von Deutschen in ganz Böhmen in größerer Zahl und in verschiedenen Stellungen, nämlich als Geistliche, Adelige, Kaufleute, Bauern, Handwerker, Arbeiter und andere.

Das Vertreibungsdekret Spitignews wurde entgegen der Meinung Wostrys und Šustas nicht durchgeführt. Cosmas berichtet auch nur über dessen Ergehen, über den Vollzug jedoch nur hinsichtlich Spitignews Mutter Judith und der Äbtissin von St. Georgen, sonst nichts konkretes. Wäre das Dekret vollinhaltlich vollzogen worden, hätten slawische Chronisten der damaligen und der darauf folgenden Zeit darüber berichtet, auch den Chronisten Deutschlands wäre die Ankunft solch gewaltiger, heimatvertriebener Menschenmassen nicht entgangen. Fr. Palacky und V. Novotný, neben L. Niederle wohl die maßgeblichsten tschechischen Historiker, führen trotz Bejahung der Kolonisationstheorie aus, daß laut überlieferter Urkunden und alter Zeugnisse das Spitignewsche Vertreibungsdekret nicht ausgeführt wurde. Der Chronist Aeneas Sylvius berichtet über die damalige Zeit, daß „Böhmen unter deutscher Herrschaft stand und deutsche Sitten herrschten". Bei Durchführung des Dekrets wären weite Landstriche verödet und das Land in ein Chaos gestürzt worden, was die deutschen Könige zwecks Aufrechterhaltung der Ordnung nicht zulassen konnten. Es ist daher die Nichtdurchführung des Dekrets wohl auf die Machtstellung der Sudetendeutschen selbst sowie die des deutschen Königs zurückzuführen, der seine Connationalen und unmittelbaren Untertanen nicht einfach vertreiben ließ. Spitignew konnte also die Sudetendeutschen nicht so behandeln, wie er wollte.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß sich das Dekret zwar formell auch auf die Sudetendeutschen bezog, daß aber dadurch nur die Reichsdeutschen betroffen sein sollten, da die einzigen erwiesenermaßen ausgewiesenen Personen bloß die zwei oben genannten eingewanderten deutschen Frauen gewesen waren.

b) Die Colmarer Chronik berichtet, daß die Deutschen in Böhmen während der Regierung König Wenzel I. vermehrt und nach dessen Tode von Ottokar II. wieder vertrieben worden seien. Nach dieser Quelle dürfte es sich um reichsdeutsche, nach Böhmen eingewanderte Fachleute gehandelt haben. Wenn also Ottokar II. Deutsche, obwohl sie ihm angeblich zu großem Reichtum verholfen haben wollen, nach der Regierungsübernahme aus dem Lande jagte, kann man doch anderseits nicht behaupten, daß er während seiner Regierung Deutsche in größter Zahl in seine Länder berufen hätte.

Der tschechische Chronist Neplach von Opatowitz berichtet, daß Ottokar II. im Jahre 1276 „die Seinen (suos) zu verachten und Ausländer (extraneos) in sein Land einzuladen begann". Darnach hätte also die ganze „große Kolonisation" erst im Jahre 1276 begonnen und nur zwei Jahre gedauert, da Ottokar II. im Jahre 1278 starb. Nun gelten aber die Colmarer Chronik und Neplach unter anderen als Haupt-

stützen der „Kolonisation". Bei objektiver Betrachtung ihrer Berichte geht also hervor, daß Ottokar II. im Jahre 1253 Deutsche aus dem Lande wies und erst im Jahre 1276 mit der Berufung von Ausländern (dies mußten nicht bloß Deutsche gewesen sein) begann. Da aber die größte Zahl der Städtegründungen des 13. Jh.s in die Zeit zwischen 1253 und 1276 fällt, ist durch diese Chronistenberichte gerade das Gegenteil der Kolonisationstheorie, nämlich daß Ottokar II. die unter seinem Vater vermehrten Deutschen verjagte und selbst nur während eines kurzen Zeitraumes von nicht ganz zwei Jahren ins Land berief, als erwiesen anzusehen.

c) Anläßlich des Einmarsches deutscher Truppen in Böhmen nach der Schlacht bei Dürnkrut im Jahre 1278 und der darauf erfolgten Bestellung des Markgrafen Otto von Brandenburg zum Regenten von Böhmen sind wahrscheinlich Marketender, Soldatenfrauen, Beamte und wohl auch Abenteurer nach Böhmen gekommen und hier vielleicht etwas länger geblieben, wie es nach einem siegreichen Feldzug auch ansonsten der Fall ist. Um jede Einwanderung von Deutschen zu unterbinden und etwa schon Eingewanderte wieder zum Verlassen des Landes zu zwingen, erließ im Jahre 1280 der böhmische Landtag eine Anordnung, laut welcher alle in Böhmen nicht beheimateten Deutschen das Königreich binnen drei Tagen verlassen mußten. Das Dekret wurde wegen der Machtfülle des böhmischen Landtages und des darauf ergangenen Befehls seitens des Markgrafen sicherlich auch durchgeführt. Diese Anordnung bezog sich nicht bloß auf die seit 1278 zugezogenen, sondern auf alle „in Böhmen nicht beheimateten Deutschen", zu denen auch eventuelle „Kolonisten" gehört hätten.

Im allgemeinen waren die Sudetenslawen von altersher den Deutschen gegenüber feindlich eingestellt, was durch die vielen feindseligen Handlungen und Chronistenberichte als unbestritten angenommen werden kann. So schrieb der Tscheche Dalimil in seiner Chronik aus 1310: „Alle Deutschen streben danach, den Tschechen Übles zuzufügen." Dalimil berichtet weiter: „Herzog Sobieslaus I. (1125—1140) schlug die Bayern und tötete in Böhmen viele Deutsche. Kaiser Lothar wollte darauf die Deutschen rächen, in Böhmen einfallen und sprach: ‚Ich will es bezahlen und alle Tschechen töten . . .'" Daraus ersieht man vor allem, daß es schon lange vor der behaupteten Kolonisation in Böhmen zahlreiche Deutsche gab. Anderseits erkennt man aber, daß der deutsche Kaiser der Herrscher der Sudetendeutschen war, wie es ja schon der Araber al Masudi im 10. Jh. zum Ausdruck gebracht hatte und wie es zum Jahre 1004 bei der Einnahme von Saaz erkennbar war. Gerade aus diesem Dalimilschen Bericht ersieht man, daß die Sudetendeutschen unter kaiserlichem Schutze standen, sohin gleichsam unmittelbare Reichsangehörige waren und nach deutschem Recht lebten. Der deutsche Übersetzer der Dalimilschen Chronik schildert, daß unter Herzog Sobieslaus II. Prämien ausgezahlt wurden, wenn Deutschen Nasen und Ohren abgeschnitten wurden. Zwischen 1278 und 1283 schrieb ein tschechischer Kanoniker der Prager Kirche (siehe: Naše národní minulost, S. 65) über den von Otto von Brandenburg eingesetzten deutschen Landesverwalter von Böhmen, „daß er für die Bestrafung von Verbrechern blind und taub ist und Gewalttäter jeder Art unterstützt: es ist die Gewohnheit der Deutschen, gegen Slawen in grimmigem Zorn zu wüten und furchtbare Worte zu gebrauchen. Die Deutschen sind Mörder, Räuber, Diebe und Spürhunde (slídicí psi), welche in Bergen versteckte Slawen verfolgen, ihnen alles wegnehmen und sogar die Kleider vom Leibe reißen." Obwohl diese Anschuldigungen nur allgemeiner Art sind, keine konkreten Angaben enthalten und an und für sich ganz unglaubwürdig sind, zeugen sie von einem und zwar sogar von einem katholischen Geistlichen zum Ausdruck gebrachten unbegrenzten Haßgefühl gegenüber allen

Deutschen, die als die böswilligsten, niederträchtigsten und verwerflichsten Individuen der Welt geschildert werden. Der Tscheche Bartošek von Drahonitz schrieb über den im Jahre 1439 verstorbenen böhmischen König Albrecht aus dem Hause Habsburg: „Er war gut, trotzdem (obwohl) er ein Deutscher war, kühn und mitleidig." Wenn also ein Deutscher gut und mitleidig war, galt er als erwähnenswerte Ausnahme. Ja selbst wir haben vor 1945 manchmal von Tschechen gehört: „Je to sice Němec, ale hodný člověk", d. i. „er ist zwar ein Deutscher, aber (trotzdem) ein braver Mensch". Der böhmische Dichter Bohuslaw Hassenstein von Lobkowitz schrieb zu Ende des 15. Jh.s: „Gegen Fremde sei man zuvorkommend, außer gegen solche, die sich der deutschen Sprache bedienen." Nach Ansicht der Sudetenslawen waren die Deutschen schlimm und böse, man sollte sich ihnen gegenüber ablehnend verhalten. In einem deutschfeindlichen Pamphlet aus dem 14. Jh. (siehe M. d. V. f. d. G. d. D. i. B., Jahrgang 53, S. 238) schreibt ein Tscheche über die Deutschen: „Von Gott erleuchtete kluge Fürsten lassen diese elenden und von allen Verbrechen verseuchten Ameisen im Sommer Vorrat sammeln, nehmen ihnen aber das Gesammelte zur richtigen Zeit im Winter wieder gänzlich ab wie den Bienen den Honig und den Schafen die Wolle und vertreiben sie schließlich, nachdem sie ihre Bosheit erkannt haben." In auffallend ähnlicher Weise rief Präsident E. Beneš im Mai 1945 den Brünner Tschechen unter Hinweis auf die Deutschen zu: „Vemte jim všechno až na ten kapesník, aby si mohli utírati své slzy", d. i. „nehmt ihnen alles weg bis auf das Taschentuch, damit sie sich ihre Tränen abwischen können!" In haßerfüllter Weise lästerten im Mittelalter gegen die Deutschen die tschechischen Chronisten Dalimil und Hájek; selbst die Geistlichen Cosmas und Neplach von Opatowitz und andere bringen ihre deutschfeindliche Einstellung, wenn auch nicht mit solchen Schmähworten und Aufforderungen zur Plünderung, so doch offen und unmißverständlich zum Ausdruck. Man müßte sich daher mehr als wundern, wenn einerseits die Sudetenslawen viele hunderttausende solch „verabscheuungswürdiger, mord- und habgieriger deutscher Bösewichte" in ihr Land geladen und ihnen hievon nahezu ein Drittel nicht bloß freiwillig abgetreten, sondern geradezu aufgedrängt hätten und anderseits so viele Deutsche in ein Land gezogen wären, wo ihnen Ohren- und Nasenabschneiden, Ausplünderung und Vertreibung drohten. Dieser Groll zwischen Deutschen und Slawen, der naturgemäß ein gegenseitiger war, herrschte jedoch nicht bloß im Sudetengebiet, sondern auch im übrigen Deutschen Reich. So ordnete der Sachsenspiegel, das bedeutendste deutsche mittelalterliche Rechtsbuch, an, „daß man keinen Sachsen gegen einen Wenden und keinen Wenden gegen einen Sachsen zum Zeugnis lassen solle, weil man voraus wisse, daß beide Parteien jede Unwahrheit, die der anderen Nachteile verschaffe, als wahr beschwören würden".

Es ist jedoch festzustellen, daß der Haß, der Vernichtungswille und die Feindschaft der Sudetenslawen gegen die Deutschen unvergleichbar größer und grauenhafter war als umgekehrt. So haben die Deutschen während des mehr als tausendjährigen Nebeneinanderlebens mit den Sudetenslawen niemals Grausamkeiten und Bestialitäten in einem derartigen Ausmaß begangen, wie sie die Tschechen bloß in der Hussitenzeit und im Jahre 1945 sich den Sudetendeutschen gegenüber zuschulden kommen ließen. Trotz alledem war die Abneigung der Sudetenslawen gegen die Reichsdeutschen seit eh und je noch größer als gegen die Sudetendeutschen. Diese wurden von den Sudetenslawen bis in die letzte Zeit analog den Ansichten vieler Ausländer gar nicht als richtige Deutsche, sondern als „Bohemi", als „Böhmen", als „unsere Deutschen", als „Sudetáci" und vielfach als germanisierte Slawen oder slawisierte Deutsche angesehen. Die Sudetenslawen fühlten sich seit der herzoglichen Zeit im ganzen Sudetenraum als Herrenvolk und sahen in den Sudetendeutschen

gute und fachkundige Arbeitskräfte, verläßliche Steuerzahler und zwar Mitbürger, aber in nationalen Belangen solche minderen Rechtes und abhängig von ihnen zugebilligten Berechtigungen. Wenn ein Sudetendeutscher sich der slawischen Staatsführung und dem slawischen Volk gegenüber unterwürfig und fügsam zeigte, seine Zugehörigkeit zu seinem Volkstum nach Tunlichkeit nicht sonderlich erwähnte, insbesondere aber die slawische Sprache erlernte und gebrauchte, die Slawen als die allein rechtmäßigen und bevorrechteten Herren anerkannte und sich mit den ihm als Minderheitsangehörigen gnadenweise verliehenen geringen Staatsbürgerrechten zufrieden gab und sich hiefür noch bedankte, geschah ihm in der Regel nichts, Leben, Freiheit und Eigentum waren dann geschützt. Selbst in der Hussitenzeit wurden — abgesehen von örtlichen Übergriffen — die Sudetendeutschen geschont, wenn sie gegen Hussiten niemals aufgetreten waren, freiwillig die Stadttore öffneten, ihre Häuser und Wohnungen widerspruchslos plündern ließen, alle hussitischen Anordnungen als selbstverständliche Pflicht ansahen und erfüllten und sich in allem und jedem fügten. Erst dem Jahre 1945 war es als Folge der vollständigen Niederlage Deutschlands vorbehalten, alle Deutschen, also auch über 3 Millionen Sudetendeutsche und diesmal lediglich wegen derer Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum ohne Rücksicht auf ehemalige Treue zum tschechischen Volk oder Staat, auf Loyalitätserklärungen, Kenntnis der tschechischen Sprache oder persönliche Schuldlosigkeit zu enteignen und zu vertreiben. Man ging hiebei tschechischerseits von der Überlegung aus, daß die Vertreibung und Enteignung der Sudetendeutschen lediglich eine Aufkündigung des Gastrechtes und eine rechtlich einwandfreie Rückführung in das Land ihrer Herkunft wären.

d) Anläßlich der Wahl Johanns von Luxemburg zum König von Böhmen verpflichtete sich dieser für sich und seine Nachfolger über Veranlassung der stimmberechtigten böhmischen Stände im „Großen Privileg" aus 1310, daß er weder in Böhmen noch in Mähren einen Fremdling als Hauptmann, als Burggrafen oder in Landes- oder Hofämter einsetzen werde, daß er keinen Fremdling weder für eine bestimmte Zeit noch für immer Landesgüter oder Burgen übergeben und auch nicht zulassen werde, daß ein Fremdling im Königreich Güter erbe, weil zu all dem nur Böhmen und Mährer Zutritt haben sollen; Ausländer dürfen nicht einmal Landgüter oder Pfründen erwerben, und wenn ein Ausländer solche zum Geschenk, als Vermächtnis oder Mitgift von einer böhmischen oder mährischen Gattin erhalten oder es auf sonstige Weise sich verschaffen sollte, hat er all dies innerhalb eines Jahres einem Inländer zu verkaufen, eine solche Mitgift aber soll den Verwandten seiner Gattin zufallen. (Siehe Vl. Klecanda, „Přijímání cizozemců na sněmu do Čech za obyvatelé" aus 1931.) Nach dieser Bestimmung war es also nicht möglich, daß deutsche Einwanderer Grund und Boden erwerben sowie Dörfer und Städte gründen konnten. Erwähnenswert ist auch, daß die vielen unbestrittenermaßen hier seßhaften Sudetendeutschen zu den „Böhmen und Mährern" gezählt und nicht besonders genannt werden. Wie verhält sich nun all dies zur behaupteten Kolonisation?

e) Es ist verständlich und auch möglich, daß während der Regierung der böhmischen Könige Rudolf aus dem Hause Habsburg (1306—1307), Heinrich von Kärnten (1307—1310) und Johann von Luxemburg, da sie ja Deutsche aus deutschen Landen waren, in ihrem Gefolge einige deutsche Geistliche, Berater, Offiziere, Adelige, Beamte usw. mitbrachten, die trotz Verbotes zum Liegenschaftserwerb und zur Bekleidung höherer Beamtenstellen vielleicht doch Einfluß auf das wirtschaftliche, militärische und politische Leben in Böhmen erhielten. Zahlenmäßig ist das Sudetendeutschtum dadurch nicht gestärkt worden, vielleicht aber etwas einfluß- und

ansehensmäßig. Dies entging jedoch nicht den böhmischen Adeligen; sie machten deshalb König Johann sofort Vorwürfe und nötigten ihn im Jahre 1318 zur eidlichen Verpflichtung, „alle Rheinländer und Gäste aus dem Königreich zu entfernen und keinen Ausländer zu irgendeinem Amte zu befördern, sondern in allen Fällen sich nur des Rates der Böhmen zu bedienen." Daraus ist zu ersehen, daß alle während der letzten Jahrzehnte, bzw. des letzten Jahrhunderts Zugewanderten das Land wieder verlassen mußten, weil König Johann das Versprochene sicher eingehalten hat. Daß diese Anordnung auch durchgeführt wurde, dafür haben die maßgeblichen böhmischen Landesbeamten, nämlich der Unterkämmerer Heinrich von Lipa und der Reichsmarschall Wilhelm von Waldeck während der langen Abwesenheit König Johanns sicherlich bestens gesorgt (siehe Geschichte Böhmens von L. Schlesinger). Wenn also die Bewohner der neu angelegten Städte und Dörfer, bzw. alle in den Sudeten wohnhaften Deutschen eingewanderte Kolonisten gewesen wären, hätten sie entweder nach den Anordnungen aus 1253, 1280, 1310 oder nach dieser königlichen Verpflichtung das Land verlassen und die Tschechen wären als einzige Landesbewohner verblieben. Die Zahl der eingewanderten und nach den Jahren 1253, 1280, 1310 und 1317 das Land verlassenden Deutschen ist aber wohl nicht erwähnenswert gewesen, weil kein Bericht über eine stattgefundene Auswanderung oder über die Durchführung dieser Art von „Vertreibung" Kunde gibt. Die Deutschen der Sudetenländer sind jedoch im Lande geblieben, woraus man ebenfalls auf deren Altansässigkeit schließen muß.

Ungelöste Fragen der behaupteten Kolonisation

Es ist undenkbar und wäre undurchführbar gewesen, daß sich hunderttausende, ja vielleicht Millionen Menschen in deutschen Reichslanden zusammengetan, Auswanderertrecks mit Vieh, Werkzeugen, Lebensmitteln, Gebrauchsgegenständen und größeren Geldbeträgen zusammengetan und im Laufe etwa eines Jahrhunderts auf den Weg in die Sudetenländer gemacht und dort eine Unzahl von Niederlassungen gegründet hätten. Wovon hätten solch große Auswanderermassen leben sollen, wenn sie erst jahrelang Urwaldboden roden und befestigte Städte hätten anlegen sollen? Böhmen befand sich im 12. und 13. Jh. durch viele Jahrzehnte im Kriegszustand mit deutschen Landen, in Böhmen wüteten wiederholt Hungersnöte. Wie hätten die deutschen zugewanderten Städter, die überwiegend Kaufleute, Handwerker und andere Gewerbetreibende gewesen wären, den wirtschaftlichen Anschluß an das anderssprachige, slawische Landvolk finden können? Wie hätten die deutschen Städter in so großer Masse und als Konkurrenten bereits angeblich ansässiger tschechischer Handwerker jeglicher Art aus ihrer gewerblichen Tätigkeit den Lebensunterhalt fristen können, denn die ihnen zugeteilten Landhufen hätten doch nicht zu aller Ernährung ausgereicht? Es wäre zu größten Unruhen zwischen Einheimischen und Einwanderern gekommen, wenn letztere rund ein Drittel der Bodenfläche Böhmens und Mährens besetzt hätten. Dies hätten die slawisch fühlenden přemyslidischen Herrscher sowie slawische oder slawisierte Adelige weder getan noch auch zugelassen. Bei der Besiedlung Amerikas, Australiens oder Sibiriens lagen die Dinge anders, da es sich dort um fast menschenleere, riesige Gebiete handelte; man nahm sich einfach den Boden, lebte zur Not von der Jagd und kümmerte sich nicht um die meist primitive, nomadisierende und verhältnismäßig äußerst geringe heimische Bevölkerung und deren Häuptlinge, auf die man schließlich auch nicht angewiesen war. In den Sudetenländern wurde bei der Anlegung von Dörfern im 13. Jh. und später der nicht mehr allzu reichlich vorhandene Boden nach gerade noch zur Ernährung einer Familie

hinreichenden Hufen zugeteilt. Ja manchmal wurden nur Halb- und Viertelhufen zugemessen, so daß sich deren Erwerber außer der landwirtschaftlichen auch noch eine andere Beschäftigung suchen mußten, um sich und die Ihrigen erhalten zu können.

Es gibt, obwohl uns seit Ottokar I. viele Urkunden und Chronistenberichte aus jener Zeit überliefert sind, keine einzige schriftliche Kunde über eingewanderte Kolonisten, die eine Siedlung angelegt oder umgebaut hätten. Bezeichnend ist, daß die seinerzeitigen Chronisten auch keinen Ausdruck für eingewanderte Kolonisten geprägt hatten, was bei solchen oder ähnlichen das ganze Staatsgefüge umwandelnden Ereignissen sonst immer der Fall ist. Forscher und Historiker haben trotz der vielen bis jetzt erschienenen Abhandlungen und Aufsätze über die sogenannte Kolonisation bis jetzt noch keine einzige Ortschaft im Sudetenraum namhaft gemacht, die vom 12. bis zum 14. Jh. erwiesenermaßen (durch Urkunden oder andere direkte Beweise) von eingewanderten Kolonisten gegründet und besiedelt worden wäre. Bretholz hat vor mehr als 40 Jahren die Kolonisationstheoretiker zu einer solchen Namhaftmachung aufgefordert, bis heute sind sie aber die Antwort schuldig geblieben. Und warum? Weil es eben mit Ausnahme von Klöstern keine Siedlungen im Sudetenraum gibt, die von eingewanderten Deutschen angelegt worden wären. Bei der großen Zahl der damals gegründeten Ortschaften ist dies doch auffallend. Noch auffallender ist, daß bisher weder in Deutschland, noch in Österreich oder den Niederlanden ein Ort angeführt oder gefunden wurde, aus dem diese Kolonisten gekommen wären. In deutschen und österreichischen Landen wurde genauso wie im Sudetenraum auch keine einzige den Abzug von Auswanderern nach Sudetien bestätigende Urkunde gefunden; es ist nicht anzunehmen, daß solche Ereignisse den ansonst genauen und schreibfreudigen deutschen und österreichischen Chronisten entgangen wären. G. Juritsch schreibt, daß wir über die Herkunft der deutschen Einwanderer „leider" keinerlei direkten Nachrichten haben; aus den als Beinamen verwendeten Volksnamen wie Bavarus, Duringus, Suebus, Australis usw. lasse sich nicht zwingend auf die Heimat der Kolonisten schließen. Der Historiker Konrad Wutke hat sich mit dieser Frage ebenfalls eingehend befaßt, hat aber nirgends einen Hinweis auf die behauptete Abwanderung von Kolonisten in die Sudetengebiete feststellen können. Das einzige Zeugnis, das er nach Durchsiebung und Sichtung aller nur irgendwie in Betracht kommenden Quellen fand, ist das nordholländische Lied „Nach Ostland will ich fahren ..." Daß dies natürlich kein Beweis für eine Besiedlung des Sudetenraumes aus anderen deutschen Landen ist, dürfte unbestritten sein. (Siehe „Die deutsche Besiedlung der Sudetenländer" von Dr. Emanuel Schwab, Ministerialrat in Wien, 1923.)

Die Kolonisationstheorie stützt sich manchmal nur aus Laune am Widerspruch auf einige allgemein gehaltene, in Wirklichkeit aber nichtssagende Urkunden, wie wir oben dargelegt haben. Die alten tschechischen Historiker und Dichter wissen von einer von außen her erfolgten Kolonisation nichts. Cosmas schrieb viel und ausführlich; über eine Deutscheneinwanderung, die er doch mit Unmut vermerkt hätte, berichtet er nichts, obwohl er doch andererseits seine Freude über das Wunderbare des Dekrets Spitignews II. betreffend die Deutschenvertreibung sehr auffällig kundtat. Auch der deutschfeindliche Dalimil weiß viel von Verfolgungen und Vergünstigungen der Deutschen seitens der přemyslidischen Herrscher, von einer Einwanderung oder Berufung Deutscher vor 1278 weiß er nichts, ja erwähnt solches nicht einmal in seinen phantasievollen Dichtungen. Auch seine zeitgenössischen und späteren böhmischen, bzw. tschechischen Chronisten bis zum Vielschreiber Hájek berichten nichts über eine Einwanderung deutscher Kolonisten, keine einzige der vielen erhalten gebliebenen

Kloster- und Ortschroniken im weiten Sudetenraum weiß etwas über eine von außen her erfolgte Kolonisation.

Häufig wird ausgeführt, daß tausende besitzender und intelligenter Bürgerfamilien aus allen Ländern Deutschlands in Böhmen eingewandert sowie deutsche Bauernschaften aus Bayern, Österreich und Franken gekommen wären; aber auch das ferne Rheinland, Schwaben, Westfalen und die Niederlande wären an der großartigen und für die Einwanderer äußerst gewinnbringenden Kolonisation beteiligt gewesen. Deutsche Bauern wollen Urwälder gerodet und anmutige Dörfer angelegt, Kaufleute und tüchtige Handwerker herrliche Städte erbaut, Bergknappen reiche Bergwerke erschlossen und hiebei große Reichtümer erworben haben. Wenn dies ein unverbildeter und unvoreingenommener Mensch liest, ist er zwar von der Tüchtigkeit und dem Fleiß deutscher Menschen beeindruckt, muß aber glauben, daß Böhmen ein Land war, wo Milch und Honig flossen sowie daß aus dem hungernden und übervölkerten Deutschland und Österreich sich Menschenmassen aller Berufsstände in die reichen und paradiesischen böhmischen Lande gedrängt hätten. Die Behauptung über die angeführten Herkunftsländer der „Kolonisten" wurden von verschiedenen Gelehrten aufgestellt. Als sich jedoch auf Grund von Sprachforschungen der letzten Jahrzehnte in den sudetendeutschen Dialekten keine Anhaltspunkte für eine schwäbische, hessische, niedersächsische, niederländische sowie mittel- oder niederfränkische Mundart fanden, verstummten sie hinsichtlich dieser Herkunftsländer. Da aber diese Gelehrten teils von vornherein von der Richtigkeit ihrer Lehre überzeugt sind, teils trotz anderer Erkenntnis hievon vorsätzlich nicht Abstand nehmen wollten, erfanden sie sofort andere Heimatländer der „Kolonisten"; damit trafen sie, bzw. ihre Nacheiferer aber schon Vorentscheidungen, die auch durch die in dieser auf wissenschaftlicher Grundlage volkstümlich erstellten Abhandlung aufgezeigten Fakten und Argumente kaum mehr umzustoßen sein werden.

Nach Hermann Aubins in „Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung" sollen deutsche Kolonisten aus Böhmen-Mähren Teile Schlesiens und Hinterpommerns urbar gemacht und besiedelt haben; die an harte Arbeit gewöhnten Böhmerwäldler sollen sich besser bewährt haben als die ebenfalls kolonisierenden Pfälzer. E. Franzel führt aus, daß die Grafschaft Glatz nicht von Schlesien, sondern von Böhmen aus kolonisiert worden wäre. Unserer Überzeugung nach hat eine Auswanderung von Sudetendeutschen nach Ostelbien außer vielleicht in ganz geringem Maße in Zeiten von Hungersnöten oder während der Religionskriege nicht stattgefunden. In den ersten Jahrhunderten des 2. Jahrtausends wurden die Sudetendeutschen und ganz besonders die Böhmerwäldler im Lande selbst gebraucht und haben ihren Bevölkerungsüberschuß entweder durch Innenkolonisation oder in geringem Ausmaß durch Seßhaftmachung in angrenzenden österreichischen oder deutschen Gebietsstreifen untergebracht. Laut Cosmas hat die Gauburg (urbs) Glatz, deren Bestand eine besiedelte Umgebung voraussetzte, schon im Jahre 981 bestanden. Die Grafschaft Glatz war also, da die civitas und provincia Cladsko im 11. und 12. Jh. wiederholt urkundlich genannt werden, schon lange vor Beginn der sogenannten Kolonisation besiedelt und konnte daher überhaupt nicht, ganz besonders nicht von Böhmen aus, kolonisiert worden sein. Zudem waren nach Behauptung der Kolonisationstheoretiker bis zum Beginn des 13. Jh.s im Sudetenraum noch keine Deutschen, so daß sie also schon aus diesem Grunde weder nach Glatz noch nach Hinterpommern und Schlesien als Kolonisten hätten ziehen können. Im Hinblick auf die Ausführungen Aubins und Franzels weiß man nun wirklich nicht mehr, wer wo kolonisiert haben soll. Einerseits wäre die Kolonisation des Ostsudetenraumes von Schlesien aus erfolgt, anderseits sollen

boden- und heimatsuchende Sudetendeutsche im selben Zeitraum oder sogar noch früher nach Schlesien und in die Grafschaft Glatz ausgewandert sein und dort zufriedenstellend kolonisiert haben; Böhmerwäldler und andere nicht näher bezeichnete Sudetendeutsche sollen ihre sudetische Heimat verlassen und zwecks Kolonisierung weit nach Norden gezogen sein, während Österreicher, Bayern, Franken, Sachsen und andere deutsche Volksstämme bewaldete, bergige und den Sudetenslawen zu wenig ertragreiche Sudetengebiete gerodet, urbar gemacht und sich darin festgesetzt haben sollen. Bei vergleichsweiser Betrachtung dieser Hypothesen erkennt man, wie ausweglos die Kolonisationstheorie geworden ist, an innerer Unglaubwürdigkeit leidet, sich widerspricht und daher sich selbst richtet.

Die angebliche Spätkolonisation

Die sogenannte „große Kolonisation" soll im 12. Jh. angedeutet, im 13. Jh. durchgeführt worden sein und im 14. Jh. ausgeklungen haben. Wegen der mit dem 15. Jh. einsetzenden Hussitenbewegung und der dann bis zum dreißigjährigen Krieg dauernden tschechischen Vorherrschaft und Unterdrückung des Sudetendeutschtums (siehe „Die historische Stellung der Deutschen in Böhmen" von A. Dopsch, Wien 1919) wird von einer „Kolonisation" dieses rund 220 Jahre dauernden Zeitraumes meist Abstand genommen. So wurde z. B. im Jahre 1500 allen Nichttschechen die Bekleidung von Ämtern versagt und das Tschechische die ausschließliche Verkehrssprache im öffentlichen Leben. V. Aschenbrenner berichtet in „Sudetenland", S. 49, 51, daß „seit der Hussitenzeit in den Sudetenstädten, ja selbst in deutsch gebliebenen, die Aufnahme von die tschechische Sprache nicht beherrschenden Bürgern verboten war". Weil jedoch nach der Schlacht am Weißen Berge im Jahre 1620 die Sudetenländer wieder in den unbestrittenen Machtbereich der Habsburger gelangt waren, soll nach tschechischer Behauptung im Laufe der Gegenreformation bis zur Zeit Kaiser Josefs II. eine neue Kolonisationswelle, die sogenannte Spätkolonisation, eingesetzt, die Länder gewaltsam germanisiert und das Tschechentum zurückgedrängt haben.

Nach der Schlacht am Weißen Berge begann wohl die Gegenrefomation, jedoch ohne das geringste nationale Moment. In den Sudetenländern gab es sowohl deutsche als auch tschechische Protestanten; Hinrichtungen, Landesverweisungen und Gütereinziehungen erfolgten lediglich aus religiösen Motiven. Von den im Jahre 1621 zu Prag Hingerichteten waren 17 Tschechen und 10 Deutsche, so Graf Schlick, Sixt von Ottendorf, Dr. Hauenschild und der Rektor der Prager Universität Johannes Jessenius. Nicht nur tschechische, sondern auch deutsche Adelige wurden wegen ihres Glaubens enteignet und verließen das Land. Der Besitz des zur Auswanderung genötigten Adels fiel weniger dem deutschen, als dem tschechischen und ausländischen Adel zu, da der deutsche selbst größtenteils protestantisch gewesen war. Die tschechischen Adeligen Martinitz, Slawata, Lobkowitz und Kolowrat sowie die romanischen Adeligen Buquoy, Clary, Coloredo, Belcredi, Piccolomini und andere hatten auf kaiserlicher Seite gestanden und erwarben nun konfiszierte Güter. Enteignungen, Vertreibungen oder Hinrichtungen der großen Masse der Bevölkerung haben nicht stattgefunden; wer sich vom evangelischen Glauben lossagte, sich nicht führend betätigt hatte und zur katholischen Kirche zurückkehrte, wurde in Ruhe gelassen. Im Zuge dieser sogenannten Gegenreformation verließen viele überzeugte sudetendeutsche und wahrscheinlich weniger tschechische Protestanten die böhmische Heimat. Die sudetendeutsche Bevölkerung war schon damals zu einem erheblichen Teil städtisch, während die Tschechen überwiegend landwirtschaftlich tätig waren. Eine im

Gewerbe beschäftigte Bevölkerung verläßt leichter die Heimat als an die Scholle gebundene Bauern. Zudem konnten die Sudetendeutschen zu gleichsprachigen Bewohnern des benachbarten Norddeutschlands verziehen, während tschechische Protestanten aus sprachlichen Gründen im Ausland auf Schwierigkeiten stießen, weshalb sie fast gänzlich lieber wieder katholisch wurden als zum Wanderstab zu greifen. Böhmen war im Jahre 1620 zu 90 Prozent protestantisch, manche sudetendeutsche Städte West- und Nordböhmens hatten einen noch größeren Hundertsatz evangelischer Bevölkerung. Laut „Die Deutschen in Böhmen" von F. A. Schmalfuß verzogen aus Friedland 839 und aus Eger 300 protestantische Familien nach Norddeutschland. Über eine Einwanderung deutscher Katholiken in den Sudetenraum liegen keinerlei Nachrichten vor. Insoweit protestantische Grundherren zugunsten katholischer Adeliger enteignet wurden, änderte sich nichts in den Beziehungen der neuen Herren zu ihren nunmehrigen Pächtern und Bauern. Diese kamen ohne Rücksicht auf Nationalität und gleich, ob deutsch oder tschechisch, von der Abhängigkeit des einen Grundherrn in die eines anderen, die sudetendeutschen und die tschechischen Bauern ächzten dann in gleichem Maße unter dem Joch der Leibeigenschaft habsburgisch gesinnter Adeliger. In der Eigentums-, Rechts- und Gesellschaftsstruktur der sudetischen Bevölkerung blieb mit Ausnahme protestantischer Adeliger, Prediger, führender Persönlichkeiten und auswanderungswilliger Personen im wesentlichen alles beim Alten.

Durch die „Verneuerten Landesordnungen" aus 1627 und 1628 wurde die Alleinherrschaft der tschechischen Sprache beseitigt und die deutsche Sprache neben der tschechischen wie in vorhussitischer Zeit wieder als gleichberechtigt anerkannt. So war nun auch die deutsche Sprache, die bald nach Beginn des 15. Jh.s bei Ämtern und Behörden verboten worden war, wieder zugelassen. Die Sudetenslawen hatten bald nach ihrer Einwanderung die Vorherrschaft und schließlich die Alleinherrschaft im Sudetenraum angestrebt. Als ihnen dies während und nach der Hussitenzeit zum größten Teil gelungen war, erachteten sie bis in die letzte Zeit jede Gleichberechtigung der Sudetendeutschen als eine ungerechte Beeinträchtigung des ihnen als Herrenvolk zustehenden Anspruchs auf ungeteilte Vorherrschaft im Lande und vermeinten, daß die Gleichstellung beider Nationen eine Mißachtung ihrer landesherrlichen Rechte und Unterdrückung seitens der „eingewanderten deutschen Gäste" wären.

Während des dreißigjährigen Krieges bestand infolge Umherziehens verschiedener Heerhaufen und weil eigentlich ganz Deutschland samt den Sudetenländern Kriegsschauplatz war, keine praktische Möglichkeit einer Kolonisation. Nach dem Kriege waren, da die reichsdeutschen Lande verhältnismäßig mehr in Mitleidenschaft gezogen worden waren als die Sudetenländer, ganze Gebiete Deutschlands fast entvölkert und es dauerte nahezu ein Jahrhundert, bevor der frühere Bevölkerungsstand wieder erreicht war. Abgesehen davon, daß in diesem Zeitraum bedeutend bessere Auswanderungsmöglichkeiten in andere Länder sowie nach Übersee bestanden und Süddeutsche — es wären wegen der bestehenden Religionsgesetze nur Katholiken in Frage gekommen — für eine Einreise in böhmische Länder sich wohl kaum entschlossen hätten, hätten sich in Deutschland für eine Kolonisierung ganz geringer, hochliegender und unfruchtbarer Böden des Sudetenraumes einfach keine Menschen gefunden. Nach Aschenbrenners „Sudetenland", S. 58, zeigt eine Steuerrolle aus 1650, daß im allgemeinen die Sprachgrenze im Sudetenraum so verlief, wie sie das 20. Jh. kennt.

Beginnend mit etwa der Mitte des 18. Jh.s kam es in Sudetendeutschland in geringer Zahl zu Neugründungen von Dörfern und anderen unbedeutenden Sied-

lungen, dies jedoch nur im Wege der Innenkolonisation meist durch in nächster Nachbarschaft wohnhafte Sudetendeutsche. Nachweise darüber, und gegebenenfalls auch gegenteiliger Natur wären durch die meist bis in das 16. und 17. Jh. zurückreichenden Kirchenbücher und Matriken, Dorfchroniken, Gründungsurkunden, Aufzeichnungen und Schriftstücke verschiedener Herrschaften und Ämtern leicht zu beschaffen. Jeder Sudetendeutsche, der etwa jetzt noch im Besitze des sogenannten Ahnenpasses oder von Tauf- und Geburtsurkunden seiner Eltern, Groß- oder Urgroßeltern ist, kann selbst im Falle seiner Herkunft aus einer erst im 18. Jh. gegründeten Ortschaft schon dadurch den Beweis seiner sudetischen Abstammung erbringen. Sollten aber, und in diesem Fall handelt es sich nur um tschechische Gelehrte, diese auf ihrer unhaltbaren und nicht einmal glaubhaft gemachten Behauptung einer im 17. und 18. Jh. von Deutschland oder Österreich erfolgten Kolonisierung Sudetendeutschlands beharren, dann mögen sie diesbezügliche Beweise erbringen. Jedenfalls ist festzuhalten, daß die Sudetenländer im 18. und 19. Jh. einen bedeutenden Bevölkerungsüberschuß hatten, der nach Übersee, Wien, Südungarn und Deutschland auswanderte und nur zum geringsten Teil innenkolonisatorisch untergebracht werden konnte.

Beweislast

In dieser Abhandlung wird den Verfechtern der Kolonisationstheorie wiederholt der Vorwurf gemacht, daß sie ihre Behauptungen nicht beweisen können. Nun meinen sie aber, daß nicht sie, sondern die Vertreter der Bodenständigkeitsthese die Altansässigkeit beweisen müßten. Nach Gerichtsusancen sowie im Volke verwurzelter Ansichten über die Beweislast gilt jedoch der Grundsatz, daß derjenige, der eine Behauptung aufstellt, sie auch beweisen müsse. Infolgedessen stellen bzw. stellten sich sowohl die Kolonisationstheoretiker als auch Bretholz und dessen Anhänger auf den Standpunkt, daß die Beweislast jeweils die Gegengruppe treffe. Es ergibt sich nun die Frage, wer nun tatsächlich seine Behauptungen erweisen müsse; im Falle dessen Mißlingens gelte die Ansicht des Nichtbeweispflichtigen als richtig.

Unter Zugrundelegung dieser Maxime sind unter Hinweis auf die dem Rechtsempfinden eines jeden Kulturvolkes etwa analog heranzuziehende Bestimmung des § 374 ABGB (Altes bürgerliches Gesetzbuch des kaiserlichen Österreich) die Kolonisationstheoretiker beweispflichtig. Der angeführte Paragraph lautet: „Haben der Geklagte und der Kläger einen gleichen Titel ihres echten Besitzes, so gebührt dem Geklagten kraft des Besitzes der Vorzug." Eine analoge Bestimmung enthält auch § 1006 BGB. Es ist unbestritten, daß seit Beginn der urkundlichen Zeit und auch schon früher eine große deutsche Volksgruppe in den Sudetenländern ansässig war. Die Sudetendeutschen sind also, wenn man es vergleichsweise so nennen will, Besitzer des Ansässigkeitstitels, weil sie unbestrittenermaßen seit dem 12. bzw. 13. Jh. im Sudetenraum ansässig waren und dort Heimatrecht genossen. Den Sudetendeutschen wird nun ein bestimmtes Recht, nämlich das auf Zuerkennung der Altansässigkeit bestritten, sie werden als Kolonisten und Emigranten bezeichnet und es wird ihnen ein geringerer Rechtsanspruch auf ihr Heimatrecht zugebilligt als den angeblich alteingesessenen Tschechen. Die Sudetendeutschen befinden sich also bei Anwendung der zitierten Gesetzesstellen gleichsam in der Rolle des Geklagten. In einem solchen Falle gebührt den geklagten Besitzern des Ansässigkeitsrechtes, also den Deutschen des Sudetenraumes kraft ihres selbst von den Tschechen zugegebenen etwa 600 bis 700 Jahre dauernden Aufenthaltes in den Sudeten beweisrechtlich der Vorzug. Es haben also die Kolonisationstheoretiker ihre Behauptung zu beweisen, was ihnen allerdings in

keinem einzigen Fall gelungen ist. Die Sudetendeutschen waren bis 1945 „beati possidentes“, d. i. „die glücklichen Besitzer“ ihres Heimatrechtes und der Ansässigkeit. Wer ihnen dies streitig macht, daraus ein Gastrecht konstruieren will und sie als Kolonisten bezeichnet, muß dies beweisen. Obwohl also uns keine Beweislast trifft und wir schon dann als Bodenständige und Altansässige angesehen werden müßten, wenn den Kolonisationstheoretikern der Beweis der Außenkolonisation nicht gelänge, haben wir ein übriges getan und unsere Altansässigkeit nachgewiesen. Die von den Vertretern der „Kolonisation“ vorgebrachten Argumente — einen Beweis haben sie überhaupt nicht geführt, ja nicht einmal richtig angeboten — sind bei nur einigermaßen objektiver Beurteilung wohl von jedermann als unzutreffend zu verwerfen.

Tschechische Propaganda

Fast alle tschechischen Gelehrten stellen zum Unterschied von deutschen Wissenschaftern ihre Forschungen in den Dienst ihres Volkes nach dem Grundsatz „Wahrheit ist, was dem tschechischen Volke nützt“. So hat man tschechischerseits, und zwar in besonderem Maße nach 1945, all das, was etwa unsere Altansässigkeit bestätigen könnte, bestritten und unter allen möglichen und unmöglichen Vorwänden als unrichtig hinzustellen versucht. Es sollen bloß einige Beispiele angeführt werden:

a) Man erwähnt die Seßhaftigkeit germanischer Stämme im Sudetenraum nicht einmal während der ersten Jahrhunderte n. Chr., räuberische germanische Stämme hätten das Sudetengebiet lediglich durchzogen und das dort ansässige keltische und slawische Volk bedrückt und ausgebeutet,

b) die Slawen wären bereits im 3., 4. und 5. Jh. in den Sudetenraum eingewandert, hätten zum Teil die Kultur der dort wohnhaften Kelto-Illyrer übernommen und letztere slawisiert,

c) die Aesten, Lugier, Korkonten und die zum 5. und 6. Jh. von Chronisten genannten „Suavi“ wären Slawen gewesen,

d) die Quaden wären lediglich über Druck der von Norden aus vordrängenden Slawen in das Römerreich eingefallen,

e) die Grabfunde vom 4. bis 12. Jh. stammen von Slawen, Grabbeigaben, wie Schwerter, Rüstungen, Schmuckgegenstände usw. wären keine Einfuhrstücke, sondern Erzeugnisse einer auf höchster Kulturstufe gewesener sudetoslawischer Handwerker,

f) im Jahre 791 wären fränkische Truppen nicht durch Böhmen gegen die Awaren, sondern von Regensburg aus über das nördlich der Donau gelegene Ober- und Niederösterreich und denselben Weg auf dem Rückmarsch gezogen.

g) J. Pekař führt in der im Jahre 1922 zu Brünn erschienenen Abhandlung „Objevy Bretholzovy čili od které doby sedí Němci v naši vlasti“, d. i. „Bretholzsche Entdeckungen, oder seit welcher Zeit sitzen die Deutschen in unserem Vaterlande“ zwecks Widerlegung der Cosmaschen Ausführungen über eine Beteiligung deutscher Adeliger bei der Inthronisation des ersten Prager Bischofs im Jahre 973 aus:

(1) Es wären tschechische Adelige gewesen, die einige ihnen unverständliche deutsche Worte gesungen hätten,

(2) oder Cosmas hätte in diesen Teil seiner Chronik eine von ihm selbst gefälschte päpstliche Urkunde eingefügt,

h) die deutschen Kolonisten wären von keiner Urkunde sowie von keinem Chronisten erwähnt genau so unbeachtet ins Land gekommen wie die seinerzeit vor ihnen eingewanderten Slawen,

i) die römischen und griechischen Historiker und Schriftsteller wären nicht zuverlässig und wenig glaubwürdig, da ihre Länder- und Völkerbeschreibungen lediglich auf Erzählungen römischer Soldaten basierten und sie selbst in Germanien bzw. im Sudetenraum persönlich nie gewesen wären. Die deutschen Chronisten des 9. Jh.s, die die historischen Ereignisse aus näherer Entfernung betrachten konnten, seien verläßlich.

j) Den tschechischen Gelehrten ist zum Unterschied von deutschen Historikern die Haltlosigkeit der Kolonisationstheorie und die Altansässigkeit der Sudetendeutschen gar wohl bekannt. Zwecks deren Verschleierung sowie aus berechtigter Angst vor einer angeordneten Räumung Sudetendeutschlands bei einem noch abzuschließenden Friedensvertrag mit Deutschland erwähnen sie die Anwesenheit der Sudetengermanen-Sudetendeutschen in Sudetien und deren Kulturleistungen überhaupt nicht und entwickeln seit 1945 eine bis dahin nicht dagewesene Propaganda über alttschechische Kulturgüter. Geradezu mit einem Glorienschein umgeben sie die „kulturellen Leistungen des slawischen Großmährischen Reiches" und veranstalten Ausstellungen archäologischer Funde im In- und Ausland (USA, Griechenland, Österreich, Deutschland).

k) Angeblich altslawische Runendenkmäler.

Hiezu ist auszuführen:

Zu a) Durch die Zeugnisse einer großen Anzahl antiker Schriftsteller sowie durch Bodenfunde ist die dauernde Seßhaftigkeit germanischer Stämme sowie das Bestehen germanischer Reiche bis zum Ausgang des 6. Jh.s im Sudetenraum unbestrittenermaßen erwiesen. Germanische Stämme haben zwar in das Römerreich Einfälle unternommen und Kriegsbeute eingebracht; diese Kriege dauerten aber nur eine Anzahl von Jahren, ganze Jahrhunderte des Nebeneinanderlebens zwischen Sudetengermanen und Römern herrschte Friede, römische Kultur und Zivilisation wirkten befruchtend auf die sudetengermanische Bevölkerung ein.

Zu b) Die Anwesenheit von Slawen im Sudetenraum kann erstmals zum Ende des 6. Jh.s als möglich angenommen werden, ist aber keineswegs erwiesen. Die Behauptung, daß durch Keramikfunde des sogenannten Prager Typus aus dem 3., 4. und 5. Jh. die Anwesenheit von Slawen schon in diesen Jahrhunderten festgestellt sei, ist abwegig, denn solche handverfertigte Tonwaren sind auch in Gegenden gefunden worden, wo niemals Slawen waren.

Zu c) Über die Aesten schreibt Tacitus in „Germania", Kap. 45: „An seiner rechten Küste bespült das suebische Meer (Ostsee) das Land der Aestierstämme. In Brauchtum und äußerer Erscheinung gleichen sie mehr den Sueben, ihre Sprache jedoch steht der britannischen näher. Sie sind die einzigen Germanen, die selbst Bernstein sammeln." Ptolomäus schreibt, daß bis zur Weichsel germanische Stämme siedelten. Die Lugier hatten nach Tacitus ihre Wohnsitze inmitten anderer germanischer Völkerschaften und wurden in „Germania", Kap. 38 und 43 ausdrücklich zu den germanischen Sueben gezählt. Die Meinung Niederles, daß die Lugier wegen Namenähnlichkeit mit den sorbischen (slawischen) Lausitzern ebenfalls Slawen gewesen wären, ist unhaltbar. Hinsichtlich der Korkonten besteht kein Anhaltspunkt dafür, daß man sie als kleinen, versprengten slawischen Volksstamm inmitten des großen Germaniens ansprechen könnte. Nach antiken Schriftstellern waren die Aesten, Lugier

und Korkonten keine Slawen. Jordanes berichtet, daß im Weichseldelta die Vidivarier, ein Mischvolk von Aesten und sitzengebliebenen Gepiden, also die Vorfahren der heutigen Preußen, sich ausbreiteten. Ludwig Schmidt legt in „Geschichte der germanischen Frühzeit" dar, daß nach archäologischen Funden im 6. Jh. im Samland (Ostpreußen) Goten ansässig waren und die Slawen erst in der zweiten Hälfte des 6. Jh.s westwärts der Weichsel vorrückten.

Die Behauptung, daß die von antiken Schriftstellern genannten Suavi Slawen gewesen wären, ist unbegründet. Die Slawen wurden vor dem 8. Jh. nur als Venethi, Vinethi, Anti, Sclaveni oder ähnlich, aber nicht als Sclavi benannt. Eine Verwechslung der Namen „Suavi" mit „Sclavi" war daher nicht möglich, weil in der Antike das romanisierte germanische Wort „Sclavi" noch nicht gebraucht wurde. Die Suebi — hievon wird das Wort Schwaben abgeleitet — wurden manchmal als Suevi oder Suavi bezeichnet und können nicht als Slawen deklariert werden.

Zu d) Ob die Mitteilung römischer Schriftsteller, daß die Markomannen und Quaden lediglich einem von Norden kommenden Druck einer anderen Völkerschaft ausweichend über die Donau nach Süden vorstießen, richtig ist, kann nicht überprüft werden. Wenn aber ein solcher Druck erfolgte, dann wurde er von den aggressiven und nach Süden vorstoßenden Wandalen, nicht aber von den ostwärts der Weichsel befindlichen Slawen ausgeübt. Laut neuesten Ausgrabungsergebnissen wurden bei Kosteletz in der Hanna Begräbnisstätten der wandalischen Buren (Buri) entdeckt. Wenn also nach den von tschechischen Forschern erfolgten Ausgrabungen im 3. Jh. in Nordmähren germanische Wandalen siedelten, waren doch keine Slawen dort und konnten daher auch die Quaden nicht bedrängt haben.

Zu e) Wie bereits ausgeführt, stammen die reichen Grabbeigaben von Germanen. Bis 1938 war man sich bewußt, daß sie von eingewanderten Slawen noch nicht verfertigt werden konnten. Deshalb erklärten tschechische Gelehrte, um ja eine Verbindung mit Germanien nicht aufkommen zu lassen, daß es byzantinische Einfuhrstücke wären. Nach 1945 wuchs aber der tschechische Nationalstolz, es wäre für tschechische Gelehrte untragbar gewesen, all diese Funde als Einfuhrstücke zu deklarieren. Deshalb behaupten sie nun eine eigene slawische Erzeugung, die in ihrer Art alle anderen slawischen Völker weit überragt habe.

Zu f) Laut fränkischer Annalen sammelte Karl der Große im Jahre 791 in Regensburg sein aus Bayern, Franken, Sachsen und Friesen bestehendes Heer, um es gegen die Awaren zu führen. Er rückte in drei Abteilungen nach Osten: ein Teil südlich der Donau, ein Teil zu Schiff auf dem Fluß und ein Teil nördlich der Donau. Auf dem Rückmarsch zog das Nordheer wieder „per Beeheimos", d. i. „über Böhmen" auf demselben Weg, den es auf dem Anmarsch genommen hatte. Die Sachsen und Friesen zogen „laut Befehl über Böhmen Nachhause zurück". Daraus kann man entnehmen, daß die Sachsen und Friesen vielleicht nicht mehr auf dem Umweg über Regensburg, sondern wohl den näheren Weg, wahrscheinlich über die Böhmisch-Mährische Höhe und Mittelböhmen in ihre nord- und nordwestdeutsche Heimat antraten. Auf alle Fälle wäre sowohl der Hin- als auch der Rückmarsch über das mit Urwald bedeckte, weg- und steglose Mühl- und Waldviertel unmöglich und ein strategischer Unsinn gewesen, wenn nördlich davon über das Regental, die Senke von Taus, das Klattauer und Budweiser Becken und über die Gmünder Pforte ein müheloser und näherer Weg für das sicher zahlreiche fränkische Heer samt Troß und Begleitpersonal offenstand. Die Annalen wiederholen daher in diesem Zusammenhang auch die Worte „per Beehaimos. Man kann also als feststehend annehmen, daß ein Heer Karl des Großen zweimal anstands- und widerstandslos durch Böhmen gezogen ist.

Tschechische Historiker wollen von einem Durchzug germanischer Truppenkontingente durch Böhmen wohl deshalb nichts wissen, weil bei dessen Richtigkeit die Herrschaft germanischer Stämme in diesem Land erwiesen wäre und die der Slawen ausschließen müßte. Es ist bekannt, daß der freiwillig gestattete Durchzug von Truppen durch ein anderes Land wenn schon nicht ein Bündnis, so doch ein freundschaftliches Verhältnis zwischen der Regierung der durchmarschierenden Truppen und der des durchquerten Landes deshalb voraussetzt, weil ein solches Vorhaben immer mit Beschwernissen für die Bevölkerung des durchzogenen Landes und der Gefahr einer kriegerischen Verwicklung verbunden ist. Die germanischen Beehaimi gehörten demselben Volk wie die durchziehenden Truppen an, sie waren in ihrer Selbständigkeit und Religion nicht bedroht, das beiderseitige Verhältnis war nicht bloß korrekt, sondern kam eher dem zwischen ebenbürtigen und wohlgesinnten Vertragspartnern gleich. Der Durchzug durch Böhmen wurde auch nicht als etwas Absonderliches erwähnt, da man ja schließlich durch ein befreundetes germanisches Bruderland zog. Wären jedoch Slawen Herren des Böhmerlandes gewesen, hätten sie, als den Germanen von Natur aus mißtrauisch und ungünstig eingestellt, eine solche miltärische Maßnahme bestimmt nicht gestattet und wenn, hätten die Chronisten wohl doch eine Erwähnung von „Sclavi" gemacht, zumal es sich im Kampf gegen die Awaren um keinen Religionskrieg handelte. Um aber dieser für tschechische Gelehrte unbequemen Mitteilung die Spitze zu nehmen, bestreiten sie nun einen Durchzug durch Böhmen.

Zu g) die erste Behauptung Pekařs ist von vornherein unglaubwürdig, weil slawische Adelige bei der damals lateinischen Meßliturgie keinen Grund gehabt hätten, ein Lied in der Sprache der ihnen mißliebigen Deutschen zu singen, ohne es verstanden zu haben. Die zweite erörterte Möglichkeit zeigt, daß man sich nicht einmal scheut, den tschechischen Patrioten Cosmas, einen katholischen Priester, als Fälscher einer Urkunde seines geistlichen Oberhirten nur deshalb hinzustellen, weil durch seine Mitteilung die Altansässigkeit der Sudetendeutschen bekräftigt wird.

Zu h) Vom Ende des 6. bis zum Ende des 8. Jh.s fehlen uns überhaupt verläßliche schriftliche Nachrichten über den Sudetenraum, weshalb wir naturgemäß auch keine Berichte über eine Slaweneinwanderung haben. Über die Zeit der behaupteten „großen Kolonisation" sind wir jedoch durch viele Urkunden ziemlich gut unterrichtet, es werden darin außer den großen politischen Ereignissen auch zahllose minderwichtige Nachrichten übermittelt. Wenn also die „große Kolonisation" tatsächlich stattgefunden hätte, würden wir darüber bestimmt viele schriftliche Mitteilungen haben. Der Mangel an Berichten über die slawische Einwanderung kann daher nicht mit dem Fehlen von Nachrichten über deutsche Kolonisten verglichen werden.

Zu i) Die äußerst objektiven antiken Historiker und Schriftsteller waren keine Stuben- oder Kathedergelehrten, sondern teils Politiker und hohe Regierungsbeamte wie Tacitus und Prokopius, teils gelehrte Reisende, die Germanien selbst besucht hatten, wie Strabo, Plinius und Ptolomäus. Ja sogar die oströmischen Kaiser Maurikios, Leo der Weise und Konstantin Porphyrogenetos betätigten sich als Schriftsteller und überlieferten uns verläßliche Nachrichten über die Slawen. Die Chronisten Velleius, Jordanes, Paulinus, Paulus Diaconus, Ammanius Marcellinus und andere geben unabhängig voneinander genaue und übereinstimmende Berichte über das seinerzeitige Geschehen. Weil aber die Mitteilungen antiker Berichterstatter für die Slawen nicht sehr günstig sind, werden sie aus diesem alleinigen Grund von tschechischen Gelehrten als unglaubwürdig hingestellt oder übergangen.

Die deutschen Chronisten des 9. Jh.s waren fast nur katholische Klostergeistliche und in den wenigsten Fällen selbst Zeugen der historischen Ereignisse. Sie haben ihnen

gemachte Mitteilungen und Namen, ohne deren Richtigkeit immer überprüfen zu können, kurz und prägnant niedergeschrieben, sich meist nur mit kriegerischen Auseinandersetzungen befaßt und kulturelle oder innersudetische Probleme kaum gestreift. Weil aber die deutschen Chronisten wiederholt von böhmischen und mährischen Sclavi schrieben und einige oft nur scheinbar slawisch klingende sudetische Fürstennamen erwähnten, gründen nun tschechische Gelehrte ihre Lehre von der Herrschaft der Slawen im Sudetenraum seit dem 6. Jh. Sobald aber ein deutscher Bericht den tschechischen Gelehrten nicht behagt, erklären sie ihn genauso wie Cosmas als unrichtig oder verfälscht. (Siehe z. B. Durchzug der Franken durch Böhmen im Jahre 791 oder die Chronica Sigiberti über slawische Hilfstruppen der [germanischen] Behemani.)

Zu j) Schon dem im allgemeinen verläßlichen Cosmas, der mit Ausnahme der Slawisierung deutscher Namen vorsätzlich wohl keine falschen Berichte brachte, war die Anwesenheit der Sudetendeutschen unlieb. Er schrieb über sie sichtlich nur deshalb fast nichts, weil er sie in Böhmen nicht wahrhaben wollte und am liebsten außer Landes gesehen hätte. Cosmas waren die umwälzenden Ereignisse des 9. Jh.s und die zwischen den Sudetenbewohnern und Franken geführten Kriege wohl bekannt; weil er aber durch deren Schilderung die Herrschaft der Sudetendeutschen im Sudetenraum hätte bestätigen müssen, schweigt er zwecks Vermeidung eines unwahren Berichts darüber und schreibt nur über andere, nebensächliche sudetische Begebenheiten, für deren Richtigkeit er aber keine Gewähr übernimmt. Daß dieses Verschweigen der Anwesenheit und Leistungen der Sudetendeutschen scheinbar eine typisch sudetenslawische Erscheinung ist, beweisen nun auch die tschechischen Historiker des 20. Jh.s. Damit soll aber nicht der Stab über sie alle gebrochen werden, es finden sich unter ihnen auch aufrichtige und wahrheitssuchende, wie Flajšhans und Peisker. Letzterer hat zum großen Mißfallen tschechischer Historiker, so F. M. Čapeks aus Budweis, in einwandfreier Begründung die geräumige, mit 14 teilweise behauenen Steinblöcken umgebene Waldlichtung bei Häusles in Südböhmen als germanische Thingstätte erkannt, als solche bezeichnet und berichtet, daß sich eine gleichartige auch bei Upsala in Schweden, die dort die Königs-Krönungsstätte war, befindet. Aus dieser Institution, den gleichen Waffen, den gleichen Brakteaten und Grabeinbauten (S. 49, 50, 53, 64), der teilweise gleichen Eisengewinnung, den Flur(Gewann)formen, usw. erkennt man, daß es aus ihrer gemeinsamen skandinavischen Urheimat ausgewanderte Germanen waren, die diese Einrichtungen traditionsgemäß auch im Sudetenraum einführten und weiterbildeten. Daraus kann man auf eine kulturelle Zusammenarbeit der Skandinavier mit den Sudetengermanen (Sudetendeutschen) sogar noch bis zu Beginn des 2. Jahrtausends schließen, „denn die über weite Regionen Europas ausgebreiteten germanischen Völkerschaften bildeten bei aller Bewegtheit, Rivalität und Mannigfaltigkeit germanischen Lebens eine durch Sprachverwandtschaft und Sitte zusammengehörige völkische Einheit". (Siehe R. Kötzschke, „Über den Ursprung und die geschichtliche Bedeutung der ostdeutschen Siedlung".) Es ist ausgeschlossen, daß Slawen, wie sie es nun wahrhaben wollen, diese Einrichtungen aus dem germanischen Skandinavien importiert hätten.

Unter Berufung auf einige mit „itz" endende, die Silbe „wind" enthaltende sowie sonst „gelehrtenmäßig" von Slawen hergeleitete Ortsnamen, weiters wegen des manchmal in Urkunden vorkommenden Wortes „Sclavi" und aufgemuntert durch Ausführungen gutgläubiger deutscher Gelehrter erklärt man nun tschechischerseits, da ja die Kolonisationstheorie in der Vertreibung der Sudetendeutschen ihren Zweck glänzend erfüllt hat, daß auch weitere west- und süddeutsche Lande durch viele Jahrhunderte slawisches Siedlungsgebiet gewesen wären. So stellten unter anderem die

Tschechen A. Šembera, Fr. Sasinek, H. Kuffner, insbesondere aber nach 1945 die tschechoslowakische Akademie der Wissenschaften (siehe Lubomír Havlíks „Staří Slované v rakouském Podunají v době od 6. do. 12. století", d. i. „Die alten Slawen im österreichischen Donauraum vom 6. bis 12. Jahrhundert", A. Hejnas „Slovanské hradiště v Chebu", d. i. „Slawische Burgstätte in Eger") usw. die unwahre Behauptung auf, daß ganz Österreich, Deutschland (mit Ausnahme Rheinland-Westfalens, Niedersachsens und Schleswig-Holsteins), Elsaß und ein Teil der Schweiz (der deutschsprachige) von Slawen besiedelt gewesen, diese aber im Wege der deutschen Ostexpansion und Kolonisation vernichtet, zurückgedrängt oder germanisiert worden wären. Unter größtem Propagandaaufwand auch in englischer und russischer Sprache verfaßten Abhandlungen wird unter Verdrehung geschichtlicher Tatsachen ebenfalls wahrheitswidrig behauptet, daß durch nahezu ein Jahrtausend lang das österreichische Mühl- und Waldviertel zu Böhmen und das Weinviertel sowie das Viertel unter dem Wienerwald zum slawischen Großmährischen Reich gehört hätten. Die tschechischen Gelehrten bilden jetzt für alle dort befindlichen bedeutenden Orte, Wasserläufe und Höhenzüge, insofern dies nicht schon früher geschehen ist, frei erfundene tschechische Namen (wie sie es schon in der herzoglichen Zeit im Sudetenraum taten) und verfertigten Landkarten, in denen diese Gebiete als Bestandteile sudetoslawischer Herrschaftsgebilde eingezeichnet sind. Möglicherweise versucht man analog den Sudetengebieten nun auch jetzt deren „Reslawisierung" vorerst wissenschaftlich vorzubereiten und zu rechtfertigen. Die Behauptung über eine slawische Besiedlung des Großteils Niederösterreichs stützt sich fast nur auf Keramikfunde des sogenannten Prager und Lautschitzer Typus. Derzeit finden bei Gars am Kamp Ausgrabungen statt, bei denen man auch wegen solcher aufgefundener Ware eine dort im 9. und 10. Jh. befindliche Stadt mit Burg als slawisch bezeichnet. Unter Hinweis auf die bereits erfolgten Darlegungen über keramische Funde (S. 55 ff.) ist hiezu noch auszuführen:

Laut „Römerzeitliche Funde bei Kuffern und Anzenhof" (bei Herzogenburg in Niederösterreich) von Josef Bayer, enthalten im „Jahrbuch für Altertumskunde" 1910, S. 214—219, wurden in zwei Gräbern je ein dem Prager Typus völlig gleiches Tongefäß geborgen. Da es sich erwiesenermaßen um ein Germanengrab aus der ersten Hälfte des 4. Jh.s handelt und in jenem Raum niemals Slawen ansässig waren, müssen diese Tongefäße als germanische bzw. als provinzialrömische Erzeugnisse angesehen werden, zumal in der Nähe der Fundstätten auch ein Töpferofen zur Herstellung solcher Keramik aufgedeckt wurde. Töpferöfen derselben Art fanden sich nach Bayer auch in anderen Teilen Süd- und Südwestdeutschlands. Der dolichokephale Reiter von Kuffern war mit einem Pferd begraben worden. Es ist als sichtlich das Grab eines germanischen (vielleicht in römischen Diensten gestandenen) Kriegers, denn die Sitte der Mitbestattung eines Pferdes gab es bei den Germanen, nicht aber bei Römern, Awaren oder Slawen (siehe S. 64).

Zu k) Martin Žunkovič legt in „Slawische Runendenkmäler" dar, daß in Mecklenburg, Polen, Italien, in der Slowakei und am Balkan atlslawische Runendenkmäler gefunden wurden und die alten Etrusker Italiens Slawen gewesen wären. Da man die Echtheit der in Mecklenburg und in der Slowakei entdeckten Runen mit Recht bezweifelte und eine in der Slowakei geborgene Runeninschrift als Fälschung des 19. Jh.s nachwies und feststellte, daß die Etrusker keine Slawen waren, nahm man tschechischerseits von einer weiteren Propagierung „Slawischer Runendenkmäler" Abstand.

Jede Äußerung, die gegen tschechische Behauptungen, insbesondere gegen die Kolonisationstheorie, vorgetragen wird, wird von den Tschechen mangels sachlicher

Gegenargumente mit der zwar überholten, in manchen Kreisen (namentlich in kommunistischen und mit diesen sympathisierenden) aber immer noch zugkräftigen Verleumdung, es wäre nationalistisches Gedankengut, diffamiert und bekämpft. Ob dieser Vorwurf auch uns treffen wird, möge die Kritik erweisen. Es sei jedenfalls vorweggenommen, daß Dr. Reichenberger der einzige sudetendeutsche katholische Priester war, der im Jahre 1938 aus antinazistischen Gründen und als Hitlergegner in die Emigration nach Amerika ging und erst im Jahre 1948 wieder nach Europa kam. Auch für ihn war eine Rückkehr in seine sudetendeutsche Heimat nicht mehr möglich. Vorliegendenfalls geht es aber um das Recht der Sudetendeutschen, das die beste Grundlage all unseres Handelns ist.

II.

Besonderer Teil.

Einleitung

Der Italiener Aeneas Sylvius Piccolomini, geboren im Jahre 1405 zu Siena, Sekretär des deutschen Kaisers Friedrich III., wurde im Jahre 1458 zum Papst gewählt und führte als solcher den Namen Pius II. Dieser hatte sich einige Jahre vorher in Böhmen aufgehalten und eine böhmische Chronik verfaßt, in der er die in Böhmen beheimateten Deutschen als dessen ursprüngliche Einwohner und die Tschechen als Einwanderer bezeichnete. Dieselbe Ansicht vertraten auch die tschechischen Chronisten Martin Kuthen, geboren um 1510, Siegmund von Puchau, geboren um 1520 und Adam von Veleslavin, geboren um 1585. Denselben Standpunkt nahmen im wesentlichen auch die Historiker L. Gebhardi, Pessina, Josef Schwoy, A. Pilarz, F. Morawetz, F. Richter, A. Maniak, Dr. F. Krones, Christian Ritter von d'Elvert und andere Gelehrte des 18. und 19. Jahrhunderts ein. Prof. Focke schrieb im Jahre 1887: „Böhmen ist das angestammte Vaterland der Deutschböhmen" und hat sich des weiteren für die Altansässigkeit der Sudetendeutschen ausgesprochen. O. Hauser schreibt, daß die Germanen in ihrer Gesamtheit den Sudetenraum nicht verlassen haben und daß dieser niemals rein slawisches Siedlungsgebiet war. Nach A. Schmalfuss sind die Deutschböhmen zum größeren Teil Abkömmlinge von im Lande verbliebener Markomannen. Anton Rzehak hat laut Sudeta I, 148, überzeugend ausgeführt, „daß zahlreiche Elemente germanischer Kultur in unseren Ländern auch für die zweite Hälfte des 1. Jahrtausends n. Chr. mit Sicherheit nachweisbar sind". E. Klebel bekundet ein Zurückbleiben namhafter germanischer Menschenmassen nach der Völkerwanderung im Sudetenraum. Keiner dieser verschiedenen Nationen angehörenden Gelehrten ist auf den Gedanken gekommen, daß die Gesamtheit bzw. der Großteil der Sudetendeutschen Nachkommen von eingewanderten Kolonisten wären. Auch der tschechische Professor Safařík führt in „Geschichte der slawischen Sprache" aus, daß wir Nachrichten vom Vorhandensein deutscher Gemeinden in Böhmen aus dem 10. Jh. haben.

Der am 9. Juli 1862 zu Freiberg in Mähren geborene und am 27. November 1938 zu Brünn verstorbene Landesarchivdirektor Prof. Dr. Berthold Bretholz hat in seinen Werken „Geschichte Böhmens und Mährens" übereinstimmend und in teilweiser Anlehnung an die obgenannten Gelehrten eingehend die Unrichtigkeit der sogenannten Kolonisationstheorie nachgewiesen. Bretholz hat wissenschaftlich begründet, daß der Grundstock der Markomannen und Quaden in den Sudetenländern verblieben war und im zweiten Jahrtausend keine das Land kolonisierenden Deutschen zugezogen waren. Bretholz wurde nach Erscheinen seiner Werke von fast allen tschechischen Historikern, zum Teil auch von deutschen, in Schriften und Vorträgen angegriffen und beleidigt, dann wieder lächerlich und verächtlich gemacht, obwohl man gerade ihm wegen seiner jüdischen Abstammung, infolge der er über den

rivalisierenden Tschechen und Deutschen stand, unbedingt Objektivität zuerkennen muß. So qualifizierte z. B. der tschechische Prof. J. Pakař in „objevy Bretholzovy" (d. i. Bretholz's Entdeckungen) aus 1923 die Bretholzschen Arbeiten als gehässige Konstruktionen, als Lügen und betrügerische Plagiate, der deutsche Gelehrte E. Beninger bezeichnete den Brünner Gelehrten als „Jude Bretholz". (Siehe „Germanischer Grenzkampf in der Ostmark", Verlag W. Frick, Wien, 1939, S. 107.) Anderseits haben aber eine Reihe von Fachleuten sich auch in neuerer Zeit für die Bretholzsche Lehre ausgesprochen, so der bereits erwähnte Min.-Rat Dr. Schwab auch in „Wandlungen und Gegensätze in der böhmisch-mährischen Geschichtsschreibung", enthalten in der „Zeitschrift des Deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens", O. Redlich in der Österr. Rundschau 1913, Nr. 6, K. Uhlirz in der Deutschen Literaturzeitung 1913, Nr. 9, J. Loserth in den Mitteilungen d. Inst. XXXIV, S. 337, und A. Mayer in „Die deutsche Besiedlung der Sudetenländer im Lichte der Sprachforschung"; ja selbst V. Novotný nennt in seinem Werke „České Dějíny", zweiter Band, S. 553, die Bretholzsche Arbeit ohne jegliche Einschränkung „ein wertvolles Buch". (Siehe J. Šusta, „Úvahy a drobné spisy historické", S. 26.) Die meisten tschechischen Historiker haben es unter Hintansetzung wissenschaftlicher Grundsätze und Forschungsergebnisse als nationale Pflicht aufgefaßt, die von Bretholz vertretene Bodenständigkeitsthese der Sudetendeutschen, auch Altansässigkeitsthese genannt, deshalb zu bekämpfen und mit den unmöglichsten Argumenten zu widerlegen, weil ihrer Ansicht nach bei Richtigkeit dieser These der originäre und bevorrechtet behauptete Herrschaftsanspruch der Tschechen hinsichtlich des ganzen Sudetengebietes von vornherein negiert wäre und jegliche Grundlage verlöre. Um nun auch wissenschaftlich zusammengefaßt die Tschechen als die eigentlichen Herren des Landes und die Sudetendeutschen als eingewanderte und geduldete Gäste zu deklarieren, ist im Jahre 1938 nach langjährigen Vorarbeiten und Vorbereitungen ein von dem tschechischen Historiker J. V. Šimák mit einem Stab von Mitarbeitern unter Förderung des tschechoslowakischen Unterrichtsministeriums verfaßtes Werk „pronikání Němců do Čech" (Eindringen der Deutschen in Böhmen) erschienen. Obwohl sich Šimák in eingehender Schilderung der Gründung und des Werdeganges fast aller Siedlungen Böhmens bemüht, die Sudetendeutschen als „Kolonisten" zu stempeln und gleichsam vorausahnend die im August 1945 von den Siegermächten in Potsdam gebilligte „Rückführung der Deutschen aus der ČSSR nach Deutschland" vorbereitet, bestätigt er anderseits wegen Vorliegens nicht zu unterdrückender Urkunden wiederholt deren Altansässigkeit. Šimák hat, wie aus Vorwort und Fußnote (S. 773) zu ersehen, sein Werk über höheren Auftrag erstellt. Der Verleger und Redakteur war der tschechische Politiker und Minister Krofta. Zum Leidwesen Šimáks wurde sein Werk durch die Oktoberereignisse 1938 überholt, er war erst mit Böhmen fertig geworden und hat „die Besiedlung Mährens durch die Deutschen" nur noch mit einigen Blattseiten abgetan. Das Buch ist aber trotzdem im November 1938 erschienen, obwohl es als Propagandamittel gegen die seinerzeit (und auch jetzt noch) erhobene Forderung der Sudetendeutschen nach Selbstbestimmung nicht mehr eingesetzt werden konnte. Das Werk Šimáks ist nicht als objektive, wissenschaftliche Abhandlung, sondern als halbamtliche, offiziöse und politisch zielstrebende Veröffentlichung der seinerzeitigen tschechoslowakischen Regierung anzusehen.

Von deutschen Historikern wurde das Kolonisationsproblem immer nur von einer allgemeinen Perspektive aus behandelt, auf die Besiedlung einzelner Gegenden oder Gründung von Städten ist man nur beispielsweise eingegangen. Um das Problem auch im einzelnen zu klären, ist es nun zweckdienlich, sich mit allen Gegenden des Sudetengebietes auch einzeln zu befassen. Šimák setzt sich zwar mit jeder größeren

Ortschaft und auch mit vielen kleineren auseinander, geht aber auf die Art der Durchführung sowie auf eine genauere Zeit der „Kolonisation" nicht ein, sondern setzt diese als selbstverständliche Tatsache voraus und bezeichnet auffallend oft die Sudetendeutschen als „hosté" (Gäste). Er befaßte sich ausführlicher mit den Gebieten Innerböhmens, weil er dies gefahrlos im Bewußtsein tun konnte, daß hinsichtlich dieser von den Sudetendeutschen ein Anspruch auf Selbstbestimmung nicht erhoben wurde. Es erfolgen daher auch hier nähere Ausführungen über Innerböhmen und Innermähren; denn wenn in diesen Landschaften die Deutschen seit der Germanenzeit ununterbrochen in großer Masse ansässig geblieben waren, dann waren sie dies um so eher auch in den weniger fruchtbaren Randgebieten. Es sollen auch nicht alle von Šimák aufgezählten Siedlungen erörtert werden; dies nur soweit, als es zur Widerlegung der Kolonisationstheorie erforderlich erscheint.

Bemerkenswert ist, daß sich auch die englische Wissenschaft mit unseren Kolonisationsproblemen befaßte. So schrieb ELIZABETH WISKEMANN in „CZECHS AND GERMANS, A STUDY OF THE STRUGGLE IN THE HISTORIC PROVINCES OF BOHEMIA AND MORAVIA" (d. i. „Tschechen und Deutsche, eine Studie über den Kampf in den historischen Provinzen Böhmen und Mähren"), OXFORD UNIVERSITY PRESS LONDON: NEW YORK: TORONTO aus 1938, S. 5: „Obzwar die Bretholzsche Theorie für die Wissenschafter abgetan ist, vermag sie noch immer das Volksbewußtsein der böhmischen und mährischen Deutschen zu durchdringen. Die akademische Auseinandersetzung über den Umfang der Besiedlung der Randgebiete durch die Slawen nach dem Rückzug der Markomannen und Quaden ist noch im Gange."

Krumau, Kaplitz, Schweinitz und Umgebung

Die Regionen obgenannter Bezirke werden eingehender behandelt, weil die darauf bezughabenden Werke von P. V. Schmidt, A. Teichl, A. Mayer, H. Zatschek, B. Brdlik, A. Wagner, A. Šlechta, E. Moravec, J. Dostal, einige in der Zeitschrift „Sudeta" enthaltene Artikel und andere sowie persönliche Wahrnehmungen des Verfassers verwertet werden konnten. Die Besiedlungsgeschichte dieses südlichsten Zipfels Böhmens ist beispielgebend und richtungweisend für den übrigen Sudetenraum.

Es befinden sich bis jetzt noch prähistorische gut erhaltene, in Steinblöcke gemeißelte, schalenartige Wannen, häufig verbunden mit in Stein gehauenen Stufen und Sitzgelegenheiten auf dem Berge Kohout bei Gallein, auf dem Hohenstein bei Hennberg, im Theresiental bei Gratzen, auf dem Mardetschläger Berg bei Zettwing, auf dem Toneiberg bei Meinetschlag und auf dem Kühberg bei Hohenfurt. Diese sogenannten Schalensteine werden von manchen Gelehrten für Verwitterungserscheinungen gehalten. Auffallend ist jedoch, daß sie fast ausnahmslos auf Bergkuppen und derart geprägt sind, daß man sie mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit als für uns nicht bekannte Zwecke von Menschenhand hergestellte und später von der Witterung teilweise umgeformte Steinmetzarbeiten erklären kann. In einer Halbhöhle bei Krumau wurde eine Lagerstätte von Eiszeitmenschen entdeckt. Aus der Jungsteinzeit wurde je eine Lochaxt bei Michnitz, Holubau und Deutsch Beneschau gefunden. Bei Oppalitz-Kossau, Jamles, Polletitz, Podwurst, Schwiebgrub und auf dem Kühberg bei Hohenfurt wurden Gräber aus der Hallstattzeit entdeckt. Der Bronzezeit gehören die Funde zweier Bronzeschwerter bei St. Thoma, je eines Bronzeschwertes bei Kalsching und bei Polletitz, je einer Bronzeaxt bei Schwarzbach-Stuben und bei Neusiedel, verschiedener anderer bronzener Gegenstände bei Polletitz und von 165 bronzenen Rippenbarren bei Hochwald (Kalsching) an. Aus der Latènezeit sind ein

Hügelgrab und Gefäßreste bei Kalsching, ein Gräberfeld bei Schönfelden, eine Siedlung mit Burgwallanlage auf dem Raziberge sowie eiserne Pferdetrensen und Bruchstücke eines eisernen Messers bei Polletitz, ein 21 ha großes oppidum (Kleinstadt) bei Holubau, Gefäßscherben bei Gojau, Schwiebgrub, Krumau und Schönfelden aufgedeckt worden. Besonders die Funde von Holubau deuten auf eine lebhafte gewerbliche Tätigkeit (Eisenverarbeitung und Töpferei) und handelsmäßigen Verkehr mit anderen Gegenden der keltischen Welt hin. Die Größe der mit einem doppelten Graben- und Mauerzug geschützten Ansiedlung bei Holubau läßt auf eine zahlreiche Bevölkerung schließen. Wenn die Niederlassung in einem unbewohnten Gebiete gelegen oder von undurchdringlichem Urwald umgeben gewesen wäre, hätten die dort siedelnden Kelten wohl keine derartigen Befestigungsanlagen errichtet. Gefundene Haustierknochen und Pferdetrensen beweisen das Halten von Haustieren. Auf dem Radischberg bei Kaplitz befindet sich eine große prähistorische, noch nicht näher erforschte Burgwallsiedlung, bei Ruben am Gojaubachtal Reste eines prähistorischen Burgwalles. Zwischen Prietal, Goldenkron, Kalsching und Krumau wurde in alten Zeiten nach Gold, Silber und Bronze geschürft. Hiezu schreibt K. Brdlik aus Gojau in Sudeta VI, 136, daß „all die angeführten Funde zeigen, daß unser Gebiet im frühen Mittelalter und in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt gewesen ist". Auch das Gebiet um Sonnberg weist prähistorische Funde sowie solche aus dem Altertum auf. Bei Häusles im Bezirk Schweinitz wurde ein großer, mit Runen bedeckter Stein sowie Reste einer großen, altgermanischen Thingstätte (Versammlungsplatz für einen germanischen Gau), in Schweinitz, Bukwitz und Ostrolch römische Münzen, in Pürchen Münzen aus der Bronzezeit und in Tannholz solche aus der Völkerwanderungszeit gefunden.

Aus diesen Funden allein ist schon zu ersehen, daß dieses südböhmische Gebiet seit Jahrtausenden wenigstens teilweise und nicht unbedeutend besiedelt, kein zur Gänze mit Urwald bedecktes Land war und mindestens seit der Markomannenzeit ein reger Handelsverkehr zwischen Böhmen und den Donauprovinzen bestanden hat. Ein solcher Weg führte von Niederösterreich über die Gmünder Pforte nach Schweinitz. Ein zweiter Weg führte entsprechend der Raffelstettner Zollordnung vom Wildgraben (Haselgraben) im Mühlviertel über Hohenfurt, wo er die Moldau übersetzte, bei Rosenberg wieder über den Fluß und bei Krumau zum drittenmal über das Gewässer. Von hier zweigte ein Weg nach Netolitz ab, wo er sich mit dem Goldenen Steig vereinigte. Kaufleute und andere Reisende mußten an diesem Weg Raststationen haben, um zu übernachten, den Säumern und Zugtieren Nahrung zu geben, die Gefährte auszubessern usw., was schon mit Rücksicht auf die weiten Wegstrecken anzunehmen ist. Insbesondere mußte eine Siedlung dort entstehen, wo der Weg einen Fluß überquerte, weil dort bestimmt auch Fergen wohnten. Zu solchen schon seit Jahrtausenden bestehenden deutschen Brückensiedlungen sind Hohenfurt, Rosenberg und Krumau zu rechnen.

Orte, deren Namen auf „ing" enden, wie Kalsching, Ziering, Heiming, Hintring, Luppetsching und Zettwing (echte ing-Namen) sind vor oder im 10. bis 11. Jh., also lange Zeit vor dem Einsetzen der sogenannten Kolonisation, von unseren wohl im Flurgebiet jener Ortschaften siedelnden Vorfahren gegründet worden. Fast alle diese ing-Orte haben eine klimatisch bevorzugte und gute Lage, liegen gegen Süden oder Westen und sohin geschützt gegen kalte Nord- und Ostwinde, haben gute Böden, haben ihre Ortsformen allerdings manchmal geändert, sind meist ziemlich groß und bis 1945 Gemeindesitze gewesen. Solche ing-Ortsnamen findet man in Oberösterreich und Bayern häufiger, es sind dies ebenfalls bis in das 10. oder 11. Jh. erfolgte Gründungen. Im Verbreitungsgebiet dieser echten ing-Ortsnamen treffen wir auch eine bedeutende

Anzahl von mit „ern“ endenden Ortsnamen, die ebenfalls auf vor dem 10. bis 11. Jh. stattgefundene Gründungen hinweisen. Beispielsweise seien angeführt: Wallern, Stüblern, Trojern, Fischern, Schimern, Schauflern, Tattern, Hafnern, Angern, Wachtern, Stockern, Schömern, Passern, Wettern, Brettern (ein ehemaliger Herrenhof) usw. Auch diese ern-Orte befinden sich größtenteils in windgeschützten Süd- oder Westlagen. Nach Dr. Anton Becker reichen diese genau so wie die ing-Orte manchmal sogar bis in die römische Zeit zurück. Die Richtigkeit dieser auf Grund der Namenforschung erfolgten Feststellung ist fast durchwegs durch die Flur- und Ortsformen der genannten Ortschaften bestätigt. Bei der Gründung des Dorfes Passern mögen vielleicht Leute aus Passau irgendwie mitgewirkt haben. Dies ist aber kein Beweis für eine Besiedlung des ganzen Böhmerwaldes, von Teilen davon oder der Ortschaft Passern aus dem Passauerlande.

Herzog Břetislaw I. (1037—1055) schenkte den Waldumfang Zaton, das ist das heutige Ottau, samt der dort befindlichen Kapelle des hl. Johannes den Benediktinern in Ostrow an der Sasau in Innerböhmen; dies soll der Beweis für ein seinerzeit slawisches Ottau sein. Nun ist aber festzuhalten, daß im kurz vorher von Deutschland aus gegründeten Benediktinerstift Ostrow wohl eine Anzahl deutscher Mönche war, die aber wahrscheinlich im deutschen Siedlungsgebiet südlich von Krumau keine slawische Ortschaft gegründet hätten. In der Nähe von Ostrow befindet sich das von da aus gegründete Städtchen Lochowitz, das noch im Jahre 1408 eine aus Innerböhmen stammende namhafte Anzahl deutscher Bewohner hatte; daraus erhellt, daß das Kloster national indifferent war, wohl nur Leute aus der Umgebung in eine neugegründete Ortschaft verpflanzte und insbesondere deutsche Gebiete nicht slawisierte. Auffallend ist, daß die Kolonisationstheoretiker im Falle Ottau den deutschen Mönchen die Gründung einer slawischen Ortschaft zurechnen, während sie ansonsten den deutschen Klöstern nur die Anlegung deutscher Ortschaften durch ins Land gerufene Kolonisten anlasten. Der angeblich slawische Name „Zaton“ besagt unter Hinweis auf die im Allgemeinen Teil erfolgten Ausführungen nichts über die Nationalität der Einwohner, zumal sich Ottau, ein typisch deutscher Kirchweiler mit germanischen Blockfluren, in der urkundlichen Zeit als deutsches Dorf inmitten einer deutschen Gegend präsentierte. Aus obangeführter Urkunde geht zweifelsfrei hervor, daß der Waldumfang Zaton und dessen Umgebung in der ersten Hälfte des 11. Jh.s besiedelt waren, denn ansonsten wäre in Ermangelung von Gläubigen ein Gotteshaus nicht erbaut worden.

Nach P. Lichtblau und P. Gottsmich bestanden um das Jahr 1150 Kirche und Pfarre *Rosenberg*. Zum Jahre 1220 werden die Pfarre Priethal, 1229 das Dorf *Krumau* sowie zwei dort befindliche Burgen, 1238 Friedberg (ohne Andeutung seiner Verfassung) urkundlich genannt. *Kaplitz* wurde nach 1184 angelegt; am 15. April 1257 erteilte Papst Alexander IV. den dort wohnhaften waldensischen Häretikern einen vollkommenen Ablaß. Im Jahre 1258 bestand in Kirchschlag, 1259 in Rosenthal sowie *Hohenfurt* und 1263 im damals noch deutschen Steinkirchen eine Kirche. In der Stiftungsurkunde für das Kloster Goldenkron aus 1263 (Goldenkroner Urkundenbuch, S. 8, 229) werden eine Reihe von im Krumauer Gebiet befindlicher Ortschaften genannt. Zum Jahre 1263 bestand das Dorf Gojau, 1270 werden das Pfarrdorf Höritz sowie der Markt *Kalsching* mit Kirche und 1277 Friedberg als befestigter Ort urkundlich genannt. Die die Gmünder Pforte beherrschende und abriegelnde Burg *Gratzen* wurde im Laufe des 12. Jh.s errichtet, also zu einer Zeit, in der die böhmischen Herzoge ihr Land ringsum mit Grenzburgen versahen. In dieselbe Zeit fällt sichtlich auch die Erbauung der Festen Rauhenschlag und Oppolz. In der Gegend von Gratzen waren um 1180 deutsche Freibauern (siehe Peukers „Beitrag zur Geschichte der Frei-

bauern" und V. Schmidt, Mitt. 36, 373). Nach Lippert wird *Deutsch Beneschau* zum Jahre 1222 urkundlich genannt. Als Königin Margarete dem Wok von Rosenberg die Grafschaft Retz zum Lehen gab, schien in der im Jahre 1260 ausgestellten Urkunde der Sudetendeutsche Hogerius von Schweinitz als Zeuge auf. Als der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein im Jahre 1240 in Niederösterreich weilte, erhielt er zweimal die Einladung zum Besuche von Chrumbenouwe in Beheim (Krumau in Böhmen). Daraus kann man ersehen, daß Krumau damals kein einfaches Bauerndorf mit unbedeutenden Burgen war, sondern daß dessen Bewohner (die sudetendeutschen Witigonen) am deutschen Geistesleben und an der deutschen Dichtung lebhaften Anteil nahmen. Strobnitz wird zum Jahre 1257 und Schweinitz zum Jahre 1260 als Markt (oppidum) urkundlich genannt. Diese Märkte haben, da sie sich zu Sammelpunkten wirtschaftlichen Lebens innerhalb mehrerer Dezennien, wahrscheinlich aber erst im Laufe etwa eines Jahrhunderts oder noch längerer Zeit entwickeln konnten, schon bedeutend früher, und zwar sicher schon im 12. Jh. bestanden. Wenn jedoch Marktgründungen erfolgten, mußten in der Umgebung schon andere Ansiedlungen mit dort wohnhaften und erwerbstätigen Menschen, die in den Märkten Einkäufe tätigten, gelebt haben. Das Dorf Kainretschlag wurde zwischen 1259 und 1261 gegründet, zum Jahre 1261 scheinen die Kirchen in Reichenau bei Gratzen und *Schweinitz* und 1262 das Dorf Fidretschlag urkundlich auf. Das Burgdorf Sonnberg wird zum Jahre 1279 und Langstrobnitz, das früher Gerleiten geheißen hatte, zum Jahre 1300 urkundlich genannt.

Schon im Hinblick auf obige Ausführungen kommt man zwingend zum Schluß, daß die an den Gojauerbach, an die Moldau, Maltsch, Schwarzau sowie an den Strobnitzer- und Schweinitzerbach grenzenden Fluren schon seit Jahrtausenden besiedelt waren und es sich keineswegs nur um Urwaldgelände handelte. Weiters muß man wegen der bereits im 12. und 13. Jh. bestehenden Siedlungen, Kirchen und anderen Bauwerken darauf schließen, daß ein namhafter Teil davon schon Jahrhunderte vorher, und zwar schon lange vor Beginn der sogenannten Kolonisation bestanden hatte. L. Schlesinger führt in „Geschichte Böhmens", S. 88 aus, daß die Markomannen den Böhmerwald nie ganz aufgegeben, sondern als deutsches Gebiet erhalten haben. Nach Palacky III, 4, S. 267 muß man für den Beginn des 11. Jh.s mit deutschen Niederlassungen im Böhmerwald rechnen.

Auffallend ist, daß die auf eine Besiedlung in der Bojerzeit hinweisenden Ortschaften Payreschau bei Budweis, Porschiken bei Schweinitz und Poreschin bei Kaplitz heute noch Burgruinen haben, die als Gründungen des 2. Jahrtausends auszuschließen sind. Poreschin war bis in die Mitte des 13. Jh.s im Besitze der Herren Bawor von Strakonitz. Zu dieser Herrschaft gehörten unter anderen folgende als keltische, germanische oder deutsche Gründungen der vorurkundlichen Zeit anzusprechenden Kleindörfer (meist Weiler und Kleinangerdörfer) mit dazugehörenden Gehöften: Groß- und Klein-Poreschin, Sohorz, Roßboden, Thurm-, Ober- und Unterplandles, Rabus, Hubene, Rosenau, Groß- und Klein-Kuchlitz, Groß- und Klein-Umlowitz, Roiden, Welaun, Wolluben, Miltigen, Laschkles, Podolen, Groß- und Klein-Strodau, Horeschau, Winitz, Wratzau, Zwinelag, Birau, Jeschkesdorf, Gurenitz, Stiegesdorf, Einsiedl und Angern. Diese Dörfer sind in Orts- und Flurform anders gestaltet als die ober- und niederösterreichischen Siedlungen, sie werden gleich nach Beginn der urkundlichen Zeit in Schriftstücken genannt, weshalb schon aus diesem Grunde deren Bestehen vor das 13. Jh. anzusetzen ist. Da aber, wenigstens für das südböhmische Gebiet, eine vor dem 13. Jh. erfolgte Kolonisation nicht behauptet wird, müßte also von den Kolonisationstheoretikern die Altansässigkeit der Bewohner der aufgezählten Siedlungen zugegeben werden. Diese Niederlassungen zwischen Maltsch und Moldau sind als sogenannte

Wurzelgebiete anzusprechen, deren Bevölkerungsüberschuß zusammen mit siedlungswilligen Personen weiterer Platzdörfer, Angerdörfer und Weiler, wie Litschau, Dechant Gallein, Pflanzen, Wentschitz, Steinbach, Dobichau, Lodus, Drochesdorf, Schömersdorf, Budageln und auch unter Beistand der größeren im Maltschgebiet befindlichen deutschen Ortschaften etwa um die Mitte des 13. Jh.s mit der Errichtung der ersten Waldhufendörfer begann. So wurden anschließend die Waldhufendörfer Wölschko, Hodenitz, Jarmirn, Buggaus, Miggolz, Oppolz usw. gegründet. Nach diesen eine gewisse Unregelmäßigkeit in Fluren und Ortsformen aufweisenden Dörfern schritt man dann wohl hauptsächlich von ihnen aus zur Gründung der ostwärts davon gelegenen schlag-Dörfer. Der hier zur Verfügung stehende Boden war aber wegen der wahrscheinlich großen Zahl Siedlungswilliger nur noch in beschränktem Maße vorhanden. Während die aus grauer Vorzeit stammenden Einzelgehöfte der Weiler und anderer Kleinsiedlungen zwischen Maltsch und Moldau sowie in deren Nähe ein Ausmaß von je rund 50 bis 100 ha haben, besitzen die in schon etwas ungünstigeren und steileren Lagen angesiedelten ersten Reihendorfbauern Höfe mit etwa 20 bis 50 ha und die schlag-Dorfbauern der wieder etwas höheren Gebiete nur noch Hufen von etwa 8 bis 20 ha. Wegen Lebensunfähigkeit solch kleiner vermessener Hufenmaße wurden dann nicht alle zu selbständigen Bauernhöfen, sondern häufig mit anderen Hufen zu einem landwirtschaftlichen Anwesen vereinigt.

Im Laufe des 11., 12. und wohl auch noch des 13. Jh.s drangen slawische Kolonisten, und dies sichtlich wegen Übervölkerung, über die Südgrenze ihres Herrschafts- und Siedlungsbereiches im Raume von Teindles nach Osten, Süden und Westen vor und errichteten weiter vorgeschobene Grenzbefestigungen wie Prisnitz bei Krumau, Pfaffendorf, Straschkowitz, Kramolin bei Forbes und Platz (Stráž nad Nežárkou). Die Errichtung dieser primitiven Grenzbefestigungen ist ebenfalls ein Beweis für deutsche Niederlassungen in den südlich und östlich davon befindlichen Gebieten, da sich die Slawen sichtlich vor den in den angrenzenden Dörfern wohnhaften Deutschen schützen wollten. Wäre das südlich des slawischen Siedlungsgebietes liegende Land bis zu den Südhängen der Berge des österreichischen Mühlviertels mit Urwald bedeckt und unbewohnt gewesen, dann wäre doch der etwa 50 km tiefe Waldgürtel hinreichend Schutz gegen eine feindliche Invasion gewesen und man hätte keine Grenzbefestigungen bauen müssen.

Die Slawen drangen jedoch später noch über diese neue Grenzlinie wieder weiter nach Süden und Osten vor, sind aber in die deutschen Gebiete unserer drei Bezirke nicht mehr gekommen und haben dort keine Ortschaften, und wenn, dann nur einige unbedeutende Siedlungen, gegründet. Dies beweist der Umstand, daß die nördlich und nordwestlich der Henneberge befindlichen tschechischen Orte fast durchwegs erstmalig im 14. Jh. urkundlich genannt werden, also zu einer Zeit, in der unsere Ortschaften schon weit mehr als 100 Jahre früher in Urkunden aufscheinen. Es ist nicht anzunehmen, daß slawische Siedler einen zwischen ihren Grenzbefestigungen und dem deutschen Gebiete befindlichen Landstreifen durchzogen und weiter im Süden in höheren und rauheren Lagen inmitten eines ihnen nicht freundschaftlich gesinnten deutschen Bauernvolkes sich dauernd niedergelassen hätten. So werden z. B. Hohendorf (Otěvěk) zum Jahre 1351, Slabsch (Slavče) 1392, Salusch (Záluži) 1387, Tscherau (Čeřejov) 1367, Bukwitz 1392, Rankau (Rankov) 1371 und Tribsch (Třebsko) 1379 erstmals urkundlich genannt. Es muß daher angenommen werden, daß diese bis 1945 im tschechischen Sprachgebiet befindlichen tschechischen Dörfer erst im 14. Jh. gegründet wurden, da sie ansonsten wegen des damals schon lange vorher allgemein eingeführten schriftlichen Verfahrens früher irgendwo genannt worden wären. Vollkommen unrichtig ist die Meinung Palackys, daß Krumau und Gratzen samt näherer

Umgebung in vorhussitischer Zeit tschechisch gewesen wären (siehe Palacky VII, 1). Jedenfalls schritt die deutsche Innenkolonisation unserer drei Bezirke in Anbetracht der von Norden vorrückenden Slawen und wohl teils auch deren Druck ausweichend in südlicher Richtung gegen Österreich zu vorwärts und gab im Laufe der Jahrhunderte das nördlich der Linie Henneberg-Planskerwald wohl nur dünn besiedelte deutsche Gebiet dem Slawentum preis.

Nun wird behauptet, daß das deutsche Gebiet von Gratzen, Schweinitz, ja sogar die Budweiser Sprachinsel von Niederösterreich über die Gmünder Pforte her kolonisiert worden sein sollen. Als Ursprungsgebiet der angeblich von Osten nach Westen — also in umgekehrter Richtung der sonst behaupteten West—Ostrichtung der „Kolonisationswellen" — einströmenden „bodenhungrigen deutschen Siedler" kämen demnach die Regionen um Groß-Gerungs, Weitra, Gmünd, Schrems und Litschau in Betracht. Über dieses Problem finden wir in der „Besiedlungsgeschichte des Waldviertels" von K. Lechner, in der „Heimatkunde des Bezirkes Gmünd" von Rupert Hauer, aus der Abhandlung über „Die Stadt Gmünd" von Ignaz Pilz, zum Teil „Z pravěku do novověku" von A. Šlechta und weiteren in dieser Abhandlung zitierten Quellen reichhaltige Angaben. Aus diesen geht hervor, daß bis etwa zur Mitte des 12. Jh.s die genannten Regionen Niederösterreichs zum Unterschied von Südböhmen nahezu gänzlich bewaldet und unbesiedelt waren. Die Grenze zwischen Böhmen und Niederösterreich bildete der sogenannte Nordwald (silva nortica), der einerseits bis zum Kamp, anderseits verhältnismäßig geringfügig nach Böhmen hineinreichte. In der zweiten Hälfte de 12. Jh.s drangen böhmische, wahrscheinlich slawische Siedler vom bereits slawisierten Land südlich Wittingaus in das Waldviertel der Gmünder Gegend vor. Im Jahre 1176 kam es deshalb und wegen anderer Feindseligkeiten zwischen Österreich und Böhmen zum Krieg. Ein böhmischer Chronist berichtet darüber, „daß es sich nicht sagen lasse, wieviele Herden Viehs beiderlei Geschlechts von Österreich nach Böhmen getrieben wurden". Dieser drei Jahre dauernde und für Österreich verlustreiche kriegerische Konflikt wurde schließlich an Kaiser Friedrich Barbarossa herangetragen. Dieser setzte auf dem Reichstag zu Eger im Jahre 1179 eine Böhmen und Niederösterreich trennende Grenze von Höhenberg zur Lainsitz und über Segor nach Markstein bis Königseck fest. Durch diese von beiden Seiten respektierte Grenzziehung war Böhmen gegen ein allfälliges Vordringen österreichischer Kolonisten und die Österreicher gegen ein Weitergreifen böhmischen Machtbereiches abgesichert. Der Ansicht K. Lechners, daß der Grenzkonflikt wegen des Zusammenstoßes österreichischer mit böhmischen Kolonisten entstanden wäre, kann nicht voll beigepflichtet werden; es sei nach Lechner „von beiden Seiten in den Nordwald eingedrungen worden, mit Wucht und Schwung von Seite der Deutschen, langsamer und tastend von seiten der Tschechen". Dem ist entgegenzuhalten, daß das österreichische Grenzgebiet mit einigen unbedeutenden Ausnahmen (Schweiggers, Schönau, Hadmarstein, die jedoch von der Landesgrenze ziemlich weit entfernt sind) erst lange nach dieser Grenzziehung besiedelt wurde, während in Böhmen die Innenkolonisation schon bis zur österreichischen Grenze vorgedrungen war. Im Jahre 1217 wurde dieses ganze österreichische Gebiet noch als „silva" (Wald) oder „nemus" (Dickicht) bezeichnet.

Das Lainsitzgebiet, das ist das an den südlichen Zipfel Böhmens grenzende Land Niederösterreichs und auf das die vorgenannte Grenzziehung Bezug nahm, wurde erst im 13. Jh. von Süden und Südosten her gerodet und dünn besiedelt. Wann mit der Gründung der einzelnen Orte begonnen wurde, läßt sich ebenso wie in Südböhmen meist nicht genau bestimmen. Über Groß-Gerungs haben wir die erste verläßliche Nachricht aus 1358, Weitra wird als älteste Siedlung zum Jahre 1197, das Schloß Weitra 1205, Gmünd 1255, Höhenberg 1280, Schrems für die zweite Hälfte des 13. Jh.s

und Litschau 1260 urkundlich bezeugt. Diese Orte wurden also mit Ausnahme von Alt-Weitra frühestens im 13. Jh. samt einigen dazugehörigen Dörfern angelegt. Das ganze Gebiet war zu Ende des 13. und auch im 14. Jh. noch schwach besiedelt, weil der Großteil der Orte des Lainsitzgebietes urkundlich erstmals im 14., zum Teil erst im 15. Jh. genannt werden. Daß Weitra ehemals eine slawische Siedlung gewesen sein soll, ist eine unbegründete Annahme Dobners, denn in den Annales Fuldenses wird lediglich von einer Stadt des Fürsten Wistrach ohne Angabe deren Lage oder Bevölkerung berichtet. Es ist schleierhaft, warum dies eine slawische Stadt, ein slawischer Fürst und gerade Weitra gewesen sein sollen.

Daß österreichische Siedler, die im Jahre 1179 vom deutschen Kaiser gezogene Grenzlinie nicht überschritten und in Böhmen keine Niederlassungen gegründet haben, kann als sicher behauptet werden. Die Waldviertler Bauern, eher schüchtern, bieder und bescheiden als herausfordernd und habgierig, haben die festgelegte Grenze bestimmt respektiert, und da sie überdies im Waldviertel noch hinreichend siedlungsreifen und fruchtbaren Boden hatten, sind sie sicherlich nicht in das fremde Böhmen zwecks Anlegung von Dörfern gezogen, zumal noch im Sommer 1176 böhmisch-mährische und ungarische Scharen den Norden Niederösterreichs verheert und schwer verwüstet hatten.

Während das fruchtbare und weite Lainsitztal des Waldviertels vor 1179 noch kaum besiedelt war, bestanden in Südböhmen nicht nur im Kaplitzer und Krumauer Gebiet, sondern auch im Gratzner- und Schweinitzerland zahlreiche blühende Ortschaften, Kirchen und Burgen. Schon damit fällt die Behauptung über eine niederösterreichische Besiedlung Südböhmens, besonders aber auch die hinsichtlich des Budweiser Beckens, in sich zusammen.

Laut einer von Šlechta angestellten Ortsnamenforschung finden sich in Deutsch-Südböhmen gleiche und ähnliche Ortsnamen wie in Niederösterreich, worin er den Beweis einer Besiedlung Südböhmens von Niederösterreich aus erblicken will. Eine solche Beweisführung kann nicht verallgemeinert werden. Falls nicht noch andere Umstände die Gründung einer Ortschaft von einer anderen gleichnamigen aus bestätigen, ist eine Namengleichheit oder Ähnlichkeit genauso wie etwa auch bei den meisten gleichlautenden Familiennamen nicht zu berücksichtigen. Solche Umstände liegen aber hier nicht vor, weit eher ließe sich eine teilweise Kolonisierung Niederösterreichs von Böhmen aus unter gleichzeitiger Mitnahme von Ortsnamen wegen des auf den Deutschen Südböhmens von Norden her lastenden slawischen Expansionsdruckes begründen, zumal schon damals für die Sudetendeutschen ein Zusammenleben mit den Sudetenslawen in einem Staatswesen trotz der meist nur formellen deutschen Oberherrschaft oft sehr beschwerlich gewesen sein mußte. Bis zur Grenzfestsetzung im Jahre 1179 haben ständig „Expeditionen" und „Streifzüge" von Böhmen aus nach Österreich, niemals aber in umgekehrter Richtung stattgefunden. Diese räuberischen sudetoslawischen Unternehmungen haben zwar im Jahre 1179 aufgehört, wurden aber unter Wenzel I. und Ottokar II. in verstärktem Maße und getarnt als legale Kriege bis zum Auftreten Rudolf von Habsburgs, des Retters Österreichs und der österreichischen Bevölkerung, fortgesetzt.

Im Jahre 1259 wurden von Wilhering in Oberösterreich das Stift Hohenfurt und 1263 von Heiligenkreuz in Niederösterreich das Stift Goldenkron gegründet. Die Mönche brachten keine Kolonisten ins Land. Die Mönche und Laienbrüder arbeiteten beim Bau der Klöster manuell mit, was sie im Falle von mitgekommenen Zivilpersonen wohl nicht getan hätten. Die Gegend um Heiligenkreuz war ganz besonders wegen

der Jahrhunderte ununterbrochen andauernden Feindeinfälle aus dem Osten derart menschenarm, daß für eine Auswanderung keine Kolonisten da waren. Auch das Passauerland und das angrenzende Oberösterreich wurden von den beiden böhmischen Ottokaren einigemal mit Krieg überzogen, geplündert und gebrandschatzt und es ist nicht anzunehmen, daß sich den Mönchen Auswanderer gerade nach Böhmen angeschlossen hätten. Im Bisttum Passau war Priestermangel, weshalb vom Kloster Mühlhausen in Mittelböhmen Mönche ins Kloster Schlägl und vom Kloster Plass bei Pilsen Mönche nach Heiligenkreuz versetzt wurden. Bemerkenswert ist, daß rund 170 Jahre später die Klöster Hohenfurt und Goldenkron von Hussitenhorden geplündert und gebrandschatzt und in letzterem neun Mönche auf den neben dem Gotteshaus befindlichen Linden gehenkt wurden.

In den deutschen Pfarreien Südböhmens waren im 12. und 13. Jh. meist nur tschechische Priester (dies war auch noch zu unserer Zeit bis 1938 der Fall), die manchmal überhaupt nicht deutsch konnten und sogar die Beichte durch Dolmetscher abnahmen. Da letztere nicht an das Beichtgeheimnis gebunden waren und die Sünden der Beichtenden weitererzählen konnten, waren unsere Vorfahren natürlich erbittert. Sie schenkten daher umherziehenden, der antikatholischen Sekte der Waldenser angehörenden Wanderhandwerkern und Wanderhändlern Vertrauen und gründeten, da sie sich dadurch auch die Kirchenabgaben ersparten, waldensische Glaubensgemeinschaften. Diese lehnten insbesondere das Papsttum, den Berufspriesterstand, Privateigentum größeren Ausmaßes sowie den Kirchenbesitz ab. Daß es solche Wanderhandwerker und Wanderhändler schon damals gab, erkennen wir daraus, daß noch zu unserer Zeit Sägenfeiler, Schwingenflicker, Korbflechter, Scherenschleifer, Tierkastrierer usw. von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus zogen; diese wandernden, uns schon vertrauten und oft aus fernen deutschen Landen kommenden Leute waren so wie Wandermusikanten, Kräuter- und Salbenverkäufer, Wagenschmier-, Kalk- und Gurkenverkäufer, Lumpensammler, Bärentreiber, Werkelmänner, Hexenmeister und dergleichen manchmal sehr gescheit, belesen und welterfahren und erzählten als Gegenleistung für die Nächtigung auf einem Strohbund und die Verabreichung eines bescheidenen Mahles des Abends gerne Geschichten und Erlebnisse, denen wir schon als Kinder mit gespitzten Ohren und größter Aufmerksamkeit lauschten.

Zur Bekehrung dieser südböhmischen, ketzerischen, jedoch keineswegs kommunistischen deutschen Waldenser, die laut einer Urkunde von Papst Innozenz IV. vom August 1245 in Böhmen bereits eine namhafte Anhängerschaft hatten, wurden im Jahre 1257 zwei Inquisitoren bestellt, die mit Leib- und Lebensstrafen vorgehen konnten. Ludwig Schlesinger berichtet, daß 14 waldensische Ketzer dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit, das ist dem Tode auf dem Scheiterhaufen, überantwortet wurden. Unter anderem wurden zur geistlichen Betreuung der nicht in leitender Stellung befindlichen Ketzer sowie zwecks Rückführung in den Schoß der Kirche einige Jahre später (1259 und 1263) die Klöster Hohenfurt und Goldenkron gegründet und mit deutschen Geistlichen besetzt. Als die Mönche in die Gegend kamen, war das Land von Deutschen schon dicht besiedelt, mit Ausnahme der Siedlungen mit Waldhufenflur und der neuzeitlichen Niederlassungen bestanden schon die übrigen Ortschaften. Die Behauptung, die Mönche wären in eine unbewohnte Urwaldgegend gekommen, ist unzutreffend. Als die Klöster sich in ihrem Bestand gefestigt hatten, leiteten sie auf den ihnen zugeteilten, noch nicht besiedelten, aber rodungsfähigen und besiedelbaren Böden die Gründung von neuen Dörfern, allerdings mit aus den bestehenden Ortschaften stammenden einheimischen Leuten in die Wege. So wurden z. B. vom Stift Hohenfurt bzw. von den Witigonen von Böhmen aus die südlichsten Rodungsdörfer Schild, Reifmaß, Stein, Bretterschlag, Lärenbecher, Woisetschlag sowie eine Reihe

weiterer schlag-Dörfer gegründet. Ungefähr zur selben Zeit, wahrscheinlich aber zum Teil etwas später wurden auf der oberösterreichischen Seite von der Herrschaft Waxenburg die Orte Schlagl am Rossberg, Weigetschlag, Böheimschlag, Silberhardschlag, Affetschlag und Dürnau als nördlichste Mühlviertler Rodedörfer angelegt (siehe „Das Land ob der Enns" von Fr. Pfeffer, S. 116). Es ist nicht anzunehmen, daß im Gefolge der frommen Klosterleute Häretiker gewesen oder nach Gründung der Klöster von irgendwoher — die Kolonisationstheoretiker verabsäumen die Angabe allfälliger Herkunftsorte — zu Tausenden, ja vielleicht zu Zehntausenden zugezogen wären, zumal sie doch hier genau so wie anderswo verfolgt worden wären und ihnen auch hier der Tod auf dem Scheiterhaufen gedroht hätte.

Laut Schiffmanns Ortsnamenlexikon Oberösterreichs, A. Hackls „Die Besiedlungsverhältnisse des Mühlviertels", A. Klaars „Die Siedlungsformen des oberösterreichischen Mühlviertels und des böhmischen Grenzgebietes" sowie der Arbeiten eingangs erwähnter Historiker ergibt sich die Unrichtigkeit einer etwa von Oberösterreich aus über die Landesgrenze durch fortschreitende Urwaldrodung erfolgte Kolonisierung Südböhmens. Es ist unbestritten, daß bis zum 12. Jh. das an Böhmen grenzende Gebiet des Mühlviertels, nämlich die nördlichen Teile der Grafschaften Rotelland und Riedmark, größtenteils unbewohnt waren. Der Bevölkerungsüberschuß der Donaugebiete sowie der bereits besiedelten Teile Rotellands und der Riedmark strebten daher nach Norden, rodeten und legten neue Siedlungen an, die in Form und Aussehen denen ihrer Herkunftsorte zum Teil gleich waren, zum Teil aber als Waldhufendörfer als besondere Neuerung galten. Etwa um die Mitte des 14. Jh.s erreichten die oberösterreichischen Roder die böhmische Landesgrenze, ohne sie jedoch überschritten zu haben, weil abgesehen von politischen Erwägungen Südböhmen wenn nicht schon zur Gänze, so doch weitgehendst bereits dicht besiedelt war und für ausländische Kolonisten einfach kein Platz mehr gewesen wäre. So werden z. B. die nahe der böhmischen Grenze liegenden Orte Oberösterreichs, und zwar Haslach zum Jahre 1256, Stiftung 1364, Berlesreith und Rudolfing 1303, Damreith 1379, Fürling 1397, Grünbach 1308, Rainbach 1355, Mardetschlag und Leopoldsschlag 1356, Schlag 1362, Reichental 1357 und Windgföll 1481 erstmals urkundlich genannt. Auch als das Leonfeldner Gebiet nach 1250 erschlossen und gerodet wurde, war das gegenüberliegende böhmische Land an der Moldau und nördlich davon schon längst bewohnt und besiedelt. Für die etwaige Annahme, daß die österreichischen Siedler den breiten österreichisch-böhmischen Grenzwald übersprungen und in Böhmen zu kolonisieren begonnen hätten, fehlt jegliche Handhabe und ist daher als irrelevant zu verwerfen.

Der oberösterreichische Heimatforscher Franz Dichtl, Direktor des Mühlviertler Heimathauses Freistadt, hat in einer im Jahre 1954 erschienenen Sonderschau „Mühlviertler Holz in Wirtschaft und Brauchtum" eine Rodungskarte des Mühlviertels erstellt. Daraus ist zu ersehen, wie sich die Rodung von der Donau und ebenso von der Moldau und der Maltsch her vom 12. bis 14. Jh. in das Waldgebiet hineingefressen hat und wie sich dem Alter nach gleichsam unregelmäßige Ringe um die großen Forste Böhmerwald, Sternwald, Brunnwald, Freiwald und Weinbergforst legten. Dichtl erklärt hiezu erläuternd, daß auch auf Grund der Namenforschung eine Besiedlung des bewaldeten Grenzgebietes von Süden und von Norden her angenommen werden muß und eine Selbständigkeit der Besiedlung des Maltsch- und Moldauraumes trotz vielleicht manchmal festzustellender Gleichzeitigkeit von Gründungen hüben wie drüben feststeht; hiebei wäre auch auf die typischen sogenannten „Kaplitzer Höfe", die sich in Oberösterreich nirgends finden, Bedacht zu nehmen. Prof. Klaar fiel schon lange vor Erstellung seiner Siedlungsformenkarte auf, daß auf der welligen Hochfläche zwischen Moldau und Maltsch Ortsanlagen sind, die siedlungstechnisch von

allen oberösterreichischen Formen abstechen sowie daß es in Südböhmen Platzdörfer gibt, die in Oberösterreich gänzlich fehlen; ebenso sei für Südböhmen der vollständige Mangel an den für das Mühlviertel typisch mittelalterlichen Streusiedlungen mit Einödfluren bemerkenswert.

Im Jahre 1346 kam es zwischen den böhmischen Rosenbergern und den österreichischen Herren von Wallsee und im Jahre 1357 wiederum zwischen den Rosenbergern und dem Bischof von Passau zu Streitigkeiten um die hart an der Grenze liegenden Dörfer Wullowitz, Stiegesdorf, Alhut, Deutsch Hörschlag, Dambergschlag und Innerschlag. Hiebei einigte man sich und die Dörfer wurden als zu Oberösterreich gehörig den Herren von Wallsee bzw. dem Bischof von Passau zugesprochen. Aus der Beanspruchung dieser Dörfer durch die Rosenberger kann man schließen, daß sie von der Moldau und Maltsch, also vom deutsch-südböhmischen Gebiet aus gegründet und besiedelt worden sind, daß also die Witigonen von Südböhmen aus durch sudetendeutsche Siedler einen schmalen oberösterreichischen Grenzstreifen kolonisierten. Die Behauptung, daß die Witigonen von Oberösterreich aus nach Norden zu ins Böhmerland hinein kolonisiert hätten, ist dadurch widerlegt. Es ist im Gegenteil zu ersehen, daß es zwischen den von Norden nach Süden zu kolonisierenden Witigonen und den von Süden nach Norden zu siedelnden österreichisch-bayrischen Grundherren zu Grenzstreitigkeiten gekommen war, die analog der Entscheidung Friedrich Barbarossas im Jahre 1179 betreffend das Lainsitzgebiet, auch mit einem Schiedsspruch beigelegt wurden.

Während das Waldviertel Niederösterreichs vornehmlich von den Kuenringern und der noch nicht gerodete Teil des oberösterreichischen Mühlviertels in bedeutendem Maße von den witigonischen Besitzungen Oberösterreichs und von Waxenberg aus bzw. von den Schaunbergern und den Herren von Wallsee einer Besiedlung zugeführt wurden, erfolgten in Südböhmen die Gründungen der Waldhufensiedlungen des 13. und 14. Jh.s größtenteils von den Klöstern Hohenfurt und Goldenkron sowie von den deutschen Adelsgeschlechtern Michelberg, Welleschin und Witigonen. Letztere hatten zwar auch im Mühlviertel Besitzungen (Blankenberg), ihren Haupt- und Stammsitz aber im deutschen Purtschitz nordwestlich von Tabor, wo sie nachweislich bereits im 12. Jh. große Besitzungen hatten. Für eine Einwanderung der Witigonen aus Oberösterreich oder Bayern bestehen keine Anhaltspunkte. Der Umstand, daß sie auch ein Siegel der Herrschaft Blankenberg (in Österreich gibt es übrigens mehrere Blankenberg-Ortschaften) verwendeten, beweist zwar ihre Herrschaftsrechte über ein gewisses Blankenberg, keineswegs aber ihre Abstammung oder Zuzug aus Blankenberg, denn meistens verwendeten sie böhmische Herrschaftssiegel. Zudem wäre es undenkbar gewesen, daß die slawisch-böhmischen Herzoge deutsche Adelige aus dem Ausland berufen, ihnen im böhmischen Herzland große Besitztümer zugewiesen und Zehntausende Slawen in das Hörigkeitsverhältnis eines Ausländers, dessen Nation von allen Slawen ohne Standesunterschied — gelinde ausgedrückt — mit Mißgunst und Ablehnung betrachtet wurde, gegeben hätten. Es hätte jegliches Motiv für eine Belehnung solch großer und machtvoller Besitztümer an einen Ausländer deutscher Herkunft gefehlt, da schließlich mit dem Vordringen des přemyslidischen Machtbereiches im 11. und 12. Jh. bis zur oberöstereichischen Grenze die Witigonen doch (wahrscheinlich nach Zurückdrängung der Kuenringer oder anderer österreichischer Adeliger) dann auch bedeutende Ländereien südlich der Linie Teindles—Netolitz erworben hatten.

Daß die Witigonen ein einheimisches Adelsgeschlecht und nicht eingewandert waren, ersieht man auch daraus, daß sie in ihrem Schriftverkehr mit Passau als „de Boemia", d. i. „aus Böhmen" genannt werden. Auch V. Novotný führt in seinen

„Dějiny", I/4, S. 429, einen überzeugenden Beweis über die witigonische Altansässigkeit in Böhmen. Daß sich die Slawen mit Erfolg gegen einen Zuzug selbst reichsdeutscher adeliger Geistlicher wehrten und wie stark die Ablehnung gegen solche war, ersehen wir aus folgendem Cosmasschen Berichte: Als im Jahre 1068 Wratislaw II. den deutschen Capellan Lanczo aus „edlem sächsischen Geschlechte" zum Bischof von Prag bestellen wollte, erhob das slawische Volk und auch deren „Große" dagegen Einspruch, verwahrten sich gegen die Bestellung eines „hergelaufenen Fremdlings, der ohne Hosen nach Böhmen gekommen war" und erzwangen die Bestellung des Slawen Jaromir zum Bischof von Prag. Um wieviel größer wäre der Widerspruch gewesen, wenn ein böhmischer Herzog einem reichsdeutschen Adeligen mit Familie durch Belehnung mit riesigen Ländereien, die doch vorher einem anderen (sichtlich slawischem) Adeligen hätten weggenommen werden müssen, zu einem der mächtigsten Barone Böhmens gemacht hätte.

E. Schwarz schließt aus einigen dies- und jenseits der Grenze mundartlich gebrauchten gleichen Wörtern auf eine Kolonisation Südböhmens von Oberösterreich und Niederösterreich aus. Jeder Kenner der örtlichen Verhältnisse weiß, daß unser Dialekt im wesentlichen dem angrenzenden österreichischen gleichkommt, jedoch viele Worte, Redewendungen, Betonungen einzelner Buchstaben und Silben sowie eine Aussprache hat, die den Österreichern fremd waren, ja die sie gar nicht verstanden. Dieselbe Beobachtung machten die Österreicher, wenn sie nach Südböhmen kamen. Wie bereits ausgeführt, ist die südböhmische Mundart grundsätzlich dem nordmittelbayrischen Dialekt zuzurechnen. Um nur ein Beispiel anzuführen: Bei uns hieß der Roggen „Korn" oder „Koon", in Oberösterreich „Kojn".

Um die Richtigkeit der Ausführungen dieser Abhandlung noch weiter zu erhärten, ist auf folgende bis ungefähr zum Ende des 19. Jh.s fast durchwegs bestehende, für das Gratzner und Schweinitzer Gebiet jedoch nicht immer zutreffende Tatsachen hinzuweisen:

a) In unsere geschlossenen Vierseithöfe (sogenannte Kaplitzer Höfe, die aber auch im Krumauer Gebiet waren) gelangte man meist in Ermangelung einer Eingangstür durch das mitten im Vordertrakt befindliche rund gewölbte Tor, durch das man in den Hof und von dort ins Vorhaus kam. Von hier führten Türen in die Stube, die (schwarze) Kuchel, die Kammer, den Keller und meist auch in den Stall. Die mit Malter (Mörtel) angeworfenen Häuser waren ebenerdig, die Fenster mit Ausnahme der Mädchenkammer unvergittert. Die Stube war Wohn- und Elternschlafzimmer. Die Ausgedinger hatten stets eine eigene Wohnung mit separatem Eingang sowie einen selbständigen Haushalt und oft einen Viehstall mit eigenem Viehbestand (Kuh, Schwein, Hühner, usw.), sehr häufig in einem alleinstehenden Häusel. Die Kinder sprachen ihre älteren Verwandten nur mit „Ihr" oder „Ejs" an, in vielen Dörfern gab es ähnlich wie den „Erbrichter" in Nordmähren auch hier Bauern mit dem Hausnamen „Altrichter".

Im benachbarten Oberösterreich befindet sich die Eingangstür in der Seitenwand des Haustraktes, mitten im Vordertrakt findet sich fast nie ein gewölbtes Tor (dieses ist meistens in einem Nebentrakt oder bei den Dreikanthöfen auf der offenen Seite), die fast immer einstöckigen Häuser haben eine größere Anzahl von Wohnräumen. Beim Hausbau wirkten Steinmetze mit, weil die Mauern aus mit nach außen hin nicht angeworfenen, geglätteten rohen Steinen bestanden und nur deren Zwischenräume bemaltert wurden. Nahezu alle Fenster sind schwer vergittert, die Stuben und anderen Wohnräume sind geräumiger als in Südböhmen. Die Wohnungseinrichtung der fast

nie als Schlafzimmer verwendeten großen Stube besteht in der Regel aus zwei langen Wandbänken, einem Tisch, einigen Sesseln und einem Ofen. Eltern und Kinder haben immer eigene Schlafräume, für Gäste stehen stets Räumlichkeiten zur Verfügung (meist das oberhalb der großen Stube im ersten Stockwerk befindliche Zimmer). Die Ausgedinger leben in Hausgemeinschaft mit den Jungbauern und haben für sich meist nur ein Zimmer, niemals aber eigenes Vieh oder einen eigenen Viehstall. Unter Verwandten wird ohne Altersunterschied das „Duwort" gebraucht, der Hausname „Erbrichter" oder „Altrichter" ist nicht nur im österreichischen, sondern auch im übrigen bajuwarischen und fränkischen Sprachraum unbekannt.

b) Die alte Bedachung erfolgte in unserer Heimat mit Strohdackern (Schäubeln), die aus zwei mit einem Strohband zusammengeknoteten kleinen Strohbündeln bestanden, die Schäubelköpfe wurden am Sparrendach an die Dachlatten mit nach unten hängenden und außen sichtbaren Ähren mittels Strohbänder angebunden. Der Dachfirst wurde geschledert, das heißt, mit in dickflüssigen Lehmbrei getauchtes und dadurch zusammengeklebtes Stroh wasserundurchlässig gemacht. Das Vieh (Rindvieh und Pferde) war in den Viehständen der Stallungen mit den Köpfen in Richtung zu den Fenstern (im Sinne der Stall-Längsachse) angekettet.

In Oberösterreich waren bei der Strohbedachung zuammengeschobene Strohbündel mit den Ähren mittels Wieden an den Latten befestigt, so daß die Strohköpfe nach untenhin kamen und äußerlich sichtbar waren. Der First war anstatt mit geschledertem Stroh mit Rasenstücken abgedeckt. Außerdem waren die obersten Schäubelreihen mit an die Dachlatten mittels Wieden befestigten Ästeln festgemacht. Während also die Wieden (Weidenruten) in Oberösterreich sowohl zur Strohbedachung als auch zu anderen Wirtschaftsgegenständen unerläßlich waren, wurden sie in dieser Form in Südböhmen nicht verwendet.

c) In unseren Waldhufendörfern gab es nur wenige Bauern mit Pferdegespannen, sondern meist nur solche mit Ochsenfuhrwerken, die auch von den Großgrundbesitzern verwendet wurden. In allen Dörfern gingen die Fuhrleute zur linken Seite des Gespanns, die Wagenschleifen befanden sich daher stets auf der linken Gespannseite oder rückwärts am Wagen. Es gab fast nur vierfurchige Äcker, die Furchen waren die Ollnfur, Beifur, Zammwurf und Roan (Rain).

In Oberösterreich hatten fast alle Bauern Pferde. Ochsen und Kühe wurden selten als Zugtiere verwendet. Die Fuhrleute gingen, obwohl bis 1938 hier genauso wie in Böhmen seit alten Zeiten das Linksfahren und Linksausweichen festgelegt war, rechts vom Gespann. Das Wenden des Gefährtes erfolgte nach rechts, in Südböhmen nach links. Man kennt fast nur sechsfurchige Äcker, die vierfurchigen sind genauso wie die Namen dieser Furchen unbekannt.

d) Bei uns benützten die Bauern zum Eggen der Kulturen zusammengehängte Eggen, die Wagenleitern waren durchgebogen und vorne mit dem Spreitzstock, auch Kopfjoch genannt, verbunden, das Abrutschen der Leischen von der Wagenachse verhinderte der mit dem Lount befestigte Steßl. Bei uns wurden aus Haselnußstecken sowie aus davon und aus gespaltetenen Fichtenwurzeln gewonnenen bis etwa 5 cm breiten Spänen, viereckige Erdäpfel- und Buckelkörbe geflochten und verwendet. Beim Heurechen wurden die „Zähne" in das Hab dermaßen eingeschlagen, daß sie fast in einem rechten Winkel (ganz unbedeutend nach innen zu geneigt) zum Rechenstangel standen. Bei der Arbeit wurde dieses am oberen Ende mit der einen Hand so gehalten, daß der Handrücken unten lag, während die andere Hand die Stangelmitte mit dem nach oben zu liegenden Handrücken hielt. In unseren Waldhufen-

dörfern wurde das stärkere Ende des Heurechenstangels mit einer Säge aufgespalten und die dadurch entstandenen zwei Enden wurden auseinandergezogen und durch Einzwängen und Verkeilen in *zwei* in das Rechenhab gebohrte Löcher befestigt. Zum Sammeln liegengebliebener Ähren auf den abgeernteten Getreidefeldern wurden außer ganz großen Rechen häufig auch dreigeteilte großen Rechen, sogenannte Zahrer, verwendet.

Im benachbarten Oberösterreich kannte man nur *eine* große Egge, Spreitzstock (Kopfjoch) sind unbekannt, die Wagenleitern waren meist gerade, die Ausdrücke Leischen, Lount und Stessl sind unbekannt. Erdäpfel- und andere Körbe werden aus Weidenruten hergestellt; daraus erkennt man, daß die Mühlviertler in engster Verbindung mit den Bewohnern der weidenreichen Donauniederungen standen. Beim Heurechen waren die in das Rechenhab eingeschlagenen „Zähne" in einem Winkel von etwa 45 Grad nach innen zum Rechenstangel gestellt. Dies bedingte auch, daß bei der Arbeit das obere Stangelende mit einer Hand, jedoch mit nach oben zu liegendem Handrücken gehalten wurde und daß die andere Hand die Stangelmitte mit nach unten gerichtetem Handrücken faßte. Die Rechenstangel werden niemals aufgespalten, sondern bloß in ein eingestemmtes viereckiges Loch des Habs geschlagen, verkeilt und mit einer Wiede oder Fichtenwurzel oder dergleichen befestigt. Zahrer sind unbekannt.

e) Die Bearbeitung von Flachs bis zum Leinen erfolgte bei uns auf eine besondere Art, der Leinsamen (Linsert) wurde im bäuerlichen Betriebe nicht gepreßt, sondern entweder verkauft oder als Medizin für erkrankte Haustiere, insbesondere bei der gefürchteten Löserdürre, verwendet. Die Zubereitung von Obstmost war trotz reichlichem Obstvorkommen und obwohl eine Versteuerung nie vorlag, bei uns fast unbekannt. Der Ausziehtermin für Mieter war zu Jurgi (24. April), das Dienstbotenjahr endete zu Johanni (27. Dezember). Die Frauen trugen niemals Hüte.

In Oberösterreich wird der Flachs ganz anders bearbeitet als bei uns, der Leinsamen wird mit einer eigenen und nur für diesen Zweck verwendbaren Presse bei den Bauern selbst ausgequetscht, das gewonnene Öl im eigenen Haushalt verbraucht und mußte nicht, wie etwa von den südböhmischen Bauern, gekauft werden. Jeder Bauer erzeugte große Mengen von Obstmost, für Mieter gibt es keinen allgemeinen Ausziehtermin, da sich dieser nach Übereinkunft richtet, das Dienstbotenjahr endet zu Lichtmeß (2. Feber).

f) In unseren Waldhufendörfern hatten die Bauern vielfach einen ca. 200 bis 1500 m^2 großen Teich entweder in dem der Gemeinde gehörigen Pregarten oder innerhalb der eigenen Gemarkung. War kein einen Teich durchfließendes Wässerchen vorhanden, hatte der Bauer zumindest in der Puid eine Roiß, das ist eine auf etwa 30 bis 200 m^2 vergrößerte Quelle. Diese Gewässer waren ein geradezu notwendiger Bestandteil unserer Bauernwirtschaften. Denn dort befand sich die Waschstatt, von dort wurde das Trinkwasser für das Vieh entnommen, dort wurden die Schafe vor der Schur gewaschen, dort wurde der Flachs nach der Ernte eingelegt, dort badeten die Kinder im Sommer und schlieferzten im Winter mit Holzschuhen, dort wurden manchmal Karpfen gezüchtet und von dort wurde bei Bränden das Löschwasser genommen. Nach Galli (16. Oktober) gab es in den Waldhufendörfern für das Weidevieh meist keine Grenzen und keine Raine, die abgeernteten Wiesen eines jeden Bauern konnten von einem jeden im Dorfe wohnhaften Bauern als Viehweide benützt werden. Die Frauen trugen niemals Hüte, sondern nur Kopftücher oder bei kalter Jahreszeit ein Kitzei (großes, warmes Umhängetuch).

In Oberösterreich gibt es in den Dörfern nur einen oder zwei kleine, der Gemeinde gehörige und höchstens 100 bis 200 m^2 große Löschteiche, Bauernteiche kennt man weder hier noch im übrigen deutschen oder tschechischen Sprachgebiet, das Gallihüten ist unbekannt. Im Sommer tragen die Frauen bei den Erntearbeiten als Sonnenschutz breitrandige Strohhüte.

g) Bei uns kamen die Familiennamen Werany, Witzany, Weilguny, Sturany, Hofko, Harasko, Schicho, Wicho, Micko, Macko, Gubo, Irro, Pecho, Rinösl, Gangl, Prischl, Watzl, Presl, Kinzl, Hampl, Bölderl, Guschl, Fröstl, Guserl, Putschögl, Motzl, Praxl, Gaffal, Gubi, Pischulti, Pösinger, Kramper, Munz, Rusam, Stix und ähnliche häufig vor. Von diesen Namen kann man nur wenige aus der deutschen Schriftsprache, dem Mittelhochdeutschen oder unserer bajuwarisch-markomannischen Mundarten deuten und wenn, dann wohl meist mit etwas Phantasie. Diese Namen sind sichtlich größtenteils gotischen, langobardischen, herulischen oder mindestens zum Teil keltischen, ja vielleicht illyrischen Ursprungs. Laut Ansicht südböhmischer Heimatforscher sind die keltischen Bojer namentlich in Südböhmen verblieben, und obwohl später germanisiert, haben sich ihre Namen, Sitten, Gebräuche, Körperwuchs und charakterliche Eigenschaften bei den Deutschen Südböhmens besonders erhalten. Die angeführten Namen kommen weder in Oberösterreich noch im sonstigen deutschen, insbesondere aber auch nicht im slawischen Sprachgebiet vor und wenn, dann handelt es sich fast immer um aus Deutsch-Südböhmen stammende Personen. Es gibt weiters viele Sitten und Gebräuche, Worte, Redensarten usw., auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, aus denen aber genauso wie aus obigen Darlegungen hervorgeht, daß die Deutsch-Südböhmen mit den Oberösterreichern zwar nahe stammesverwandt, daß sie aber im wesentlichen dem nord-mittelbayrischen (markomannischen) Volksstamm, während die Mühlviertler wahrscheinlich mehr dem mittelbayrisch-österreichischen (quadischen) Volksstamm angehören oder nach Kastner Nachkommen der zur Römerzeit dort siedelnden germanischen Narisken sind.

h) Vor 1945 wurde bei uns in einigen Volksschulen festgestellt, daß rund 75 Prozent der Schulkinder blauäugig und blondhaarig waren. Unsere Menschen gehören größtenteils zur Gruppe der sogenannten Langschädel, sind intelligent, fleißig, mutig, von hohem und schlankem Wuchs, unternehmensfreudig und energisch, gegen Fremde gastfrei und hilfsbereit. Trotzdem sie im Jahre 1945 von den Tschechen bis aufs Hemd ausgeplündert sowie gebrochen an Leib und Seele über die Grenzen gejagt worden waren, haben sie es in den Aufnahmeländern fast durchwegs wieder zu guten Positionen gebracht.

Die Mühlviertler gehören außer zur Gruppe der Langschädel meist zur Gruppe der sogenannten Rundschädel. Dem Äußeren und Gehaben nach ähneln sie den benachbarten Bayern, ohne aber von Bayern jemals eingewandert zu sein. Sie sind seltener blond und blauäugig und meist von gedrungener, kräftiger Gestalt, sind intelligent, freiheitsliebend, gutmütig, in Entscheidungen bedächtig, manchmal schwerfällig, überlegend und durchhaltend, beharrlich am Althergebrachten und Fremden gegenüber zurückhaltend.

Wäre Südböhmen von Oberösterreich aus besiedelt worden, hätten die „Kolonisten" auch ihre Sitten, Gebräuche, Redewendungen, Häuser-, Fluren- und Wirtschaftsformen sowie persönliche Eigenschaften mitgebracht und uns vererbt. Obwohl früher die Häuser fast nur aus Holz gebaut wurden, haben sich Grundriß, äußere Form, Bedachung sowie Innenausstattung der Gehöfte vom 13. bis zum 19. Jh. wahrscheinlich nicht wesentlich geändert, all diese Formen wurden auch in die in Oberösterreich nach und nach zu Steinbauten umgemodelten Bauernhäusern mitübertragen. Die bäuerlichen

und handwerklichen Gebrauchsgegenstände und Werkzeuge des 19. und der ersten Jahrzehnte des 20. Jh.s waren, abgesehen von geringfügigen technischen Verbesserungen, in Form und Gebrauchsart die gleichen wie des 13. Jh.s; hievon kann man sich im Mühlviertler Heimathaus Freistadt, in den Heimatmuseen Niederösterreichs und zum Teil auch im Böhmerwaldheimatmuseum Passau überzeugen. Schon wegen der Tatsache solch baulicher, wirtschaftlicher, technischer, familiärer, sozialer, sprachlicher und völkischer Unterschiede zwischen beiden Regionen muß man eine Kolonisation Südböhmens von Österreich aus ablehnen und sich zur Bretholzschen Bodenständigkeitsthese bekennen.

Ein weiterer besonders wichtiger Beweis für unsere Altansässigkeit sind Siedlungsformen (Orts-, Flur- und Gehöfteformen), die Prof. Klaar in der im Jahre 1942 erschienenen Siedlungsformenkarte dargestellt hat. Nach dieser war das von den Orten Strobnitz, Gratzen, Sohors, Trautmans und Sacherles umschlossene kleine Gebiet, weiters die große Region beginnend von Henneberg, Gallein, Litschau, Dobichau, Steinbach, Wentschitz, Lodus, Budageln, Knollenhof, Reichenau a. d. Maltsch, Unter- und Oberhaid über das ganze westlich davon liegende Maltsch- und Moldaugebiet bis zum Planskerwald, Albertstein, Mathelsbühel, Chumberg, Fürstensitz, Dürrenberg, Sternberg und mit südlicher Begrenzung durch das Moldautal nach Orts- und Flurformen bis etwa zum Jahre 1200 größtenteils und bis etwa zur Mitte des 13. Jh.s auch der geringe Rest des noch nicht erschlossenen Landes besiedelt und bewohnt. In diesen zwei Gebieten befindet sich kein einziges Runddorf (Rundling), kein Waldhufendorf und nur ganz vereinzelt Waldhufenfluren, beide Gebiete, und zwar namentlich die Region westlich der Maltsch bis zu den genannten Bergen nördlich von Oberplan, waren damals mit Ansiedlungen geradezu übersät, es bestanden um die Mitte des 13. Jh.s ungefähr dieselben Orte wie im Jahre 1945 mit der auch nahezu gleich gebliebenen Anzahl der Bauerngehöfte. Außer den an anderer Stelle behandelten Städten und Märkten gibt es in diesen Regionen als Ortsformen nur Kleinweiler, unplanmäßige Großweiler, Haufendörfer, Gassengruppendörfer, Straßen- und Gassendörfer, Angerdörfer, planmäßige Großweiler und Platzdörfer, in gebirgigen Lagen einige neuzeitliche Kettendörfer und ebensolche Weiler. Daraus erkennt man, daß diese zwei Gebiete, die seinerzeit noch von einem von den Hennebergen zum Brünnler Hochwald und zum Doppler reichenden breiten Waldgürtel voneinander getrennt waren, schon lange vor der behaupteten Kolonisation nicht bloß sporadisch, sondern geschlossen besiedelt waren und daher nicht mehr kolonisiert werden konnten. Dadurch ist nicht nur der volkliche und genealogische Zusammenhang der germanischen Besucher der Thingstätte zu Häusles mit den Bewohnern von Sonnberg und Umgebung, sondern auch der vielen anderen Funde aus prähistorischer Zeit mit den Bewohnern beider Regionen erwiesen.

In der Klaarschen Siedlungsformenkarte sind die große Anzahl von Kleinweilern, wie Wieden, Henneberg, Steinbach, Wentschitz, Jeschkesdorf, Gurenitz, Horeschau, Hubene, Welaun, Ober-Gallitsch, Roiden usw., als unplanmäßige Großweiler (manchmal als Sippenweiler anzusehen), Dechant Gallein, Litschau, Johannesdorf, Trojern, Ziering, Sohorz bei Kaplitz, Attes, Allusch, Kapschowitz, Zahradka, Machowitz, Luschnee, Hoschlowitz, Kladen, Losnitz usw., als Haufendörfer, Polletitz und Maltschitz und als frühe Straßendörfer (Gassengruppendörfer) Grütschau bei Gratzen, Kriebaum und Kollowitz verzeichnet. Alle diese Orte sind längstens bis zum Jahre 1000 gegründet worden, können zum Teil aber schon in die keltische oder germanische Zeit zurückreichen. In diesen Regionen finden wir weiters eine große Anzahl von Angerdörfern verschiedenster Art und einige Gassen- und Straßendörfer, deren Gründungszeiten durchwegs vom Jahre 1000 bis 1200 festzusetzen sind. Aus der großen

Zahl der Angerdörfer werden beispielsweise genannt Haid bei Schweinitz, Sohors bei Gratzen, Buschendorf, Zweiendorf, Rauhenschlag, Sacherles, Brettern, Radischen, Dobichau, Pernlesdorf, Lodus, Stiegesdorf, Groß-Strodau, Groß-Umlowitz, Thurm Plandles, Wadetschlag, Sahorsch bei Malsching, Kirchschlag, Lagau, Perneck, Sarau bei Friedberg und Reiterschlag; als Gassen-, bzw. Straßendörfer wären zu nennen Bowitz, Hörwitzl, Zitesch, Sonnberg, Groß-Heinrichschlag, der Ostteil von Oberhaid, der Westteil von Friedberg, der südwestliche Teil von Stögenwald, Gerbetschlag und Zippendorf.

Um die Wende zum 13. Jh. und in dessen erster Hälfte erfolgte die Anlegung der Platzdörfer und planmäßigen Weiler. Zu ersteren gehören Pflanzen, Priethal (früher ein Markt), Wadetstift, Wörles, Pilbetitz und andere, zu den planmäßigen Weilern Schömersdorf, Suchenthal, Haag, Lupetsching, Schneidetschlag und andere. Im Laufe des 13. Jh.s erfolgte durch planmäßigen Umbau oder Überschichtung bereits bestehender Ansiedlungen die Anlegung der Städte und Märkte in der noch heute bestehenden Form. Die Zahl der bis zur Mitte des 13. Jh.s angelegten Orte war bedeutend größer als die der später gegründeten. Etwa um die Mitte des 13. Jh.s schritt man fortlaufend bis zur zweiten Hälfte des 14. Jh.s zur Anlegung der Waldhufendörfer; dies aber keineswegs mit eingewanderten Kolonisten, sondern mit aus den bestehenden Orten Südböhmens stammenden und wohl auch aus Innerböhmen verdrängten Deutschen.

Nicht bloß aus Ortsformen, auch aus Flurformen erkennt man die seit Jahrtausenden bestehende Besiedlung und landwirtschaftliche Bearbeitung der angeführten zwei Regionen um Kaplitz-Krumau und Gratzen-Sonnberg. Es finden sich dort alle Arten von Block-, Streifen- und Gewannfluren. Ausgesprochen keltisch-altgermanische Blockfluren ohne Unterteilung haben die überwiegende Zahl der Klein- und unplanmäßigen Großweiler sowie der Haufen- und haufendorfähnlichen Gassengruppendörfer. Wiederholt finden sich diese Blockfluren und zwar meist gänzlich, manchmal jedoch nur in einem Teil ihrer Fluren von: Häusles bei Schweinitz, Buschendorf, Deutsch-Beneschau, Litschau, Pflanzen, Jeschkesdorf, Gurenitz, Stiegesdorf, Horeschau, Umlowitz, Welaun, Suchenthal, Tscherikau, Zartlesdorf, Trojern, Ziering, Haag, Thurm Plandles, Maltschitz, Krumau, Kladen, Mödling, Losnitz, Lagau, Wettern, Alsching, Zwiedlern, Kalling, Priesern, Wieles, Wörles, Kienberg, Gießhübel, Wachtern, Haiming, Schönhub, Hafnern, Passern, Emmern, Tattern, Tweras, Zippendorf, Schöbersdorf, Schestau, Eisengrub, Schwiebgrub, Irresdorf, Schlackern, Fischern, Dollern, Polletitz, Hörwitzl, Podwurst, Schlagl, Ogfolderhaid, Schönfelden bei Kalsching, Kollern, Kriebaum, Lichtenegg und Jungwirth. Gewannfluren ohne Unterteilung, also die ältere Art der spätgermanischen Gewannfluren, weisen unter anderen folgende Ortskataster auf: Niederthal, Strobnitz, Tritschmersch, Brünnl, Kaplitz, Unterhaid, Oberhaid, Zichrass, Rosenberg, Zahradka, Kapschowitz, Friedberg, Stüblern, Höritz, Stuben, Pichlern, Perneck, Groß-Zmietsch, Saborsch, Linden, Dobschitz, Kollowitz, Bowitz und Roschowitz. Alle solche Fluren sind nach übereinstimmendem Zeugnis aller Siedlungsforscher bis längstens im 11. Jh., zum größten Teil aber schon früher angelegt worden, das ganze Gebiet war also schon seit alten Zeiten landwirtschaftlich erschlossen und besiedelt. Aber auch die große, hier nicht mehr namentlich aufgezählte Anzahl von Orten mit unregelmäßigen-kleinfeldrigen Blockfluren sowie mit Blockgewannen weisen auf eine längstens bis zum Ausgang des 11. Jh.s erfolgte Anlegung hin. Auch nach dem niederösterreichischen Forscher H. Weigl ist die spätere Entstehung der Anlagen mit block- und gewannartigen Streifen wegen geringerer Durchbildung für das 11. Jh. anzunehmen. Hingegen kann man planmäßige, regelmäßige Blockfluren, strei-

fige, Hangblockfluren, regelmäßige gewannartige Streifenfluren sowie Gehängefluren in das 12., ja vielleicht noch in den Beginn des 13. Jh.s verlegen. Auch solche Fluren finden sich in unserem Gebiet, allerdings nicht sehr häufig. Die Waldhufenfluren, deren Ausmaß bedeutend geringer als das der übrigen Fluren ist, wurden im 13. und 14. Jh. angelegt.

Wegen der Verschiedenheit der südböhmischen Orts- und Flurformen mit den angrenzenden österreichischen — abgesehen von den Waldhufen — Formen ist ebenfalls eine von Österreich erfolgte Kolonisation zu verneinen. Im westlichen Mühlviertel finden sich bis zur Großen Mühl fast nur planmäßige Großweiler, die bei uns selten vorkommen. Zudem liegt deren Gründungszeit um die Wende vom 12. zum 13. Jh., also in einer Zeit, da Südböhmen schon weitgehend besiedelt war. Östlich der Großen Mühl sind im Mühlviertel mit Ausnahme der Donau-, Gusen- und Aistniederungen fast nur mittelalterliche Streusiedlungen mit Einödfluren, die bei uns überhaupt nicht vorkommen; Kleinweiler, Gassen- und Straßendörfer finden sich wohl vereinzelt, unplanmäßige Großweiler, Haufendörfer, Angerdörfer und Platzdörfer fehlen gänzlich. Hingegen gibt es viele Kirchweiler, von denen in Südböhmen nur zwei (Ottau und Stritschitz) sind. Die bei uns häufig vorkommenden Blockfluren finden sich im Mühlviertel fast nur in den südlichen, gegen die Donau zu liegenden Gusen- und Aistniederungen. Im nordwestlichen (an Böhmen grenzenden) Waldviertel gibt es alle auch bei uns vorkommenden Ortsformen, jedoch meist in andersgearteten Stellungen und Mischformen; es finden sich hier jedoch überhaupt keine Klein- und unplanmäßigen Großweiler und ebenso auch keine Haufen- oder Gassengruppendörfer. Weiters finden sich im nordwestlichen Waldviertel nur Waldhufen- und Gewannfluren, aber nur ganz vereinzelte, kaum zu beachtende winzige Blockfluren. Auch aus all dem erkennt man, daß Südböhmen von Österreich aus nicht kolonisiert wurde. Dies zeigt auch schon ein Blick auf die Klaarsche Siedlungsformenkarte.

Die manchmal auf „itz" endenden oder sonstwie angeblich slawisch klingenden Ortsnamen sind kein Beweis für slawische Gründungen (S. 128). Vorliegendenfalls handelt es sich durchwegs um typisch germanische Orts-, Flur- und Gehöfteformen, die den Sudetenslawen zur Zeit ihrer Einwanderung unbekannt waren. Wenn sie also in unsere Gebiete in größeren Gruppen eingesickert wären, was einzig durch einige Ortsnamen erwiesen sein soll, hätten sie wohl keine Gründungen in germanischem Stil vorgenommen, sondern wohl manchmal die den Westslawen bekannte Form der Rundlinge gewählt, von denen in unseren Bezirken kein einziger vorkommt. Wann und warum wollen eingesickerte Tschechen das kultivierte Gebiet wieder verlassen haben? Sudetenslawen haben doch einmal eingenommene Gebiete nie mehr geräumt. Unsere Heimatbezirke waren durch die Höhen des Planskerwaldes, den Höhenzug von Netrobitz und die Henneberge gegen ein Vordringen der Slawen von Norden her geschützt, gegen ein Eindringen unerwünschter Fremder waren sie vom Osten her durch die Höhenzüge von Beneschau bis zum Viehberg, vom Süden durch den Stern- und Böhmerwald sowie deren Ausläufern und von Westen her durch die Höhenzüge nördlich von Oberplan abgeschirmt. In den Ebenen von Wittingau sowie in den Senken von Taus und Nachod konnten sich die Slawen bis zu den Landesgrenzen vorschieben. Nach Cosmas erstreckte sich der böhmische Herrschaftsbereich zum Jahre 981 nur bis Teindles, Planskerwald und Netolitz, südlich und östlich davon wohnten „Teutonici", also unsere Vorfahren. Im Hinblick auf diese zwei ausdrücklich als Grenz-Gauburgen bezeichneten urbes sind slawische Siedlungen südlich der angeführten Linie um die Jahrtausendwende ebenfalls auszuschließen. Es könnte also ein slawisches Eindringen nur für die darauffolgenden rund 200 Jahre in Erwägung

gezogen werden. In den angeführten Regionen waren aber schon damals nur große Bauernwirtschaften, die lediglich im Eigentum von Personen deutschen Rechts stehen konnten. Falls Slawen in unsere Gebiete kamen, dann nur als Landarbeiter, Dienstboten, Geistliche, Wald- und Wildheger, Fischer, Schreiber, hörige Häusler oder Angestellte der Klöster oder anderer Großgrundbesitzer und höchstens in Zeiten politischer deutscher Bedrängnis vielleicht in Einzelfällen auch als Bauern.

Aber nicht bloß die Dörfer, auch die Märkte (oppida) Strobnitz, Deutsch-Beneschau, Kaplitz, Priethal, Unter- und Oberhaid, Reichenau a. d. Maltsch, Hohenfurt, Friedberg, Oberplan, Höritz, Unterwuldau, Kalsching und Schweinitz sind sudetendeutschen Ursprungs, reichen siedlungsmäßig vor das Jahr 1200 zurück und sind nicht von Slawen gegründet worden. Dies erhellt aus den dazugehörigen germanischen Block- und Gewannfluren und den vielen umliegenden schon lange vor der behaupteten Kolonisation nachgewiesenen deutschen Dörfern. Gratzen, Krumau und Rosenberg sind auch sudetendeutsche Gründungen, waren schon im 13. Jh. Städte (civitates), entstanden nicht aus wilder Wurzel und weisen daher schon aus diesem Grunde auf einen früheren deutschen Ursprung hin. Gratzen wurde von den Tschechen bis vor einigen Jahrzehnten wegen seines angeblich slawisch klingenden Namens als Slawensiedlung bezeichnet; nun ist man aber davon abgekommen, Šimák bezeichnet Gratzen und Deutsch-Beneschau als deutsche Gründungen. Die Stadt Krumau war im 14. Jh. eine deutsche Stadt mit einer tschechischen Minderheit. So waren dort im Jahre 1336 von 12 Schöffen dem Namen nach zweifellos 8 Deutsche, 3 Tschechen und 1 ungeklärter Nationalität. (Siehe Mörath: Zur ältesten Geschichte der Stadt Krumau.)

Hinsichtlich Kaplitz, dessen Name auch auf „itz" endigt und nach tschechischer Theorie eine slawische Gründung sein soll, wagt Šimák in Kenntnis der leichten Widerlegbarkeit dies nicht zu behaupten. So wird berichtet, daß „die Bürger von Kaplitz im 14. Jh. selbstbewußte (sebevědomí) Deutsche waren und die Bestätigung ihrer Freiheitsrechte in ihrer, und nicht in der lateinischen Sprache verlangten". Die Bewohner von Kaplitz und Umgebung waren aber nicht bloß im 14. Jh., sondern bis in die letzte Zeit selbstbewußte Deutsche. Als der amerikanische Präsident Wilson im Jahre 1918 das Selbstbestimmungsrecht der Völker verkündete, erklärten sie sofort den Anschluß an Deutsch-Österreich und gründeten anfangs November 1918 unter Führung des tapferen Oberleutnants Franz Blätterbauer aus Meinetschlag eine Volkswehr. Kaplitz war so ziemlich die einzige sudetendeutsche Stadt, die in organisierter Form ihre Freiheit mit der Waffe in der Hand verteidigte, während das übrige Sudetenland vertrauensvoll die Friedensverhandlungen abwartete. Am 3. Dezember 1918 griffen von Norden her die Tschechen überfallsartig in Regimentstärke mit Unterstützung von zwei Batterien Artillerie das von Blätterbauer mit nur einer mit leichten Waffen (Gewehre, Maschinengewehre und Handgranaten) ausgerüsteten Kompanie Volkswehr verteidigte Kaplitz an. Bevor aus den deutschen Dörfern Verstärkung kam, drangen die Tschechen trotz großer Verluste an Toten und Verwundeten in die Stadt ein. Nach erbittertem Nahkampf von Mann zu Mann mußten unsere Verteidiger der vielfachen tschechischen Übermacht weichen.

Weiters ist darauf zu verweisen, daß längs der Landesgrenze in Ober- und Niederösterreich beginnend vom Sternwald bis ungefähr Waidhofen an der Thaya auf einem bis zu rund sechs km breiten, vom 13. bis zum 15. Jh. urbar gemachten und besiedelten Gebietsstreifen Orts-, Flur- und Gehöfteformen sowie Waldhufenortsformen in vielem den deutsch-südböhmischen ähnlich sind, von den übrigen ländlichen Siedlungen Österreichs sich häufig unterscheiden und anders geartet sind. In diesem österreichi-

schen Grenzstreifen befinden sich Waldhufendörfer als langgezogene Reihendörfer, die Wirtschaftshöfe ähneln im Mühlviertel häufig den Kaplitzer geschlossenen Vierseithöfen und Dreiseithöfen im Waldviertel den im Schweinitzer und Budweiser Becken sowie in der Stritschitzer Sprachinsel vorherrschenden Höfen mit zwei Giebeln in der Vorderfront (irrtümlich fränkische Höfe genannt), hier finden sich ebenfalls schlag-Dörfer. Dem niederösterreichischen Gelehrten Heilsberg fällt auch auf, daß „westlich von Litschau an der Landesgrenze ein schmaler Streifen von Waldhufendörfern (Zuggers, Schönau, Schlag, Klein-Radischen, Reichenbach, Willings, Griesbach, Illmans, Reingers, Hirschenschlag, Eberweis) aus dem benachbarten Böhmen in das Waldviertel hineinragt". Österreichische Heimatforscher aus dem an Böhmen grenzenden Gebiet, meist Lehrer und Gemeindesekretäre, vertreten häufig die Ansicht, daß dieser Grenzlandstreifen zwar von österreichischen Siedlern und Grundherren, jedoch unter bedeutsamer, vielleicht sogar unter überwiegender Teilnahme von Sudetendeutschen urbar gemacht und besiedelt worden ist. Eine praktische Möglichkeit hiezu war gegeben, denn das Stift Schlägl und die Witigonen hatten in Oberösterreich und die Kuenringer in Niederösterreich und alle auch in Südböhmen Besitzungen, so daß sie die geringen österreichischen Siedlergruppen durch gleichsprachige aus den dichter besiedelten Sudetengebieten auffüllen konnten. Daß sudetendeutsche Siedler in der Oberpfalz (Waldsassen) und im Mühlviertel (Schlägl, Wullowitz usw.) sowie niederbayrische Auswanderer im Zwettler Gebiet aus Mangel an einheimischen Bauern Dörfer mitgründeten, ist an anderer Stelle dieser Abhandlung bereits ausgeführt worden. Auch die in den vorhergehenden Absätzen geschilderten Unterschiede zwischen Österreich und Südböhmen sind in diesem Gebietsstreifen manchmal verschwommen und nicht so markant ausgeprägt wie in den südlich, bzw. östlich davon befindlichen Regionen. Dieses Grenzgebiet bildet gleichsam den Übergang von den südböhmischen zu den weiter landeinwärts liegenden österreichischen bäuerlichen Siedlungen. Weil sich dieser Übergangsraum in Österreich und nicht in Böhmen befindet, kann man logischerweise dessen Mitbesiedlung, mindestens aber eine Mitwirkung und Beeinflussung bei der Kultivierung nur von Böhmen aus annehmen, was naturgemäß eine Kolonisierung Südböhmens von Österreich aus ebenfalls ausschließt.

Durch obige Ausführungen ist einwandfrei der Nachweis erbracht, daß die Bewohner der genannten Bezirke samt Umgebung seinerzeit aus Österreich nicht eingewandert sind. Da jedoch in einem solchen Falle hartnäckige Kolonisationstheoretiker ihre „Kolonisten" sofort umorientieren und als Herkunftsland andere Gebiete anführen, ist damit zu rechnen, daß sie unter Berufung auf einen Artikel Dris. V. Schmidt über „Kulturelle Beziehungen zwischen Südböhmen und Passau" eine Besiedlung von Bayern aus behaupten werden. In den vorhergehenden Kapiteln dieser Abhandlung ist aber dargelegt worden, daß gleiche oder ähnlich lautende Ortsnamen im Passauerlande mit solchen im Böhmerwald, die angebliche Abstammung der Witigonen aus Oberösterreich, die Erklärung Woks von Rosenberg gegenüber dem Bischof von Passau wegen Nichtverwendung von Ministerialen, die Zugehörigkeit einiger südböhmischer Pfarren zur Diözese Passau usw. nicht als Beweis der behaupteten Kolonisation angesehen werden können. Weitere Ausführungen sind, da sie nur eine Wiederholung des bereits Vorgebrachten oder gleichartig wären, überflüssig. Eine etwa behauptete Kolonisierung unserer Bezirke von südlich der Donau befindlichen oberösterreichischen und west-niederösterreichischen Gebieten ist auch deshalb nicht haltbar, weil dort die niederbayrischen Vierseithöfe und die Vierkanthöfe vorherrschen, die es bei uns überhaupt nicht gibt.

Anderseits ist aber festzustellen, daß die auf der Südseite des Böhmerwaldes gegen Oberösterreich zu liegenden Orte Ober- und Untermarktschlag, Ottenschlag,

Asang, Uresch, Deutsch-Reichenau, Rosenau, Berneck, Reiterschlag und Multerberg politisch zwar zu Böhmen gehörten, siedlungs- und bevölkerungsmäßig jedoch einen Teil des Mühlviertels bilden. Diese Orte liegen mit Ausnahme von Unter- und Obermarktschlag auch jenseits der Wasserscheide Moldau-Donau und gehören zum Gewässer-Zuzugsgebiet der Donau. In allen diesen Dörfern gab es außer typisch oberösterreichischen Redewendungen, Gebräuchen, Bauweise der Häuser, Innenausstattung usw. zum Beispiel auch das Rechtswenden der Gefährte, das Du-Wort zwischen allen Verwandten. Diese Region gehörte bis zum 13. Jh. sichtlich zu Oberösterreich, wurde sicherlich von dort aus mindestens teilweise besiedelt, jedoch während der Regierung Ottokar II. ähnlich wie das Gebiet von Altstadt bei Neuhaus von Österreich losgerissen und Böhmen angegliedert. Da aber österreichische Besonderheiten nur in diesem kleinen Sprengel unserer Bezirke und im sonstigen Südböhmen nicht vorkommen, ist auch dadurch eine Besiedlung des übrigen großen Südböhmens von Oberösterreich her auszuschließen.

Budweis und Umgebung

Im Jahre 1265 erteilte Ottokar II. dem Burggrafen Hirzo von Klingenberg den Auftrag zur Anlage einer Stadt am Zusammenfluß von Moldau-Maltsch. Die in nächster Nähe der bereits bestehenden Altstadt (im Jahre 1251 war es ein Dorf und hieß Budoywiz) erbaute Stadt erhielt den Namen *Budweis* und hatte ungefähr 400 Häuser mit etwa 4000 Einwohnern. Der Name Budweis ist genauso wie Erdweis, Riedweis, Pleweis, Dietweis usw. deutsch, der Name Budějovice scheint erst später auf. Der Lageplan, die Befestigungen, die Laubengänge usw. sind ähnlich wie in Kolin ein Meisterwerk sudetendeutscher Baumeister, es wurde sichtlich nach einem präzis entworfenen und von der königlichen Baubehörde in Prag genehmigten Plan gebaut. Woher die Budweiser Patrizier kamen, ist nach Šimák nicht bekannt; seiner Meinung nach sind sie nicht aus dem Ausland, sondern nur aus Böhmen und dies meistens aus der Nähe zugezogen, lediglich einzelne seien aus Österreich und Bayern gekommen. Als Herkunftsorte werden angeführt: Teindles, Dvorce, Horaschdowitz, Bergreichenstein, Hrdonitz, Chlum, Chřenov, Jemnitz, Eule, Kamenitz, Kaplitz, Klattau, Krumau, Kugelwaid, Sarau, Lischau, Lukau, Netolitz, Elexnitz, Pisek, Plan, Pilsen, Prachatitz, Prietal, Radoschowitz, Radslau, Rovna, Rosenberg, Sobieslau, Třebín, Ústí nad Luž., Weseli, Wodnian, Wallern, Dürnfellern, Sablat.

Diese Mitteilung Šimáks deckt sich auch mit den Aufzeichnungen im Sudetendeutschen Atlas, nach welchem aus Österreich und Deutschland 7 und aus Böhmen und dies größtenteils aus innerböhmischen, fast rein tschechischen Gegenden, 63 zugezogene Deutsche registriert wurden. Außer diesen 70 Deutschen wurden noch 10 Tschechen und 14 Personen nicht feststellbarer Nation als von Böhmen nach Budweis zugezogen verzeichnet. Personen nicht feststellbarer Nation waren sowohl hier als auch im übrigen Sudetenraum wohl meist Deutsche, da es sich sehr häufig um lateinische Familiennamen wie Sator, Sertorius, Fundulus usw. handelte; solche Namen hatten häufig Handwerker, und dies waren meist Deutsche. Es ist auch zu bedenken, daß die Herkunftsbezeichnung zu den Ausnahmen zählt und diese bei aus dem Ausland zugewanderten fast immer, bei aus dem Sudetenraum Gekommenen naturgemäß viel seltener in Urkunden aufscheint. Es ist klar, daß die listenmäßig erfaßten 94 selbst mit ihren Familien zugezogenen Leute nicht die gesamte Bevölkerung bildeten; diese setzte sich wie bei allen übrigen neu angelegten Niederlassungen

überwiegend aus Bewohnern der alten Siedlung und den umliegenden Dörfern zusammen. Wo bleibt also die behauptete Kolonisation, die Šimák hier selbst negiert?

Im Jahre 1335 erhielt Budweis das Recht, jeden Bürger oder Inwohner, der nicht zusagte, auszukaufen und aus der Stadt zu weisen. Davon werden die Budweiser Patrizier wohl Gebrauch gemacht, während der Hussitenzeit unverläßliche Tschechen ausgebürgert, ihnen entsprechende geldliche Ablösebeträge bezahlt, sie ausgewiesen und dadurch die Stadt vor der Vernichtung gerettet haben.

Budweis liegt in fruchtbarer Ebene, umgeben von einem ebenfalls in der Ebene liegenden Kranz deutscher Dörfer. Das Gebiet war laut Bodenfunden schon seit Jahrtausenden besiedelt. Es war daher weder nötig noch möglich, daß Deutsche aus dem Ausland zwecks Rodung von Urwald und Anlegung von Kolonistendörfern zugezogen wären. Die bis 1945 größtenteils deutsch gebliebenen Bauerndörfer Leitnowitz, Plan, Hummeln, Schindelhöf, Gauendorf, Hackelhöf, Hlinz, Rudolfstadt, Buchharten, Hodowitz, Lodus, Ruden und Strodenitz können daher nicht von eingewanderten Kolonisten gegründet worden sein, sondern sind schon lange vor der sogenannten Kolonisation angelegt worden, was auch aus den Siedlungsformen (Orts-, Flur- und Gehöfteformen) erkennbar ist.

Die tschechischen Dörfer lagen meist auf den von Budweis entfernteren Höhen in weniger fruchtbaren Gebieten. Dies allein ist schon ein Beweis dafür, daß die ergiebigeren Ländereien zur Zeit der Slaweneinwanderung von altansässigen Bojer-Markomannen bereits besetzt waren und die Zuwanderer sich daher mit weniger guten und größtenteils erst urbar zu machenden Böden begnügen mußten. So ist es auch verständlich, daß die slawische Gauverwaltung nicht im zentral gelegenen und fruchtbaren Budweiser Becken, sondern im hügelig gelegenen Teindles sich befand. Erst nach Gründung der südböhmischen Metropole Budweis wurde die zivile königliche Kreisverwaltung hier errichtet. Zur Zeit der Hussitenstürme hatten die deutschen Bauern bei Budweis in der wohlbefestigten Stadt einen sicheren Zufluchtsort. Budweis wurde von den Hussiten nicht eingenommen, das Deutschtum der Stadt und der umgebenden Dörfer war deshalb bis 1945 erhalten geblieben.

Östlich von Budweis liegt der Markt *Lischau*, der im Jahre 1351 als Marktflecken (oppidum) mit einer deutschen Bevölkerung bestand. Später traten einige tschechische Bürger in Erscheinung, erlangten aber die Herrschaft im Ort erst in der Hussitenzeit.

Die Gegend um Lischau ist nahezu eben, fruchtbar und es bestehen keinerlei Hinweise, daß sie erst im 13. Jh. urbar gemacht worden wäre. Lischau selbst, sowie die umliegenden Dörfer sind keine Waldhufendörfer, es gab dort zu Beginn des 2. Jahrtausends sichtlich nichts mehr zu roden. Die auch jetzt noch bestehende Form des Marktfleckens mit einer einzigen durchgehenden, in der Mitte der Ortschaft sehr verbreiterten Straße, an der sich die regelmäßig aneinandergebauten Häuser befinden, ist die typische Form einer sudetendeutschen Marktgründung, wie wir sie im übrigen deutschen Sprachgebiet selten in derart schöner und regelmäßiger Form finden. Man kann mit Sicherheit behaupten, daß Lischau genauso wie Budweis von einheimischen Deutschen gegründet und bewohnt worden ist. Die östlich und nördlich befindliche Umgebung war im 13. Jh. wahrscheinlich schon zum größten Teil tschechisch. Es ist undenkbar, daß deutsche Kolonisten aus dem Ausland in ein von Tschechen bewohntes Gebiet gezogen, ihnen den Boden weggenommen, einen Marktflecken gebaut und sich darin festgesetzt hätten.

Die nordöstlich von Lischau liegende Stadt *Lomnitz* wird erstmals zum Jahre 1265 als „Burg Lomnitz" urkundlich genannt. Vor deren Errichtung hatte ein Pfarrdorf in unmittelbarer Nähe gleichen Namens bestanden. Später wurde der Platz zwischen Burg und Dorf verbaut und alles zum „Markt Lomnitz" vereinigt. Im Jahre 1382 wurde der Ort zur Stadt erhoben. In diesem Jahre waren die Ratsherren zum größten Teil deutsch; laut Šimák waren jedoch „in den umliegenden Dörfern mit einigen Ausnahmen keine Spuren deutscher Abstammung". Woher sollen also diese Deutschen, die in der schon längere Zeit vorher bestandenen Siedlung beheimatet gewesen sein mußten — ansonsten wären sie doch nicht Ratsherren, also die Marktbehörde gewesen — gekommen sein? Die in der Umgebung von Lomnitz zum 12. und 13. Jh. größtenteils tschechische Bevölkerung sowie die přemyslidischen Herrscher hätten doch bei der großen Nachfrage nach fruchtbaren und ebenen Ackerböden, die im Innern des Landes nicht mehr befriedigt werden konnte und die auch die Slawen Südböhmens zum Roden und weiteren Vordringen in Richtung zu den deutschen Regionen von Schweinitz, Kaplitz und Krumau zwang, keineswegs deutschen Zuwanderern ganze Ortschaften samt Ackerböden übereignet und deutsche Ratsherren eingesetzt. Dies konnte nur deshalb erfolgen, weil in Lomnitz und Umgebung von altersher Deutsche ansässig waren. Sie waren die Ureinwohner und Einheimischen, waren daher reicher als die meist unfreien, zugewanderten Slawen, hatten größere Höfe und waren gleichsam als deutsche Reichsangehörige im Besitz ihrer Freiheitsrechte und Vorrechte, weshalb sie auch den Gemeinderat bildeten.

Das bei *Frauenberg* gelegene Burgholz (Purkarec), dessen Gründer sichtlich ein Deutscher war und Burghart hieß, ist seit der Hussitenzeit ein tschechischer Marktflecken in rein tschechischem Gebiet; zu diesem Markt gehörten einige Dörfer, deren Bewohner im 13. Jh. deutsche Namen hatten. Šimák meint nun, es handle sich wohl um „Überbleibsel (přežitky) aus viel früheren Zeiten". Da sie Šimák also für keine Kolonisten, wohl aber für Deutsche hält, kann es sich also auch nach seiner Meinung nur um Nachkommen von im Lande verbliebenen Germanen gehandelt haben. Nicht weit davon liegt das Dorf Deutsch-Temelin, in dem im 14. Jh. noch deutsche Bauern waren. Die deutschen Namen dieser Bauern verschwanden jedoch im 15. Jh. (während der Hussitenzeit), die Ortschaften Burgholz und Deutsch-Temelin bestehen heute noch als rein tschechische Ansiedlungen. Da es sich in beiden Fällen um keine „Kolonistendörfer" handeln konnte (was ja auch Šimák zugibt), konnten es nur alteingesessene Sudetendeutsche gewesen sein, die im 15. Jh. die Ortschaften entweder verlassen haben und in rein deutsche Gebiete oder in die neu gegründeten deutschen Städte verzogen oder von den Hussiten liquidiert worden sind.

In *Moldauthein* und einigen umliegenden Dörfern war im 13. Jh. ein namhafter Bevölkerungsteil, über den seit der Hussitenzeit keine Nachrichten mehr vorliegen, deutsch. Aus den obangeführten Gründen konnten dies ebenfalls keine Kolonisten gewesen sein.

Neuhaus ist eine deutsche Gründung mit ehemals deutscher Bevölkerung und wird urkundlich zum Jahre 1224 genannt. Daß in der Mitte des 13. Jh.s in Neuhaus und Umgebung eine zahlreiche deutsche Bevölkerung war, beweist der Umstand, daß sogar ein Kreuzzug gegen die dort wohnhaften ketzerischen Waldenser zwecks Ausrottung ihrer Lehre unternommen wurde. Weil damals die waldensische Lehre bei den Sudetenslawen noch kaum Anhänger hatte, konnten die Neuhauser Waldenser nur Deutsche gewesen sein. In der Umgebung gibt es verstreut einige Waldhufendörfer sowie die Stadt Neubistritz, Gründungen des 13. oder vielleicht des 14. Jh.s. Es finden sich aber auch Straßendörfer (Deutsch-Molliken, Schamers, Adamsfreiheit, Sichel-

bach), ein Grabendorf (Brunn), eine Anzahl Angerdörfer (Neudeck, Radeinles, Diebling, Motten, Buchen, Poliken, Weißenbach, Böhmisch-Bernschlag, Albern, Zinnolten, Leinbaum, Kaltenbrunn, Heumoth, Hösterschlag, Tieberschlag, Heinrichschlag und andere). An Flurformen finden wir Waldhufenfluren vermengt mit verschiedenen Arten von Gewannfluren. Es finden sich aber auch Blockfluren (ungeteilt), namentlich in der Flußniederung der Naser südwestlich von Neuhaus. All dies ist auch nach der Klaarschen Siedlungsformenkarte ein Beweis für das schon vor der behaupteten Kolonisation teilweise besiedelte Gebiet, von dem aus die Dörfer mit Waldhufenfluren im Wege der Innenkolonisation gegründet wurden.

Etwa 20 Kilometer westlich von Neuhaus liegt die Stadt *Wittingau,* die ihren Namen vom Geschlecht der Witigonen ableitet. Nach August Sedláček ist das Dorf Třeboň, das ist der tschechische Name für Wittingau, um die Wende des 12. zum 13. Jh. von den Witigonen zur Stadt erhoben und befestigt worden. Die Bürger waren Deutsche. Ein Zuzug aus Österreich kam ähnlich wie im Kaplitzer, Schweinitzer und Neuhauser Gebiet schon deshalb nicht in Frage, weil das angrenzende Gebiet Niederösterreichs noch weitgehend unbewohnt war und erst später zu einer Zeit dichter besiedelt wurde, als in Südböhmen bereits weit über 100 deutsche Ortschaften bestanden. Laut einer vom österreichischen Forscher Heilsberg in „Kolonisation des Waldviertels" enthaltenen Tabelle befanden sich bis zum Jahre 1250 in den an Böhmen grenzenden niederösterreichischen Bezirken Waidhofen im ganzen erst 7, Schrems 6, Dobersberg 4, Litschau 2, Weitra 11 und Groß-Gerungs 7 urkundlich genannte Ortschaften. In den nächsten 50 Jahren, in denen in Südböhmen eine große Zahl deutscher Waldhufendörfer bereits fertig dastand, schritt im benachbarten Niederösterreich die Kolonisation und Urbarmachung nur langsam vorwärts. So werden zum Jahre 1300 in den Bezirken Waidhofen erst 15, Schrems 10, Dobersberg 16, Litschau 4, Weitra 12 und in dem von Böhmen etwas weiter entfernten Groß-Gerungs 18 Ortschaften urkundlich genannt.

Im Jahre 1179 wurde südlich von Wittingau die Grenze zwischen Böhmen und Niederösterreich festgelegt, eine vorsätzliche Grenzverletzung durch die Österreicher nach diesem Jahr ist nicht anzunehmen. Wenn um die Wende des 12. zum 13. Jh. ein bereits bestehender Ort zur Stadt erhoben wurde, mußten naturgemäß schon vorher dort Menschen gewohnt haben. Da sich aber im 13. Jh. die Stadt Wittingau als rein deutsch herausstellte, ist logischerweise anzunehmen, daß auch die Bewohner der vorher dort bestandenen Dorfsiedlung Deutsche waren. Infolge Vordringens der tschechischen Kolonisation von Norden her beginnend im 11. Jh. verbunden mit den hussitischen Ereignissen verlor Wittingau sein ohnedies nicht allzu starkes sudetendeutsches Hinterland und wurde im Laufe der nächsten Jahrhunderte slawisiert.

Neubistritz (erstmals zum Jahre 1188 urkundlich genannt) und *Landstein* (das jetzige Altstadt) sind samt Umgebung schon immer deutsch gewesen. Eine Kolonisierung von Österreich aus wird von Šimák nicht behauptet. In diesem Zusammenhang wird jedoch darauf verwiesen, daß K. Lechner den Beweis erbrachte, daß die Gegend von Neubistritz und Altstadt bis 1249 zu Österreich gehört hatte; dadurch ist die Ansicht Dr. J. Reutters, daß sich noch im 13. Jh. die südliche Landesgrenze Mährens im mittleren Thayatal mit der bis 1945 erhaltenen Sprachgrenze deckte, als richtig bestätigt worden. Es könnte daher von vornherein, da diese Gebiete zu einem deutschen Lande gehörten, von diesem zu einer Zeit politischer Bedrängnis losgerissen, von den Přemysliden ihrem Reich einverleibt und bis jetzt nicht mehr zurückgegeben wurden, eine Behauptung über eine vom Ausland erfolgte Kolonisation nicht aufrecht erhalten werden. Übrigens lagen die Gebiete um Neuhaus,

Wittingau und Neubistritz sowie Altstadt nach Cosmas außerhalb des böhmischen Machtbereiches und gehörten laut seinem ausdrücklichen Bericht zu den von Deutschen bewohnten Regionen. Wenn also nach dieser Chronik um die Jahrtausendwende hier schon Deutsche wohnten, konnten, bzw. brauchten sie im 13. Jh. nicht erst einzuwandern.

Kardasch Retschitz bei Neuhaus war laut Šimák im 14. Jh. „stark deutsch", ebenso die umliegenden Dörfer. Es handelt sich um ein ebenes, fruchtbares Gebiet und es ist nicht anzunehmen, daß es erst im 13. Jh. besiedelt worden wäre, zumal die Dörfer nicht als Rode- oder Waldhufendörfer, sondern nach vor dem 13. Jh. üblichen Orts- und Flurformen angelegt worden waren. Dadurch ist die Behauptung, es seien deutsche Waldroder des 13. Jh.s gewesen, die das Land kolonisiert hatten, widerlegt. Seit der Hussitenzeit ist das Gebiet tschechisch.

Über die Stadt *Sobieslau* stammt die erste urkundliche Nachricht laut Šimák aus 1293; die Stadtgeistlichkeit war tschechisch, die Bürgerschaft teils deutsch, teils tschechisch. Laut Angaben des südböhmischen Heimatforschers E. Moravec, eines Fachlehrers aus Budweis, wurde die Stadt schon im Jahre 1128 von Herzog Sobieslaus I. gegründet, was im Hinblick auf den Namen der Stadt glaubhaft scheint. Sobieslau dürfte jedoch erst im 13. Jh. nach dem Vorbild von Kolin und Budweis umgebaut und befestigt worden sein. Ebenso wie in Sobieslau waren in der benachbarten Stadt *Weseli* (früher Wessels) und im Marktflecken Bukovsko im 13. Jh. deutsche Bürger in bedeutender Zahl ansässig. Die Gegend um Sobieslau und Weseli ist altes Kulturland und lag um die Jahrtausendwende bereits im Machtbereich der Slawnikinger. Zu welchem Zweck und warum deutsche Kolonisten aus dem Ausland in großer Zahl dorthin gekommen wären, um die beiden Städte umzubauen und zu befestigen sowie sich in benachbarten Landgemeinden als Bauern festzusetzen, ist unverständlich und daher unglaubhaft. Es gibt hiefür nur eine vernunftmäßige Erklärung: Es waren dies keine deutschen Kolonisten, sondern Nachkommen der im Lande siedelnden Germanen, die sich genauso wie viele andere Sudetendeutsche ihre Städte und dies sicherlich unter großen Entbehrungen und Anstrengungen erbaut, bzw. umgebaut und befestigt hatten. Insoferne sie aber außerhalb dieser Stadtsiedlungen wohnten, sind sie später nicht mehr in Erscheinung getreten.

Historisch ist erwiesen, daß *Pisek* zu Beginn des 13. Jh.s das Marktrecht erhalten hat. Die Ortschaft mußte demnach schon früher und, wie Eduard Morawec in seiner 1924 zu Budweis erschienenen Abhandlung „Jižni Čechy a Šumava" anführt, soll es bereits im 8. Jh. als Burgsiedlung bestanden haben. Unter Ottokar II. wurde in nächster Nähe des Marktes die befestigte Stadt Pisek neu aufgebaut. Die Stadtverwaltung war bis 1409 deutsch, ebenso war eine große Anzahl von Bürgern deutsch, über die später nichts mehr zu hören ist.

Die Niederungen um Pisek sind altes Kulturland, was durch prähistorische Funde erwiesen ist. Bedřich Dubský hat zwischen Pisek und Strakonitz große markomannische Gräberfelder entdeckt, was ein Beweis für die seinerzeitige germanische Besiedlung der Region ist. Die Patrizier von Pisek waren sicherlich die Bewohner der ursprünglichen Marktsiedlung sowie aus der näheren und ferneren Umgebung zugezogene Deutsche. Einige Wegstunden von Pisek entfernt waren inmitten slawischen Sprachgebietes in den Dörfern Ujezdec, Albrechtitz, Slawetitz und Hermans deutsche Bauern ansässig, über deren Schicksal wir seit dem 14. Jh. keinerlei Nachrichten mehr haben.

Die Burgsiedlung (urbs) *Netolitz* wird erstmalig zum Jahre 981 genannt, die Umgebung war also schon damals und daher auch in den folgenden Jahrhunderten besiedelt. Im 13. Jh. wurde neben der Burgsiedlung ein Marktflecken (oppidum) neu angelegt, in dem sich laut Šimák deutsche Kolonisten niedergelassen haben wollen. Woher jedoch diese gekommen, was sie bei bereits bestehender Ansiedlung roden, warum sie sich gerade bei der slawischen Burgsiedlung ansässig gemacht und einen Markt haben gründen wollen, erscheint unverständlich. Wahrscheinlicher hingegen ist, daß bei der seit altersher bestehenden Besiedlung der Gegend die gewerbetreibenden und auch sonst zusammenstehenden Deutschen sich enger aneinanderschlossen und in nächster Nähe des Gauzentrums, nämlich neben der Burgsiedlung, einen Markt erbauten. Es ist auch analog anderer Stadt- und Marktgründungen anzunehmen, daß in der urbs Netolitz auch Deutsche ansässig waren und dann in das opidum Netolitz übersiedelt sind, weil in der benachbarten urbs Teindles eine Zeit vorher sogar ein deutscher Kastellan eingesetzt gewesen war. Das Netolitzer Deutschtum nahm jedoch bald ab, und seit der Hussitenzeit ist Netolitz tschechisch.

Zwischen Netolitz und Budweis liegen im leicht gewellten und fruchtbaren Böhmerwaldvorgelände, vom geschlossenen deutschen Sprachgebiet des Böhmerwaldes getrennt durch den Planskerwald, zehn bis zum Jahre 1945 deutsch gewesene Dörfer, genannt die *Stritzschitzer Sprachinsel*. Bei Saborsch befindet sich ein vorhistorisches Gräberfeld und bei Unter-Groschum wurden Bronzebarrenfunde gemacht, was ein Beweis für die Jahrtausende alte Besiedlung der Gegend ist. Die Orte der Sprachinsel sind 1 Gassengruppendorf, 1 Straßendorf, 2 Angerdörfer, 1 Kirchweiler und 5 Platzdörfer. Das einem Frühangerdorf ähnliche Straßendorf (Bowitz), das Gassengruppendorf (Kollowitz) und die Angerdörfer (Unter- und Ober-Groschum) sind Gründungen der herzoglichen Zeit und liegen der Stadt Netolitz am nächsten. Südöstlich an diese Orte anschließend in Richtung zum Planskerwald befinden sich 1 Kirchweiler und 5 Platzdörfer (Stritschitz, Roschowitz, Linden, Dobschitz, Saborsch, Hollschowitz), die um die Wende zum 13. Jh. und längstens bis etwa zum Jahr 1250 angelegt worden sind. Daraus erkennt man, daß die Region vom Netolitzer Gebiet, also vom Landesinnern aus und nicht etwa vom Süden her den Planskerwald überspringend erschlossen wurde. Obwohl die Namen einiger dieser Dörfer auf „itz" enden, sind es doch keine slawischen Gründungen, denn sowohl die Bewohner der Orte als auch deren Flurnamen sind bis 1945 immer deutsch gewesen. Orts-, Flur- und Gehöfteformen sowie Mundart gleichen denen der nur einige Kilometer entfernten Budweiser Sprachinsel. Beide Sprachinseln bildeten sichtlich ein zusammenhängendes deutsches Sprachgebiet, das durch einen wohl schon in der herzoglichen Zeit von Norden her bis zum Planskerwald vorgetriebenen slawischen Bevölkerungskeil geteilt und getrennt wurde.

Die Gründungsurkunde der Stadt *Wodnian* ist verlorengegangen. Es steht aber fest, daß die Stadt im 13. oder 14. Jh. umgebaut oder in nächster Nähe einer bereits bestehenden größeren Siedlung neu erbaut wurde. Die ersten Bewohner und Bürger waren überwiegend Deutsche und kamen aus Böhmen. Selbst Šimák gibt zu, daß dies keine Kolonisten waren, weshalb hinsichtlich dieser Ansiedlung von einer Kolonisation geradezu Abstand genommen wird. Das Deutschtum der Stadt nahm jedoch im Laufe des 14. Jh.s — wohl durch Abwanderung in größere deutsche Städte oder in die deutschen Randgebiete — derart rasch ab, daß im Jahre 1400 im Stadtrat nur noch zwei Deutsche waren. Šimák schreibt daher mit Befriedigung, daß „das Hussitentum im Jahre 1420 in Wodnian nur mehr noch den Glauben zu ändern brauchte".

In *Strakonitz*, das ebenfalls nach deutschem Muster grundlegend umgebaut wurde, finden sich im 13. Jh. urkundlich nachgewiesen Bürger mit deutschen Namen, über die aber später nichts mehr berichtet wird und deren Namen schon vor der Hussitenzeit nicht mehr auftauchten. Die in der Nähe gelegene Kleinstadt *Baworow* läßt mit Recht auf eine Gründung oder fortdauernde Besiedlung durch Bojer, ähnlich Payreschau, Porschiken und Poreschin schließen.

Im Jahre 1088 bestand die Zollstätte *Prachatitz*, zum Jahre 1130 wird über die Ortschaft Prachatitz berichtet. Im 13. Jh. war Prachatitz ein Marktdorf, die Bewohner waren Deutsche. Daß es aus Deutschland eingewanderte Kolonisten gewesen wären, darüber fehlt jeglicher Hinweis. Die Niederlassung wurde später zur Stadt erhoben, im Jahre 1420 von den Hussiten belagert und zweimal eingenommen. Laut Bretholz berichtet hierüber ein hussitischer Chronist:

„Am 25. April 1420 wurde Prachatitz von den Hussiten im Sturm genommen, worauf ihre blutige Hand mit 135 Dreschflegeln und eisernen Kolben durch die Straßen dahinzog und die Menschen wie Schweine grausam niedermachte. Fünfundsiebzig wurden in die Sakristei eingesperrt, diese mit Fässern und Stroh verrammelt und dann erbarmungslos verbrannt. Es half ihnen nichts, daß sie auf die Knie sanken, die Hände zum Himmel erhoben und herzzerbrechend flehten, daß man ihnen Zeit zur letzten Beichte gewähre und daß sie alles tun würden, was man ihnen befehlen werde.

Nach der Niederbrennung der Stadt waren wieder viele Prachatitzer, die früher vor den Hussiten geflohen waren, in die Stadt zurückgekehrt und haben die Häuser halb und halb, die Mauer aber von Grund auf wieder hergestellt und begannen die Anhänger Hussens grausam zu verfolgen. Als Žižka, der Anführer der hussitischen Taboriten, davon erfuhr, zog er mit großer Heeresmacht wieder vor die Stadt. Da die Prachatitzer eine Übergabe verweigerten, wurde am 12. November 1420 die Stadt trotz tapferster Gegenwehr der deutschen Bewohner im Sturm genommen. Was auf der Straße war, wurde wie Kälber abgeschlachtet, etwa 320 Menschen. Die Hussiten verteilten sich in die verschiedenen Häuser, wo sie die Sachen raubten und die verborgenen Männer aufspürten; diese wurden grausam getötet oder vor Žižka geführt, der sie in die Sakristei zusamenpferchen und 85 an der Zahl verbrennen ließ. Die Frauen und Kinder wurden geschont. Eben dasselbe geschah den Deutschen in Bistritz".

Šimák berichtet über die Umgebung von Prachatitz: „Auch wenn die Ankunft deutscher Kolonisten in den Bergen über Prachatitz zeitlich unsicher und ungeklärt ist, bestehen ähnlich viele Rätsel über die niedriger nach Norden und Osten zu gelegenen Regionen, wo zwar der slawische Ursprung der Dörfer offenkundig ist, wo sich aber (manchmal allzu früh) in ihnen das deutsche Element anmeldete, z. B. in Blanitz, Nakri, Jenin und in Elhenitz, mehr aber noch im benachbarten ehemaligen Kreis Netolitz." Aus dieser vorsichtigen, aber trotzdem durchsichtigen Formulierung ist zu ersehen, daß Šimák selbst über die angebliche Kolonisation des Prachatitzer und Netolitzer Gebietes unsicher ist, ja daß er über die Herkunft der in den Kreisen dieser Städte in früherer Zeit wohnhaften Deutschen keine Erklärung geben kann, bzw. will.

Da die deutsche Umgebung von Prachatitz von den Hussiten nicht so schwer heimgesucht worden war, ist die Stadt wieder besiedelt, aufgebaut und bis 1945 deutsch geblieben. Die im übrigen sudetischen südlichen Randgebiet befindlichen deutschen Städte, wie Eger, Elbogen, Pilsen, Budweis, Krumau, Gratzen, Wittingau

Neuhaus, Iglau, Znaim usw. wurden, da sie größer, gut befestigt, mit mehr Verteidigern versehen und fast ganz deutsch waren, von den Hussiten trotz oft schwerster, langer und für die Angreifer verlustreicher Belagerung nicht eingenommen. Die innerböhmischen Städte hingegen, in denen sich durchwegs tschechische, mit den Hussiten meist sympathisierende und oft zahlenmäßig starke Minderheiten befanden, waren wegen derer geringeren Verläßlichkeit und der teilweisen Zusammenarbeit mit den Angreifern in der Abwehrkraft derart geschwächt, daß sie entweder kampflos kapitulierten oder im Sturm genommen und dann meist unter Vertreibung oder Niedermetzelung der deutschen Verteidiger und nachfolgender Plünderung slawisiert wurden. Die kurz nach den Hussitenkriegen bestandenen Sprachgrenzen der sudetendeutschen Randgebiete sind bis zum Jahre 1945 fast unverändert geblieben. Wenn sich Änderungen ergaben, dann nur zugunsten des tschechischen Elements; gegenteilige Behauptungen tschechischer Historiker und Politiker sind stets nur allgemeiner Natur und leicht widerlegbar.

Hinsichtlich der Bewohner von *Winterberg* und *Wallern*, bzw. deren Bezirke, meint Šimák bloß allgemein, daß die ursprünglichen Bewohner Deutsche gewesen seien, bezeichnet sie aber nicht als Kolonisten. Daß es sich bei diesen um seit dem Altertum ansässige Deutsche und nicht um eingewanderte Siedler handelte, geht unter besonderem Hinweis auf die Cosmassche Mitteilung über die Begrenzung des slawischen Machtbereiches durch die gegen die Deutschen errichteten Burgsiedlungen Netolitz und Teindles sowie der auf „berg“ und „ern“ endenden Ortsnamen zweifelsfrei hervor.

Tabor und Umgebung

Tabor ist die einzige von Tschechen im Sudetenraum gegründete und nach ihren Plänen erbaute Stadt. Die Befestigungsanlagen ähneln zwar denen der übrigen Sudetenstädte, hatten jedoch doppelte Mauern. Im Stadtinnern waren und sind noch jetzt meist unregelmäßige, schmale, winkelige Gassen und Gäßchen sowie Sackgassen. Darin gibt es teils Mauervorsprünge und andererseits weiter zurückgebaute Häuser, man erkennt kaum eine richtige Baulinie, die Häuser haben häufig einen vorderen und einen rückwärtigen Eingang jeweils von einer anderen Gasse. Diese scheinbare Unausgeglichenheit war aber in Wirklichkeit ein gut ausgeklügeltes Verteidigungssystem für den Fall des Eindringens von Feinden in die Stadt und für einen Straßenkampf bestens geeignet.

Alt Tabor (Sezimovo Ústí) ist südlich von Tabor gelegen und war eine schöne, mit Wall und Graben befestigte Kleinstadt. Weil in der Nähe einmal ein Silberbergwerk war, behauptet nun Šimák, Alt-Tabor sei von eingewanderten Deutschen gegründet worden. Er führt weiter aus, daß wegen Nichtabbauwürdigkeit und geringer Ertragsfähigkeit der Silberadern die Deutschen „verschwunden“ wären und die Stadt im 14. Jh. bereits tschechisch gewesen wäre.

Es mag wohl richtig sein, daß ein namhafter Teil der Deutschen Alt-Tabors im 14. Jh. nach Veräußerung ihrer Habe wegen sich bereits abzeichnender Gefahren für Leib und Leben in die größeren Städte mit bedeutender deutscher Mehrheit oder in die deutschen Randgebiete verzog. Keinesfalls sind aber alle Deutschen ausgezogen, die maßgeblichen Bürger sind geblieben. Als der tschechische Magister Johannes Hus Prag verlassen mußte, gewährten ihm die Bürger Alt-Tabors Asyl und Unterschlupf, so daß er sein Werk „Der Kern der christlichen Lehre“ beenden und verbreiten konnte. Es waren also nicht bloß Tschechen, sondern hauptsächlich Deutsche, die Magister

Hus in seiner Bedrängnis unterstützten. Trotzdem wurde der Ort, und zwar sichtlich nur wegen dessen Deutschtums im Fasching 1420 von den Taboriten im Kampf erobert und am 3. März desselben Jahres niedergebrannt und zerstört (siehe E. Šimák in „naše národní minulost", S. 137). Gerade die vollständige Ausradierung der Ansiedlung ist ein Beweis für dessen noch im Jahre 1420 wenigstens teilweise vorhandenes Deutschtum. Eine tschechische Stadt mit tschechischer Umgebung und insbesondere in nächster Nähe des taboritischen Zentrums wäre nicht vernichtet worden, die Einwohnerschaft hätte bloß wie anderorts die Religion gewechselt und alles andere wäre beim alten geblieben. Aus religiösen Gründen wurde die Stadt nicht zerstört, weil deren Bewohner doch sechs Jahre vorher ihre reformatorische Gesinnung durch die Beherbergung Hussens unter Beweis gestellt hatten. Als sicher ist anzunehmen, daß die in Alt-Tabor verbliebene deutsche Bevölkerung im Jahre 1420 hingemordet wurde, so daß sie also erst seit jenem Jahre endgültig „verschwunden" ist.

Der Gründer des westlich davon gelegenen Marktes Bernartice, Bernhard, war sichtlich ein Deutscher, ein Teil der ersten Bewohner der in der herzoglichen Zeit gegründeten Niederlassung waren daher wohl auch Deutsche.

In *Kamenitz an der Linde* (südöstlich von Tabor) und im nicht weit davon entfernten *Potschatek* lebten nach Šimák im 14. Jh. Deutsche. Woher sie gekommen sind und warum sie diese beiden schmucken Kleinstädte nach sudetendeutschem Muster gebaut hatten, darüber schweigt er. Über den von den genannten zwei Kleinstädten nicht weit entfernten Marktflecken *Serowitz* schreibt Šimák: „Die Ortschaft gehört mit ihren Dörfern zur heimischen (damit ist die tschechische gemeint) Innenkolonisation, nur daß auch die deutsche Nachbarschaft hieher, wenn auch nur in geringerem Maße, eingewirkt hat. Im benachbarten Ober-Zerekew sollen deutsche Bergleute gewesen sein, die aber wegen geringer Abbauwürdigkeit der Silberminen arm geblieben sein sollen." Es ist unglaubwürdig, daß in eine von Tschechen bereits besiedelte und überdies arme und unwirtliche Gegend deutsche Kolonisten gezogen wären, um das dort herrschende Elend noch zu vergrößern.

Patzau ist eine Kleinstadt östlich von Tabor und wird zum 14. Jh. als ein teilweise von Deutschen bewohnter Markt genannt. Im Jahre 1366 verkauften die Deutschen Kunclin und Henzlin ihre Erbmühlen der Marktgemeinde Patzau, im Jahre 1389 scheint der deutsche Zimmermann Hendl urkundlich auf. Weiters werden der Deutsche Nikolaus Kuncmann als Einheimischer und die Deutschen Winthko und Wilhelm Hermann als gebürtige Patzauer urkundlich zum 14. Jh. genannt. Es wäre abwegig zu behaupten, daß dies eingewanderte Deutsche gewesen wären, weil sie in den Chroniken als Einheimische und keineswegs als Gäste oder Einwanderer bezeichnet wurden. Wenn im Jahre 1366 zwei Erbmühlen in deutschem Besitz waren und zwar inmitten größtenteils tschechischen Sprachgebiets, muß man daraus logischerweise folgern, daß die Vorfahren von Kunclin und Henzlin schon lange vorher in Patzau ansässig waren, das Müllergewerbe ausgeübt hatten und freie Männer mit frei veräußerlichem Eigentum waren, da ansonsten die Mühlen nicht hätten verkauft werden können. Und gerade weil es Müller mit eigenen Mühlen waren, läßt dies auf deren Altansässigkeit schließen.

In den von Patzau nicht weit entfernten Ortschaften Chynov und *Roth Retschitz* waren im 13. Jh. noch zahlreiche Deutsche, jedoch als Minderheiten, ansässig. Roth Retschitz war ursprünglich ein Dorf, zum Jahre 1290 wurde es als Markt und später als Stadt bezeichnet. Woher die deutschen „Kolonisten" gekommen sein sollen und warum sie sich gerade inmitten von Tschechen in tschechischen Ortschaften niedergelassen haben sollen, darüber äußert man sich nicht.

Das in einem Bergland mit einer Meereshöhe von 600 bis 700 Meter nordöstlich von Tabor gelegene Chotowin ist samt Umgebung urkundenmäßig schon seit dem 14. Jh. tschechisch. Es waren aber dort auch Deutsche und wie Šimák vorsichtig anführt „vielleicht auch eingeborene Deutsche". Woher sollen also diese gekommen sein, waren es vielleicht nicht doch Nachkommen altansässiger Markomannen?

Die ungefähr in der Mitte zwischen Iglau und Tabor gelegene Stadt *Pilgram* wurde in der Mitte des 13. Jh.s in nächster Nähe der alten, unbefestigten und im Jahre 1223 bereits bestehenden Altstadt nunmehr in strategisch günstiger Lage mit Befestigungsanlagen neu aufgebaut. Pilgram soll eine Bergstadt und die deutschen Bürger eingewanderte Bergleute gewesen sein. In Wirklichkeit weiß man aber von einem Bergbau nicht allzuviel, ebenso fehlen Anhaltspunkte für eine Deutscheneinwanderung.

Während die Bürger der neu erbauten Stadt Deutsche waren — Šimák meint, daß sie aus Österreich zugezogen wären —, verblieben die Tschechen in der nun zur Vorstadt gewordenen alten Stadt, die fortan den Namen „Böhmgasse" führte. Im 14. Jahrhundert waren in Pilgram nachweisbar 170 Bürger, davon 38 Tuchmacher und Tuchzurichter, 18 Fleischhauer, 12 Bierbrauer, 50 Gastwirte und andere Gewerbetreibende. Der Großteil dieser Leute besaß außerhalb der Stadt Gründe und betrieb auch Ackerbau. Daraus ersieht man, daß diese Ackerbürgerstadt nicht von eingewanderten Bergleuten gegründet worden war. Es wäre unmöglich gewesen, daß innerhalb einiger Jahrzehnte aus mittellosen, ausländischen, fremdsprachigen und bergbauwilligen Einwanderern, die wegen Nichtabbauwürdigkeit von Metallvorkommen keine Existenzgrundlage hatten, wohlhabende Haus- und Grundbesitzer und zum Teil qualifizierte Handwerker (Tuchmacher und Tuchzurichter) und andere Gewerbetreibende geworden wären. Es konnten also nur einheimische und altangesessene Deutsche gewesen sein, die im Sinne der damaligen Zeit auch ihre Stadt gründeten und die ärmeren, politisch nicht zuverlässigen und in der Freizügigkeit gehemmten Tschechen außerhalb der Stadt ließen. Die Ortschroniken berichten, daß von 93 zu Pilgram gehörigen Dörfern im Jahre 1390 noch 16 zum Teil und 3 zur Gänze deutsch gewesen seien. In der Hussitenzeit wurden Stadt und Umgebung tschechisiert.

In der weiteren Umgebung Pilgrams bestanden inmitten des sonst tschechischen Sprachgebietes im 12. und 13. Jh. die deutschen Dörfer Esch, Liudmans, Marquarts und Morawetsch. Der Gründer der in der Nähe befindlichen Ortschaft Rynarcz, in der der Prager Bischof Daniel im Jahre 1203 eine Kirche einweihte, war ebenfalls ein Deutscher, die Ortschaft hatte schon damals emphyteutisches Recht, was auf eine Mehrheit deutscher Ortsbewohner schließen läßt. Daraus ist weiter zu ersehen, daß die Zeit der Gründung von Rynarcz mindestens um Jahrzehnte zurückzuverlegen ist. Es waren also schon im 12. Jh. in und um Rynarcz Deutsche. Daß es sich um eine bedeutende Kirche und um eine größere Ortschaft handelte, erkennt man daraus, daß zu ihrer Einweihung der Bischof persönlich von dem etwa 130 km entfernten Prag gekommen war.

Die Geschichte der in der Nähe von *Groß-Chyschka* liegenden und im Jahre 1410 noch deutsch benannten und von Deutschen bewohnten Orte Gutenbrunn, Schönbrunn und Weiglandsdorf ist unglaubwürdig. Die Dörfer sollen ursprünglich tschechisch gewesen sein. Weil sie aber nicht gediehen (neprospívaly), führte angeblich das Kloster Strahov noch vor 1273 dort deutsche Orden und deutsche Gäste ein. Woher diese „deutschen Gäste" gekommen sein sollen und wovon sie in den selbst von den im allgemeinen anspruchslosen Tschechen verlassenen Dörfern gelebt haben wollen, darüber berichtet Šimák nichts.

Die in Mittelböhmen gelegene Stadt *Pibrans* ist eine deutsche Gründung in einer zwar tschechischen, aber seinerzeit teilweise mit deutschen Dörfern durchsetzten Gegend. Im Jahre 1356 war die Hälfte der Stadträte tschechisch, zur Hussitenzeit verschwand das Deutschtum gänzlich. Pibrans ist urkundlich zum Jahre 1216 nachgewiesen. Lediglich aus dem Umstand, daß im benachbarten Birkenberg ein Silberbergwerk war, schließt man nun tschechischerseits, die deutschen Bürger seien von Deutschland eingewanderte Kolonisten gewesen. Im östlich von Pibrans an der Moldau gelegenen Kamyk sowie in einer größeren Anzahl von in günstiger Lage befindlichen Dörfern scheinen im 13. Jh. Deutsche auf, ja einige Dörfer waren ganz deutsch. Šimák gibt nun, wie ja nicht anders zu erwarten, an, daß die Deutschen wegen des Goldvorkommens im Brdywald aus Deutschland eingewandert wären. Nun ist aber merkwürdig, daß man heute in der ganzen Umgebung kaum irgendwelche Spuren von Gold mehr findet und daß die seinerzeitigen angeblichen Bergleute Bauern mit eigenen Höfen in und um Kamyk waren. Daß die „eingewanderten Bergknappen" wegen Unergiebigkeit der Goldadern Bauern geworden wären und dies in einer von Tschechen weitgehendst besiedelten Gegend, ist nicht glaubhaft.

In dem in den Ausläufern des Brdywaldes gelegenen ehemals rein deutschen Städtchen *Knin* fand im Jahre 1186 nach der Schlacht bei Lodenitz eine Zusammenkunft des Böhmenherzogs Friedrich mit dem Markgrafen Otto von Mähren statt. Diese Landesherren waren sicher nicht ohne Gefolge gekommen, weshalb man schon für damals auf eine stattliche Siedlung schließen muß, die bereits früher und jedenfalls schon vor Beginn der sogenannten Kolonisation angelegt worden war. Trotzdem behauptet Šimák, daß Knin von eingewanderten deutschen Bergleuten gegründet und besiedelt worden wäre; da aber der Bergbau bald unrentabel geworden wäre, hätten die Kniner Deutschen zudem noch einige deutsche Dörfer in der näheren Umgebung angelegt und mit Kolonisten besetzt. Auch diese Behauptung ist frei erfunden und denkunmöglich, zumal es sich schon damals um ein besiedeltes Gebiet handelte und gewerbetreibende Städter nicht aufs Land gezogen wären, um Bauern zu werden. Im Brdywald finden sich Eisenerze, deren Abbau und Verhüttung laut Pleiner seit der Keltenzeit bis zum 13. Jh. ununterbrochen getätigt wurden. Es waren also schon tausende Jahre vorher Bergleute im dortigen Hügelland. Über den Zeitpunkt der sogenannten Gründung von *Beneschau bei Prag* fehlt jede Nachricht. Die Ansiedlung hat jedoch bereits im 12. Jh., also vor dem Einsetzen der behaupteten Kolonisation bestanden und hat sich später zur befestigten Stadt entwickelt. Ihre Anlage war deutsch, bis 1420 gab es nur deutsche Bürger, die Stadtverwaltung war deutsch. Das südwestlich von Beneschau befindliche Städtchen *Seltschan* wurde ebenfalls nach deutschem Muster angelegt und befestigt; weil in einer aus 1179 stammenden Urkunde über die in der Nähe gelegene deutsche Ortschaft Purtschitz (dem Sitz der Witigonen) berichtet wird, muß man auf die Anwesenheit von Deutschen in diesem Gebiet schon mindestens für die erste Hälfte des 12. Jh.s, demnach für die Zeit vor der behaupteten Kolonisation und sohin auf Altansässigkeit schließen. Das östlich von Beneschau liegende *Wlaschim* war laut CDB I, 40 zum Jahre 1000 ein Dorf, das im 14. Jh. zur Stadt erhoben und befestigt wurde. Auch hier waren zahlreiche Deutsche ansässig, über die seit der Hussitenzeit jegliche Nachricht fehlt.

Alle in diesem Kapitel angeführten Orte samt Umgebung liegen mit Ausnahme von Beneschau in höheren, hügeligen und weniger fruchtbaren Lagen. Das Gebiet westlich der Moldau ist von der rauhen Witterung des in 850 Meter Seehöhe liegenden Brdywaldes beeinflußt, die östlich der Moldau bis zur böhmisch-mährischen Höhe sich erstreckende Region (sogenannte Moldauplatte) hat eine durchschnittliche Meereshöhe von 400 bis 700 Meter. Die Zahl der dort siedelnden Deutschen war verhältnismäßig

gering, das Gebiet war auch in der germanischen Zeit spärlich besiedelt, so daß es von den slawischen Einwanderern leicht und widerstandslos erschlossen und besiedelt werden konnte. Es ist ausgeschlossen, daß in diese fast rein slawischen Gebiete Kolonisten aus Deutschland eingewandert wären, Wälder gerodet, den dort seßhaften Slawen die kärglichen Felder abgenommen und das ohnedies stark besiedelte Land noch mehr bevölkert hätten. In der ganzen Gegend gab und gibt es bis heute weder größere Städte noch Rodedörfer der sogenannten Kolonisationszeit, sondern durchwegs frühere Siedlungsformen mit vielen landwirtschaftlichen Klein- und Zwergbetrieben sowie mit einer ziemlich rein erhaltenen slawischen Bevölkerung, aus der sich seinerzeit größtenteils die besonders mord- und raubgierigen hussitischen Heerhaufen rekrutierten.

Südwestböhmen

Über den deutsch gebliebenen Böhmerwaldstreifen von *Bergreichenstein, Hartmanitz* und *Eisenstein* berichtet Šimák im wesentlichen nichts, meint aber ganz allgemein, daß auch dieses Gebiet von Bayern aus kolonisiert worden sei. Dies ist jedoch eine durch nichts bewiesene Behauptung. Die Böhmerwäldler dieser Region sind ebenfalls Nachkomen der dort seit urdenklichen Zeiten seßhaften Germanen. Hinsichtlich des oberen Angeltales ist dies einwandfrei nachgewiesen. Dort lag der dem Landesherrn gehörige Grenzwald, in dem die künischen Freibauern beheimatet waren. Daß es sich um germanische Niederlassungen und Gehöfte handelt, erkennt man aus der vorherrschenden Form der bäuerlichen Einzelsiedlungen. Daß diese schon vor der behaupteten Kolonisation bestanden hatten, keine Rodesiedlungen und deutsch waren, wird auch durch die Ortsnamen obiger Städte wie Eisenstrass, Seewiesen, Kochet und andere sowie durch die Errichtung einer Kirche um 1040 durch den seligen Gunther in Hartmanitz für dort schon wohnhafte Gläubige erhärtet. Das in diesem Böhmerwaldstreifen liegende Albrechtsried wird zum Jahre 1174 als eine dem Kloster Windberg (ähnlich wie Kirchschlag und Friedberg dem Stift Schlägl) gehörige Ortschaft urkundlich genannt. Am 20. Dezember 1178 fand dort die Kirchweihe statt, woraus man auf die namhafte in der Umgebung schon längere Zeit siedelnde deutsche Bevölkerung schließen muß. Das Gebiet war schon in der Keltenzeit (Spätlatènezeit) besiedelt, wie aus der großen Burgwallsiedlung auf dem Helfenstein bei Albrechtsried zu erkennen ist (siehe Sudeta IX, 104).

Schüttenhofen scheint nach einigen Urkunden im 11. Jh. (nach Lippert zum Jahre 1057 und 1088) als einfache Niederlassung auf. Šimák meint, daß die Ortschaft schon in der slawischen Urzeit bestanden habe, daß aber später „sicherlich" (dojista) Deutsche aus Bayern gekommen seien. Aus der letzteren vorsichtigen Formulierung kann man schließen, daß er eine von Bayern aus erfolgte Kolonisation nicht unbedingt zu behaupten wagt. Es ist nicht anzunehmen, daß aus einer einstmals slawischen Siedlung die Slawen wieder verzogen und eingewanderten Deutschen Platz gemacht hätten, da gerade in der herzoglichen Zeit die Slawen wie im übrigen Sudetenraum so auch gegen den Böhmerwald zu im Vorrücken und nicht im Rückzug waren. Nach Professor Schwarz ist in der zweiten Hälfte des 12. Jh.s „der deutsche Einfluß" in der Umgebung von Schüttenhofen erkennbar. Erwiesen ist, daß Schüttenhofen schon im Jahre 1233 als deutsche Stadt dastand, in die später Tschechen einsickerten. Logischerweise muß man daher annehmen, daß die Siedlung von Urbeginn an deutsch war und erst im Jahre 1945 endgültig slawisiert wurde.

Über das nördlich von Schüttenhofen liegende Dorf Nezamyslitz haben wir Nachricht aus dem 12. Jh. Die Ortschaft hatte mit einigen Nachbardörfern zum Unterschied von allen übrigen umliegenden Dörfern emphyteutisches Recht, woraus man auf eine größtenteils deutsche Bewohnerschaft schließen muß. Wenn diese Ortschaften schon im 12. Jh. bestanden haben, muß man deren Gründung in eine noch frühere Zeit, also in eine Zeit verlegen, in der es die behauptete Kolonisation noch nicht gegeben hat.

Die gut befestigte Stadt *Horaschdowitz* ist entweder durch grundlegenden Umbau einer schon bestehenden Ortschaft oder in deren nächster Nähe im Jahre 1251 entstanden. Die Bürger waren „Deutsche unbekannter Herkunft". Die Umgebung der Stadt ist altes Kulturland, das Horaschdowitzer Becken ist fruchtbar und es ist ausgeschlossen, daß deutsche Kolonisten aus dem Ausland gekommen und inmitten slawischer Ackergründe eine Stadt erbaut hätten. Um die Mitte des 14. Jh.s traten in der Stadtverwaltung bereits Tschechen auf, die sich einen derartigen Einfluß verschafften, daß sich die Stadt im Jahre 1420 widerstandslos den Hussiten ergab. Die zahlreichen Deutschen aus Horaschdowitz sind schon vor dieser Zeit entweder abgewandert, wurden verjagt oder vernichtet, weil von den vielen deutschen Bürgernamen wie Lupold, Walter, Elblin, Horabitzer, Lidman, Frenzlin, Werner u. a. nach den Hussitenstürmen in den Stadtannalen kein einziger mehr aufscheint.

In nächster Nähe einer bereits bestehenden Siedlung wurde beginnend mit dem Jahre 1260 die befestigte Stadt *Klattau* erbaut. Die Bürgerschaft und die Bauern der umliegenden Gehöfte waren bis zu den Hussitenwirren überwiegend deutsch; wohin diese Leute, die wahrscheinlich nicht slawisiert worden sind, kamen, darüber wird nichts berichtet. Šimák meint, daß die deutschen Patrizier Klattaus vielleicht aus dem Passauerlande oder aus Bayern gekommen seien. Er ist sich aber dieser Behauptung nicht ganz sicher und führt auch keinerlei Beweise. Daß die Gegend von Klattau altes deutsches Kulturland ist, erkennt man aus der bedeutenden Zahl der dort befindlichen großen, typisch germanischen bäuerlichen Einzelgehöfte und Weiler.

Das nordöstlich von Klattau gelegene *Nepomuk* war zu Ende des 13. Jh.s ein Marktdorf, das später zum Markt wurde. Die Bewohner waren Deutsche und Tschechen, im Laufe der Jahrhunderte wurde der Markt slawisiert. Die Deutschen dürften jedoch ausnahmsweise von der tschechischen Bevölkerung assimiliert worden sein, weil noch im Jahre 1938 eine bedeutende Anzahl tschechischer Bürger und Gewerbetreibender mit deutschen Namen dort lebte und wahrscheinlich auch jetzt noch dort ist.

Nach J. Lippert werden Gau und Gauburg *Pilsen* zum Jahre 993 urkundlich genannt. Dies war nach Prag der reichste Gau Böhmens. Cosmas berichtet über Pilsen zum Jahre 1109. Laut Šimák entwickelte sich im 13. Jh. am Unterlauf der Uslawa aus einer Burgsiedlung „die wahrscheinlich deutsche Stadt Alt-Pilsen" (Starý Plzenec). Weil diese wirtschaftlich nicht vorwärts kam, schritt man an strategisch und wirtschaftlich günstigerem Ort, nämlich im Mündungsgebiet der vier sich zum Fluße Beraun vereinigenden Flüßchen zum Ende des 13. Jh.s zur Gründung der neuen, stark befestigten südwestböhmischen Metropole Pilsen. Die Bürger waren Deutsche, in der Stadtverwaltung schienen nur vereinzelt Tschechen auf. Die deutschen Neubürger kamen, wie Šimák schreibt, aus Böhmen und keineswegs aus dem „Reich". Die ersten Schöffen (Ratsherren) waren zum Teil zugewanderte Deutsche aus Budweis, Dobrzan, Kuttenberg, Klattau, Nepomuk, Mies und Tuschkau. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß diese Ankömmlinge unmittelbar aus den genannten Städten kamen, sondern es ist dafür zu halten, daß damit wie auch in anderen analogen Fällen meist deren Kreise als Herkunftsorte gemeint waren und der Kürze sowie des leichteren Verständnisses

halber nicht etwa ein unbekanntes Dorf, sondern die Kreisstadt angeführt wurde. Auch aus dem Sudetendeutschen Atlas ist zu ersehen, daß von den nach Pilsen zugewanderten Deutschen kein einziger aus Deutschland kam, es wurden nur Ankömmlinge aus Böhmen und dies größtenteils aus dem slawischen Landesinnern erfaßt. Wäre nur *ein* Reichsdeutscher oder Österreicher als Steuerpflichtiger oder ein sonstwie erwähnenswerter Ankömmling in das neu gegründete Pilsen zugezogen, hätte man seine Ankunft und Seßhaftmachung bestimmt vermerkt. Die ersten Bürgermeister kamen ähnlich wie in Königgrätz aus Prag, es waren dies also vorerst wohl ernannte königliche Regierungskommissäre, die später durch frei gewählte Bürgermeister abgelöst wurden. Wegen der guten Befestigungsanlagen und des zahlenmäßig starken, fast ausschließlich deutschen Bürgertums, konnte Pilsen trotz schwerster und langer Belagerung durch die Hussiten nicht eingenommen werden. Die Stadt hat sich noch einige Jahrhunderte deutsch erhalten und hatte bis 1945 eine namhafte deutsche Minderheit.

Ottokar II. ließ im Jahre 1262 in der Nähe einer schon einige Jahrhunderte lang bestehenden Ansiedlung (über die Mautstelle *Taus* wird bereits aus dem Jahre 993 berichtet) die Stadt Taus erbauen, die süddeutsches Recht und eine deutsche Bürgerschaft hatte. Die Umgebung war größtenteils tschechisch, so daß die Slawisierung der Stadt bereits im 14. Jh. einsetzte und anläßlich der Hussitenstürme ihren Abschluß fand. Daß die deutschen Bürger zur Erbauung und Besiedlung der Stadt aus Bayern gekommen sein sollen, ist denn doch mehr als fraglich. Das Gebiet um Taus war im 13. Jh. bereits gut besiedelt, die dort beheimateten und nationalslawisch eingestellten Choden waren zur Bewachung der Grenzen Böhmens gegen eindringende Bayern bestimmt. Diese Grenzwächter hätten einen solchen Massenzuzug fremder Deutscher in ihr Gebiet und die Erbauung einer bis dahin in der Gegend noch nicht bestandenen stark befestigten und von Fremdlingen bewohnten Stadt wohl nicht geduldet. Da aber keine Deutschen zugezogen waren und die Stadt von Deutschböhmen erbaut und besiedelt wurde, hatten sie vorerst keine Möglichkeit und Veranlassung zu irgendeiner Angriffs- oder Abwehrmaßnahme. Auch slawische oder slawisch eingestellte Adelige hätten aus nationaler Animosität sowohl hier als auch im übrigen Sudetenraum deutschen Kolonisten Siedlungsboden wohl nicht zur Verfügung gestellt.

Neuern war im Jahre 1327 ein befestigtes Städtchen und dessen Bewohner standen mit Klattau in ständiger Verbindung. Über ihr Herkommen bzw. ob sie eingewanderte Kolonisten waren, wird nichts mitgeteilt.

Im Jahre 1115 wurde das Kloster Kladrau gegründet und mit einer Mitgift von 72 Dörfern ausgestattet. Aus der Zuteilung einer solch großen Zahl von Dörfern der näheren und ferneren Umgebung erkennt man, daß das Gebiet schon zu Beginn des 12. Jh.s dicht besiedelt war und das Kloster keine Veranlassung zur Berufung ausländischer Kolonisten hatte. Die Dörfer scheinen in der Schenkungsurkunde fast nur mit slawischem Namen auf, werden aber in Urkunden aus dem 13. Jh. zum Teil deutsch benannt. Daraus schließt man nun tschechischerseits, daß es ursprünglich tschechische Dörfer gewesen seien, die eingewanderte Kolonisten später germanisiert hätten. Daß die slawische Benennung der Ortschaft auf obrigkeitliche, přemyslidische sowie andere Maßnahmen zurückzuführen ist, wurde bereits erörtert. Keineswegs kann man aus der verschiedenen Schreibweise von Ortsnamen deren „Germanisierung" ableiten.

Unter Wladislaw II. (1140—1173) begann man in der Gegend von *Mies* nach Silber zu schürfen. Über „argenta Mezea" (Mies) berichtet je eine Urkunde aus 1183 und 1184. Da die Silbergruben bald passiv wurden, schritt man in der Nähe der alten Bergmannsiedlung am anderen Ufer des Flüßchens Mies zur Gründung der befestigten

Stadt Mies, deren Bewohner bis zur Hussitenzeit fast nur Deutsche waren. Obwohl für eine Einwanderung ausländischer Kolonisten oder Bergleute nicht der geringste Hinweis besteht, bezeichnet sie Šimák kumulativ als „eingewanderte Bergknappen".

Daß die Einwohner der um 1240 neu angelegten Stadt Mies durchwegs aus Böhmen stammten und kein einziger aus Deutschland kam, ist aus Bl. 10 des Sudetendeutschen Atlas zu ersehen. Nach dieser auf Grund von Originalurkunden erstellten Karte geht hervor, daß von den rund 100 nach Mies zugezogenen Personen *alle* aus Böhmen und nur *eine* aus dem in allernächster Grenznähe liegenden bayrischen Bärnau gekommen waren. Daß Mies mehr als 100 Einwohner bzw. Familien hatte, dürfte außer Zweifel sein. Es ist daher mit Recht anzunehmen, daß sich der Großteil der neuen Bewohnerschaft aus der im alten Mies und dessen Umgebung seßhaften deutschen Bevölkerung, die auch die Hauptlast des Stadtbaues zu tragen hatte, rekrutierte. Wo bleibt also die „Kolonisation"? Oder will man behaupten, daß die aus Böhmen zugewanderten Deutschen die ermittelten Herkunftsorte nur als Zwischenstation ihrer aus Deutschland erfolgten Emigration benützten? Wenn ja, dann möge man diesbezügliche Beweise erbringen und keine nicht erweisbaren, unglaubhaften, ja gerade bei den Haaren herbeigezogenen Behauptungen aufstellen.

Westlich von Pilsen liegt in fruchtbarer Ebene der Markt *Tuschkau,* der erstmals zum Jahre 1186 als Dorf und zum Jahre 1239 urkundlich als Marktdorf genannt wird. In der Nähe liegt das zum Jahre 1197 urkundlich genannte Dorf Wenussen. Man kann also die Gründung Tuschkaus und Wenussens mit absoluter Sicherheit in die vorurkundliche, also in die Zeit vor der behaupteten Kolonisation ansetzen, zumal das Gebiet schon in prähistorischer Zeit besiedelt war. Die Bevölkerung war seit Menschengedenken immer deutsch. Šimák schreibt über Tuschkau: „Daß auch hier ursprünglich die Einwohner herbeigerufene Deutsche waren, kann man eher nur ahnen als nachweisen (lze spíše jen tušiti nežli dokazovati)." Daß die behauptete Kolonisation zur lächerlichen Farce wird, wenn sie sich auf „Ahnungen" beruft, wird wohl niemand bestreiten.

Die südlich von Pilsen liegende Stadt *Dobrzan,* in der bis 1945 Tschechen und Deutsche lebten, wird erstmals zu Beginn des 13. Jh.s und zum Jahre 1260 als civitas urkundlich genannt. Für eine Kolonisation der Stadt oder des Bezirkes fehlt jeglicher Anhaltspunkt.

Im Jahre 1940 verfaßte Paul Janke eine derzeit im Collegium Carolinum München erliegende Dissertation über die Flurnamen der Gerichtsbezirke Staab, Dobrzan und Tuschkau. Darnach kommen in den rein deutschen Gemeinden, und dies waren die meisten, fast nur deutsche Flurnamen vor. Lediglich in den an das tschechische Sprachgebiet grenzenden mit tschechischen Minderheiten durchsetzten deutschen Ortschaften wie Nürschan, Steinaujezd, Elhotten, Littitz, Lihn, Neudorf und einigen anderen finden sich neben deutschen Flurnamen auch geringfügig tschechische. So sind z. B. in Lihn 6 tschechische und 39 deutsche und in Neudorf 3 tschechische und 47 deutsche Flurnamen. Das Gebiet dieser drei Bezirke ist ein seit Jahrtausenden besiedeltes und kultiviertes Ackerland mit Block- und Gewannfluren. Aus den obrigkeitlichen Anordnungen nicht unterliegenden deutschen Flurnamen erkennt man den altdeutschen Charakter der Ansiedlungen selbst dann, wenn letztere slawisch klingende Namen haben. Zudem finden sich hier keine Waldhufenfluren oder Waldhufendörfer, sondern durchwegs Flur- und Ortsformen, aus denen man die vor Beginn der sogenannten Kolonisation erfolgte Anlegung erkennt.

Die östlich von Pilsen im Berauntal liegende Ortschaft *Rokitzan* wurde von Cosmas zum Jahre 1110 als bischöfliches Dorf und nach CB I 247 zum Jahre 1177

urkundlich genannt. Im 13. Jh. wurde Rokitzan zur Stadt erhoben, umgebaut und befestigt. Nach Šimák waren die Bürger Rokitzans „wahrscheinlich" bzw. „vielleicht" Deutsche. Bei Besichtigung der schön und regelmäßig gebauten Stadt erkennt man jedoch jetzt noch, daß die Stadterbauer und demnach auch die Bürger mindestens zum Teil Deutsche und in bevorrechteter Stellung waren. Man muß daher auch dafür halten, daß die Bewohner des Dorfes Rokitzan, dessen Gründung spätestens in das 11. Jh. zu verlegen ist, zum Jahre 1110 auch schon zum Teil Deutsche waren. Da es aber damals die angebliche Kolonisation noch nicht gab, sind die dortigen Deutschen als altansässig anzusehen.

Die unweit davon gelegene Burg *Rabenstein* wird im 12. Jh. urkundlich erwähnt, im 13. Jh. wurde sie zum Markt und im 14. Jh. zur Stadt erhoben. Die Bewohner waren Deutsche und Tschechen. Daß in das Innere Böhmens deutsche Kolonisten eingedrungen und sich in einer tschechischen Burgsiedlung niedergelassen hätten, erscheint unglaubhaft. Der deutsche Name der Burg läßt, da sie spätestens im 12. Jh. erbaut wurde, auf eine deutsche Gründung noch vor der sogenannten „großen Kolonisation" schließen. In der Umgebung befanden sich deutsche Bauerndörfer, so z. B. Frauenhof. Eine Besiedlung durch eingewanderte Kolonisten inmitten slawisch besiedelten Landes erscheint ausgeschlossen. Die altansässigen deutschen Bauern hatten offensichtlich in der deutschen Burg einen Rückhalt gehabt. Seit der Hussitenzeit hört man über sie nichts mehr.

Westböhmen

Aus Bodenfunden wurde festgestellt, daß das Egerland (das obere Egertal samt Ausläufern) schon in der Stein-, Bronze- und Latènezeit besiedelt war. Durch Ausgrabungen wurden außer Tonscherben und Schmuckstücken auf dem rechten Egerufer am Platze der jetzigen Burg zu *Eger* und vor ihr eine ehemals mächtige festungsmäßige Niederlassung germanisch-deutscher Prägung in einer Ausdehnung von rund 2,5 ha freigelegt. Hiebei wurden ausgemauerte runde Gruben und Überreste eines halbkreisförmigen Mauerwerkes entdeckt. Weiters wurden Gräberfelder deutscher Art geborgen, die nach tschechischer Version aus dem 10. und 11. Jh. stammen sollen. Die erste schriftliche Nachricht über Eger bzw. über das Egerland ist eine Belehnungsurkunde Kaiser Heinrich IV. aus 1061. Darin heißt die Niederlassung „Eger", also die deutsche Benennung. Der Name „Cheb" ist eine spätere tschechische Erfindung. Das Egerland gehörte zum Jahre 1061 zum bayrischen „Nordgau", wie auch aus einer weiteren Urkunde Heinrich IV. aus dem Jahre 1086, in der die Grenzen des Prager Bistums angeführt werden, zu ersehen ist. Ende des 11. Jh.s scheint an der Spitze des „Nordgaus" Markgraf Diepold II. von Vohburg auf. In einer Urkunde aus 1125 werden eine Anzahl von Dörfern mit rein deutschen Namen „in regione Egere", d. i. „im Egerlande" aufgezählt. Weiters wird von zwei Ministerialen Diepolds mit deutschen Namen und Sitz in Eger berichtet. Nach dem Tode Diepolds ging das Egerland auf Konrad III. und im Jahre 1167 auf Kaiser Friedrich Barbarossa, dessen Gattin eine Tochter Diepolds II. war, über. Barbarossa erbaute an der Stelle der oberwähnten festungsähnlichen Niederlassung die kaiserliche Burg als Zentrum der zivilen und militärischen Verwaltung des deutschen Egerlandes. Im Jahre 1322 wurde das Egerland, das bis dahin ein integrierender Bestandteil des Landes Bayern war, vom bayrischen König Ludwig an den Böhmenkönig Johann verpfändet, jedoch nicht mehr ausgelöst. Die Egerländer teilten von da an das Schicksal der Sudetendeutschen. Über eine Ein- oder Zuwanderung deutscher Kolonisten aus dem übrigen Deutschland bestehen

keine Beweise, ja nicht einmal Hinweise oder Anhaltspunkte. Das ganze Egerland ist seit der Germanenzeit deutsch, Slawen waren dort niemals ansässig. Die von Dr. Hejna als Beweise für eine seinerzeitige slawische Besiedlung angeführten archäologischen Funde beweisen gerade das Gegenteil, nämlich eine Besiedlung des gesamten Gebietes in und um Eger durch Deutsche. Das bei Wildstein gelegene Hörsin (Hörsing) ist nach Schwarz ein echter ing-Ortsname und wurde daher schon lange vor der behaupteten Kolonisation gegründet.

Die Burg *Elbogen* samt dem dazugehörenden Städtchen werden urkundenmäßig erstmals zum Jahre 1234 erwähnt; demnach sind sie schon früher angelegt worden. Die Stadt ist eine Burgsiedlung und keine Neugründung des 13. Jh.s, was schon aus dem langgezogenen Marktplatz zu ersehen ist. In der Umgebung bestanden urkundlich nachgewiesen im Jahre 1219 deutsche Dörfer, so Lichtenstadt und andere. Chodau gehörte im Jahre 1196 kirchenmäßig zum Zisterzienserkloster Waldsassen, die Bewohner waren deutsch. Festung und Städtchen *Falkenau* werden urkundlich zum Jahre 1289 genannt, über die Zeit der Gründung ist nichts Konkretes bekannt. Im Hinblick auf die Anlegung von Grenzfestungen zu Beginn des 12. Jh.s ist auch die Gründung Falkenaus und Elbogens für diese Zeit, in der die angebliche Kolonisation noch nicht angelaufen war, anzusetzen. In der Umgebung gibt es eine Anzahl von Orten, deren Namen auf „grün" enden und im Wege der Innenkolonisation im 13. oder 14. Jh. angelegt wurden. Für eine Einwanderung von Kolonisten bestehen keine Beweise, ja nicht einmal Hinweise.

Etwa im Jahre 1349 gründete Kaiser Karl IV. die Stadt *Karlsbad*, die dort befindliche Siedlung hieß früher Warmbad und war von Uranfang bis 1945 unbestritten deutsch. Das Gebiet war laut Bodenfunden (wie das Egerland) schon in germanischer Zeit bewohnt. (Siehe L. Schlesinger, die Gründung von Karlsbad.) Es wird tschechischerseits auch nicht behauptet, die ersten Bewohner seien eingewanderte Kolonisten gewesen. Anderseits sollen aber das Städtchen Neudeck und die umliegenden Dörfer, weil Urkunden über die Herkunft der dortigen Deutschen nicht vorhanden sind, nach tschechischer Version von deutschen Kolonisten gegründet worden sein. Das Städtchen Graslitz wird im 14. Jh. urkundlich genannt. Šimák führt seinen Ursprung ohne nähere Angaben auf das Vorkommen von Metallen zurück und behauptet, daß diese „das Herbeiströmen" der deutschen Kolonisten eingeleitet habe. Ein solches Vorbringen kann natürlich nicht ernst genommen werden.

Luditz (zum Jahre 1186 als Dorf genannt), *Buchau* und *Petschau* sind alte deutsche Siedlungen. Šimák behauptet zwar, daß die Orte von eingewanderten deutschen Kolonisten gegründet worden seien und will aus einigen Ortsnamen Westböhmens, insbesondere aus den mit „itz" endenden, tschechische Gründungen nachweisen. Daß dies nicht einmal als indirekter Beweis für eine slawische Siedlung angesehen werden kann, ist auf Seite 128 dargetan worden.

Die Ortschaft *Tepl* hat sich ähnlich wie Prachatitz aus einer alten, wahrscheinlich schon im 10. oder 11. Jh. bestandenen Zollstation, die den Weg zwischen dem bayrischen Eger und dem böhmischen Pilsen hüten sollte, entwickelt. Im 12. Jh. waren in der Umgebung von Tepl eine große Zahl urkundlich genannter Dörfer. In Urkunden des 12. und 13. Jh.s werden Fluß und Stadt Tepl sowie die Stadt Teplitz wiederholt auch Topl, Toepl, Toplitz und Toeplitz benannt. Diese Formen sind aber nach Hallwich (siehe „Mitteilungen d. V. f. d. G. d. D. i. B." 1916, S. 292) keineswegs slawischen, sondern keltischen Ursprungs genauso wie der Name „Toplitzer See" und „Tauplitz" (in der Weststeiermark). Im Jahre 1197 wurde in nächster Nähe der

Ortschaft Tepl das Kloster gleichen Namens unter gleichzeitiger Zuweisung der Ortschaften Trnowa, Hundschitz, Krukanitz, Neustadtl, Sobenitz, Pitschkowitz, Klappay, Tschihana, Krips, Planes, Scherlowitz, Pernharz, Vordernessel sowie Liechtenstadt und das Gebiet von Unter-Sandau bei Plan gegründet. Im Jahre 1219 war Tepl ein Marktdorf und zum Jahre 1300 wird es als Stadt genannt. Die Bewohner waren Deutsche. Es ist ganz natürlich, daß diese Städter sich größtenteils aus den ursprünglichen Dorfbewohnern rekrutierten und weil diese schon nachweislich zu Ende des 12. und zu Beginn des 13. Jh.s in Tepl siedelten, können es keine eingewanderten Kolonisten gewesen sein. Ein Teil der umliegenden deutschen Dörfer soll von den aus der Elbogner Gegend zugewanderten deutschen Siedlern gegründet worden sein, weil einige Ortsnamen wie im Elbogner Gebiet auch auf „grün" enden. Eine besondere Anziehungskraft auf diese Zuwanderer soll das Auffinden von Gold und Zinn in der Tepler Gegend gehabt haben. Šimák will also hier sowie anderwärts ganz besonders eine angebliche Habgier und Sucht der Deutschen nach leichtem Gewinn in böhmischen Landen anprangern. Bei objektiver Beurteilung ist jedoch festzustellen, daß man in der damaligen Zeit wohl leichter in Deutschland oder Österreich als im unsicheren Böhmerlande zu Vermögen kommen konnte. Zu den angeführten Dorfgründungen ist zu bemerken, daß Šimák selbst eine Innenkolonisation zugibt und die Existenz von Dörfern schon für das 12. Jh. anerkennt. Um sich damit jedoch nicht in offenen Widerspruch mit der offiziellen tschechischen „Wissenschaft" zu setzen, erklärt er, daß diese Dörfer „zum Teil von Slawen besiedelt" gewesen seien. Damit gibt er aber wieder zu, daß der andere Teil der Dörfler des 12. Jh.s Deutsche waren, womit er nun doch wieder deren Altansässigkeit bestätigt.

Plan bei Marienbad gehörte im Jahre 1219 zum Stift Tepl und soll nach Šimák noch im 13. Jh. tschechisch gewesen sein, was er aus dem einmal genannten „Chodova Plana" schließt; der Landstrich sei jedoch im Laufe des 13. Jh.s von eingedrungenen Deutschen, die nach Edelmetallen suchten, germanisiert worden. Es ist klar, daß eine derart allgemeine Behauptung nicht zum Gegenstand einer ernsthaften Kritik genommen werden kann. Nicht angeführt wird, warum die dort angeblich seßhaften und kampfesmutigen slawischen Choden die Gegend verlassen haben sollen. Das Chodenland liegt etwa 50 Kilometer östlich von Plan, getrennt durch das deutsche Siedlungsgebiet von Tachau, Bischofteinitz und Ronsperg. Es ist daher nicht anzunehmen, daß in und um Plan bei Marienbad ehemals Choden siedelten und diese von eingewanderten Deutschen verdrängt worden wären. Die Namen der bei Plan liegenden Ortschaften Maschakotten, Hinterkotten, Kuttnau und Kottenbrückl sind kein Beweis für ehemaliges Siedlungsgebiet von Choden. Es wird wohl auch niemand behaupten, daß in Kuttenberg, Chodau, Kottingbrunn in Niederösterreich und Kottenheim, Kottendorf, Kutenhausen und Kutenholz in Westdeutschland jemals Choden gewohnt und die Ortsnamenbildung beeinflußt hätten. Plan scheint mit Beginn der urkundlichen Zeit als fertige deutsche Siedlung auf und es besteht kein Grund zur Annahme, daß dessen Bewohner sowie die der Umgebung nicht alteingesessene Deutsche gewesen wären.

In den Jahren 1126 bis 1131 wurde unter Herzog Sobieslaus I. zwecks Grenzbefestigung und Zolleinhebung unterhalb des Dorfes *Tachau* eine Herzogsburg desselben Namens gebaut. Unter Ottokar II. wurden Dorf und Burg zu einer städtischen Siedlung zusammengezogen und befestigt. Die neu hergerichtete Stadt Tachau hatte eine deutsche Bewohnerschaft mit einer geringfügigen tschechischen Minderheit. Die herumliegenden Dörfer stammen zum Teil aus sehr alten Zeiten, zum Teil wurden sie im 13. Jh. angelegt. Sie alle traten mit Beginn der urkundlichen Zeit als fast durchwegs deutsch in die Geschichte ein. Šimák ist sich selbst nicht im klaren, ob

es sich bei Tachau und den umliegenden Dörfern nicht doch um deutsche, schon vor der behaupteten Kolonisation bestandene Niederlassungen handelt.

Urkundenmäßig soll die Burg *Pfraumberg* im Jahre 1121 von Deutschen erbaut worden sein; unterhalb der Burg befand sich das zum Jahre 1331 ebenso benannte Städtchen. Burgherren und Stadtbevölkerung waren immer deutsch. Über eine Einwanderung dieser Deutschen, die offensichtlich bodenständig sind, fehlt daher jegliche Nachricht. In der Gegend sollen sich auch Choden aufgehalten haben, die angeblich bald wieder verschwunden sind. Über die Gründung der Burg Pfraumberg (Primda) hat zwischen Historikern ein Streit stattgefunden. Laut Cosmas bauten im Jahre 1121 Deutsche innerhalb der Grenzen der Böhmen in einem Walde, zu dem man über das Dorf Bela kommt, auf steil abfallendem Felsen eine Festung. Als dies Herzog Wlasdislaw hörte, nahm er sie ein und hätte die dort Gefangenen aufhängen lassen, wenn nicht Graf Albert durch viele Bitten die Freilassung erlangt hätte. Bretholz schließt daraus auf eine damalige Ansässigkeit deutscher Adeliger in Böhmen, da nur solche dort eine Festung (Burg) hätten erbauen können. Šimák behauptet nun, daß die Burg von Deutschen aus der Pfalz und Šusta schreibt, daß sie von Deutschen aus Deutschland erbaut worden sei; daß die Bauherren Deutsche aus dem Reiche gewesen seien, schließen Šimák und Šusta daraus, daß für sie ein bayrischer Graf interveniert hatte. Daß dies natürlich kein Beweis für eine Einwanderung deutscher adeliger Bauherren ist, liegt klar auf der Hand, da man den wahren Grund für die erfolgte Intervention nicht einmal vermuten kann. Palacky wiederum hält es nicht für sicher, daß es sich bei diesem Cosmas'schen Bericht überhaupt um Pfraumberg handelte, da es in Böhmen viele Wälder und viele Bela gebe. Keinesfalls kann man aus dem Text des Berichtes herauslesen und es ist daraus auch nicht zu entnehmen, daß es Deutsche aus der Pfalz, bzw. aus Deutschland gewesen seien. Wenn sich aber tschechische Historiker auf Cosmas berufen, dann dürfen sie seine lateinisch verfaßte Chronik nicht unrichtig übersetzen und dem Bericht auch keine falsche Bedeutung unterschieben. Denn dem klaren Wortlaut des Berichtes nach haben Deutsche ein Bauwerk errichtet, und da dies in Böhmen geschehen war, muß man logischerweise auch auf einheimische, deutsch-böhmische Bauführer schließen.

Die erste urkundliche Erwähnung über *Haid* besitzen wir aus 1263. Daß die Gegend um Haid, dessen erster urkundlicher Name deutsch ist und „in Hayda" lautet, schon im 12. Jh. und früher gut besiedelt war, erkennt man aus der Gründungsurkunde des in der Nähe befindlichen Klosters Kladrau aus 1115. Wenn auch diese Urkunde als eine etwa 100 Jahre später erfolgte Fälschung einen jüngeren Zustand angibt, so werden die darin genannten Dörfer Alt Zedlisch, Eschowitz, Speierling, Mallowitz, Malkowitz, Wonetitz, Juratin, Hollezrieb, Woschnitz, Turban und Lusen, weil „schon seit alters gegründet" (jam antiquitus constitute) in jene Frühzeit, also mindestens 100 Jahre vor Beginn der sogenannten Kolonisation, bestanden haben. (Siehe „Privilegien der Herren von Schwamberg für ihre Stadt Haid" von Georg Schmidt.)

Nordwestböhmen

Es handelt sich hier überwiegend um uraltes Siedlungsgebiet, wie aus vielen Bodenfunden hervorgeht. Von besonderer Bedeutung ist das große Saazer Becken mit seinen Abzweigungen, das seit Beginn des 9. Jh.s in den Vordergrund geschichtlicher Ereignisse getreten ist. Daß es nach einem arabischen Reisebericht im 10. Jh. in Böhmen zwei deutsche Volksstämme, nämlich die Namdžin und die Sasin gegeben hat, ist bereits ausgeführt worden. Es gibt aber zu denken, daß Cosmas über diese Stämme nichts berichtet, während al Masudi trotz Aufzählung der bedeutendsten

böhmischen Stämme wieder von den Lutschanen, wie die Bewohner des Saazer Beckens von Cosmas genannt werden, nichts weiß. Die richtige Erklärung hiefür ist die, daß Cosmas als Einheimischer wohl wußte, daß die Namdžin die Deutschen schlechthin und die Sasin, die wohl auch im Saazer Becken wohnhaften Sachsen waren, daß er aber mit Ausnahme der „für alle Zeiten bemerkenswerten Deutschenvertreibung" des Jahres 1055 und der Namen einiger deutscher Personen in gewohnter sudetenslawischer Weise den Sudetendeutschen den Status von Deutschen nicht zuerkennen wollte und sie genauso wie tschechischerseits bis in das 20. Jh. fast nur in staatsrechtlichem und geographischem Sinne kumulativ zu den Bohemi zählte und deutsche Namen fast immer in slawisierter Form wiedergab. Der tschechische Historiker V. Flajšhans bezeichnete die Lutschanen nicht als Volksstamm, sondern als Sammelbegriff für Wiesenbewohner (nach dem tschechischen „luka"), wie man etwa Bergbewohner als Gebirgler benennt; der Name Lutschanen sei ein appellativum und man könne daraus nichts ableiten.

Cosmas bezeichnet für das 9. Jh. *Saaz* als Hauptort des fruchtbaren Lutschanenlandes. Thietmar von Merseburg berichtet, daß der deutsche König Heinrich II. im Jahre 1004 zur Beseitigung der polnischen Herrschaft in Böhmen unter Boleslaw Chrobry zur Stadt Saaz gekommen sei und die dortigen „concives", d. i. die „Mitbürger, Landsleute, Connationale", die ihm die Tore öffneten und die Polen niedermachten, als seine „amici", d. i. als seine „Freunde" erkannte. Es ist klar, daß nur Deutsche und offenbar sächsische Stammesgenossen des deutschen Königs aus sächsischem Haus seine Landsleute und Freunde sein konnten. Wären die Bewohner von Saaz Slawen gewesen, wären sie nie und nimmer Freunde und Landsleute sächsischer Krieger gewesen. Weil es aber Deutsche waren, war der freundschaftliche Kontakt zwischen anrückender Truppe und Stadtbevölkerung rasch hergestellt. Daß es sich um eine Stadt und um keine bloße Burg handelte, erkennt man daraus, daß „Tore" vorhanden waren, während eine Burg aus Gründen der leichteren Verteidigung nur immer ein Tor hatte. Zum Öffnen der Tore hatte sich die Bürgerschaft entschlossen; wäre es bloß eine Burg gewesen, hätte der Burgherr oder Kastellan ohne Befragung der Einwohner über das Schicksal der Festung entschieden. Saaz hatte also um die Jahrtausendwende Stadtrechte, die Einwohner waren freie, deutsche und zahlreiche bewaffnete Bürger, da sie ansonsten die polnische Besatzung nicht hätten niedermachen können. Die Saazer bestimmten in freier, demokratischer Weise ihr Schicksal, es konnten nur Deutsche gewesen sein, und dies zu einer Zeit, hinsichtlich welcher selbst die kühnsten Kolonisationstheoretiker eine Kolonisation nicht zu behaupten wagen. Im 11., 12. und 13. Jh. wird über die urbs und civitas Saaz (Satec) auch von anderen Chronisten berichtet. Nach Šimák wohnten im 13. Jh. in Saaz vereinzelt Tschechen, die sich aber bald wieder verloren. Die westlich von Saaz in einer seit urdenklichen Zeiten besiedelten Gegend liegenden Dörfer Spinnebuch, Renzendorf (Raitenhain), Hainsdorf (Heinrichsdorf), Henkinsdorf, Priesen, Kralup usw. sollen laut Šimák erst von aus Sachsen eingewanderten Deutschen „kolonisiert" worden sein.

An der Stelle des heutigen *Kaaden* befand sich schon in vorurkundlicher Zeit eine Siedlung, wahrscheinlich die zum Jahre 805 genannte Camburg. Diese hatte sich zu Beginn des 13. Jh.s urkundlich als Markt vorgestellt und wurde im Jahre 1261 zur befestigten Stadt mit allen dazu gehörigen Rechten, die den im Sobieslaum aufgezählten Deutschenrechten sehr ähnlich waren. Daß die Kaadener Deutschen eingewanderte Kolonisten gewesen wären oder die Stadt germanisiert worden wäre, behauptet Šimák nicht. Schließlich führt er selbst an, „daß man nicht zweifeln könne, daß die Deutschen schon früher hier gewesen sind". Šimák verläßt also hier unbotmäßig den Boden der Kolonisationstheorie.

Der Markt *Komotau* hat aller Wahrscheinlichkeit nach bereits im 12. Jh. bestanden, wird jedoch urkundlich erst zum Jahre 1252 erwähnt. Anfang des 14. Jh.s wurde er zur Stadt vergrößert und befestigt. Da sich die Bewohner Komotaus mit Eintritt in die urkundliche Zeit als Deutsche erwiesen, behauptet nun Šimák, daß es vorerst slawisch gewesen und durch eingewanderte Sachsen germanisiert worden sei. Natürlich können diesbezüglich keine Beweise geführt werden, weil die Bevölkerung Komotaus und Umgebung schon immer deutsch war. Die Region neigt zum ostfränkischen Mundartgebiet hin. Im 15. Jh. wurde Komotau von den Hussiten eingenommen und weitgehend zerstört. Über deren Brutalität wird zusammengefaßt berichtet:

„Im Jahre 1421 bewegte sich das ganze Heer der Hussiten von Pilsen nach Komotau, wo es am 15. März anlangte und es mächtig einschloß. Die Deutschen verlästerten das sich vor den Mauern lagernde Heer und drängten es am ersten Tage zurück. Am folgenden, einem Sonntag, machte das Heer einen Angriff von allen Seiten gegen Graben und Mauern. Trotzdem die Inwohner der Stadt flüssiges Pech und siedendes Wasser auf die Angreifer schütteten, drangen die Prager von der einen, die Taboriten von der anderen Seite in die Burg ein und begannen einen Raubzug durch diese, wobei sie soviel Reichtümer vorfanden wie noch nie vorher. Alle Männer der Stadt wurden ermordet oder verbrannt, nur etwa 30 zurückgelassen, die die Toten zu begraben hatten. Und sie begruben mehr als 3500, nicht gerechnet die verbrannten Krieger, Bürger, Priester und Juden. Die feindseligen Hussitenweiber begingen ein schreckliches Verbrechen. Sie führten Frauen und Mädchen, welche ihre Männer und Väter beweinten, vor die Stadt, nachdem sie ihnen freien Abzug versprochen hatten; draußen angekommen, beraubten sie sie vorerst ihrer Kleider und Wäsche, ihres Geldes und aller mitgenommenen Habe, sperrten sie in eine Weinberghütte und verbrannten sie, nicht einmal der Schwangeren schonend. Den Juden und Jüdinnen der Stadt wurde jedoch Gnade verheißen, falls sie sich taufen ließen; diese nahmen aber die Zwangstaufe nicht an und sprangen lieber selbst ins Feuer." (Siehe Bretholz und Palacky VII, 4.)

Im Saazer Becken in Richtung gegen Leitmeritz lag das schon im 11. Jh. bestehende Dorf *Laun* an der Eger. Ottokar II. ließ es in eine Stadt umbauen, deren Bürger waren Deutsche. Im Laufe des 14. Jh.s verstärkte sich das in der Stadt ansässige tschechische Element infolge der tschechischen Umgebung und wahrscheinlichen Abwanderung der Deutschen derart, daß zum Ende des genannten Jahrhunderts der Stadtrat in seiner Mehrheit bereits tschechisch war. Šimák meint, daß die deutschen Stadtgründer und Bürger Kolonisten aus Sachsen gewesen seien, kann hiefür aber nur einen nichtssagenden Beweis anbieten, nämlich, daß Laun im Jahre 1399 eine Rechtsbelehrung von Magdeburg angenommen habe. Daß man dies zu einer Zeit, da der Stadtrat Launs bereits größtenteils slawisch war, als Beweis für die erfolgte Kolonisation führt, läßt die behauptete Kolonisation von vornherein unglaubhaft erscheinen.

Cosmas berichtet über den zu Ende des 9. Jh.s im Lutschanenlande liegenden „pagus Postoloprithi" (Gau Postoloprithi). Weil dieser Name sichtlich der in slawischer Aussprache mündlich verstümmelt wiedergegebene Ortsname für *Postelberg* ist, muß man daraus schließen, daß die den Gau beherrschende Ortschaft „Postelberg" hieß und eine deutsche Niederlassung war. Im Jahre 1110 wurde nach E. Schwarz anschließend an eine bereits bestehende Siedlung ein Benediktinerkloster gegründet. Šimák führt aber an, daß Postelberg und Umgebung tschechisch gewesen und später durch eingewanderte Kolonisten germanisiert worden seien. Als Beweis hiefür führt

er an, daß einige umliegende Dörfer auf „ice" endigen und daß dort meist tschechische Geistliche gewirkt hätten. Daß dies nicht einmal ein Hinweis, geschweige denn ein Beweis für eine slawische Besiedlung ist, wurde schon früher dargetan. Genau dasselbe behauptet Šimák vom deutschen *Görkau*.

Wie aber eine Kolonisation in den Gebieten der in diesem Kapitel genannten Städte samt Umgebung in einem dicht besiedelten Land, wo jeder Quadratmeter Boden kostbar und ausgenützt war, vor sich gegangen sein soll, das teilt Šimák nicht mit.

Nordböhmen

Zum Jahre 993 bestand *Leitmeritz* als Zollstätte. Herzog Spitignew gründete im Jahre 1057 auf der Gauburg Leitmeritz ein Domkapitel und beschenkte es mit 20 Ortschaften der nächsten Umgebung, unterhalb der Burg entwickelte sich bald ein Marktdorf. Daraus ist zu ersehen, daß das Gebiet um Leitmeritz im 11. Jh. stark besiedelt war, daß es eine große Zahl zinsfähiger Dörfer hatte und zu seiner „Kolonisierung" nicht erst deutsche Einwanderer berufen werden mußten. Zu Beginn der urkundlichen Zeit erwies sich der Landstrich als deutsch. Aus dem sich vergrößerten Marktdorf entstand um 1228 bis 1230 die Stadt Leitmeritz, deren durchwegs deutsche Bürger und Inwohner nach tschechischer Version aus Meißen und Niedersachsen eingewandert sein sollen. Als einziger Beweis hiefür wird eine in der Nähe des Rathauses befindliche Rolandstatue, das Wahrzeichen des Handelsrechtes der niedersächsischen Städte, geführt.

Dieses Monument kann lediglich als Beweis für das dort geltende niedersächsische Recht angesehen werden, keinesfalls aber für die Zuwanderung niedersächsischer Kolonisten. Bis zum Jahre 1230 regierte in Böhmen König Ottokar I., der mit dem Markgrafen von Meißen aus familiären Gründen in bitterster Feindschaft lebte. Es ist daher nicht anzunehmen, daß Ottokar ausgerechnet Leute aus Meißen berufen und ihnen große Privilegien erteilt hätte. Ebenso ist es unwahrscheinlich, daß der Markgraf einigen tausend oder zehntausend seiner Untertanen die Erlaubnis zur Auswanderung mit Kind und Kegel in das Land seines persönlichen Feindes gegeben hätte. In Leitmeritz und Umgebung finden sich auch keine Spuren niedersächsischer (plattdeutscher) Mundart, weshalb auch schon aus diesem Grunde eine Kolonisation von Niedersachsen aus zu vereinen ist. Am naheliegendsten ist doch, daß die Bewohner der Stadt Leitmeritz aus dem alten Marktdorf und der Umgebung stammen und Nachkommen der germanischen Lutomerici sind.

Der Berg Borschen bei *Bilin* weist auf die Bojer hin, die im Lande verblieben sind und den Namen des Berges beeinflußt haben. Nach CB I 45 hat der Gau „Belinensis" im Jahre 993 bestanden. Daß das Gebiet auch im 11. Jahrhundert besiedelt war, erkennen wir aus einem Bericht des Cosmas, wo er von den im Jahre 1041 eingedrungenen Sachsen schreibt, die einen am Fluß Belina liegenden kleinen Bezirk nach Feindesart verwüsteten. Über die Stadt Belina berichtet Cosmas zum Jahre 1061. Im Jahre 1208 befand sich vor der Biliner Kirche ein Markt. Daraus muß man nicht bloß auf eine längere Existenz der Ortschaft selbst, sondern auch auf das Vorhandensein von Nachbarsiedlungen schließen.

Wer waren aber die dort siedelnden Menschen? Mit Beginn der urkundlichen Zeit erwiesen sie sich als Deutsche. Für eine Anwesenheit, bzw. Besiedlung von Slawen gibt es genausowenig Hinweise wie über eine Kolonisation von Deutschland aus. Die Behauptung, daß durch die slawisch klingenden Namen „Belina" und „Bilin" und andere slawisch klingende Namen eine slawische Besiedlung erwiesen sei,

ist bereits widerlegt worden. Die Region von Bilin, Teplitz, Aussig und Tetschen ist von den germanischen Datschanen, Lemuzen und Lutschanen bewohnt gewesen. Die im Biela- und Elbetal gesprochene deutsche Mundart weist derart viele Unterschiede von der sächsischen auf, daß man zwar auf eine Stammesverwandtschaft mit den benachbarten Sachsen, aber nicht auf Stammesgleichheit schließen kann.

Der Bestand des Dorfes *Teplitz* ist zum Jahre 1156 nachgewiesen, im 13. Jh. wurde es zur Stadt umgebaut, die ersten urkundlich genannten Bürger waren Deutsche. Die umliegenden Dörfer Schönau, Ullersdorf, Wenhersdorf und andere sollen nach Šimák in der zweiten Hälfte des 13. Jh.s von deutschen Kolonisten gegründet worden sein, obwohl hiefür nicht einmal der Schein einer Wahrscheinlichkeit besteht.

Brüx liegt in dem seit urdenklichen Zeiten besiedelten Bielatale. Zum Jahre 1040 wird es von Cosmas als „pons Gnevin" genannt, es bestand also damals bereits die Siedlung. In einer aus 1207 stammenden Urkunde wird Brüx als „Most", d. i. „Brücke" bezeichnet. Wegen dieser einmal zu Beginn des 13. Jh.s erfolgten slawischen Ortsbezeichnung wird nun Brüx zur slawischen Stadt gemacht, und weil zum Jahre 1238 ein deutscher Bürgermeister genannt wird, behauptet man nun tschechischerseits eine deutsche Kolonisation und Germanisierung des vordem slawischen „Most".

Darauf kann man natürlich keine „Kolonisationstheorie" gründen. Bei der slawisierenden Tendenz der Sudetenslawen war es nichts Absonderliches, daß slawische Beamte oder Geistliche das Wort „pons" oder „Brücke" in „Most" übersetzten. Damit haben sie aber die Siedlung nicht slawisch gemacht. Wenn zum Jahre 1238 ein deutscher Bürgermeister genannt wird, war sicherlich die Mehrheit der Bürger deutsch. Laut sudetendeutschem Atlas sind im 13. Jh. nur sechs deutsche Einwanderer aus Deutschland (Sachsen) erfaßt worden. Zu Beginn der Hussitenunruhen wurde Brüx von hussitischen Heerhaufen zweimal belagert. Die Brüxer Bürger unternahmen aus der eingeschlossenen Stadt zweimal Ausfälle und brachten den zahlenmäßig überlegenen Hussiten derart vernichtende Niederlagen bei, daß diese Hals über Kopf flohen und von einer dritten Belagerung Abstand nahmen.

Über *Dux* wird berichtet, daß es als Stadt im Jahre 1250 aus einem Dorf entstanden ist und mit sächsischem Recht ausgestattet war. Die ersten deutschen Bewohner waren vor allem die ehemaligen Dorfbewohner sowie aus der näheren Umgebung zugezogene Personen.

Das im Erzgebirge liegende *Kulm* wird nach Lippert zum Jahre 1040 als Feste und Zollstätte genannt. Daraus ist zu ersehen, daß auch in nächster Umgebung von Kulm bereits im 11. Jh. Niederlassungen gewesen sein mußten, was eine Kolonisierung des angeblich unbesiedelten Landes in der sogenannten Kolonisationszeit größtenteils ausschließt.

Daß im deutschen *Lobositz* jemals Tschechen beheimatet gewesen oder in die Gegend deutsche Kolonisten gezogen seien, wird von Šimák nicht behauptet, wohl aber, daß die Siedlungen im Mittelgebirge „zwischen Biela und Eger von deutschen Kolonisationseinflüssen ungleich, meistens geringfügig, berührt wurden". Was er damit meint, ist nicht verständlich, da die Gegend zwar hügelig, aber fruchtbar und von altersher besiedelt ist.

Aussig bestand nach Lippert zum Jahre 993 als Zollstätte. Zum Jahre 1057 wird von einem dort reichlich eingehobenen Zoll berichtet. Im Hinblick auf die wirtschaftliche und militärische Bedeutung dieses Ortes ließ Ottokar II. um 1260 hier eine befestigte Stadt, deren Einwohner Deutsche waren, anlegen. Šimák behauptet,

ohne aber hiefür auch nur einen Scheinbeweis anzubieten, daß die Aussiger Patrizier aus Sachsen zugezogen wären. Laut einer beim Collegium Carolinum München erliegenden Dissertation von Inge Kralik aus 1942 waren von den 3902 Flurnamen des Kreises Aussig 680 tschechischen und die übrigen 3222 deutschen Ursprungs. Daraus erkennt man, da auch die Orts- und Flurformen größtenteils auf eine Besiedlung vor Beginn des 13. Jh.s hinweisen, daß das Gebiet schon von altersher weit überwiegend deutsch besiedelt gewesen war.

Die Burg *Tetschen* bestand schon im 10. Jh. In der außerhalb davon gelegenen Handelsniederlassung war ein Zollhaus. Daß Tetschen und Umgebung, die seit der Germanenzeit ununterbrochen von Germanen, bzw. von Deutschen besiedelt waren, von eingewanderten Kolonisten bevölkert worden wären, wird von Šimák nicht gesondert behauptet.

Graupen, in dessen Umgebung Zinnbergwerke waren, wird urkundlich zum Jahre 1240 genannt. Šimák meint, daß Graupen ursprünglich tschechisch gewesen sein soll, daß es aber wegen der im 13. und 14. Jh. neu gegründeten deutschen Siedlungen der Umgebung (Maria Schein, Obergraupen, Rosental, Sandau, Arbesau, Voigtsdorf, Ebersdorf, Streckenwald, Petrowitz und andere) durch vom Meißnerland eingewanderte Kolonisten germanisiert worden sei. Als einzige Begründung hiefür führt er an, daß „die Kolonisten von den Zinngruben angelockt wurden". Daß dies jedoch nicht einmal den Schein einer Wahrscheinlichkeit in sich hat, bedarf keiner Erörterung, denn Zinn ist sowohl dort als auch in Zinnwald schon lange vorher gefördert worden. Weiters wird tschechischerseits behauptet, daß Geyersberg und Schönfeld samt acht umliegenden Dörfern tschechischen Ursprungs seien. Als Beweis hiefür wird angeführt, daß die Ortschaften im 13. Jh. tschechische Namen hatten, im 14. Jh. jedoch bereits germanisert gewesen wären. Daß man aus einer slawischen Namensbildung keineswegs auf den slawischen Ursprung einer Ortschaft schließen kann, wurde bereits früher ausgeführt. Anderseits erscheint es unglaubwürdig, daß zu Friedenszeiten unter böhmischen Herrschern im 13. und 14. Jh. innerhalb von etwa 100 Jahren aus acht tschechischen Ortschaften deutsche geworden wären. Naheliegender und auch sicher ist, daß diese Orte nicht erst im 14. Jh. deutsch wurden, sondern dies schon früher immer waren.

Über die Gründung der Stadt *Reichenberg* ist nichts Näheres bekannt. Erstmalig wird es als Dorf mit den Dörfern *Rokytnitz* und *Maffersdorf* genannt. Die ersten Bewohner sollen nach tschechischer Version eingewanderte deutsche Bergknappen gewesen sein, die sich wegen des geringen Ertrages der Gruben anderen Berufen gewidmet haben sollen. Die drei Dörfer sollen recht arm (chudické) gewesen sein. Über *Friedland* berichtet Šimák nichts, wohl aber über dessen Umgebung, wo zum Teil kleinere sorbische Siedlungen und zum Teil unter Ottokar II. durch Urwaldrodung entstandene deutsche Dörfer gewesen sein sollen. Irgendwelche Beweise über die obangeführten Behauptungen werden nicht geführt, weshalb man sich mit ihnen auch nicht näher auseinandersetzen kann. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß laut Georg Raschke in Sudeta IV, 16 ff., Funde aus dem Bezirke Friedland auf eine Besiedlung schon in der mittelsteinzeitlichen Epoche schließen lassen.

Die Stadt *Böhmisch Leipa* wurde um 1250 in der Nähe von Alt Leipa gebaut. Laut Šimák waren die Stadtbürger deutsch, das tschechische Element (sichtlich Arbeiter und Dienstboten) sei nicht bedeutungslos gewesen, doch die Nähe einer reichen bäuerlichen Bevölkerung habe die Ausbreitung des Tschechentums verhindert. Woher und aus welchem Grund jedoch die Deutschen eingewandert sein sollen, darüber

äußert sich Šimák nicht, zumal es im dortigen fruchtbaren Gebiet keine Urwälder zu roden und auch keine Edelmetallbergwerke gab. Die Deutschen waren mit Beginn der urkundlichen Zeit einfach da, und weil nach tschechischer Lehre alle Sudetendeutschen Einwanderer und Kolonisten sind, bemüht sich nun Šimák gar nicht, seine ganz allgemein behauptete Kolonisation zu begründen.

Schluckenau und Umgebung sollen, weil vielleicht herumziehende und beutemachende slawische Sorben dort vorübergehend Unterschlupf gefunden hatten, laut Šimák erst im Zuge der Kolonisation Ostelbiens germanisiert worden sein. Von dem unweit davon gelegenen Rumburger Land wird eine deutsche Kolonisation nicht behauptet. Šimák ist diesbezüglich zurückhaltend.

Kratzau war ebenso wie das benachbarte *Grottau* mit Beginn der urkundlichen Zeit eine Bergstadt von untergeordneter Bedeutung. In Grottau sollen sich in vorherzoglicher Zeit Sorben aufgehalten haben. Woher die Deutschen gekommen sein sollen, darüber verlautet nichts.

Die schönen und gut befestigten Kleinstädte *Hirschberg, Hühnerwasser* und *Weißwasser* waren im 13. Jahrhundert deutsch; weil aber deren Umgebung größtenteils tschechisch war, wurden die Städte schon im 14. Jahrhundert teilweise slawisiert. In der Hussitenzeit verschwand das Deutschtum vollends.

Der gemischtsprachige Markt *Deutsch Gabel* bestand urkundlich nachgewiesen im Jahre 1252. Der Ort erhielt Stadtrechte und wurde weitgehend umgebaut. In die neu gebaute Stadt zogen aber nur die Deutschen, in der alten Marktsiedlung, die nun Böhmdorf genannt wurde, verblieben ähnlich wie in Pilgram und Kuttenberg die Tschechen, es lebten also im 13. Jh. die Deutschen Deutsch Gabels räumlich getrennt von den Tschechen. Weil jedoch die Deutschen aus den umliegenden deutschen Dörfern Zuzug erhielten, erlangten sie im Laufe der Jahrhunderte auch im slawischen Böhmdorf das zahlenmäßige Übergewicht, das eingesickerte tschechische Element verschwand wieder nach und nach aus diesem seit Jahrtausenden deutschen Gebiet Nordböhmens. Von einer gewaltsamen Ausrottung oder Vertreibung der Tschechen kann keine Rede sein, etwas derartiges wird auch nicht behauptet.

Turnau wurde im Jahre 1250 gemeinsam von Deutschen und Tschechen in schon lange vordem besiedelter Gegend gegründet. Die Stadt hatte sächsisches Recht, die Bauweise entsprach der aller anderen deutschen Städte mittlerer Größe im sudetendeutschen Raum. Eine besondere Behauptung über eine Einwanderung deutscher Kolonisten wird nicht aufgestellt.

Prag und Umgebung

Nach Weizsäcker ist die nur einige Kilometer südlich der Prager Altstadt gelegene und jetzt zu Prag gehörige civitas Wyschehrad wegen des Vorkommens von Spuren einer ehemals großen Siedlung nordischer Kultur älter als Prag und als Gründung prähistorischer Zeit anzusehen. Der Name Wyschehrad ist keineswegs slawischen Ursprungs, sondern ist wegen seiner früheren urkundlichen Benennung „Wissehrad", d. i. „weiße gard", d. i. „Weißenburg" nach H. Wirth und Guido List germanisch. Der Langobardenkönig Wacho, der in Prag seine Residenz gehabt haben soll, hatte nach E. Beningers „Germanischer Grenzkampf", S. 76, eine Tochter namens „Wisigarda", deren Namen sich von der damaligen Sitte herleiten läßt, Frauen den

Namen von Burgen zu geben. Wacho hat daher sichtlich seine Tochter nach der Burg „Wisigarda", aus der später durch Metathese „Wissehrad" wurde, benannt.

Seit der Assanierung der Prager Judenstadt im Jahre 1908 ist man nach E. Schwarz auf zahlreiche romanische Hausreste in der Prager Altstadt gestoßen, die in dem Teil stehen, der einen unregelmäßigen Grundriß aufweist und sich besonders um den Kleinen und Großen Ring drängen. Nach L. A. Gebhardi ist Prag von den Markomannen gegründet worden. Laut Tacitus, Annales II, 62 f., „fiel Katwald mit einer starken Schar in das Markomannenreich ein; er verbündete sich mit dem Marbod feindlich gesinnten Adel, erstürmte die königliche Residenz und die daneben befindliche Festung, bemächtigte sich der Siegesbeute der Sueben aus früheren Kriegen und der Warenlager der römischen Kaufleute, die sich hier zur Ausübung ihres Gewerbes angesiedelt hatten". Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß diese markomannische Niederlassung Prag, von den Römern „Marobuduum" genannt, war. In und um Prag wurden durch Ausgrabungen Wohnstätten und eine bedeutende Eisenindustrie aus der Markomannenzeit festgestellt (dies wird selbst vom tschechischen Archäologen Pleiner zugegeben), in der näheren und ferneren Umgebung Prags wurden Gräberfelder aus dem 5. und 6. Jh., die jedoch zum Teil bis ins 8. Jh. (siehe Levý Hradec) reichen, festgestellt. L. Niederle nimmt wegen der vielen im Gebiete von Prag getätigten archäologischen Funde an, daß dort eine Hauptniederlassung der in Böhmen ansässigen Markomannen war. Nach Chronikon Gothanum hatte der Langobardenkönig Wacho in Prag eine Burg (dies war wohl Wissegarda, das jetzige Wyschehrad), deren Überreste noch im 9. Jh. gezeigt wurden. Nach Guido List ist der Name „Prag", bzw. „Praha" vom germanischen „Parhag" abzuleiten. Die Hauptstadt von im 5. Jh. nach Spanien ausgewanderten Sueben (Quaden) war die im heutigen Portugal befindliche Stadt „Braga" (Bracara); aus dieser Namengleichheit mit Prag kann man auf Beziehungen beider Städte zueinander schließen. Der Araber Ibrahim ibn Jakub berichtet zur Mitte des 10. Jh.s über die handwerkliche Geschicklichkeit der Bewohner Prags, das er „Fraga" nennt und das am Flusse Moldawa liegt; es seien dort Weizen, Gerste, Mehl, Pferde, Gold, Silber und alles andere erhältlich gewesen. Der Araber berichtet weiter, daß „die Stadt Fraga aus Steinen und Kalk erbaut und der größte Handelsplatz jener Länder sei, es kommen dorthin Russen, Slawen, Türken, Mohammedaner und Juden mit gangbaren Waren und Münzen und führen Sklaven, Zinn und Felle aus". Aus diesem Bericht ist zu entnehmen, daß Prag als „Fraga" bezeichnet wird. Diese Benennung ist ebenfalls unslawisch, denn weder das Alt-, noch das Neuslawische kennen ein „Fra". Die Sudetenslawen hatten damals noch keine gemauerten Häuser aus Steinen und Kalk (Mörtel), was man auch den Cosmas'schen Ausführungen entnehmen kann. In Prag waren damals Handwerker verschiedener Art, die die Slawen noch nicht stellten. Prag war keineswegs eine Burg, sondern eine große civitas mit viel Zivilbevölkerung, in der nach L. Schlesinger zum Jahre 1098 eine Judengemeinde mit einem Judenältesten bestand. Es war also sichtlich die Altstadt Prag, eine Stadt in mittelalterlichem Sinn und zwar nicht nur wegen der Bezeichnung „medina", d. i. „Stadt", sondern auch wegen seiner gemauerten Häuser, seiner Handwerker und der großen Bedeutung als Handels-, Umschlag- und Ausfuhrplatz von Metallen und vielen anderen Waren. Auch der bayrische Geograph berichtet um die Mitte des 9. Jh.s von „Fraganeo civitates", also von „zu Prag gehörenden Städten". Daraus ist zu ersehen, daß die von Ibrahim ibn Jakub überlieferte Bezeichnung „Fraga" für Prag schon 100 Jahre vorher gebräuchlich war. Im Hinblick auf obige sowie andere allgemein bekannte Umstände ist erwiesen, daß Prag eine keltische oder germanische, aber keine slawische Gründung ist.

Dieses Prag wurde im 10., 11. und 12. Jh. wiederholt urkundlich genannt, über die Nationalität seiner Bewohner fehlen direkte Berichte. Mit Beginn der urkundlichen Zeit erweist sich nun Prag (die Altstadt) als deutsche Stadt. Nach E. Schwarz (Volkstumsgeschichte der Sudetenländer 1965, S. 31 ff.) war von 1207—1306 das Verhältnis der deutschen Bürger zu den tschechischen 172 : 9, bis 1326 war der gesamte Stadtrat deutsch. Es war dies also keine deutsche Kaufmannsiedlung, sondern eine bedeutende deutsche Stadt mit allen zu einem Stadtwesen gehörigen Einrichtungen und Inwohnern. Die im 13. Jh. als Städte benannten und umgebauten Orte Prag Kleinseite und Prag Neustadt wurden überwiegend von Prager Altstädtern besiedelt, denn ursprünglich war der Rat dieser neu gegründeten Städte ebenfalls überwiegend deutsch. In allen den genannten drei Prager Städten (Altstadt, Kleinseite und Neustadt) bildeten wie überhaupt in allen Sudetenstädten die Deutschen die soziale Oberschicht, während die Slawen schon nach Cosmas die „simpliores et idiote", also das einfache, niedere Volk waren. Das deutsche Element dieser Prager Städte ist aber im Laufe des 14. und 15. Jh.s numerisch in die Minderheit geraten, was die natürliche Folge bei Städten innerhalb des tschechischen Sprachgebietes ohne deutsches Bauernhinterland war.

Weil Prag die Hauptstadt der zu Deutschland gehörenden Sudetenländer und in vorhussitischer Zeit rund ein Jahrhundert lang die Residenz der deutschen Kaiser war. war eine Zuwanderung in die rasch wachsende Stadt ganz natürlich. Ein Zuzug größerer Menschenmengen aus Deutschland ist nicht erfolgt. Die verhältnismäßig wenigen eingewanderten Reichsdeutschen waren im Vergleich zu den einheimischen deutschen Kaufleuten und anderen Gewerbetreibenden in der Minderzahl und einflußlos, wofür letztere schon im eigenen Interesse Vorsorge getroffen haben werden. Das Sobieslaum bezog sich allerdings sowohl auf sudetendeutsche als auch auf allenfalls zugewanderte reichsdeutsche Personen. Daß es nur auf Reichsdeutsche Bezug genommen hätte, ist nirgends festgehalten. Aus der Urkunde kann man auf eine Einwanderung größerer Menschenmassen nicht schließen, wohl aber darauf, daß im 11. Jh. in Prag eine nennenswerte Zahl von Deutschen ansässig war.

In der näheren Umgebung Prags befanden sich im 12. und 13. Jh. mehrere zumindest teilweise deutsche Bauerndörfer. Weil sich Šimák deren Kolonisierung durch eingewanderte Bauern doch nicht zu behaupten wagt, erklärt er nun widersinnig und ohne hiefür auch nur den geringsten Beweis zu haben, daß die deutschen Dörfler aus Prag zugezogen und Bauern geworden wären. Das Sobieslaum behandelt auch „vici Teutonicorum", d. i. „Deutschendörfer". Diese lagen sichtlich in der Nähe der Prager Altstadt und deren Bewohner genossen dieselben Rechte wie die Prager Deutschen.

Nach Lippert wird *Schlan* zum Jahre 993 als civitas genannt. Im Jahre 1137 war es ein Pfarrdorf, das sich später zum Markt entwickelte und im 13. Jh. zur Stadt umgebaut wurde. Unter den Stadtbürgern befanden sich zahlreiche Deutsche. In dem von Schlan nicht weit entfernten *Rakovnik* wurden zu Beginn des 13. Jh.s Märkte abgehalten, weshalb die Ortschaft schon bedeutend früher bestanden haben mußte. Der Markt entwickelte sich zur Stadt, deren erste Bürger Deutsche ohne Benennung ihrer Herkunft waren. In der Umgebung befanden sich im 13. und 14. Jh. eine Reihe deutscher Dörfer, über deren Ursprung und Untergang nichts berichtet wird. Die Region ist seit altersher kultiviert, es gab keine zu rodenden Urwälder oder zu erschließenden Edelmetallbergwerke mit verlockenden Reichtümern, die man zum Vorwand für die „große Kolonisation" hätte nennen können.

Der im Berauntal liegenden Siedlung *Beraun* wurde im 13. Jh. das Stadtrecht verliehen, die Einwohner waren Deutsche und Tschechen. Wegen diverser im 14. Jh.

aufgetretener nationaler Zwistigkeiten gab im Jahre 1350 Karl IV. einen Erlaß heraus, nach dem „beiderlei Bürger und Untertanen in Beraun deutscher und slawischer Sprache" für gleichberechtigt erklärt wurden. Die durch nichts erhärtete Behauptung über eine Einwanderung der Deutschen Berauns aus Deutschland muß man als abwegig ansehen. Es bestand weder eine Veranlassung noch eine Möglichkeit für den Zuzug von Tausenden ausländischer Kolonisten in das bereits auch von Slawen dicht besiedelte Beraungebiet.

Die Burg *Melnik*, neben der eine Siedlung mit Zivilbevölkerung lag, bestand schon im 10. Jh. Aus der Burg in Verbindung mit der Ansiedlung und dem geistlichen Kapitel entwickelte sich ein Markt, aus dem zu Beginn des 13. Jh.s die Stadt Melnik wurde. Die Bürgerschaft und Stadtverwaltung waren, soweit sich dies zurückverfolgen läßt, bis zum 15. Jh. deutsch. Šimák behauptet, daß die deutschen Patrizier zum Teil aus Deutschland eingewandert seien. Erwiesen ist, daß ein Teil von diesen aus Böhmen und zwar aus Prag, Budweis, Chlum usw. zugezogen ist, eine Einwanderung von Deutschland ist nicht einmal glaubhaft gemacht worden. Wäre eine solche erfolgt, hätte man dies genauso wie die Zuwanderung sudetendeutscher Personen oder zweier reichsdeutscher Dompröpste zwischen 1312 bis 1317 urkundlich festgehalten.

Die Gegend um *Melnik* ist seit Jahrtausenden besiedelt. Zu Beginn des 2. Jahrtausends lebten dort Deutsche und Tschechen. Als dann vorwiegend diese Deutschen die Stadt befestigt hatten, zogen sich offensichtlich auch die in der Nähe in den Dörfern Gotschalk, Wasserburg usw. in namhafter Zahl wohnenden Deutschen nach Melnik zurück und überließen die Dörfer tschechischen Bauern. Seit der Hussitenzeit fehlen über die Deutschen Melniks genauso wie über die anderen Deutschen der mittelböhmischen Siedlungen jedwede Nachrichten.

Das im fruchtbaren Elbebecken gelegene *Böhmisch-Brod* war im Jahre 1135 ein Marktflecken mit zahlreicher Bevölkerung. Unter Wenzel II. wurde der Ort zur Stadt erhoben und später mit Mauer und Graben befestigt. Die Bürgerschaft war größtenteils deutsch. Da Nachrichten über eine Zuwanderung von Kolonisten fehlen und auch sonst keine Anhaltspunkte hiefür vorhanden sind, muß man logischerweise annehmen, daß sich die Bevölkerung der neu hergerichteten Stadt in besonderem Maße aus der Marktbevölkerung zusammensetzte. Böhmisch-Brod und dessen Bewohner ereilte in der Hussitenzeit ein furchtbares Schicksal. Am 17. April 1421 wurde die Stadt trotz tapferster Gegenwehr der königlichen Besatzung und der Bürger von den Hussiten im Sturm genommen. Als die Verteidiger die Stadt verloren sahen, flohen sie in die Kirche und auf den Glockenturm, um sich dort zu wehren. Durch Anzünden der Kirche und des Turmes gingen gegen 200 Personen zugrunde und die dennoch am Leben blieben, wurden von den Hussiten hinter die Stadt geführt und dort erschlagen oder verbrannt. Unter den Umgekommenen waren 18 Priester samt dem Stadtpfarrer (siehe Palacky, VII, 4).

Laut Šimák hat sich im 13. Jh. ein Strom niedersächsischer Einwanderer in das Elbetal ergossen und *Kolin* gegründet; weil aber die Gegend wegen Überschwemmungen zu unsicher war, hätten die Einwanderer diesen Platz angeblich wieder verlassen und in einiger Entfernung davon ebenfalls an der Elbe Neukolin erbaut und befestigt. Aus dem vormaligen Kolin seien Altkolin und aus Neukolin dann das heutige Kolin geworden.

Kolin war das Musterbeispiel einer schönen, regelmäßig erbauten und befestigten Stadt. Nach E. Schwarz war der Koliner Stadtrat von 1277—1361 zur Gänze deutsch,

dann schienen bis 1404 vereinzelt ein bis zwei tschechische Ratsmitglieder auf, in den späteren Jahrzehnten waren die Deutschen aus dem Stadtrat eliminiert. Von 1341—1355 war das Verhältnis der deutschen Bewohner zu den tschechischen 79 : 15, nach Šimák waren von 290 Gewerbetreibenden 62 Tschechen. Laut erhaltener Urkunden kamen nach E. Schwarz in das neu angelegte Kolin Deutsche aus Kaurim, Tschaslau, Eule, Beneschau bei Prag, Prag, Nimburg, Jechnitz, Rabenstein, Brüx, B. Leipa, D. Gabel, Jitschin, Königinhof, Königgrätz, D. Brod, Polna, Stiepanau, Kamberg, Pisek, Landskron, Olmütz und nur vereinzelt aus Bayern, Schlesien, Sachsen, Ungarn und vom Rheinland. Bei Kolin waren im 13. Jh. Dörfer mit deutscher Bevölkerung, so Welim, Nemtschitz, Heinrichau, Weidhof und andere. Die Stadt erhielt von diesen deutschen Dörfern Zuzug, so daß sich Kolin bis zur Hussitenzeit deutsch erhielt. Obwohl die Gegend waldlos, altes Kulturland und seit Jahrtausenden besiedelt ist, behauptet Šimák, daß die deutschen Dörfler aus Kolin zugezogen seien. Daß die Koliner Gewerbetreibenden mit ihren Familien die Stadt verlassen und zu Hunderten in Dörfer gezogen und dort Bauern geworden wären, ist unglaubwürdig.

Abgesehen von den festgestellten inländischen Herkunftsorten der Koliner Bürger wäre es unmöglich gewesen, daß im 13. Jh. sich in Deutschland ein Trupp von mehreren tausend Personen mit Ackergerät, Vieh, Handwerkzeug, Lebensmittelvorräten und Geld aufgemacht, durch ganz Deutschland und Böhmen gezogen, dort von einem bereits besiedelten Land Besitz ergriffen und größtenteils mittellos — es soll ja der Bevölkerungsüberschuß gewesen sein, der dem Gebot der Not gehorchend, sich zur Auswanderung entschlossen haben sollte — vorerst Altkolin gegründet und weil dieses nicht zusagte, dann weitergezogen sei und eine große, moderne Stadt aufgebaut und besiedelt habe. Der Bau einer solchen Stadt dauerte jahrzehntelang, die Neubürger erhielten bloß für eine Reihe von Jahren Steuerfreiheit, manchmal auch den Bauplatz umsonst, andere Subventionen haben sie nicht erhalten. Wovon hätten die Koliner Bürger während der Jahre des Herumziehens und des zweimaligen Aufbaues einer Stadt und schließlich während allfälliger Fluranlegung und Dorfgründungen leben sollen? Es war lediglich dem königlichen Geheiß zuzuschreiben, daß der Platz für die anzulegende Stadt und die dazu gehörigen landwirtschaftlich genutzten Grundstücke freigemacht wurden. Die aus der nächsten Umgebung in die Stadt gezogenen Grundbesitzer haben ihre außerhalb der Stadt befindlichen Grundstücke behalten, wahrscheinlich wurden solche in die Zahl der der neuen Stadt zugewiesenen Huben mit eingerechnet.

Obwohl *Kaurim,* in den Chroniken auch Churim oder Gurzim genannt, schon im Jahre 936 als umfangreiche Siedlung und urbs bestanden hat, sollen laut Šimák um die Mitte des 13. Jh.s von Ottokar II. Siedler aus dem übervölkerten Niederdeutschland zur Erbauung einer befestigten Stadt berufen worden sein. Nach J. Kudrnáč in „Vznik a počátky Slovanů" III haben Ausgrabungen ergeben, daß Alt Kaurim eine mit einer besonders starken Wehranlage befestigte Stadt war. Die Feste hatte eine Ausdehnung von über 40 ha und wohl einige tausend Einwohner, von denen viele Handwerker, namentlich Silberbearbeiter, waren. Das in einen Felsen gehauene Mausoleum einer Adelsfamilie zeigt, daß Alt Kaurim im 10. Jh. Sitz eines Fürsten war. Im 13. Jh. stellte sich heraus, daß die Bürger des neu erbauten Kaurim überwiegend Deutsche waren. Dies konnte wohl nicht anders sein, denn diese waren wie auch anderorts aus der alten deutschen Siedlung in die neue gezogen. Wären die Bewohner Alt Kaurims Slawen gewesen, wohin wären sie wohl gekommen? Den Ackerbürgern des neuerbauten Kaurim gehörte auch — wie übrigens in fast allen Städten Böhmens und Mährens — namhafter Grundbesitz außerhalb der Stadt. Es

ist nicht anzunehmen, daß der Grund und Boden für die neu zu errichtende Stadt sowie die ihr zugeteilten Huben früheren Eigentümern ersatzlos weggenommen und eingewanderten deutschen Siedlern übereignet wurde; die Chroniken, die ansonsten seit der Mitte des 13. Jh.s bereits viel berichten, machen von etwas derartigem keine Erwähnung. In der Nachbarschaft Kaurims befanden sich bis zur Hussitenzeit die zum mindesten teilweise deutschen Dörfer Wilmanitz, Ritau, Krymlau und Kryschnau, die im Hinblick auf ihre Dorfgemarkung und Fluranlagen sowie weil es sich um altes Kulturland handelt, schon lange vor Beginn der sogenannten Kolonisation bestanden haben. Nach E. Schwarz zogen sich deutsche Bauernsprachinseldörfer von Kaurim über Kolin bis Kuttenberg und Tschaslau.

Hiezu äußert sich Šimák folgendermaßen: „Die Kolonisten hatten außer der elbenahen Gegend von Kaurim kein weiteres Interesse mehr, denn höher in Richtung zur Sasau und weiter beiderseits der Sasau gegen Tschaslau zu ist der Kolonisteneinfluß ganz gering. Es handelt sich um eine waldige und daher erst in jüngerer Zeit besiedelte Gegend." Daraus müßte man also folgern, daß deutsche Kolonisten nur in fruchtbare und schon gerodete Gegenden zogen und bewaldete Regionen mieden. Daß aber gerade dies im Gegensatz zur Kolonisationstheorie steht, tut deren Vertretern keinen Abbruch. Anderseits bestätigt aber Šimák unsere These, daß die alteingesessenen Germanen gerade in fruchtbaren und kultivierten Gegenden verblieben sind und erst als der Bevölkerungsüberschuß zu Beginn und im Laufe des 2. Jahrtausends in diesen Gebieten keinen Platz mehr hatte, dieser sich auch in den weniger fruchtbaren und der Rodung harrenden Waldgebieten ansiedelte.

Kuttenberg war zur Zeit der luxemburgischen Könige die zweitbedeutendste Stadt Böhmens. Der Ort war deutsch und hatte eine verschwindend kleine tschechische Minderheit, wie eine solche ansonsten nur in den deutschen Grenzstädten Böhmens manchmal anzutreffen war. Die Behauptung, daß aus Deutschland zugezogene deutsche Bergleute die Stadt gegründet und besiedelt hätten, ist unglaubwürdig, da es nicht einmal die geringsten Hinweise hiefür gibt. Es ist wohl möglich, daß Werkmeister, Obersteiger und einige im Bergwesen erfahrene Leute von der Grubenleitung nach Kuttenberg berufen worden sind, keineswegs aber die vielen tausend Bergleute mit Familien. Laut Sudetendeutschem Atlas ist in vorhussitischer Zeit der Zuzug von 9 aus Deutschland und von 28 aus dem Sudetenraum abgewanderten Personen deutschen Volkstums registriert worden. Schon daraus ist zu erkennen, daß die aus dem Ausland zugezogenen Deutschen in keinem Verhältnis zu der mehrere tausend Einwohner zählenden Stadt standen und daher nicht als Kolonisatoren angesprochen werden können. Bemerkenswert ist das Zustreben Sudetendeutscher aus überwiegend tschechischen Gebieten. Daraus ist zu erkennen, daß schon im 13. und 14. Jh. die Sudetendeutschen in die größten Städte ihres Landes zogen und dadurch die Tschechisierung der innerböhmischen Landgemeinden und Kleinstädte förderten. Es ist aber auch festzustellen, daß es im Sudetenraum hinreichend sudetendeutsche Arbeitskräfte gab, die aus ihrer Heimat sogar abwanderten, was ebenfalls ein Beweis für ein zahlenmäßig starkes Sudetendeutschtum der damaligen Zeit ist. Bergrechtlich war Kuttenberg vorerst durch längere Zeit von Iglau abhängig.

In der Umgebung Kuttenbergs, also in einer fruchtbaren, mit flachen, niederen Anhöhen durchsetzten Ebene, befanden sich im 13. bzw. 14. Jh. die deutschen Dörfer Leutolfsheim, Kotogendorf, Kirchleins, Klux, Boymans, Grunth, Deutsch Loschan, Suchenthal, Pfaffendorf sowie einige weitere teilweise deutsche Ortschaften. Ihre Bewohner waren Bauern, das deutsche Kuttenberg war ihre Kreisstadt. Eine allfällig aufgestellte Behauptung, daß es sich um zwecks Rodung von Urwäldern angesiedelte

Kolonisten handelte, ist von vornherein hinfällig, weil das Gebiet schon seit Jahrtausenden besiedelt ist. Flur- und Ortsformen dieser Dörfer weisen auf eine Anlegung hin, die viel früher als zur Zeit der sogenannten Kolonisation erfolgte. Demnach mußten die deutschen Bauern auch schon früher dort gewesen sein, ihre Alteinsässigkeit ist dadurch erhärtet. Die Meinung, die Dörfer seien von Kuttenberg aus kolonisiert oder germanisiert worden, ist unglaubhaft.

In *Jungbunzlau*, einer nach deutschem Muster umgebauten und befestigten Stadt, befanden sich im 13. Jh. viele Deutsche. Die erste Nachricht über die in einer fruchtbaren, leicht welligen und seit Jahrtausenden besiedelten Gegend liegende und als Gründung Boleslaw III. bezeichnete Siedlung finden wir in CB I 113 aus 1130 und in einer anderen Quelle aus 1159.

Altbunzlau wird von Cosmas zum Jahre 929 als „urbs Bolezlau", in der Herzog Wenzel von seinem Bruder Boleslaw ermordet wurde, genannt. Im Jahre 932 gab dieser Boleslaw den Auftrag zur Erbauung einer Stadt mit hoher Mauer nach römischer Art. Daraus ist zu ersehen, daß die Niederlassung im Jahre 929 noch nicht den Namen „Bolezlau" hatte, denn der Ort erhielt seine Benennung erst nach diesem Boleslaus. Laut CDB I 36 dürfte die zum Jahre 929 genannte „urbs Bolezlau" die Burgsiedlung „Niuunburg" (Neuenburg), was auf einen deutschen Burgherrn bzw. auf eine deutsche Bewohnerschaft schließen läßt, gewesen sein. Allerdings ist auch nicht von der Hand zu weisen, daß dieses „Niuunburg" des 10. Jh.s die Ursiedlung des heutigen Nymburg ist.

Über das in fruchtbarer und seit alten Zeiten bewohnter Gegend liegende *Alt Bydschau* haben wir Nachrichten aus der Mitte des 12. Jh.s. Unter Wenzel II. wurde nicht weit davon entfernt an der Cydlina das Städtchen *Neu Bydschau* gegründet, dessen Patrizier Deutsche waren, die angeblich „lange die Herrschaft in der Gemeinde innehatten". Šimák schreibt über deren Gründung: „Lokator war wohl jemand, der irgendwann mit ein paar Landsleuten — also schon eine Welle zweiter Garnitur — aus sächsischen Landen gekommen war; die Stadt füllten jedoch größtenteils Bewohner des Ursprungsdorfes Alt Bydschau sowie Tschechen und Deutsche aus Böhmen, keineswegs aber aus allzu großer Entfernung." Schon aus dieser Schilderung geht hervor, daß der verantwortliche Statdbaumeister vielleicht aus Sachsen gekommen sein mag, daß aber die Einwohner von Neu Bydschau im Wege der Innenkolonisation in die neue Stadt geströmt waren. Welche Beweise gibt es nun, daß diese „Innenkolonisatoren" entweder selbst „Kolonisten erster Garnitur" oder deren Nachkommen gewesen wären? Keine! In der näheren Umgebung von Neu Bydschau befanden sich die deutschen Dörfer Bürglitz und Horitz inmitten tschechischen Sprachgebietes.

Jitschin bestand im Jahre 1293 als Marktdorf. Bald darauf wurde es zur Stadt erhoben, vergrößert und befestigt. Die Einwohner waren teils aus dem alten Marktdorf und teils aus der Umgebung zugezogene Deutsche und Tschechen. Daß auch Kolonisten aus Deutschland die Stadt bzw. das alte Marktdorf bevölkert hätten, wird nicht behauptet; im Gegenteil, Šimák führt ausdrücklich an, daß die Bewohner Jitschins nur aus Böhmen gekommen seien. Auch laut sudetendeutschem Atlas scheinen als zugewanderte Deutsche nur solche aus Böhmen auf, kein einziger aus Deutschland. In der Umgebung Jitschins befanden sich im 13. Jh. auch noch Deutsche, über die wir später nichts mehr hören.

Die ersten urkundlichen Nachrichten über das in waldreicher Gegend liegende *Nymburg* stammen aus dem 13. Jh. Die Bürger und die Stadtverwaltung waren bis ins 15. Jh. deutsch, die Stadt ist eine deutsche Gründung. Šimák will nun eine Kolonisation

von Deutschland aus damit begründen, daß sich dort eine Kirche zum hl. Nikolaus, des Schutzpatrons der angeblichen Kolonisten befinde, daß der Name Nymburg in Niederdeutschland vorkomme und beim Häuserbau Ziegel verwendet worden seien. Dies sind keine Beweise. Es gibt in Frankreich und anderen katholischen Ländern dem hl. Nikolaus geweihte Kirchen, Ziegelbauten finden sich bei fast allen Kulturvölkern der Erde und eine Namengleichheit bzw. Namenähnlichkeit kann bei dem großen deutschen Sprachgebiet mit gegen 100.000 Ortschaften nicht als Beweis für eine von einer bestimmten Ortschaft erfolgte Besiedlung herangezogen werden. Übrigens hat der Ort im 13. Jh. „Novus mons", im 14. Jh. „Nuemburg" und im 17. Jh. „Neumburg" geheißen. Der ursprüngliche Name entsprach also „Neuburg" bzw. „Neuberg", das sind demnach nicht etwa bloß in Niederdeutschland vorkommende Ortsnamen, sind aber wegen der Endung „burg" und „berg" als bis längstens zum 11. Jh. erfolgte Gründungen anzusehen.

Aus Urkunden geht hervor, daß im 13. Jh. im Marktdorf *Podebrad* und in einigen benachbarten Dörfern der Elbeniederung zahlreiche Deutsche wohnhaft waren. Da Podebrad als Marktdorf erstmals zum Jahre 1224 genannt wird, mußte es schon früher bestanden und sich hiezu entwickelt gehabt haben. Auch die umliegenden Dörfer mußten schon früher bestanden haben, da sie doch bis zu einem gewissen Grad die Voraussetzung für die Entwicklung Podebrads zum Marktdorf waren. Šimák meint, daß König Wenzel II. deutsche Kolonisten — als ob diese nur darnach gelechzt hätten, als Roboter „ins schöne Land der Přemysliden" zu kommen — nach Podebrad berufen und ihnen den Auftrag zum Roden dortiger Wälder und zum Anlegen von Dörfern gegeben habe. Diese Ansicht Šimáks ist durch nichts belegt, ja nicht einmal glaubhaft gemacht und daher als unbeachtlich zu verwerfen.

Das in der Elbeniederung gelegene und im 13. Jh. als Stadtsiedlung angelegte *Königstädtl* war größtenteils deutsch, in dessen weiteren Umgebung waren deutsche Dörfer. Das Gebiet ist seit urdenklichen Zeiten dicht besiedelt, es fehlte vor allem ein kolonisationsfähiger leerer Raum, so daß schon aus diesem Grunde keine deutschen Kolonisten zugewandert sein konnten.

Ostböhmen

Die Gegend um *Königgrätz* ist, wie Bodenfunde beweisen, seit prähistorischer Zeit ununterbrochen besiedelt. Cosmas berichtet zum Jahr 1091 über die Stadt Gradec (Königgrätz). Laut Opatowitzer Chronik verwüstete zum Jahre 1108 Herzog Bořivoj das Königgrätzer Gebiet. Auch daraus ist zu folgern, daß die Region bewohnt und kultiviert war, da es ansonsten nichts zu verwüsten gegeben hätte. Die aus 1225 stammende sogenannte Gründungsurkunde der Stadt Königgrätz weist auf eine bereits bestehende Stadt hin, die nur vergrößert und befestigt werden sollte. In der Siedlung lebten Deutsche und Tschechen; erstere waren den Tschechen zahlen- und einflußmäßig überlegen, die Stadtverwaltung war deutsch. Die nähere Umgebung von Königgrätz war überwiegend tschechisch, in der weiteren Umgebung von Königgrätz waren die deutschen Dörfer Podezheim, Deutsch Skalitz, Schlackendorf, Kalzhaus, Hildebrandsdorf, Hengstberg, Konradswald und Gerhardesdorf. Laut Šimák sollen nach Königgrätz deutsche Kolonisten aus Niedersachsen gekommen sein, die den Umbau der Stadt im 13. Jh. vorgenommen und sich dort niedergelassen haben; dies wäre aus der Verwendung von Ziegeln beim Häuserbau erwiesen. Die deutschen Dörfer sollen hingegen von obersächsischen Kolonisten angelegt worden sein, was man aber nicht näher begründet.

Der Umstand, daß die Häuser aus Ziegeln und nicht aus Stein oder Holz gebaut wurden und weil man wahrscheinlich in Niedersachsen zum Häuserbau auch Ziegel verwendete, kann doch nicht ernstlich als Begründung für eine Kolonisation der ostböhmischen Metropole gewertet werden. Die Stadt liegt in einer weiten, fruchtbaren Ebene mit tiefer Humusschichte und Lößboden, es gab in Stadtnähe vielleicht keine Steinbrüche, ebenso waren Wälder weiter entfernt. Die Stein- und Holzgewinnung war daher wahrscheinlich beschwerlicher als die Herstellung von Ziegeln, die übrigens schon Jahrtausende vorher bei anderen Kulturvölkern üblich war. Überdies waren Ziegelbauten offensichtlich schon damals im Vergleich zu Holzbauten als fortschrittlicher erkannt worden. Es ist allerdings möglich, daß seinerzeit zum Unterschied von anderen Teilen Deutschlands gerade in Niedersachsen, also auch in lößreichen, holz- und steinarmen Niederungen mit Lehmziegeln gebaut wurde.

In der Umgebung der Stadt gab es im 12. bzw. 13. Jh. keine namhaften unkultivierten Flächen, es waren dort auch keine Edelmetallbergwerke. Die weite Elbeebene um Königgrätz gehört zur sogenannten goldenen Rute, einem Gebiet, das etwa mit der mährischen Hanna, dem Saazer Becken oder dem Tullnerfeld verglichen werden kann. Es würde jeglicher Vernunft widersprechen, wenn man die dortigen Deutschen des 13. Jh.s als eingewanderte Kolonisten ansähe. Wäre es möglich gewesen, daß fremdsprachige Zugereiste in einem fremden, dicht besiedelten Land eine für damalige Verhältnisse als Großstadt anzusprechende Niederlassung errichtet und inmitten tschechischer Dörfer unter Wegnahme kostbaren Ackerlandes der einheimischen Slawen noch zusätzlich deutsche Dörfer angelegt hätten? Zudem ist aus der Tatsache, daß die angeführten deutschen Dörfer keine Rodedörfer des 13. Jh.s sind, sondern nach ihren Siedlungsformen schon lange vor Beginn der sogenannten Kolonisation angelegt worden waren, eine Gründung oder Besiedlung durch eingewanderte deutsche Kolonisten als ausgeschlossen anzusehen.

Der Sudetendeutsche Atlas gibt hinsichtlich der Herkunft einiger der nach Königgrätz übersiedelten Personen Auskunft. Darnach sind aus Deutschland 5 und aus der Umgebung von Königgrätz 29 Personen deutschen Volkstums zugewandert. Daß diese fünf aus Deutschland eingewanderten Personen nicht als Kolonisatoren einer für die damaligen Verhältnisse großen Stadt angesehen werden können, ist wohl unbestritten. Woher sind also die angeblichen Kolonisten und „Stadtgründer" gekommen, wer waren die Bewohner des im 11. und 12. Jh. bestehenden Königgrätz? Die einzig denkmögliche Antwort ist die, daß nach Königgrätz und Umgebung keine reichsdeutschen Kolonisten gekommen sind, sondern daß es alteingesessene Deutsche waren.

Die Stadt *Jaromiersch* (Germer) und Umgebung sind altes Kulturland, sie liegen im Bereich der Goldenen Rute. Laut Šimák soll die Niederlassung um die Jahrtausendwende gegründet worden sein, die erste Urkunde über Jaromiersch ist aus 1126. Mit Beginn der urkundlichen Zeit ist nachgewiesen, daß die Bewohner der Stadt sowie einiger umliegender Dörfer deutsch waren. Laut Šimák sollen die deutschen Städter und Dörfler „am ehesten aus Gegenden des sächsischen Rechts zugezogen sein."

Daß solche zugezogene Deutsche die um die Jahrtausendwende angelegte Siedlung ohne Kampfhandlung und ohne Vertreibung etwa ansässiger Slawen hätten beziehen und umbauen können, ist unglaubhaft. Es ist auch nicht anzunehmen, daß man die umliegenden Dörfer samt den dazugehörigen Liegenschaften deutschen Zugereisten abgetreten hätte, zumal es ja dort nichts mehr zu roden gab. Daß sächsisches Recht galt, ist für eine Kolonisation unbeachtlich (S. 104 f.). Jaromiersch ist von den Hussiten belagert worden. Auf das Versprechen eines freien Abzuges zogen am 15. Mai 1421 die deutschen Bürger mit ihren Familien in leichten Kleidern und ohne

Gepäck aus den Stadttoren. Daraufhin wurden sie von den hussitischen Taboriten überfallen und teils in der Elbe ertränkt, teils auf den Feldern verbrannt. Unter den Verbrannten waren 17 katholische Priester (siehe Palacky VII, 4).

Königinhof wird zum Jahre 1139 als zeitweiliger Sitz des Herzogs Sobieslaus I. genannt. In der Nähe befand sich die von ihm zur Festung ausgebaute Burg Hostin Gradec. Daß auch das fruchtbare Gebiet um diese Orte schon vor dem 12. Jh. besiedelt gewesen sein mußte, geht schon aus dem Bestehen der genannten zwei wichtigen Niederlassungen hervor. Laut urkundlicher Nachricht war Königinhof zum Jahre 1270 eine befestigte Stadt mit deutscher Bevölkerung. Es ist nicht anzunehmen, daß innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit aus einem Herzogsitz mit angeblich slawischer Bevölkerung durch Zuzug eingewanderter Kaufleute inmitten einer überwiegend slawischen Umgebung ein deutsches Königinhof entstanden wäre. Dieses sowie ostwärts davon gelegene Dörfer waren schon immer deutsch.

Wann die Kleinstadt *Arnau* gegründet wurde, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Nach Lippert hatte sich die Stadt aus der bereits erwähnten Burg Hostin Gradec entwickelt und wurde im Jahre 1316 erstmals urkundlich genannt; die Bewohner waren überwiegend und die Umgebung zur Gänze deutsch.

Außer der Marktsiedlung *Aupa* lagen am gleichnamigen Flüßchen und in der Umgebung im Jahre 1200 einige Dörfer, über deren Entstehung nichts bekannt ist. Aupa wird zum Jahre 1260 als civitas, deren Vogt der Deutsche Alber war, genannt. Woher diese Deutschen, die schon vor der behaupteten Kolonisation im Gebiete Aupas wohnhaft waren, gekommen sein sollen, darüber wird nichts berichtet. Über die in der Nähe befindliche deutsche Stadt *Trautenau* schreibt Šimák, ohne hiefür auch nur den geringsten Beweis führen zu können, daß um das Jahr 1250 deutsche Kolonisten gekommen und das teilweise schon von Tschechen besiedelte Gebiet germanisiert hätten; auch *Hohenelbe*, das „wahrscheinlich von Deutschen gegründet worden ist", habe zum Kreis Trautenau gehört. Woher aber diese deutschen Kolonisten gekommen sein sollen und wie die Germanisierung vor sich ging, darüber schweigen Urkunden genauso wie Kolonisationstheoretiker.

Eipel ist ein im tschechischen Sprachgebiet gelegenes Städtchen, dessen Bewohner im 13. Jh. zum Teil deutsch waren, das im Laufe der Jahrhunderte aber slawisiert wurde. Über das deutsche *Schatzlar* haben wir die ersten Nachrichten aus dem 14. Jh. Es wird nicht behauptet, daß diese beiden Orte von eingewanderten Kolonisten gegründet worden seien, weil es sich angeblich um „nach der großen Kolonisationswelle" gegründete Siedlungen handelte. Im Hinblick auf die bereits getroffenen Feststellungen kann jedoch behauptet werden, daß diese Ortschaften genauso wie alle anderen seinerzeit und bis 1945 von Deutschen bewohnten Siedlungen nur von den in den Sudetenländern beheimateten Deutschen erbaut worden sind.

Braunau entstand nach Šimák um 1250; zum Jahre 1265 wurde es als Marktdorf bezeichnet, im 14. Jh. wurde daraus eine befestigte Stadt. In der Umgebung wurden beginnend mit dem Jahre 1255 eine große Anzahl deutscher Dörfer gegründet. Braunau war schon zur Zeit Ottokars II. eine bedeutende Tuchmacherstadt. Dies ist ein Beweis dafür, daß die Tuchmacherei und Weberei schon viele Jahrzehnte, wenn nicht schon Jahrhunderte vorher dort beheimatet war und eine von außen her erfolgte Kolonisation gar nicht in Frage kam.

Die Gegend um *Elbeteinitz* ist altes Kulturland. Über die Siedlung selbst haben wir die erste Nachricht aus 1110. Aus Ausgrabungen geht jedoch hervor, daß der

Ort schon viel früher bestanden hatte. Im Jahre 1306 waren der Bürgermeister und von drei Ratsherren zwei Deutsche. Daraus ist zu entnehmen, daß der Großteil der Bürgerschaft deutsch war.

Auch das Städtchen *Brandeis an der Adler* sowie die Nachbardörfer Schützendorf und Herbrechtsdorf waren laut aus dem 13. Jh. erhaltenen Urkunden deutsch. Die Orte sind keine Rodesiedlungen des 13. Jh.s, sondern haben schon früher bestanden. Es wäre, da es sich um eine fruchtbare, rundum besiedelte tschechische Gegend handelte, einfach kein Platz mehr für Neuankömmlinge gewesen.

Reichenau an der Kneschna wurde vor 1260 zur befestigten Kleinstadt ausgebaut. Deren Bewohner sowie die der nicht weit entfernten Städte *Senftenberg* und *Wamberg* waren überwiegend deutsche Tuchmacher. Daß diese ihre schlesische Heimat, in die sie angeblich kurz vorher als Kolonisten aus Westdeutschland eingewandert sein sollen, wieder verlassen, weitergewandert und inmitten eines fremden, den Deutschen abgeneigten Volkes neue Wohnstätten gebaut und sich seßhaft gemacht hätten, ist mangels jedweder Veranlassung von vornherein unglaubhaft. Wann und wie dieses Deutschtum aufgetaucht und wieder zugrunde gegangen ist, darüber berichtet keine Urkunde. Wir können jedoch behaupten, daß es alteingesessene Deutsche waren, die in der Hussitenzeit entweder slawisiert, vertrieben oder liquidiert wurden.

Zu Ende des 12. Jh.s bestand *Nachod* als Marktdorf. Daraus muß man folgern, daß zu jener Zeit in der fruchtbaren und welligen Umgebung schon andere Siedler waren. Im 13. Jh. wurde das neue Nachod gebaut, das in nächster Nähe befindliche Marktdorf hieß dann Altstadt. Es ist anzunehmen, daß mindestens ein Teil der Bevölkerung, und zwar der tonangebende, deutsch war, da die Stadt im selben Stil wie alle übrigen mittelgroßen deutschen Städte Böhmens erbaut wurde und in ihr Magdeburger, also norddeutsches Recht galt.

Opotschno wird zum Jahre 1068 als oppidum genannt und wurde im 13. Jh. zur befestigten Stadt umgebaut. Šimák schreibt, daß bis hieher die deutsche Kolonisation aus Königgrätz gereicht habe, denn einige Dörfer der Umgebung seien mit deutschem Recht ausgestattet worden. Die Geltung emphyteutischen, also deutschen Rechts, weist auf deutsche Bewohner einiger in der Nähe von Opotschno liegenden Dörfer hin. Unverständlich ist jedoch, wie die Besiedlung Opotschnos von Königgrätz aus vor sich gegangen sein soll, wenn dieses selbst angeblich auf deutsche Kolonisten angewiesen war. Es ist möglich, daß von Königgrätz Deutsche nach Opotschno vereinzelt verzogen sind; dies waren aber alteingesessene deutsche Königgrätzer und sicherlich so wenige, daß sie die Bevölkerungszahl von Opotschno nicht nennenswert vergrößert haben. Schließlich hatte Opotschno als Städtchen bereits im 11. Jh., also schon lange vor Beginn der sogenannten Kolonisation, bestanden.

Ptolomäus berichtet von der Stadt Casurgis, das ist offensichtlich das heutige *Tschaslau*. Zum Jahre 1052 wird Tschaslau als Gauburg genannt. Im Jahre 1260 erhielt Konrad Spitalsky von Ottokar II. den Auftrag zur Anlegung der befestigten Stadt, die dann unter Einbeziehung einer Burg, eines Klosters und einer älteren Siedlung an strategisch günstiger Stelle erbaut wurde. Die Bürger der Stadt waren größtenteils Deutsche, die Ratsherren nur Deutsche, die Amtssprache war bis 1421 deutsch, in der näheren und ferneren Umgebung war eine nicht unbedeutende Zahl deutscher Siedlungen. Šimák schreibt, daß die ersten Bürger meistens aus der Umgebung gekommen seien. Im einzelnen führt er als Herkunftsort Brüx, Matheuern, Ronov, Kolin, Nepomuk, Kralup und besonders die „Nachbardörfer" an. Gerade hier wird

also von tschechischer Seite bestätigt, daß die Deutschen Tschaslaus weder Emigranten noch eingewanderte Kolonisten waren. Von einem „Eindringen der Deutschen in Böhmen" kann also keine Rede sein.

Das nördlich von Tschaslau gelegene Städtchen *Malin* wird von Cosmas zum Jahre 1101 als „oppidum" genannt. Es handelte sich also um eine schon lange vor Beginn der urkundlichen Zeit bestandene Siedlung, es ist ausgeschlossen, daß Deutsche während der Přemyslidenzeit dort Fuß gefaßt und einheimische Tschechen verdrängt hätten. In Malin waren zwei mit deutschen Geistlichen besetzte Kirchen, woraus man auf eine bedeutende deutsche Bevölkerungsmehrheit schließen muß. Als es zu Beginn des 15. Jh.s, und zwar noch vor den Hussitenkriegen, zu Deutschenverfolgungen im Sudetenraum gekommen war, gehörten die Deutschen Malins wohl zu den ersten Opfern. Die Ortschaft wurde im Jahre 1412 bei einer „Kirchweihrauferei" ausgerottet und niedergebrannt (obec byla vybita a spálena).

Cosmas berichtet zum Jahre 1055 über die „urbs Hrudim". Dies war offenbar eine größere Burg (Gauburg) mit darin auch wohnhafter Zivilbevölkerung. Im 13. Jh. erwies sich nun dieses *Chrudim* als überwiegend deutsch. In die im Jahre 1260 umgebaute und vergrößerte Stadt zogen vom Sudetengebiet etwa 25 und von Deutschland zwei deutsche Zuwanderer. Schon dadurch ist die behauptete Kolonisation widerlegt, obwohl sicherlich nicht alle und zwar insbesondere die aus den benachbarten Dörfern zugewanderten Personen urkundlich nicht erfaßt worden sind. Von vier in der Nähe Chrudims gelegenen deutschen Ortschaften wurden Kotschi, Topol und Hermannstadt im Jahre 1421 tschechisiert, Steinmetzdorf wurde ähnlich wie Malin dem Erdboden gleichgemacht. Ebenso war der südöstlich von Chrudim gelegene Markt Albrechtsdorf samt den in der Nähe im fruchtbaren Flachland gelegenen Dörfern Eckleinsdorf, Ticsmanndorf, Hermannsdorf und Waltersdorf bis zur Hussitenzeit deutsch. Um die Kolonisationstheorie irgendwie zu untermauern, wird nun einfach behauptet, daß es „Kolonistendörfer" gewesen wären, obwohl das Gebiet uraltes Kulturland ist. Trotzdem die Chroniken aus dem 13. bis zum 15. Jh. wiederholt über jene Gegend berichten, wird von einer Einwanderung deren Bewohner nichts erwähnt.

Deutsch Brod wird zum Jahre 1256 als fertige Stadt genannt. Es ist klar, daß der Werdegang einer solch befestigten Stadt eines längeren Zeitraumes bedurfte, so daß das Gebiet um Deutsch Brod schon vorher besiedelt gewesen sein mußte. In der Umgebung der Stadt, wo sich 14 deutsche Dörfer mit größtenteils bäuerlicher Bevölkerung befanden, wurde Silberbergbau betrieben. Nach Šimák sollen alle Einwohner von Deutsch Brod und Umgebung eingewanderte Bergleute aus Österreich gewesen sein. Dies ist schon dadurch widerlegt, daß nur ein geringer Teil der Dorfbevölkerung dem Bergbau nachging. Laut Darstellung im Sudetendeutschen Atlas sind in vorhussitischer Zeit gegen 50 deutsche Personen aus dem Sudetenraum, aber keine einzige aus Österreich oder Deutschland nach Deutsch Brod zugewandert. Die Bauerndörfer um Deutsch Brod sind keine Rodedörfer, ihren germanisch-deutschen Orts- und Flurformen nach sind sie schon in vorurkundlicher Zeit angelegt worden, über einen Zuzug ausländischer Kolonisten bestehen keine Hinweise.

Im Jahre 1422 wurde Deutsch Brod von den Hussiten belagert, auf Seiten der Verteidiger und der Angreifer waren große Verluste, das hussitische Heer wurde von Žižka persönlich geführt. Nach einigen unentschiedenen Kampfhandlungen kam es in der Stadt zu Verhandlungen über einen Waffenstillstand. Beim Einlaß der hussitischen Unterhändler schmuggelte sich auch eine größere Anzahl ihrer Krieger in

die Stadt, die dann hinterhältig und vertragsbrüchig die Stadttore von innen öffneten und die hussitische Streitmacht in die ansonsten gut verteidigte Stadt einließen. Bei dem nun einsetzenden Gemetzel wurde von den zahlenmäßig weit überlegenen Hussiten die gesamte deutsche Bevölkerung hingeschlachtet. Der zeitgenössische tschechische Chronist berichtet hiezu: „Die Stadt blieb daraufhin sieben Jahre wüst, Wölfe und Hunde fraßen die Leichname auf dem Stadtplatz und nur einige wurden von Bauern der Umgebung begraben" (siehe Palacky VII, 4). Die um Deutsch Brod in vorhussitischer Zeit befindlichen deutschen Dörfer Schenkeldorf, Hruschenstein, Popya, Wessles, Gabelsdorf und Gerungsdorf sind nach J. Lippert heute vom Erdboden verschwunden.

In der Umgebung von *Gumpolds*, das laut Šimák von dem deutschen Lokator Gumpold für die aus Österreich eingewanderten Bergleute gegründet worden sein soll, wurde bereits unter Ottokar I. nach Silber geschürft. Alle Umstände sprechen dafür, daß es sich um dort altansässige Deutsche handelte, die teils aus der ursprünglichen Dorfsiedlung, teils aus Iglau und den umliegenden deutschen Dörfern Pfaffendorf, Hohentann, Blumendorf, Perchmeistersdorf, Scheiblingsdorf, Linden, Dürre, Schönfeld, Lichtenfeld und dem deutschen Markt Schlappans in das neu angelegte Gumpolds strömten. Diese Dörfer — die zum Teil deutsch blieben und der Iglauer Sprachinsel zugehören — stammen, wie aus Siedlungsformen zu erkennen, aus der vorurkundlichen Zeit und waren schon zu einer Zeit von Deutschen bewohnt, bevor noch die behauptete (und nie stattgefundene) Kolonisation eingesetzt hatte. Lediglich zwischen Gumpolds und Zahradka wurden im 13. Jh. die Dörfchen Schimonitz, Bukau und Kunincbrunn gegründet und mit Kolonisten aus dem Inland besetzt. Die deutschen Namen der Bauerndörfer scheinen schon im 13. Jh. auf, die tschechischen Ortsbezeichnungen finden wir erst nach der Hussitenzeit.

In der ferneren Umgebung von Gumpolds werden bei *Polna* zwei im 13. Jh. bestehende deutsche Dörfer (Deutsch Gablans und Spynelsdorf) genannt. Die Stadt Polna selbst ist aus einem Dorf entstanden, das auf eine vor der sogenannten Kolonisationsperiode liegende Zeit hinweist. Da Polna nach deutschem Muster gebaut ist, ist auch mit einer deutschen Bevölkerung im 12. und 13. Jh. zu rechnen. Auch bei Wilhelmszell (Willimow) und Selau waren im 13. Jh. noch deutsche Dörfer. Die kleinen Städte *Ronov*, *Lichtenburg* und *Schleb* waren im 13. Jh. überwiegend von Deutschen, die diese Städte erbaut und befestigt hatten, bewohnt. Daß es sich hier um keine aus dem Ausland eingewanderte, sondern um einheimische Deutsche gehandelt hatte, ersehen wir unter anderem aus einem Bericht der Chron. Sarense in den fontes rer. Boh. II, S. 530, laut welchem bei der Gründung des Klosters Saar an der Sasau „nicht nur Mährer, sondern auch Deutsche und Bergleute aus der Umgebung herbeigeströmt sind". Dies ist überdies ein Beweis dafür, daß anläßlich der Klostergründungen keine Kolonisten in die Sudetengebiete gekommen sind, sondern daß die Deutschen und die Bergleute schon im Lande waren. In der Nähe von Saar waren damals die deutschen Dörfer Berchtholdsdorf, Rohrberg und Heinrichs.

Das östlich von Chrudim in fruchtbarer, leicht gewellter Landschaft gelegene *Hohenmaut* hat ursprünglich als Zollstätte bestanden und wurde unter Ottokar II. als befestigte Stadt angelegt, in nächster Nähe befanden sich bis zur Hussitenzeit die deutschen Dörfer Lindberg, Schneckendorf und Hart.

Laut Cosmas bestand zum Jahre 981 *Leitomischl* als Burg. Da jedoch Burgen nie allein in unbewohnter Gegend gebaut wurden, muß man schon für damals in der Nähe von Leitomischl eine oder mehrere Ortschaften annehmen. Im 13. und

14. Jh. wurde Leitomischl zur befestigten Stadt. Diese und eine große Zahl umliegender Dörfer waren deutsch. Šimák meint, daß erst deutsche Kolonisten die Dörfer gegründet, nach Leitomischl zugezogen und es verdeutscht hätten. Abgesehen von anderen, in dieser Abhandlung erläuterten Gründen war ein solcher Germanisierungsprozeß nicht denkbar, weil auch im 14. Jh. vorwiegend eine stark slawisierende Tendenz und Zurückdrängung des Deutschtums im Innern der Sudetenländer vorherrschte.

In dem noch schwach besiedelten Gebiet der böhmisch-mährischen Höhe wurde unter Ottokar II. südlich von Leitomischl die Stadt *Politschka* in nächster Nähe des deutschen Dorfes Laubendorf erbaut. Stadt und Umgebung waren überwiegend deutsch. Die östlich der Stadt liegenden Dörfer haben sich, da sie zum geschlossenen Gebiet des deutschen Schönhengstes gehörten, bis 1945 deutsch erhalten. Die westlich davon inmitten slawischer Siedlungen gelegenen vereinzelten deutschen Dörfer wurden frühzeitig slawisiert. Über eine Einwanderung deutscher Kolonisten bestehen nicht die geringsten Hinweise.

Allgemeine Ausführungen über Mähren-Schlesien

Über diese Lande berichtet Šimák nur kurz, denn unterdessen wurde das deutsche Sudetenland im Jahre 1938 unmittelbar an Deutschland angeschlossen und es bestand keine Veranlassung mehr zur Bekräftigung der Einwanderungstheorie. Ganz besonders hier, aber auch bei den böhmischen Städten fällt auf, daß Šimák trotz Kenntnis ihrer Existenz — wenn auch in anderer Form — schon vor dem 13. Jh. nun die Anlage und Gründung immer in dieses Saeculum verlegt. Damit will er sichtlich das tatsächliche Alter größerer Siedlungen verschleiern und deren „Gründung durch eingewanderte deutsche Kolonisten des 13. Jh.s" bekräftigen. Šimák führt aus, daß nach Mähren drei Kolonisationswellen eingedrungen wären, und zwar eine im Norden von Schlesien, eine in der Mitte aus Niederdeutschland, bzw. aus den Niederlanden und die dritte im Süden von Österreich.

Hiezu ist ganz allgemein zu wiederholen, daß sich Schlesien angeblich damals selbst im Kolonisationsstadium befand, die Mongolen im Jahre 1241 große Verwüstungen angerichtet und viele Menschen getötet hatten, daß die Niederdeutschen doch ihre Mundart, Sitten und Gebräuche mitgebracht hätten und Österreich damals selbst innenkolonisierte. Böhmen und Mähren hatten mit Ausnahme der Magyaren- und Mongoleneinfälle in Ostmähren keine größeren Verluste durch Feindeinfälle erlitten, so daß sie trotz Bestehens einer Anzahl von Wüstungen Kolonisten eher abgeben als aufnehmen konnten. Der sudetische Bevölkerungsüberschuß wanderte daher in die neu gegründeten und vergrößerten Siedlungen ab, der vermehrte Lebensmittelbedarf wurde durch Urbarmachung und Rodung brachliegenden oder bewaldeten Landes durch Innenkolonisation gedeckt. Allerdings befanden sich die von Deutschen bewohnten Gebiete Mährens mit Ausnahme der böhmisch-mährischen Höhe, eines Teiles des Schönhengstgaues, der Regionen um das Altvatergebirge, des Gesenkes und der Westkarpaten meist in fruchtbaren Ebenen und welligem Gelände, so daß für eine Innenkolonisation nicht mehr viel Raum war. In diesem Zusammenhang wird auf die bereits geschilderten Ausgrabungsergebnisse verwiesen, nach denen schon vor 1500 bis 2000 Jahren Südmähren, das Gebiet um Brünn, die kleine und die große Hanna sowie das Gebiet um Olmütz usw. von Germanen bewohnt und kultiviert waren, so daß es also dort im zweiten Jahrtausend nichts mehr zu kolonisieren gab.

Mähren war dem Land Böhmen entwicklungsmäßig um etwa 50 bis 100 Jahre immer voraus, so insbesondere in der Neuanlegung von Siedlungen in den ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends. Dies ist wohl auf die nach Süden offene Landseite, auf die größere Fruchtbarkeit des Landes sowie auf den größeren Prozentsatz an deutscher Bevölkerung zurückzuführen. Wenn man von der Ansicht der Kolonisationstheoretiker ausgeht, daß die Kolonisation sich in einer West-Ost-Richtung nach Ostelbien und in den Sudetenraum vorgeschoben haben soll, dann müßte logischerweise das westlicher gelegene Böhmen früher als Mähren kolonisiert worden sein. Nun zeigt sich aber, daß die mährischen und sudetenschlesischen Städte meist vor den böhmischen angelegt, bzw. umgebaut wurden. Urkunden über Stadtrechtverleihungen, Einweisungen in ein bestimmtes Rechtsgebiet, Einrichtung gerichtlicher Oberhöfe, schriftliche Freiheitsbestätigungen usw. wurden für mährische Rechtsträger meist früher als für böhmische erstellt. Schon daraus ist die Unhaltbarkeit der Kolonisationstheorie zu erkennen, denn bei einer tatsächlich von Deutschland aus erfolgten Besiedlung wäre zuerst Böhmen und dann erst Mähren-Schlesien „kolonisiert" worden.

Außer Bretholz haben sich noch andere mährische Gelehrte im 20. Jh. mit der Unmöglichkeit der behaupteten Kolonisation befaßt. Es soll hier auszugsweise der Inhalt einer von Prof. Dr. Hans Reutter aus Brünn erstellten Arbeit über „Das Siedlungswesen der Deutschen in Mähren und Schlesien" aus 1918 (herausgegeben vom Schulwissenschaftlichen Verlag A. Haase in Leipzig, Prag, Wien) wiedergegeben werden. Darin heißt es:

„Von den Slawen Mährens und Schlesiens hören wir im siebenten und achten Jahrhundert gar nichts und wir könnten ihre Existenz in dieser Zeit mit demselben Rechte in unseren Ländern ableugnen, mit dem unverfroren slawische Geschichtsschreiber das Dasein der Deutschen in den Sudetenländern leugnen. Die Geschichtsquellen schweigen über beide Völker gleicherweise. Warum sollte dieses Schweigen für den Slawen Leben, für den Deutschen aber Tod bedeuten? Als die Awarenherrschaft von den Sudetenländern genommen war, entwickelte sich hier zunächst als fränkischer Vasallenstaat das selbständige Mährerreich. Daß später nicht die alte, kulturell höher stehende deutsche Landesbevölkerung die Herrschaft an sich riß, hat seinen Hauptgrund darin, daß sie in den zentralen Marchebenen nicht mehr die Mehrheit bildete und durch die slawische Mitte in zwei Siedlungsgebiete im Thayagebiet und in Nordmähren-Schlesien getrennt war, zwischen denen fast keine Verbindung bestand.

Es ist ein oft wiederholter Vorwurf der slawischen Geschichtsschreibung, daß bis nach dem Jahre 1200 Deutsche in Mähren und Schlesien weder erwähnt werden, noch deutsche Orte namentlich auftauchen. Es war eben ein slawischer Staat, dem sie angehörten, in dem die Stimmung regierender Kreise eine deutschfeindliche war. Dem slawischen Staate, dessen Fürsten und Adel wohl deutschen Ursprungs waren, standen die Deutschen ablehnend und interesselos gegenüber. Deutsche Orts- und Personennamen, oft verballhornt, lassen sich aber auch in dieser Zeit nachweisen.

Neben den geschlossenen deutschen Sprachgebieten bestanden im slawischen Landesteile neben den slawischen Dörfern auch deutsche. Zu einem Aufgehen dieser in die Slawen konnte es bei der Verschiedenheit der freien Rechtsstellung der Deutschen, der Verschiedenheit in Kultur, des Rechtslebens und der Sitten nicht kommen. Deutsche und Slawen wohnten nebeneinander, nicht miteinander. An Kultureigenschaften reicher als der Slawe der Umgebung, durch den nie ganz aufgegebenen Zusammenhang mit dem neu aufblühenden deutschen Donaulande, an

Geistesgaben rascher und energischer, an persönlicher Freiheit reicher als der unter dem Adelsdruck lebende slawische Bauer, gewandter überhaupt für Handel und Wandel, wandte sich, bei der Unmöglichkeit in der Einkeilung zwischen Slawendörfern im dicht besiedelten Lande sich ausdehnen zu können, die überschüssige Bevölkerung dieser Deutschdörfer dem Handwerk zu; angeregt wohl durch deutsche Kaufleute, die aus Österreich, Bayern und Sachsen her ihr Land durchzogen und deren Gewerbewaren sie nachahmten.

Mit etwa dem Jahre 1200 setzen die erhaltenen Urkunden über die Deutschen in Mähren-Schlesien ein. Dies gilt vor allem für die Rechtsstatuten, die sich bisher langsam fortgebildet und mündlich fortgepflanzt haben. Auch in Ober- und Niederösterreich, von denen man eine künstliche Kolonisation in dieser Zeit nicht behauptet, wurden sie erst damals niedergeschrieben. Wenn Stadt und Dorf gleichzeitig „kolonisiert" worden wären, müßten solche Dorfrechte dieser Zeit auch vorhanden sein. Daß erst jetzt deutsche Ortsnamen auftreten, hat seinen Grund darin, daß die bisherigen Urkundenschreiber slawische Geistliche und Notare waren. Jetzt werden aber Klöster mit deutschen Mönchen gegründet (1190 Bruck, 1201 Welehrad, 1230 Pöltenberg, 1234 Tischnowitz, 1252 Saar); und deren Mönche verfaßten die Urkunden nicht nur deutsch, sie schrieben auch die Ortsnamen deutsch, nicht mehr slawisiert. Die meisten deutschen Städte Mährens sind aus Dörfern entstanden. Die Dörfer der Umgebung, aus denen der Hauptzuzug in die Stadt erfolgte, stehen noch lange Zeit später in einem rechtlichen Verhältnis zur Stadt. Auch wenn die Bewohner eines Ortes fast ganz wechseln, werden die Deutschen nicht aus der Ferne gerufen, sondern aus der Umgebung zusammengerufen (convocavimus 1228 Göding).

Alle künstlichen durch „Kolonisation" erfolgten Ortsgründungen finden sich nur in den bewaldeten und gebirgigen Gegenden Nordmährens und Schlesiens, nirgends sind als Bewohner Fremde aus dem Ausland nachweisbar. In Südmähren fehlt die künstliche Gründung von Orten gänzlich, lediglich der deutsche Waldbauer Nordmährens ist der Roder und Besiedler. Alle diese künstlichen Stadt- und Dorfgründungen sind Ackerbaukolonien. Hier kann sich auch das Recht nicht langsam aus den Verhältnissen entwickeln. Die Städte übernehmen das fertige Recht einer anderen Stadt, meist Magdeburger, auch Brünner und Olmützer Recht. Die kolonisierten Dörfer holen ihr höheres Recht von der nächsten Stadt der gleichen Grundherrschaft, das niedere Recht hat der Erb-Dorfrichter. Mit etwa dem Jahre 1300 hört die künstliche Kolonisation auf.

Kurz zusammengefaßt ergibt sich, daß die Germanen der ersten christlichen Jahrhunderte trotz der Völkerwanderung im Land verblieben sind. Die Deutschen verblieben trotz Zuzug von Slawen auch im 10. bis 12. Jh. fest im Lande, ihre Siedlungen entwickelten sich gleichmäßig wie in Deutschland weiter. Eine Masseneinwanderung und Kolonisation aus dem Ausland hat nie stattgefunden. Keine einzige Urkunde liefert einen Anhalt oder Beweis für diese falsche Behauptung, die endlich aus den deutschen Lehrbüchern verschwinden sollte."

Dr. Reutter hat in der erwähnten Broschüre 39 Urkunden, die während der Zeit von 1201 bis 1316 von böhmischen Königen sowie anderen sudetischen Landesherren und Großgrundbesitzern anläßlich von Stadtgründungen, Rechtsverleihungen und Eigentumsübertragungen betreffend verschiedene Rechtsträger Mährens verfaßt und uns überliefert worden sind, nach sinngetreuer Übersetzung aus dem Lateinischen veröffentlicht. In keiner dieser Dekrete und Verträge ist eine Erwähnung von eingewanderten Deutschen; diese sowie deren Institutionen treten darin als vollberech-

tigte Personen und Vertragspartner auf, hinsichtlich derer nicht einmal der Schein einer mangelnden Altansässigkeit besteht. Ja selbst der Brünner tschechische Historiker Dr. Beda Dudik schreibt: „So weit die Geschichte Mährens zurückreicht, sie findet Deutsche im Lande . . ."

Cosmas berichtet zum Jahre 1061, daß Herzog Wratislaw bei der Teilung Mährens seinem Bruder Konrad, der die deutsche Sprache beherschte, die den Deutschen zugewandte westliche Zone gegeben habe. Daraus ersieht man, daß an der Westgrenze Mährens, also im Grenzbereiche Böhmens und Mährens, Deutsche in bedeutender Zahl und in größeren Landstrichen lebten, weil dies ansonsten bei der Verwaltungsteilung des Landes nicht von Bedeutung gewesen wäre und Cosmas es nicht besonders vermerkt hätte. Cosmas hat damit keineswegs, wie nun Šusta behauptet, die Grenze gegen Österreich gemeint, denn diese liegt doch im Süden Mährens. Die Konrad zugeteilte westliche Zone Mährens grenzt zwar im Süden an Österreich, dies aber wohl kaum mehr als der östliche Teil Mährens. Diese an seinen Bruder Otto abgetretene Zone war laut Cosmas eben und fruchtbar; damit war also sichtlich auch das Gebiet der Hanna und die östliche südmährische an Österreich grenzende Zone gemeint. Daß die Kenntnis der deutschen Sprache für den přemyslidischen Fürsten Konrad als erwähnenswerte Qualifikation galt und die Teilung Mährens beeinflußte: dies ist ein Zeichen dafür, daß er (im 11. Jh.) diese Sprache des öfteren gebrauchte; und war natürlich dann der Fall, wenn in seinem Herrschaftsbereich viele Deutsche lebten. In der Schlacht bei Lodenitz in Südmähren im Jahre 1185 kämpften im Heere Konrad Ottos als Verteidiger ihres Landes deutsche Truppenkontingente äußerst tapfer und trugen dazu bei, daß die feindlichen und plündernden böhmischen Truppen schleunigst das Land wieder verließen. (Siehe V. Novotny I/2, S. 1079.)

Nun steht als unbestritten fest, daß im 13. Jh. beginnend vom Ostzipfel Böhmens (Grulich) über den Schönhengst und das böhmisch-mährische Grenzgebiet ein fast durchgehender breiter Landstreifen von Deutschen bewohnt war. Wenn also erwiesenermaßen im 11. Jh. dort Deutsche ansässig waren und im 12. Jh. deutschmährische Soldaten im Heere des mährischen Landesfürsten mitkämpften, konnten sie nicht erst im Zuge der sogenannten Kolonisation ins Land gekommen sein.

Der tschechische Prämonstratenser P. Ullmann hat in seinem im Jahre 1762 zu Olmütz erschienenen Werke „Alt Mähren" eingehend dargetan, daß die durch Auswanderung geschwächten Sudetengermanen „die Slawen in ihre Gesellschaft eingeladen haben; letztere haben sich aber derart vermehrt, daß sie die Germanen zahlenmäßig übertrafen und endlich ohne Widersage der daselbst beharrenden Germanen die Herrschaft an sich reißen konnten. Überbleibsel von Germanen mögen bis heutigen Tages in Mähren, namentlich in dem Sudeten- und Gessenikischen Gebürge sein und einer unartigen, auch von guten Deutschen gar hart verständlichen oder altdeutschen oder wandalischen Sprache gebrauchen".

Die Iglauer Sprachinsel

Hier befinden sich ähnlich wie in Südböhmen auf Bergkuppen in Fels gehauene große Wannen, sogenannte Opfer- oder Schalensteine. Weiters fand man laut „Kolonisationsgeschichte der Iglauer Sprachinsel" von Anton Altrichter keltische Goldmünzen (sogenannte Regenbogenschüsselchen) und Bronzegegenstände, Steinhämmer (siehe auch Sudeta IX, 82) sowie germanische Hünengräber und Thingstätten. Nach einem

Aufsatz von L. Franz in Sudeta V, 54 wurden in der Umgebung von *Iglau* viele Funde aus der Steinzeit gemacht. All diese menschlichen Relikte stammen aus vorhistorischer Zeit, es ist nicht immer geklärt, ob aus der Illyrer-, Kelten- oder Germanenzeit.

Obwohl man Sagen und mündlichen Überlieferungen keinen allzu großen historischen Beweiswert beimessen kann, findet sich in ihnen meist irgendein wahrer Kern. So wird über die Gründung von Iglau in unverbürgter Form berichtet: Karl der Große habe auf seinem Zuge gegen die Awaren (im Jahre 791) in Mähren am Igelflusse einige tausend Deutsche, Nachkommen der in den dortigen Wäldern lebenden Germanen, beim Bau eines Städtchens getroffen. Der Frankenkönig habe dieses Beginnen gefördert. Seinem Waffengefährten Johannes habe es jedoch in der Gegend so gut gefallen, daß er nach dem Tode seines Herrn seinen Wohnsitz in diese Stadt an der Igla verlegt habe.

Wenzel Hájek aus Libočan, ein durchaus slawisch eingestellter Autor, berichtet, daß die Stadt Iglau aus einem befestigten Lager der mit den Mähren vereinigten Deutschen hervorgegangen sei. Der tschechische Domdechant Th. Pessina schrieb im Jahre 1677 in „Mars Moravicus", daß die Gründer Iglaus Nachkommen aus dem Volke der Markomannen gewesen seien. (Siehe „Iglauer Heimatbuch" 1962, S. 20.) Diese Berichte werden durch die in die deutsche Sprache übersetzte Lebensbeschreibung des hl. Ignaz von Loyola aus 1689, die sich als kleines Büchlein im Museum von Iglau befindet, unterstützt. Darin heißt es: „Diese löbliche Kreis- und königliche Bergstadt Iglau hat solchen Ruhm schon über 889 Jahre her, daselbst anno 799 von den streitbaren Markomannen zu einer Gräntz-Vestung der ausschweifenden Gegend aufgerichtet wurde."

Aus obigen Funden, Berichten und Sagen muß man darauf schließen, daß das Gebiet um Iglau von prähistorischer Zeit an bis über das 8. und 9. Jh. hinaus von Kelten, bzw. Germanen und deren Nachkommen besiedelt war; die Mutmaßung, die Region sei noch im 12. Jh. bewaldet und unbewohnt gewesen, ist dadurch widerlegt. Die Meinung, daß durch das menschenleere Iglauerland nur einige Wege geführt hätten, ist unzutreffend.

Die Burg Iglava wird zum Jahre 1174 urkundlich genannt. Die ersten verläßlichen Nachrichten über die anderen Sprachinselsiedlungen und den dort betriebenen Bergbau stammen aus den ersten Dezennien des 13. Jh.s. Schon daraus muß man schließen, daß diese Niederlassungen in das 11. und 12. Jh., also in die Zeit vor der behaupteten Kolonisation zurückreichen. E. Schwab legt in der Abhandlung „Alt Iglau" aus 1924 einwandfrei dar, daß die ganze Iglauer Sprachinsel mit Beginn des 13. Jh.s fertig und von Deutschen besiedelt in das Licht der quellenmäßigen und urkundlichen Geschichte eintrat. Der Umstand, daß es keine im 13. Jh. angelegten Waldhufen gibt, ist ebenfalls ein Beweis dafür, daß die 81 Sprachinselsiedlungen — mit Ausnahme von Langendorf, das ein langgezogenes Reihendorf, also ein Waldhufendorf älteren Datums ist — schon früher und demnach vor Beginn der behaupteten Kolonisation von der alteingegessenen deutschen Bevölkerung angelegt worden sind. Der Markt Stannern weist wegen seiner ern-Endung auf eine vor das 10. bis 11. Jh. anzusetzende Gründung hin, was auch durch dessen Lage an einem Südhange erhärtet wird. Der Großteil der Siedlungen sind Platz-, Anger- und Straßendörfer, fast durchwegs Gründungen des 11. und 12. Jh.s; das zum Markt umgebaute Stecken weist auch auf eine in vorurkundlicher Zeit erfolgte Gründung hin. Der Meinung Altrichters, daß auch einige Runddörfer (Rundlinge) der Sprachinsel als Waldhufen-

dörfer anzusehen sind, kann mangels jedweder Analogie nicht beigepflichtet werden, da solche im 13. Jh. nicht mehr angelegt wurden. Die Dörfer Friedrichsdorf, Birnbaumhof, Preitenhof, Neu Rauneck, Neu Steindorf, Glashof, Waldhof, Libinsdorf, Handelhof, Höfen, Neuhof, Lerchenhof und Bastin sind durch Aufteilung großer Einzelhöfe oder deutscher Herrschaftsgüter (Villicationen) entstanden. Da jedoch diese Dörfer meist schon zu Beginn des 13. Jh.s urkundlich aufscheinen, mußten sie natürlich schon früher angelegt worden sein. Dies setzt aber ein noch höheres Alter der aufgeteilten Höfe voraus, das man mit Sicherheit für viel frühere Jahrhunderte annehmen muß. Im Jahre 1233 wurden vom Olmützer Bischof die seelsorgerische Betreuung der Stadt Iglau dem Stift Selau und zur Ausstattung der Kirche 14 zehentpflichtige Dörfer übertragen. Auch daraus erhellt, daß das Gebiet bereits bedeutend früher besiedelt war, da ansonsten dort keine zinsfähigen Dörfer hätten sein können. In vielen Wäldern der Sprachinsel findet man noch heute mit alten Ackerfurchen bedeckte weite Flächen, woraus man erkennt, daß das Gebiet zeitweise dichter besiedelt war als heute.

Im Jahre 1248 führte König Wenzel I. gegen seinen Sohn Ottokar Krieg und belagerte ihn auf der Festung Wyschehrad, die Iglauer standen auf Seite des Königs. Der tschechische Chronist berichtet hiezu nach der Einnahme der Festung: „Der König ließ schlimme Leute (damit sind sichtlich die Deutschen gemeint) aus Iglau kommen und eine Anzahl Belagerungsmaschinen vorrücken." Daraus erkennt man die technische Überlegenheit der Sudetendeutschen gegenüber den Slawen und deren artilleristischen Kriegseinsatz als technische Sondertruppe.

Im Jahre 1249 bestätigten nach erfolgter Aussöhnung Wenzel II. und sein Sohn Ottokar der Stadt Iglau das Stadt- und Bergrecht und weitere Privilegien. Sämtliche bestehenden und allgemein nur Deutschen zuerkannten Rechte der eingesessenen Bürger und Bergleute wurden darin schriftlich anerkannt, es handelte sich also um keine Neuverleihung, wie dies bei Einwanderern der Fall sein müßte. Aus der Urkunde geht hervor, daß die mit großen Rechten ausgestatteten Iglauer Geschworenen (Schöffen) bereits früher Verfügungen erlassen hatten, die auf große Autonomierechte der Stadt hinweisen und nun vom König und Markgrafen anerkannt und bestätigt wurden. Mit dieser Urkunde erhielt Iglau — ähnlich wie Brünn schon im Jahre 1243 — ein eigenes Gesetzgebungsrecht mit der Befugnis zur Beurkundung der Erlässe unter königlichem Siegel. Die den Iglauer Bürgern — die Stadt war damals fast hundertprozentig deutsch — schon zustehenden Rechte in Verbindung mit den neu verliehenen waren also bedeutender als die den Prager Deutschen im Sobieslaum beurkundeten Deutschenrechte. Das Iglauer Bergrecht, das keineswegs importiert worden war, ward zur Grundlage für das Landesbergrecht in Böhmen und Mähren sowie oberstes Berggesetz für das přemyslidische Königreich, Iglau wurde der Oberhof für dessen sämtliche Bergstädte. Übrigens hatte man sich schon vor Erlassung des Dekrets aus 1249 in Freiberg in Sachsen, Deutsch Brod, Kuttenberg, Kolin und Tschaslau von altersher nach dem Iglauer Bergrecht gerichtet, die Iglauer Bergjuristen hatten ihnen schon vorher Rechtsbelehrungen erteilt, Iglau war also eine ältere Bergstadt als Freiberg in Sachsen. Zudem besaß Freiberg selbst eine solche Fülle edlen Metalls, daß eine Auswanderung von Freibergern nach Iglau in auch nur etwas größerem Maße nicht in Frage kam. Von den rechtskundigen Iglauer Schöffen holten sich aber auch in anderen Zivil- und Strafrechtssachen Groß Meseritsch, Wollein, Pribislau, Polna, Triesch, Pailenz, Teltsch, Battelau und Potschatek Rechtsbelehrungen. Es handelt sich also um ein im 13. Jh. schon besiedeltes, großes Gebiet im näheren und ferneren Umkreis von Iglau. Es war auch nicht notwendig, Iglau auf ein anderes

Rechtsgebiet zu verweisen. Hätte man erst vor kurzem eingewanderten fremdsprachigen Kolonisten eine solche Machtfülle gegeben und ihnen so viele, zum Teil auch überwiegend slawische Kleinstädte gerichtsmäßig untergeordnet?

Im Jahre 1255 waren der Iglauer Münzmeister Eberhard und seine Freunde bei der Erbauung von Kuttenberg erheblich beteiligt. Die Bergwerke von Kolin und Tschaslau werden zum erstenmal im 13. Jh. genannt und wurden zweifellos von Iglau aufgebracht, mit dessen Bergrecht sie auch ausgestattet worden sind. Die Iglauer hatten in Kuttenberg, Deutsch Brod und Tschaslau das Vermessungsrecht, das aber später auf diese Städte selbst überging. Bei der Gründung der Stiftsgruben in Jauer in Schlesien im Jahre 1268 wurde dessen Abt bergrechtlich an Iglau verwiesen, obwohl doch Freiberg näher gewesen wäre. Im Jahre 1271 erhielt Troppau für die Bergwerke in Bennisch von Ottokar II. das Iglauer Bergrecht verliehen. Iglau blieb durch Jahrhunderte hindurch, wie der Historiker Adolf Zycha ausführt, unangefochten das Zentrum des autonomen Bergrechtes der wichtigsten Bergbaudistrikte Mitteleuropas.

Da die Kernfrage einer jeden Kolonisation die Feststellung der Herkunftsländer der Zugewanderten ist, haben sich damit auch die Kolonisationstheoretiker befaßt. Altrichter stellte übereinstimmend mit allen übrigen Gelehrten fest, daß es keine einzige Urkunde über eine etwaige Einwanderung deutscher Kolonisten gibt. Nun will man aber solche Feststellungen durch die in den letzten Jahrzehnten in Schwung gekommenen Namen- und Mundartforschungen treffen. Hiebei sind aber die Gelehrten, meist Hochschulprofessoren, zu verschiedenen Ergebnissen gekommen. Die Sprachinsler werden von den einen als Einwanderer aus Brabant, von anderen aus Holland und der nordwestdeutschen Meeresküste, wieder von anderen aus dem Rheinland, dann aus Obersachsen, aus der Pfalz und schließlich aus Österreich bezeichnet. Wie unverläßlich aber solche „Gelehrtenforschungen" sind, ersieht man aus ihren sich widersprechenden Darlegungen, bei deren aller Richtigkeit die Sprachinsler Nachkommen nahezu aller deutschen Volksstämme aus dem ganzen deutschen Sprachraum sein müßten. Anderseits steht fest, daß ins Ausland weisende Herkunftsnamen der Iglauer aus dem 13. Jh., wie z. B. Nürnberger, Kölner, Wiener usw., die in den Großstädten Prag und Brünn manchmal vorkommen, hinter den Namen der Nachbarschaft und des böhmisch-mährischen Landes ähnlich wie in Budweis, Eger, Znaim usw. völlig zurücktreten. Auf einen großen Zuzug in die Stadt aus den benachbarten Dörfern schon in frühesten Zeiten weisen die Bürgernamen wie Heinzendorfer, Holz, Knedl, Leupold, Pogner u. a. hin, die auch in den Dörfern Heinzendorf, Hossau und Pistau vorkommen. Adolf Zycha, der sich genauso wie Altrichter eingehend und gründlich mit dem Iglauer Bergrecht sowie mit der Herkunft der Sprachinselbewohner befaßte, kann darüber keine Auskunft erteilen; beide Gelehrte erörtern zwar diese Frage und ziehen alle möglichen deutschen Länder in Erwägung, kommen aber zu keinem Ergebnis über das Herkunftsland der Sprachinsler.

Nach E. Schwarz gehören die Iglauer der nordbayrischen (oberpfälzischen) Mundart mit obersächsischen Einflüssen an. Dem ist mit der Einwendung zu widersprechen, daß die obersächsischen Wörter und Redewendungen in derart geringer Zahl vorkommen, daß der Ausdruck „obersächsische Einflüsse" zu gewagt ist und eigentlich nicht verwendet werden soll. Richtig ist, daß die Iglauer Mundart typisch oberpfälzisch, und zwar im Süden der Sprachinsel südoberpfälzisch, d. i. nord-mittelbayrisch, und im Norden der Sprachinsel nordoberpfälzisch, d. i. nordbayrisch ist, oder, wie sich Prof. Schwarz zutreffend ausdrückt, eine „Stufenlandschaft" ist, die vom Süden nach Norden zu immer mehr nordbayrisch wird. Diese Mundart ist kein Beweis für eine Einwanderung der Sprachinsler aus der Oberpfalz oder aus Sachsen; im Gegenteil, es

ist dies die Bestätigung für das ehemals von de böhmisch-mährischen Höhe bis Nordbayern zusammenhängende und im Laufe des Mittelalters durch die slawische Invasion unterbrochene markomannische Siedlungsgebiet. Die Iglauer und die Schönhengster (letztere allerdings sehr durchsetzt von Quaden, Marsingen, Franken und Silingen) Sprachinsler verblieben als östliche nordbayrische Deutschtumsreste inmitten slawischen Sprachraums bis 1945 bestehen, sie verharrten dort als im Laufe der Zeiten abgesprengte und von ihren nordbayrisch-pfälzischen Stammesgenossen losgerissene Volksteile. Als Beweis hiefür kann auch die in der Oberpfalz analog wohl seit alten Zeiten bestehende, obangeführte „Stufenlandschaft" angesehen werden.

Die Sprachinsel ist auch kein germanisiertes Slawenland. So sind nach E. Schwab von den weit über 1000 Flur- und Geländenamen nur etwa 40, also weniger als 4 Prozent, slawischen Ursprungs. Auch Schwarz führt aus, daß sich in der Iglauer Sprachinsel fast nur deutsche Flurnamen finden.

Mittel- und Südmähren

Ptolomäus aus Alexandria berichtet über in sieben Städten im nördlichen Niederösterreich, in Mähren und der Westslowakei siedelnden Quaden und nennt hiebei auch Arsicua, Arsicina und das 15 Meilen, d. i. rund 112 Kilometer von Carnuntum entfernte Eburodunum. Nach Trautenberger und Kirchmayr war Eburodunum, das Ptolomäus zu den ersten und vorzüglichsten Städten Germaniens zählt, das heutige *Brünn*, Juliomontium wahrscheinlich Olmütz und Medoslanium Znaim oder Nikolsburg. Ein reicher Fund römischer Münzen (von Gallienus bis Valens) kann nach A. Rzehak als Beweis für eine Ansiedlung am Fuße des Spielberges während der römischen Kaiserzeit angesehen werden. In der zweiten Hälfte des 19. Jh.s wurden bei Ausgrabungen auf dem Spielberg, in der Bäckergasse, im Museumsgarten, in der Elisabeth- und Schwedengasse und bei der Grundaushebung zum Post- und Telegrafengebäude in Brünn Funde gemacht, die nach der Begutachtung durch Museumskustos Moritz Trapp auf eine in das erste Jahrhundert zu verlegende ausgedehnte Siedlung hinweisen. Auch die „vita Severini" berichtet von Märkten nördlich der Donau, zu denen sicherlich auch die von Ptolomäus aufgezählten Städte gehörten. Man kann daher behaupten, daß Brünn schon seinerzeit unter einem der obangeführten Namen bestanden hatte. Keinem Zweifel dürfte unterliegen, daß der Name „Brünn" germanischen Ursprungs und die slawische Bezeichnung „Brno" eine Verstümmelung des deutschen Namens ist. In den Erath. Cod. diplom. Quedlinburg aus 937 und 955 wird vom Spielberg in der suebischen Mark im Lande der Sclavi berichtet; damit war sichtlich der Spielberg bei Brünn sowie eine dort befindliche suebische (quadische) Region gemeint. Im Jahre 1048 erhielten die Mönche des kurz vorher gegründeten Klosters Raigern den Zehnten im Brünner Bezirk (Brunensi provincia). Eine Urkunde aus 1052 zählt zu den mährischen urbes Olomuc, Znoim, Prerov und Godonin auch Brno. Zwei Jahre darauf wird von der provincia cum civitate Olomuc, provincia de Brne und provincia de Znoim berichtet. Im Jahre 1086 wird die civitas Bruna genannt. Laut Cosmas wurde die urbs Brinen im Jahre 1091 von Herzog Wratislaw und im Jahre 1099 von Herzog Břetislaw vergeblich belagert. Von dieser Zeit an wird Brünn wiederholt als Regierungszentrum genannt; über die Nationalität seiner Einwohner sind seit der Quadenzeit keine urkundlichen Nachrichten vorhanden, solche haben wir erst vom Ende des 12. Jh.s Damals bestanden in Brünn zwei Pfarrkirchen, nämlich zu St. Peter für die Slawen und zu St. Jakob für die Deutschen und Romanen (Teutonici et Gallici); letztere hatten für ihre Gottesdienste die dem

hl. Nikolaus geweihte Kapelle, die pfarrechtlich von St. Jakob abhängig war. Im Jahre 1231 hat Bischof Robert von Olmütz diese praktisch schon lange Zeit bestandene Teilung urkundlich bestätigt. Da die slawische Kirche niedrigere Einnahmen als die deutsche hatte, ersuchte sie um Besserstellung. Nach langen Verhandlungen fällte Abt Konrad von Welehrad einen Schiedsspruch, laut welchem die Kirchensprengel nicht mehr nach Nationalitäten, sondern nach lokalen Verhältnissen abgegrenzt wurden.

In der ersten Hälfte des 13. Jh.s nahmen Deutsche die wichtigsten obrigkeitlichen städtischen Stellen ein. Im Jahre 1234 war der königliche Münzer — das Münzwesen konnte nur einem ganz vertrauenswürdigen Bürger anvertraut werden — der deutsche „civis Brunensis", d. i. „der Brünner Bürger" Bruno. In dessen Haus wurde sogar eine königliche Urkunde ausgestellt. In einem Privileg König Wenzel I. für die St.-Peters-Kirche aus 1237 scheinen als Zeugen die Deutschen Alram, Sifrid, Ulrich, Werenhard und Albero von Eger auf. Im Jahre 1239 gründete der Brünner Deutsche Rudger das erste Krankenhaus.

Die höchste Stellung der Stadt bekleidete der Stadtrichter, der damals oberster Richter und höchstes Verwaltungsorgan war. Dieses Amt versah von 1240—1245 der Deutsche Rubin, anschließend der Deutsche Bernard, im Jahre 1247 der Deutsche Alram, im Jahre 1252 der Deutsche Wernhard, der sich in einer anderen Urkunde Bernhard Wardelmon nennt, im Jahre 1281 der Deutsche Dietmar und im Jahre 1288 der Deutsche Wernhard. Es kann wohl als unbestritten gelten, daß nur alteingesessene Bürger, bzw. deren Nachkommen in ständiger Folge nacheinander ein derart hohes, ja das höchste und bedeutendste Amt der mährischen Landeshauptstadt bekleiden konnten. Sie wären damit auch nicht betraut worden, wenn sie sich nicht auf eine alteingesessene deutsche Bevölkerung hätten stützen können. Selbst der König oder Markgraf hätten es im eigenen Interesse nicht gewagt, die Bestellung von aus dem Ausland zugewanderten Kolonisten zum Stadtoberhaupt vorzunehmen oder zu protegieren. Auch die Brünner Schöffen (jurati), welche gleichzeitig die Stellung von Ratsherren hatten, waren in der ersten Hälfte des 13. Jh.s Brünner Deutsche (cives Brunensi).

Im Jahre 1241 wurde das mit Wall und Graben befestigte Brünn von den Mongolen vergeblich berannt. Als diese von Schlesien kommend in Mähren eingedrungen waren, zerstörten sie die entweder überhaupt nicht oder nur mangelhaft befestigten deutschen Städte Jägerndorf, Troppau, Prerau, Littau, Gewitsch und andere. Das flache Land wurde gebrandschatzt, die Klöster Raigern, Tischnowitz und Daubravnik gingen in Flammen auf. Lediglich die deutschen Städte Brünn, Olmütz und Mährisch-Neustadt sowie einige Burgen trotzten der Übermacht der sieggewohnten Eroberer. Diese hatten auf ihrem Zuge die großen und stark befestigten Städte Samarkand, Kiew, Krakau, Warschau und Budapest nach kurzer Belagerung eingenommen. Die drei genannten mährischen Städte widerstanden jedoch siegreich. Daraus ist zu ersehen, daß sie zum Jahre 1241 volkreich waren und starke Befestigungsanlagen haben mußten. Weiters muß man daraus folgern, daß es zu jener Zeit und auch kurz vorher zu keinem nennenswerten Wechsel der Nationalität der Städter gekommen sein konnte, da ansonsten diese keine solche Verteidigungskraft hätten entwickeln können. König Wenzel I. hat jedoch, anstatt seinen bedrängten Mährern zu Hilfe zu eilen, dem mongolischen Morden untätig zugesehen.

Seit 1243 (von früheren Zeiten sind uns nur wenige solche Schriftstücke erhalten geblieben) scheinen in verschiedenen Urkunden meist öffentlichen Charakters fast nur

Deutsche als Zeugen auf, so Heinrich Sweller, Mulsac, Franck Weyss, Hertelin, Lutold, Conrad Suevus usw. Diese werden in einer Urkunde aus 1260 als Schöffen (in der Funktion auch von Ratsherren und Geschworenen) bezeichnet. Besonders angesehene Bürger aus der Mitte des 13. Jh.s sind die Deutschen Starchand, Rudolf, Ulrich Schwarz, Gunther und Geisla Smidlin, Alram usw. Starchand verkaufte im Jahre 1258 seinen Hof mit Äckern vor der Stadt der Marienzelle; Rudolf, der Sohn Poszolds, überließ sein ererbtes Patronatsrecht dem Kloster Oslawan; Heinrich Sweller war reich begütert, hatte Äcker mit Höfen, einen Weingarten mit Nußbäumen, bezog jährliche Zinse von verschiedenen Liegenschaften und vermachte all dies im Jahre 1278 der Marienzelle. Frau Geisla Smidlin verlor einen lange Zeit geführten Prozeß, der im Jahre 1281 zum Übergang eines Hauses in der Stadt und zweier Gärten vor der Stadt in das Eigentum der Johanniter führte. An der Schwarza gehörten zwei Mühlen den Brünner Bürgern Siboto und Lutold.

Die Brünner Deutschen hatten genau so wie die übrigen Sudetendeutschen ihr eigenes Recht, das jus teutonicum, das ist das deutsche Recht. Im Jahre 1243 erließ König Wenzel I. zwei Stadtrechtsprivilegien, in denen die dem Sobieslaum ähnlichen Zivil- und Strafrechtsbestimmungen zum Recht der Stadt Brünn ohne Unterschied der Bevölkerung, Nationalität und Abstammung (mit alleiniger Ausnahme der Juden) wurden. Die darin enthaltenen Rechtsanschauungen entsprachen den allgemein anerkannten Deutschenrechten und wurden also erst im Jahre 1243 schriftlich niedergelegt. Dies war nichts Besonderes, da auch Wien einen geraumen Zeitabschnitt seiner städtischen Entwicklung hinter sich hatte, bevor es im Jahre 1221 sein als „Leopoldinum" bezeichnetes Stadtrecht erhielt. Wie der Stadt Wien die Stadt Enns um ein Jahrzehnt in der Erlangung eines geschriebenen Stadtrechtes voraus war, so war auch Mährisch-Neustadt der Landeshauptstadt Brünn um genau zwei Jahrzehnte in der Niederschrift seiner Rechte und Freiheiten vorangegangen. Durch die obgenannten Privilegien wurde Brünn der Oberhof von nahezu 63 Städten und über 60 Dorfschaften. Im Jahre 1256 ist eine nicht unbedeutende Anzahl von Brünner Deutschen in das neu gegründete Ungarisch-Hradisch, welches das Brünner Stadtrecht übernahm und für welches Brünn auch Oberhof wurde, verzogen.

Im Jahre 1278 wurde Rudolf von Habsburg von den Brünnern begeistert begrüßt, noch im selben Jahre erhob er Brünn zur „deutschen Reichsstadt"; beides hätte bestimmt nicht stattgefunden, wenn Brünn nicht eine deutsche und den Přemysliden bloß mittelbar untertänige Stadt gewesen wäre. Im Jahre 1287 war das Verhältnis der deutschen zu den slawischen Bürgern elf zu eins, im 14. Jh. bestand die Bevölkerung Brünns aus rund 90 Prozent Deutschen. Die unbedeutende Minderheit slawischer Bürger beschränkte sich laut erhaltener Losungsbücher hauptsächlich auf minderqualifizierte Handwerker und Arbeiter.

Die Bevölkerung Brünns hat im 13. Jh. sehr zugenommen, und zwar die deutsche wahrscheinlich mehr als die slawische, was auf das auch im übrigen Sudetengebiet erfolgte Zuströmen der innersudetischen Deutschen in die größeren Städte zurückzuführen ist. Laut sudetendeutschem Atlas sind im 13. und 14. Jh. nach Brünn 45 Deutsche aus außersudetischem und gegen 200 Deutsche aus sudetischem Gebiet zugewandert. Obige Ausführungen über Brünn stützen sich größtenteils auf die Brünn betreffenden Abhandlungen von Bretholz, Trautenberger und Kirchmayr.

Vom städtebaulichen Standpunkt aus sind der fast gleiche Grundriß, das fast gleiche Flächenmaß, dieselbe Anlage der Plätze, Straßen, Tore und Befestigungsmauern, ja sogar dieselben Straßenbenennungen, Häuserbauten, Hausdurchgänge usw.

von Brünn in der ersten Hälfte des 13. Jh.s mit denen von Wien äußerst auffallend. Diese merkwürdige, von Weiszäcker in eindrucksvoller Weise dargestellte Übereinstimmung zu erklären, bleibt unseres Erachtens keineswegs im Dunkel. Die Grundrisse Wiens und Brünns aus dem 13. Jh. entsprechen im wesentlichen dem römischen Vindobona. Wie oben nachgewiesen, bestand Brünn bereits in der Quadenzeit, wenn auch unter anderem Namen. Es ist anzunehmen, daß die Quaden ihre Städte und sohin auch Brünn nach römischem Muster erbauten. Da Vindobona am nächsten und für sie am eindrucksvollsten war, errichteten sie Brünn nach dessen Muster wahrscheinlich unter Mithilfe römischer Baumeister. Ob eine oder die andere Stadt während der Völkerwanderung oder nachher zerstört, bzw. wiederaufgebaut worden ist, steht nicht fest. Jedenfalls scheinen beide Städte im 11. Jh. urkundlich wieder auf, hatten noch den antiken Grundriß sowie andere antike Formen, die sie dann nach dem Muster der übrigen ostdeutschen Städte weiterentwickelten. Selbst der Grundriß von Olmütz, Prag-Altstadt sowie Prag-Kleinseite ähnelt in vielem dem von Wien, weshalb man auch hier auf antike, von den im Raume verbliebenen Sudetengermanen weiterentwickelte und bis in die Neuzeit erhaltene Einflüsse schließen muß.

Auch die Brünner machten mit den Hussiten unliebsame Bekanntschaft. Im Mai 1428 wälzte sich ein beutelüsterner hussitischer Heerhaufen von rund 10.000 Kriegern und einem ungeheuren Troß gegen das von 3000 Bürgern und 200 österreichischen Söldnern verteidigte Brünn. Da die Hussiten einen direkten Angriff auf die Stadt nicht wagten, nahmen sie wie auch anderorts mit der geringen tschechischen städtischen Minderheit Fühlung. Brünner Tschechen versprachen den Angreifern am 16. Mai zur Nachtzeit das Fröhlichertor zu öffnen. Die Brünner Deutschen erfuhren jedoch davon und setzten die Verräter in Haft. In Unkenntnis des aufgedeckten Komplottes schlichen zur verabredeten Stunde die Hussiten an das Fröhlichertor und stiegen ringsum in den Stadtgraben hinab, um die Mauern zu erklimmen. Da sprang plötzlich das Stadttor auf und heraus ergoß sich der Strom kampffreudiger Brünner Bürger; zugleich erschienen dichte Scharen Bewaffneter auf der Krone der Brustwehr, während die Geschütze vom Spielberg zu donnern begannen. Nach gewaltigen Verlusten wandten sich die Hussiten zur regellosen Flucht. Brünn und dessen Einwohner waren vom sicheren Untergange gerettet. Die Hussiten wagten in späteren Jahren keinen Angriff mehr auf die Stadt (siehe Trautenbergers „Chronik der Stadt Brünn").

Im 13. Jh. werden in der Umgebung von *Blansko* die deutschen Dörfer Braneksdorf, Birchowe, Wirlowitz, Hertwislog, Zybothslog, Wilgemslog, Merklinslog und Ulreichslog genannt. Die erstgenannten Dörfer weisen auf eine vor der urkundlichen Zeit und die slog-Dörfer auf eine im 13. oder 14. Jh. erfolgte Anlegung hin. Der Umstand, daß auch in Südböhmen schlag-Dörfer sind, ist kein Beweis für eine von Bayern oder Österreich erfolgte Kolonisation. Westlich von Blansko befanden sich im 13. Jh. der deutsche Markt *Tischnowitz* und die deutschen Ortschaften Glanzleinsdorf, Gukwitz, Pernstein, Kunstat und Deutsch-Oleschnitz. Nach den Siedlungsformen und auch dem Namen nach sind diese Orte keine Rodesiedlungen des 13. Jh.s, sondern bereits früher angelegt worden. Die Behauptung über eine Kolonisation durch eingewanderte Deutsche ist auch dadurch widerlegt, daß dies versprengte deutsche Ortschaften in einem dicht besiedelten slawischen Gebiet waren, wo einfach kein Platz mehr für „Kolonisten" gewesen wäre.

Ungarisch-Hradisch wurde im Jahre 1257 gegründet, die Bewohner kamen nach E. Schwarz aus den Dörfern Weligrad und Kunowitz. Wie V. Hrubý in „Staré město" aus 1965 auf Grund von Ausgrabungen glaubhaft darstellt, war Weligrad

gleichbedeutend mit civitas antiqua (Altstadt, Staré město), die sich in unmittelbarer Nachbarschaft der von Ottokar II. angelegten oppidum novum (Neustadt), später erst Ungarisch-Hradisch benannt, befand. Die Ansicht, daß dies eine aus grüner (wilder) Wurzel gegründete Stadt ist, wäre daher zu revidieren. Das genannte Weligrad ist nicht identisch mit dem Kloster Velehrad. In einer Urkunde aus 1202 werden die Deutschen Wazmann und Altmann als cives (Bürger) des Marktdorfes Weligrad genannt. Da die Bewohner des neu angelegten Ungarisch-Hradisch Deutsche waren, mußten demnach auch die aus Weligrad (Altstadt) und Kunowitz (schon dessen Name verrät den deutschen Gründer Kuno) Zugezogenen Deutsche gewesen sein, wodurch ebenfalls der deutsche Charakter Großmährens erhärtet wird. Ungarisch-Hradisch erhielt anläßlich der Gründung Brünner Stadtrecht, was auch als Beweis für die Weiterentwicklung dieses Rechts in Sudetien sowie für den deutschen Charakter von Ungarisch-Hradisch anzusehen ist.

Lundenburg wird nach CB I 53 erstmals zum Jahre 1056 als „Lauentenburch" genannt. Die Niederlassung war damals, was selbst tschechischerseits zugegeben wird, deutsch, der Name „Břeclav" scheint erst später auf. Im Jahre 1256 wurde die Burgsiedlung zur Stadt erhoben und umgebaut. Das nordöstlich davon ebenfalls im Zentrum des ehemaligen Großmähren gelegene Göding wird zum Jahre 1228 erstmals urkundlich genannt. Beide Städte sowie deren Umgebung erwiesen sich im 13. Jh. als überwiegend deutsch. Da es sich um seit Jahrtausenden dicht besiedelte und fruchtbare Landstriche handelt, in denen sich auch die bekannten germanisch-sudetendeutschen Festungsanlagen von Mikultschitz, Heidenstätte, Znaim usw. befunden hatten, kann von einer von Österreich aus erfolgten Kolonisation keine Rede sein.

Laut Cosmas wurde im Jahre 1100 in der urbs *Znaim* die Hochzeit des přemyslidischen Prinzen Bořivoj mit der Babenbergerin Helbirk gefeiert. Der ursprüngliche Ortsname war wohl „Naim" oder ähnlich; das vorgesetzte „Z" ist dem Vorwort „zu", bzw. „in" gleichzuhalten, wurde aber im Laufe der Zeit in einem Atemzug als „Znaim" ähnlich wie bei dem aus „Zu Wettel" entstandenen „Zwettl" in Niederösterreich ausgesprochen. Im 12. Jh. bestand unterhalb der Herzogsburg „eine deutsche Gemeinde sowie Ansiedlung von Romanen, Ungarn, Juden und ein slawisches Dorf". (Aus dieser Formulierung Šimáks erkennt man das zahlen- und einflußmäßige Übergewicht der Deutschen.) Die genannten Baulichkeiten wurden im Jahre 1226 zu einer befestigten Stadt zusammengefaßt, im Jahre 1231 waren die Befestigungsarbeiten beendet. Die Bürger der neu vermessenen und umgebauten Stadt erwiesen sich dann als Deutsche, von denen Šimák behauptet, sie seien aus Österreich zugezogen. Wenn man aber bedenkt, daß gerade in diesen Jahren die böhmischen Könige mit den österreichischen Herzogen sich in Kriegszustand befanden, erscheint schon aus diesem Grunde ein Massenzuzug von Österreichern in das Přemyslidenland ausgeschlossen. Und was wäre aus den Deutschen der Burgsiedlung geworden? Waren dies etwa auch zugewanderte Österreicher? Dies war unmöglich, weil die ganze Gegend seit Jahrtausenden schon bewohnt war, Grund und Boden waren schon längst aufgeteilt, in der näheren und ferneren Umgebung Znaims gab es Kirchen, Tabernen, Dörfer und Einzelgehöfte, es gab nichts mehr zu roden oder urbar zu machen, es gab auch keine Bergwerke in der Nähe, welche „habgierige österreichische Bergknappen angelockt" hätten. Als nach Prof. Schwarz im Jahre 1226 Znaim „eine deutschrechtliche Stadt" wurde, gab es nach dem Wortlaut der sogenannten Gründungsurkunde dort auch Deutsche. Laut sudetendeutschem Atlas sind in vorhussitischer Zeit von Deutschland und Österreich nach dem nur einige Kilometer von der österreichischen Grenze entfernten Znaim, das übrigens vorübergehend österreichisch war,

29 und aus dem Sudetenraum über 100 deutsche Personen zugezogen. Unter Hinzurechnung der aus der Burgsiedlung und den umliegenden Dörfern übernommenen deutschen Bevölkerung ergibt sich die Haltlosigkeit der behaupteten Kolonisation.

Im Jahre 1101 wurde laut Šimák das Kloster *Trebitsch* gegründet und ihm eine Reihe teils deutscher, teils slawischer Dörfer zugeteilt. Daraus ersieht man, daß schon zu Beginn des 12. Jh.s, also lange vor der behaupteten Kolonisation, zinsfähige deutsche Dörfer in der Umgebung von Trebitsch nachgewiesen sind. Neben der Klostersiedlung wurde später die Stadt Trebitsch, die auch zum Großteil von Deutschen bewohnt war, gegründet.

Groß-Bitesch hieß im Jahre 1240 Heinrichs, war also trotz seiner Lage im überwiegend slawischen Sprachgebiet damals zum mindesten teilweise deutsch.

Über *Zlabings* haben wir nach Reutter die ersten urkundlichen Nachrichten aus 1260 und 1262. Die Ortschaft war eine Pfarre mit dem deutschen Pfarrer Werner, war rundum befestigt und hatte drei Tore, ein Spital und mindestens zwei Mühlen. Die Feldanlage der den Bürgern von Zlabings gehörenden Äcker weist die deutsche Gewannlage mit drei Gewannen auf, der Wachtberg bei Zlabings war schon in vorurkundlicher Zeit befestigt und bewohnt, mehrere Schalensteine in der Umgebung weisen auf prähistorische Besiedlung hin. Besonders erwähnenswert sind die bis jetzt noch nicht näher durchforschten südwestmährischen prähistorischen Wallanlagen bei Mutischen, Sitzgras, Markl Maires und Neustift (siehe Sudeta VI, 78 ff.). Nach Sudeta IX, 81 und XII, 94 wurden prähistorische Funde (namentlich Äxte) bei Slawathen, Piesling, Neustift, Mudlau, Böhmisch Rudoletz, Holleschitz, Krokowitz, Fratting, Döschen, Kurlupp, Nespitz und Qualitzen gemacht. Aus all dem muß man schließen, daß Zlabings und Umgebung schon Jahrtausende vor dem Jahre 1260 besiedelt waren und von Österreich aus nicht kolonisiert worden sind.

Obwohl die Gegend am Nordabhang der Pollauer Berge bereits in der Aurignac-Periode (jüngere Altsteinzeit, also rund 30.000 Jahre vor der Zeitrechnung) von Mammutjägern besiedelt war (siehe „Unter-Wisternitz, Erforschung eines Mammutjäger-Lagers in den Jahren 1947—1952" von Bohuslav Klima, Prag 1963), ist im Stadtgebiet von *Nikolsburg* selbst nur die älteste jungsteinzeitliche Kultur, die sogenannte bandkeramische Kultur, zu erkennen. Um die Jahre 1800—1400 v. Chr. sind der Gebrauch von Metallen sowie die Anlegung von Höckergräbern (Mönitzer Kultur), bis etwa zum Jahre 800 die sogenannte sudetisch-danubische Hügelgräberkultur und die ihr folgende schlesische Kultur nachweisbar. In der darauffolgenden Zeit von 800—400 (sogenannte Hallstätter Kultur) lebten im näheren und ferneren Umkreis von Nikolsburg die eisenbenützenden Illyrer, die auf dem Tafel- und Kesselberg sowie auf dem Plateau des Maidenberges, da sie meist in Gebirgsgegenden, bzw. auf Bergen lebten, Spuren von Siedlungen hinterlassen haben. Darauf haben sich in der Gegend Kelten niedergelassen; bei Voitelsbrunn fand man ein keltisches Grab. Um die Zeitwende sind in Südmähren Quaden nachgewiesen, die unter anderm am Fuße des Hocheck, bei Neudeck sowie am Zeiselberge bei Muschau Siedlungen hatten. Die Gründung der Stadt Nikolsburg ist ungefähr in dieselbe Zeit wie von Lundenburg (1056) zum Schutze gegen die Magyaren anzusetzen. Am 17. 11. 1249 belehnte Přemysl Ottokar schriftlich „nach dem Rechte der Deutschen" seinen Freund Heinrich von Liechtenstein mit Niklasburg (Nikolsburg) samt Zubehör. Mit Eintritt in die urkundliche Zeit hat sich Nikolsburg als deutsche Stadt erwiesen und ist in allen Urkunden und ersten beglaubigten Namensschreibungen auch nur deutsch gewesen. Der tschechische Ortsname „Mikulov" ist eine spätere Nachbildung und Übersetzung des Namens „Nikolaus" ins Slawische als „Mikul".

Das ebene, fruchtbare Gebiet des Nikolsburger Raumes samt dem übrigen deutsch-südmährischen Raum muß seit der Germanenzeit immer deutsch gewesen sein, denn die Slawen hätten sich, wenn sie dort in dauernden Siedlungen gesessen hätten, daraus nicht verdrängen lassen. Dieses ganze vom Raume um Znaim aus ostwärts liegende Gebiet weist durchwegs germanische Gewannfluren (fast ausnahmslos in großer Feldteilung) und keine Block- oder Waldhufenfluren auf. Nach der Klaar'schen Siedlungsformenkarte finden sich hier vier Dörfer (Selletitz, Gaiwitz, Saitz und Groß-Tajax), bei denen der Ostteil ein haufendorfartiges Gassengruppendorf ist und auf eine Anlegung im 10. Jh. hinweist, während der Westteil ein Straßen- bzw. Angerdorf ist. In diesem östlichen Südmähren finden sich mit Ausnahme einiger Städte und Märkte fast nur Straßendörfer, Breitstraßendörfer, Mehrstraßendörfer, Platzdörfer sowie alle Gruppen von Angerdörfern, die im 11. und 12. Jh. errichtet worden sind. Es finden sich hier genauso wie in der Iglauer Sprachinsel weder Waldhufenfluren noch Waldhufendörfer. Da ganz Südmähren uralter Siedlungsraum ist, ist eine Anlegung dieser Ortschaften durch die alteingesessene deutsche Bevölkerung erwiesen und durch eingewanderte Kolonisten auszuschließen. Der Umbau der Siedlungen erfolgte im angeführten Zeitraum nach Besiegung der Magyaren um die Mitte des 10. Jh.s zwecks leichterer Verteidigung und besserer Fluchtmöglichkeiten vor allenfalls abermals eindringenden Feinden in der Form der Straßen- und Angerdörfer. Es kam hiebei wohl zu einer Überschichtung der Altformen (zum Teil bei Selletitz, Gaiwitz, Saitz und Groß-Tajax) sowie zur teilweisen Erweiterung der Siedlungsflächen, manchenorts vielleicht zu ihrer Auflösung, wenn sich die Anlage für eine Verteidigung oder anderweitige Sicherung als unzureichend erwies.

Das westlich vom Znaimer Raum befindliche Deutsch-Südmähren weist Blockfluren und Gewannen der Dreifelderwirtschaft, im westlichsten Teil um Zlabings in geringfügigem Maß Waldhufenfluren des 13. Jh.s auf. Während hier Vierseit- und Dreiseithöfe mit Giebeln vorherrschen und die nordmittelbayrische Mundart gesprochen wird, befinden sich östlich von Znaim fast ausschließlich die Formen des langgezogenen Zwerch- und Hakenstreckhofes ohne Giebel und die Bevölkerung spricht mittelbayrischen Dialekt.

Das an ganz Südmähren grenzende Wald- und Weinviertel Niederösterreichs weist genauso wie das nördlich angrenzende tschechische Gebiet im wesentlichen dieselben Orts- und Flurformen auf, woraus man, falls es sich nicht um altgermanische Blockfluren handelt, die gleichzeitig (allerdings im Laufe von etwa zwei Jahrhunderten) erfolgte Anlegung all dieser Orte und Fluren erkennt. Eine Besiedlung Südmährens im Wege einer sich über die Landesgrenzen vorschiebenden Kolonisierung von Österreich aus ist daher schon aus diesem Grunde auszuschließen, zumal es doch nach Ansicht der Kolonisationstheoretiker im 10., 11. und 12. Jh. noch keine Kolonisation gegeben hat. Eine Besiedlung aus den südlich der Donau gelegenen Gebieten Bayerns, Oberösterreichs und Niederösterreichs aus dem Raum bis zu den Flüssen Melk und Pielach ist auch für das ganze Weinviertel abzulehnen, da dort niederbayrische Vierseithöfe, bzw. Vierkanthöfe vorwiegen, die in ganz Südmähren und im Weinviertel (hier finden sich allerdings geringe Bestände von Dreiseithöfen in einigen Gemeinden des Tullnerfeldes) überhaupt nicht vorkommen. Es muß daher auch eine Kolonisation des Weinviertels von Oberösterreich oder Bayern aus als widerlegt angenommen werden, da eingewanderte Siedler doch ihre heimatlichen Gehöfteformen wenigstens zum Teil mitgebracht hätten.

Daß Deutsch-Südmähren sowie Österreich nördlich der Donau seit der Markomannen- und Quadenzeit ununterbrochen immer deutsch waren und Slawen nur

vereinzelt eingesickert oder nach vorübergehendem Aufenthalt wieder weitergewandert waren, erkennt man aus den vielen tausenden deutschen und nur sporadisch vorkommenden slawischen Flurnamen. So sind z. B. nach einer von Otto Seemann im Jahre 1939 erstellten und im Münchner Collegium Carolinum erliegenden Dissertation von sämtlichen Flurnamen des Nikolsburger Bezirkes nur 2,66 Prozent altslawischen Urprungs. Da dieses Territorium zum ehemaligen Moymaridenreiche gehörte, wird auch dadurch dessen deutscher Charakter bestätigt.

Nordmähren und Sudetenschlesien

Ein Blick auf die im Sudetendeutschen Atlas enthaltene Karte (Bl. 7) über die vorhussitische Zeit zeigt, daß Nordmähren zusammen mit dem übrigen Mähren bei Ausklammerung der minder fruchtbaren und höher gelegenen Gebiete Mittelmährens und der Karpaten zu Ende des 14. Jh.s etwa zu drei Viertel Teilen von Deutschen bewohnt war. Daß im 12. und 13. Jh. hunderttausende Deutsche eingewandert wären und diese ebensoviele Slawen vertrieben oder getötet hätten, wird, da dies auch unwahr und völlig unglaubhaft wäre, von niemandem behauptet. Ein Zuzug einer so großen Menschenmasse wäre über das schwer zu übersteigende Gebirge des Altvaters und Gesenkes von Schlesien aus praktisch nicht durchführbar gewesen. Woher sind also diese vielen Deutschen gekommen? Die einfachste und natürlichste Antwort ist die, daß es seit Jahrtausenden hier wohnhafte deutsche Menschen bzw. deren Nachkommen waren.

Das Gebiet der Städte *Landskron, Mährisch-Trübau* und *Zwittau* bildet den eigentlichen Schönhengstgau, kurz „Schönhengst" genannt. Die hier wohnhafte deutsche Bevölkerung soll nach Palacky und Wostry aus Niederdeutschland, nach Šimák aus Schlesien und nach Schwarz aus Schlesien und Franken zugewandert und große Waldgebiete des Schönhengstes kolonisiert haben. Wer jedoch je im Schönhengst und in Niederdeutschland war, erkennt aus den Häuserbauten und Mundarten beider Landstriche die Unhaltbarkeit der Theorie Palackys und Wostrys, weshalb sie auch von späteren Kolonisationstheoretikern nur noch teilweise aufrechterhalten wird. Eine Einwanderung von rund 100.000 Menschen im 13. Jh. zwecks Besiedlung des damals größeren deutschen Schönhengstes, der laut Bodenfunden und Ausgrabungen schon vordem teilweise besiedelt war, erscheint ausgeschlossen. Schlesien hatte nach dem Verluste seines ganzen Heeres von 30.000 Mann in der Schlacht bei Liegnitz im Jahre 1241 und den Mongolenverheerungen selbst Mangel an Menschen und konnte keineswegs solche Menschenmassen zwecks Urwaldrodung nach Mähren schicken. Falls es aber trotzdem auswanderungslustige Leute gegeben hätte und der slawische Osten sowie deren Herrscher auf einen Zuzug Deutscher erpicht gewesen wären, wäre doch in den fruchtbaren Niederungen Polens eine Kolonisierung viel leichter und fruchtbringender gewesen als im Schönhengst. Abgesehen davon sind die Schönhengster Mundart, Sitten und Gebräuche, Bauart der Stadt- und Bauernhäuser, Siedlungs- und Wirtschaftsformen zwar den schlesischen in manchem ähnlich, keineswegs aber gleich.

Bestimmte Mundartgleichheiten zwischen oberbayrisch, fränkisch und schlesisch einerseits und dem schönhengstischen anderseits sind kein Beweis einer seinerzeit vom Ausland erfolgten Kolonisation, sondern sprechen eher für die Bodenständigkeitsthese. Man kann behaupten, daß das hügelige, waldreiche, noch nicht ganz erschlossene, nicht allzu große, nicht übervölkerte und „innenkolonisierende" Oberfranken wohl

ausgeschlossen einige hunderttausend Kolonisten in die Sudetengebiete, nach Siebenbürgen und Ostelbien — ohne sich selbst zu entvölkern — abgeben konnte.

Es sind keine Beweise dafür vorhanden, daß die drei genannten Schönhengststädte sowie die ehemals zum deutschen Schönhengst gehörenden Städte Gewitsch, Politschka, Leitomischl, Hohenmauth und Wildenschwert in Neubruchland aus wilder Wurzel gegründet worden sind. Wäre dem so gewesen, wäre uns dies in irgendeiner Form überliefert worden, zumal der auf Exaktheit bedachte und mit der endgültigen Besiedlung des Schönhengstes teilweise befaßte Bischof Bruno von Olmütz dies urkundlich festgehalten hätte.

Der Name „Svitavia" taucht erstmals in einer Urkunde aus 1169 auf. Nach Cod, dipl. Mor. I, 284, schenkte König Wladislaw dem Kloster Hradisch das Dorf „Zuitaua" im Hausbrünner Bezirk mit Kirche, Marktgerechtigkeit, Maut und zwei dazugehörigen Dörfern. Diese Schenkung wurde im 13. Jh. wiederholt bestätigt. Die Stadt Zwittau wurde um 1250 an der Stelle angelegt, wo das alte Zuitaua lag. Daraus ist also zu entnehmen, daß Zwittau bereits im Jahre 1169 bestand. Da es eine Kirche hatte, Marktort und Mautstation war und zwei zinspflichtige Dörfer hatte, war es also kein unbedeutender Ort. Als weitere Folgerung ergibt sich, daß Zuitaua nicht erst im 12. Jh., sondern schon früher angelegt worden sowie daß auch die Umgebung zumindest teilweise besiedelt war, weil ansonsten keine Märkte abgehalten worden wären. Dieses alte Zuitaua ist nur umgebaut worden, das neue Zwittau wurde nicht neu angelegt, was auch aus dem langegzogenen Marktplatz zu erkennen ist. Und dieses Zwittau erwies sich mit Beginn der urkundlichen Zeit als deutsche Stadt; an der Altansässigkeit seiner Einwohner kann kein Zweifel bestehen. Mährisch-Trübau (von Mährisch-Altstadt aus angelegt) wird erstmals zum Jahre 1267 und Landskron zum Jahre 1285 in verläßlicher Form genannt. Nach einem Bericht des Chronisten Vinzenz wurde im Jahre 1145 der Olmützer Bischof auf einer Reise von Olmütz nach Prag in der Nähe von Hausbrünn bei *Gewitsch* räuberisch überfallen. Palacky berichtet, daß diese Stadt im Jahre 1241 von den Mongolen eingeäschert worden sei. Daraus ist zu ersehen, daß das in der fruchtbaren Kleinen Hanna gelegene Gewitsch und Hausbrünn, die sich mit Beginn der urkundlichen Zeit als deutsche Siedlungen erwiesen, zum Jahre 1145 und sicherlich schon früher bestanden und daß Gewitsch im Jahre 1243 bereits eine civitas war. Dadurch ist die Altansässigkeit der deutschen Bewohner von Gewitsch und Umgebung zweifelsfrei erwiesen.

Seit der jüngeren Steinzeit, während der Bronzezeit sowie seit Beginn der germanischen Besitzergreifung des Landes waren laut zahlreichen Bodenfunden nicht bloß die West- und Ostränder des Schönhengstes, sondern auch dessen Kern zum Teil besiedelt. So wurden laut Beninger und Freising im Schönhengst namhafte, aus der Germanenzeit stammende Bodenfunde gemacht. Über weitere Germanenfunde bei Kornitz, die anläßlich des Baues der Autobahn freigelegt wurden, liegt ein brieflicher Bericht des verstorbenen Schulrates Hugo Kerschner vor. Die Zimburg bei Markt Türnau, allerdings nicht in der heutigen Ruinenform, stammt aus der Quadenzeit, die großen Schwabenschanzen bei Mariendorf, irrtümlich auch als Schwedenschanzen bezeichnet, sind keltische oder germanische Befestigungsanlagen. O. Menghin legt in „Grabungen in Stillfried an der March" in eingehender Begründung dar, daß ähnliche mächtige Wehranlagen nicht vorgeschichtlichen, sondern nur nachchristlichen Alters sein können und von den Markomannen und Quaden sichtlich in Nachahmung römischer Befestigungen erbaut worden sind. Im Landskroner Gebiet ließen sich bis 1945 langobardische Volksbräuche nachweisen; daraus sowie aus archäologischen Funden an verschiedenen Orten des Sudetenraumes muß man auf bedeutende Reste

von seinerzeit zurückgebliebenen Langobarden schließen. Aus Mähren führten zwei Wege über den Schönhengst nach Böhmen, an deren Schnittpunkten sehr früh die Höhensiedlungen Krönau und Altstadt entstanden, die an die vorgeschichtlichen Wälle der in der Nähe gelegenen Burgstadtberge anknüpfen. Längs des Nord-Süd-Weges befand sich ein in die Tiefe gestaffeltes Burgensystem der frühherzoglichen Zeit. In dem durch Verkehrswege und Burgen aufgelockerten Waldgelände gab es vor allem in der Nähe der Burgen seit altersher einzelne Höfe, Hütten von Jägern, Zeidlern und Grenzwächtern mit einer nicht zu unterschätzenden Zahl deutscher Bewohner. Von Altstadt und Dittersbach aus der zweiten Hälfte des 12. Jh.s stammende Funde weisen auf eine deutsche Bevölkerung hin; dies wird durch das zweifache deutsche Feldmaß aus langen und kurzen Huben in Altstadt, die sichtlich aus verschiedenen Zeitepochen stammen, bestätigt.

Aus der Cosmas'schen Chronik sowie der Wladislaw'schen Schenkungsurkunde aus 1167, mit der das Kloster Leitomischl den Wald „an der Zuitaua" erhielt, ist zu entnehmen, daß der westliche Schönhengst ein ausgedehntes Waldgebiet war. Daß es kein unbewohnter Urwald war, wurde bereits erläutert. Im westlichen und östlichen Teil des über das ehemalige Waldgebiet hinausreichenden Schönhengstes finden sich in durchwegs älteren Block- und Gewannfluren haufendorfähnliche Orte, Kirchensiedlungen sowie Straßen- und Angerdörfer, deren Gründungszeiten überwiegend in das 1. Jahrtausend fallen. Im Ostteil des Schönhengstes sind dies z. B. Kornitz und Markt Türnau (zwei haufendorfartige Gassengruppensiedlungen), Dörfles, Unrutz, Brohsen, Lohsen, Mitterdorf, Brauna, Hartinkau und Netz. Krönau und Altstadt (zwei wehrhafte Kirchensiedlungen) sind nach den Erläuterungen zur Klaar'schen Siedlungsformenkarte Gründungen der Zeit von etwa 800—1050. Eine Germanisierung dieser schon immer deutschen Orte kommt im Hinblick auf die stets vorwärtsdrängende Slawisierung nicht in Frage. So war auch Gewitsch bis in das 19. Jh. immer eine deutsche Stadt mit einem deutschen Bürgermeister, seit 1890 war dieser schon tschechisch. Nach einer von O. Jankowsky erstellten Dissertation aus 1939 sind die Flurnamen im Schönhengst genauso wie fast alle Ortsnamen deutsch.

Nun ergibt sich die Frage, wie und von wem das Waldgebiet kolonisiert wurde. Wie bereits früher dargestellt, erfolgte die Gründung und Besiedlung neuer Bauerndörfer in der Regel von in der Nähe bestehenden Dörfern unter Einbeziehung der im Rodegebiet bereits befindlichen kultivierten Flächen und deren Bewohner. Es handelte sich nicht durchwegs um unkultiviertes Land, zum Teil erfolgte ähnlich der heutigen Kommasation eine Neueinteilung und Modernisierung schon bestehender kleiner Siedlungen. Es ist daher auffällig, daß es im ganzen Schönhengst, obwohl es altes deutsches Kulturland ist, jetzt keine Weiler oder Einzelgehöfte mehr gibt. Im vorliegenden Fall ging man unter tatkräftiger Unterstützung von Bischof Bruno aus Olmütz und ohne Berufung ausländischer Siedler zwecks Unterbringung des natürlichen Bevölkerungsüberschusses der Grenzwaldanrainer und der aus dem Landesinnern abgewanderten Sudetendeutschen dem Waldgebiet sowohl vom Westen als auch vom Osten her an den Leib und legte in der Zeit von nicht ganz 100 Jahren alle als Waldhufendörfer erkennbaren Reihendörfer an. Diese Innenkolonisation war zu Beginn des 14. Jh.s im wesentlichen beendet.

Da das Gebiet des Schönhengstes fast im Zentrum des Sudetenraumes liegt, trafen sich zur Zeit der sogenannten Völkerwanderung und nachher sicherlich verschiedene germanische Völkerschaften und machten sich wohl auch teilweise bodenständig. Für eine völlige Abwanderung der Quaden und Silingen bestehen nicht einmal Hinweise, geschweige denn Beweise, die Hermunduren, Korkonten und Mar-

singen sind sicherlich auch geblieben. Der Schönhengst war bevölkerungsmäßig in den ersten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends allem Anscheine nach derart geteilt, daß im nördlichen Teil überwiegend Silingen und Marsingen und im südlichen Teil Quaden wohnten und daß sich die aus dem Westen in den Waldbereich hineinarbeitenden Siedler des 13. Jh.s stammesmäßig wohl etwas von den von ostwärts vordringenden unterschieden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß im Laufe der Völkerwanderung und nachher sich sogar Scharen von Franken niedergelassen hatten, die dann die Mundart irgendwie beeinflußten. Die regelmäßig gebauten Schönhengster Vierseit- und Vierkanthöfe unterscheiden sich jedoch von den Fachbauwerk-Dreikanthöfen Oberfrankens derart, daß schon aus diesem Grunde eine Kolonisierung von Franken aus zu verneinen ist. Auffallend ist auch im Gegensatz zu anderen sudetendeutschen Gebieten, daß weder im Innern des Schönhengstes, noch des übrigen Nordmährens slawische oder slawisch klingende Ortsnamen vorkommen. Daraus muß man folgern, daß dort niemals Slawen wohnten und auch keinen Einfluß auf die Ortsnamengebung ausüben konnten. Wegen der Verschiedenartigkeit von im Schönhengstgebiet seßhaft gewordenen Stämmen finden sich auch diverse Abwandlungen der Schönhengster Mundart. (Obige Darstellungen stützen sich zum Teil auf die Ausführungen Dris. Korkisch im Schönhengster Jahrbuch 1957.)

Die östlich von Mährisch-Trübau in fruchtbarer Marchebene gelegene Stadt *Müglitz* scheint urkundlich erstmals zum Jahre 1131 auf. Daraus erhellt, daß die Stadt wohl schon vorher bestanden hatte und eine Gründung durch angeblich eingewanderte Kolonisten ausscheidet. Das Gebiet um Müglitz ist seit Jahrtausenden bewohntes Kulturland. Im Triebetal befinden sich Reste der großen, prähistorischen Wallburg „Obersko", die in Kirchmayrs „Volkstamm der Quaden", II, 134 als Quadenburg bezeichnet wird (siehe Sudeta VII, 76). Es bestehen keinerlei Hinweise, daß das deutsche Müglitz jemals slawisch gewesen wäre, denn der angeblich slawische Name der Stadt kann nicht als Beweismittel herangezogen werden. Wohin wäre auch die slawische Bevölkerung innerhalb eines Jahrhunderts gekommen, da uns die Stadt im 13. Jh. bereits als rein deutsch entgegentritt? Für eine ununterbrochen germanische Besiedlung des Müglitzer Beckens kann auch das sogenannte Merowingergrab bei Müglitz (Augezd) herangezogen werden. Dieses stammt aus dem ausgehenden 6. oder beginnenden 7. Jh. und wurde als germanische Grabstätte identifiziert; es enthielt zwei Schwerter, zwei Tonkrüge sowie weitere Beigaben germanischen Ursprungs. (Siehe M. Kasparek, Ein Grab aus der Merowingerzeit, Heimatjahrbuch Ostsudetenland, Bd. III.)

Das kleine Müglitz wurde von den Hussiten schwer heimgesucht. Als im Oktober 1424 ein viele Tausende zählender hussitischer Heerhaufen die von nur wenigen hundert Bürgern verteidigte Stadt eingeschlossen hatte, begann die Belagerung, bei der die Hussiten trotz zahlenmäßiger Überlegenheit schwerste Verluste erlitten. Sie gelangten aber dann doch über die verhältnismäßig schwache Stadtmauer in die Stadt, wo sie raubten, plünderten und mordeten, was ihnen in den Weg kam. Daher flüchteten einige hundert Frauen und Kinder in die hölzerne Pfarrkirche, wo sie sich geborgen glaubten. Die Hussiten verrammelten jedoch in aus Böhmen gewohnter Weise die Tore des Gotteshauses und zündeten es an. Die Bitten, das Beten, Jammern und Wehklagen der Eingeschlossenen rührte die Brandstifter nicht. Die Kirchenglocke, die sonst nur zu stiller Andacht gerufen hatte, begann von der sich entwickelten Hitze von selbst zu läuten und ihre Klagen vermischten sich mit dem Schreien, Jammern und Weinen der eingesperrten und dem Flammentode preisgegebenen Kinder und Mütter. Blutend sank die scheidende Sonne vor Weh über die Bestie im Menschen, die ihren Haß in solch ungehemmter Raserei versprühte.

Darauf folgte „eine Nacht von Furcht, Schrecken und Wehklagen, nur vergleichbar dem Tage des Jüngsten Gerichts". (Siehe geschichtliche Skizze von E. Teichmann, in „Schönhengster Heimat" Nr. 55/56.)

Über das in fruchtbarer Niederung liegende *Mährisch-Neustadt* wurde bereits berichtet. Auffallend ist, daß die Stadt im Jahre 1241 stark befestigt war und von einer zahlreichen Bürgerschaft verteidigt wurde, denn sie konnte von den Mongolen nicht eingenommen werden. Aus dieser enormen Verteidigungskraft muß man auch auf das Vorhandensein einer größeren Anzahl von Dörfern, die natürlich noch früher als Mährisch-Neustadt angelegt worden waren, schließen. Falls Mährisch-Neustadt und dessen nächste Umgebung, wo es im 12. und 13. Jh. wohl nicht mehr viele zu rodende Urwälder gab, kolonisiert worden wäre, hätte dies im Hinblick auf die zu Beginn des 13. Jh.s bestehenden Siedlungen mindestens schon im 11. Jh. geschehen müssen. Damals gab es aber noch nicht die behauptete Kolonisation; im Gegenteil, es war dies das Jahrhundert, in dem man slawischerseits erstmals die Deutschenvertreibung versucht hatte. Zu Beginn der urkundlichen Zeit erwies sich Mährisch-Neustadt samt Umgebung als deutsch.

Im Stadtgebiet des heutigen *Olmütz* befand sich in prähistorischer Zeit in der Marchniederung eine auf Pfählen errichtete Ansiedlung. Zur Zeit der Quaden wurde der Ort weiter ausgebaut, befestigt und Sitz eines quadischen Fürsten oder Adeligen. Beim Ausbessern der Burg auf dem Juliusberge stieß man auf einen Keller, in dem römische Münzen, Waffen und Gefäße aus dem 3. und 4. Jh. gefunden wurden. Es waren dies entweder handelsmäßig erworbene Werte oder den Römern abgenommene Beutestücke. Bei der im Jahre 1883 vorgenommenen Restaurierung der Domkirche in Olmütz kam man auf Waffen und Geräte aus Eisen sowie auf Reste einer 100 Meter langen aus der Quadenzeit stammenden Schanzmauer, wie wir sie auch bei Müglitz und auf dem Burgberge bei Jägerndorf finden. Auf diesem von der March umflossenen Grauwackenfelsen stand ehemals die wehrhafte Quadenburg, später die přemyslidische Herzogsburg und heute befindet sich dort die Domkirche.

Der Name der Stadt Olmütz ist vom germanischen „Alamunth" abzuleiten, weshalb auf eine germanische Gründung zu schließen ist. Der lateinische Name Juliomontium dürfte nur von den Römern verwendet worden sein und sich bei den Quaden nicht durchgesetzt haben. Urkundlich wird über die urbs Olomuc zum Jahre 1030 und 1055 berichtet. Nach Errichtung des Bistums Olmütz im Jahre 1063 wurde die Stadt der Mittelpunkt des geistigen und wissenschaftlichen Lebens in Mähren. Im Jahre 1241 war Olmütz eine stark befestigte und mit vielen Verteidigern bemannte Burgsiedlung, die von den Mongolen nicht eingenommen werden konnte.

Šimák schreibt: „In der Olmützer Gegend bestanden unter der herzoglichen Burg Olmütz schon lange vor dem Jahre 1200 verschiedene Siedlungen in der Umgebung der Heiligtümer des hl. Petrus, Michael und Blasius, die in der Mitte des 13. Jh. (im Jahre 1253) zu einer einzigen großen Stadt zusammengezogen worden sind. Selbstverständlich wirkte sich das Deutschtum der Stadt auch auf das Land aus." Da jedoch laut über das 13. Jh. berichtenden Urkunden das vergrößerte Olmütz eine deutsche Stadt war, haben also in den einbezogenen Siedlungen schon vor dem Jahre 1200 Deutsche gewohnt, was also Šimák sohin selbst zugibt. Ungeklärt ist allerdings, wie sich das Deutschtum der Stadt auf das Land ausgewirkt haben soll. Nach Šimák dürften die deutschen Dörfer um Olmütz von der Stadt aus gegründet und besiedelt worden sein; wegen der Unwahrscheinlichkeit einer solchen Maßnahme scheut er sich, es diesmal ausdrücklich zu behaupten.

Kolonisationstheoretiker behaupten, daß Bischof Bruno von Olmütz hunderttausende deutsche Siedler aus dem Ausland berufen, in Nordmähren angesiedelt habe und einer der größten germanisierenden Kolonisatoren gewesen sei. Diese Darstellungen sind eine Verdrehung und Aufbauschung bestehender Tatsachen. Graf Bruno von Schaumburg wurde wohl aus Nordwestdeutschland in der Mitte des 13. Jh.s als Bischof nach Olmütz berufen.

Hiebei folgten ihm nur einige ritterliche Dienstleute, jedoch kein Laienvolk, welches auch später niemals von ihm aus dem Ausland geholt wurde. Bischof Bruno erkannte die bedrängte Lage der deutschen Nordmährer und organisierte in Nachahmung der in Böhmen im Gange befindlichen Innenkolonisation eine solche auch in Nordmähren. Dadurch gab er tausenden vordem landlosen und in dürftigen Verhältnissen lebenden Bauernsöhnen und Bauerntöchtern ein Heim und stärkte wohl das Deutschtum, ohne jedoch die slawische Bevölkerung damit geschädigt zu haben. Der mährische Historiker Franz Xaver Richter hat sich eingehend mit Ottokar II. und Bischof Bruno von Olmütz befaßt und über letzteren im Jahre 1816 eine Lebensbeschreibung verfaßt, hat aber darin genau so wie Gebhardi nicht die geringste Bemerkung über irgendeine von Deutschland oder Österreich aus erfolgte Berufung von Kolonisten gemacht. Wäre dem so gewesen, hätte dieser gewissenhafte Forscher sich bestimmt mit dieser Frage auch befaßt.

Die um Olmütz liegenden deutschen Dörfer Nebotein, Nimlau, Schnobolin, Nedweis usw. sind genau so wie Olmütz quadischen Ursprungs, Nebotein wird zum Jahre 1131 urkundlich genannt. Es sind dies keine Waldhufendörfer, sondern Dörfer älterer Ortsformen mit Gewannfluren. Eine im Jahre 1250 erfolgte teilweise Neuvermessung und Neuzuteilung bestimmter Fluren kann nicht als Konlonisationsmaßnahme zwecks Bodenzuteilung an eingewanderte „Kolonisten" gewertet werden. Es war dies eine Art Kommassation, Boden- und Siedlungsreform, verbunden mit einer teilweisen Verkleinerung ehemals großbäuerlichen Besitzes zugunsten landloser Einheimischer, wie dies analog nicht bloß im Sudetengebiet anläßlich der Anlegung und des Umbaues von Städten und der Gründung von Waldhufendörfern, sondern auch in anderen Ländern des Deutschen Reiches durchgeführt worden ist.

In der Olmützer Sprachinsel wurde der mittelbayrisch-österreichische Dialekt gesprochen. Eine Besiedlung dieses schon in prähistorischer Zeit dicht bevölkerten Landstriches von Österreich oder Mittelbayern aus war schon wegen Mangel eines besiedlungsmöglichen Raumes ausgeschlossen.

Kremsier, Prossnitz und *Prerau,* in der fruchtbaren Hanna gelegen, waren im 13. Jh. deutsche Städte, die aber mangels eines entsprechenden deutschen Hinterlandes im Laufe der Jahrhunderte slawisiert wurden. Die älteste Urkunde über diese Orte stammt aus dem Jahre 1131, als sie bereits bedeutende Verwaltungszentren waren und in den Besitz des Olmützer Bischofs übergingen. Woher wollen also die Gründer und ersten Bewohner dieser Städte gekommen sein, was wollen sie in einem seit Jahrtausenden besiedelten Gebiet kolonisiert haben? Wohin wäre die angeblich dort vor der sogenannten Kolonisation seßhafte slawische Bevölkerung gekommen?

In Cod. dipl. Mor. II 14, 77 wird zu den Jahren 1203 und 1215 von einer „Lubosca aqua", d. i. von einem „Liebauer Bach" und von einer „Budessova aqua", d. i. von einem „Baudischen Bach" berichtet. Diese Gewässer wurden wohl nach den Ortschaften *Liebau* und *Baudisch,* die also damals schon bestanden haben mußten und sich im Laufe des 13. Jh.s als deutsche Ortschaften erwiesen, benannt. Daraus erhellt, daß beide Orte schon im 12. Jh., also noch vor Beginn der sogenannten Kolonisation bestanden.

Die bei *Neutitschein* befindlichen deutschen Dörfer Siegertsau (Sieghartsau) und Rudelsau weisen auf eine Anlegung durch die deutschen Grafen Sieghart und Rudolf (1026—1031) hin (siehe „Geschichte der Stadt Neutitschein" von Dr. Beck aus 1854), also in eine Zeit, in der die behauptete Kolonisation noch nicht eingesetzt hatte. Woher wären also die bis 1945 dort ansässigen Deutschen gekommen, wenn nicht aus der nächsten Umgebung oder durch Zusammenziehen von in Einschichten verstreut lebenden Bauern Nordmährens? Die im 13. Jh. urkundlich genannten Städte *Mistek*, *Friedeck* und *Friedland* waren überwiegend deutsch. Für eine Kolonisation dieser Gebiete liegen nicht die geringsten Anhaltspunkte vor.

Hinsichtlich Sudetenschlesiens ist festzuhalten, daß es erwiesenermaßen in der zweiten Hälfte des 12. Jh.s fast durchwegs mit Ausnahme der hochgelegenen Gebirgsgegenden besiedelt war, daß die Einwohner fast nur Deutsche waren, daß die heutigen Sudentenschlesier schlesische Mundart sprechen, Nachkommen der dort vordem ununterbrochen siedelnden Wandalen bzw. Silingen sind und daß über eine Kolonisierung von außen jeglicher Hinweis fehlt.

Der Heimatforscher Paul Brückner berichtet in Sudetenpost 10/66, daß man bei *Jägerndorf* wiederholt Feuersteinäxte und Steinhämmer aus der Steinzeit sowie Aschenurnen in großer Menge gefunden hat. Auf dem Burgberg wurden Reste einer sogenannten Schlackenburg (aus Grauwacksteinen) aus der Germanenzeit ausgegraben, die solchen in Schottland, Preußisch Schlesien und der Burg Obersko bei Müglitz sowie der um die Domkirche zu Olmütz entdeckten ganz gleich sind. Es steht also fest, daß das Gebiet um Jägerndorf schon seit der Steinzeit besiedelt ist. Die erste Urkunde über Jägerndorf ist aus 1221; daraus erhellt, daß die Siedlung schon früher gegründet worden war. Wann dies war, läßt sich nicht einmal annähernd feststellen.

Hinsichtlich *Bennisch, Zuckmantel* und *Hultschin* wird eine Gründung und Besiedlung durch deutsche Bergknappen deshalb behauptet, weil es dort „Deutsche anlockende Silbergruben" gegeben habe.

Der Name *Troppau* wird vom deutschen Flußnahmen Oppa abgeleitet. Die Siedlung wird erstmals zum Jahre 1185 und zum Jahre 1201 als großes Marktdorf genannt, dem 1224 das Stadtrecht verliehen wurde. Der Deutsche Purkhard war im Jahre 1221 Stadtschreiber, im Jahre 1222 wurde deutsches Ackermaß verwendet und zum Jahre 1238 werden eine Reihe deutscher Bürgernamen urkundlich mitgeteilt. Hinsichtlich Troppau kann die „Kolonisation" Ostelbiens nicht herangezogen werden, weil es samt Umgebung bis ins 14. Jh. zu Mähren gehörte.

Die erste Kunde vom Schloß *Teschen* ist aus dem Jahre 1154 und von der Stadt Teschen aus dem Jahre 1292. Es handelt sich um eine Siedlung, die sich im Laufe der Zeit zu einer Stadt entwickelte und dann die hiefür erforderlichen Privilegien bekam, wie es ja bei nahezu allen Sudetenstädten der Fall war. Die Gegend wurde laut Šimák von Klöstern, welche Kolonisten aus Deutschland herbeiriefen, kolonisiert; dies ist unrichtig, da es sich meist um altes, besiedeltes Kulturland handelte und weil Mönche niemals Laienvolk mit ins Land brachten.

Zusammenfassung

Durch obige Ausführungen ist die Kolonisationstheorie überzeugend widerlegt und die Altansässigkeit der Sudetendeutschen erwiesen.

Seit mehr als 100 Jahren befassen sich tschechische Historiker eifrigst mit der sogenannten deutschen Kolonisation und propagieren bei allen Bevölkerungsschichten des In- und Auslandes die von Bretholz mit Recht als „Geschichtslüge" gebrandmarkte Kolonisationstheorie. Als deren eifrigster Verfechter galt im 19. Jh. der tschechische Professor und Politiker Franz Palacky, „Vater des Vaterlandes" genannt. Dieser war aber nicht der große Humanist und Demokrat, als der er geschildert wird. Er nennt den blutrünstigen Hussitenführer Jan Žižka einen „aufrichtigen und eifrigen Demokraten, der durch unerschütterlichen Fanatismus für Frömmigkeit alle übrigen Taboriten überragte". In den Hussiten (Taboriten) sah Palacky Kämpfer für Demokratie, menschliche Vernunft, Freiheit und Ideale der Humanität. W. Wostry schreibt in „Kolonisationsproblem" S. 168: „Die Geschichte der Deutschen in Böhmen ist keine Geschichte voll äußeren Glanzes und Ruhmes gewesen, auch fehlen ihr Momente und Persönlichkeiten, die — dies sei offen gesagt — den Stolz der tschechischen Geschichte bilden". Hiezu können wir nur sagen, daß die Geschichte der Sudetendeutschen eine solche der ehrlichen Arbeit und der nationalen Selbsterhaltung und frei von Bestialitäten ist, wie sie in der tschechischen Geschichte bis in die letzte Zeit vorkommen. Wir können stolz sein, in unserer Geschichte keine Massenmörder wie die Přemysliden Boleslaw I., II., III., Spitignew II. und Svatopluk oder wie Žižka und Beneš zu haben. Wir Sudetendeutschen haben die Feldherren Wallenstein, Schwarzenberg und Radetzky, den Bauernbefreier Kudlich, die österreichischen Bundespräsidenten Renner und Schärf, unsere Sprecher Lodgman, Jaksch und Seebohm, insbesondere aber auch eine große Zahl von für die ganze Menschheit hochverdienten Wissenschaftlern, Priestern und Technikern, die weit über den tschechischen „Persönlichkeiten" stehen.

Tschechische Gelehrte erdichteten in der Meinung der Unmöglichkeit eines Gegenbeweises und im Bestreben, das tschechische Volk als den alleinigen rechtmäßigen Eigentümer des Sudetenraumes und die Sudetendeutschen als minderberechtigte später hinzugekommene Eindringlinge und Gäste zu deklarieren, die sogenannte „deutsche Kolonisation". Sie hatten politisch gesteuert unter Verdrehung und Mißachtung geschichtlicher Tatsachen „mala fide", d. i. „böswillig", den Boden für eine Verdrängung der Sudetendeutschen bis in das zweite Dezennium des 20. Jh.s bestens vorbereitet, deutsche Historiker ahnten nicht, worum es ging und haben unbewußt ihre tschechischen Kollegen hiebei teilweise noch unterstützt.

Im Jahre 1919 erhob die österreichische Regierung vor und bei den Friedensverhandlungen von St. Germaine die Forderung auf das Recht nach Selbstbestimmung für die deutschsprachigen Sudetengebiete, bzw. auf Volksabstimmung, wie sie analog in Kärnten und im Burgenland zugunsten Österreichs erfolgten. Dieselbe Forderung

hat auch die deutsche Reichsregierung gestellt. Am 16. April 1919 teilte in Wien der englische Oberst Cuningham dem österreichischen Oberstleutnant Seiller offiziell mit, daß Deutsch-Österreich unter gewissen Voraussetzungen erhebliche Teile Böhmens und Mährens erhalten solle (siehe Friedrich Funder „Von Gestern ins Heute"). Im Laufe der darüber geführten Verhandlungen ergaben sich aber Schwierigkeiten besonders wegen des von den Tschechen bekanntgegebenen sogenannten Memoire 3. Nach diesem erhob die Tschechoslowakei die Forderung auf Zuspruch des ganzen sudetendeutschen Gebietes ohne Volksabstimmung und begründete es unter anderem damit, daß es sich hier nicht um eine angestammte und alteingesessene Bevölkerung, sondern um aus Deutschland und Österreich zugezogene Emigranten und Kolonisten, bzw. deren Nachkommen sowie um das Ergebnis einer gewaltsamen Germanisierung des vordem seit urdenklichen Zeiten rein tschechischen Sudetenraumes handle (siehe Hassinger „Die Tschechoslowakei"). Darauf wurde den Sudetendeutschen als zugezogenen „Gästen" das ansonsten einer alteingesessenen Bevölkerung zuerkannte Selbstbestimmungsrecht nicht zugebilligt und der ganze Sudetenraum den Tschechen zugesprochen. Im Hinblick auf die tschechischerseits festgestellte Kolonistenqualität der Sudetendeutschen sind ihnen im tschechoslowakischen Staate im Jahre 1919 auch nicht alle Staatsbürgerschaftsrechte in vollem Umfange, sondern nur die im Minderheitenschutzvertrag angeführten Rechte einer staatlichen Minderheit bewilligt worden.

Da sich nach dem ersten Weltkrieg ernste Stimmen gegen die Kolonisationstheorie erhoben hatten, begannen tschechische Historiker zwecks Unterdrückung solcher Bestrebungen einen in jeder Hinsicht bestens ausgeklügelten Feldzug für die Propagierung ihrer Lehre. Im August 1945 trug die tschechoslowakische Regierung in Potsdam den Siegern wiederum ihre lügenhaft weiter ausgebaute Kolonisationstheorie vor und beschwerte sich über den „hochverräterischen Mißbrauch des Gastrechtes der in ihrem Staate lebenden deutschen Gäste", die Deutschen konnten sich hiezu nicht einmal äußern. Die Alliierten stimmten lediglich von diesem Aspekt aus dem als Rückführung zu bezeichnenden Transfer der Sudetendeutschen nach Deutschland zu. Im Gegensatz hiezu wurden wegen unbestrittener Altansässigkeit die deutschen Volksgruppen aus Eupen-Malmedy, Nordschleswig und Elsaß-Lothringen nicht vertrieben. Wie mangelhaft die Alliierten über die tatsächlichen Verhältnisse informiert waren, zeigt folgender Bericht des Korrespondenten der „Yorkshire Post" (London) vom 12. Juni 1945 über den Auszug der „kleinen Minderheit" der Sudetendeutschen aus der Tschechoslowakei (siehe auch „Potsdam" von Ernst Deuerlein aus 1963): „Zuerst mußten die Sudetendeutschen gehen, die offen ihre Sympathie für Hitler bekundet hatten; dann folgten auch die, die zwanzig und dreißig Jahre lang im Land einen festen Wohnsitz gehabt hatten, und schließlich selbst die zweite Generation." Daraus ist zu erkennen, daß die Alliierten bei der Zustimmung zu unserer „Überführung nach Deutschland" über unsere Altansässigkeit nicht unterrichtet waren und von den Tschechen in Irrtum geführt worden waren. Hätten die Alliierten die tatsächlichen Besiedlungsverhältnisse des Sudetenraumes gekannt, hätten sie diese Maßnahme sicherlich nicht gebilligt.

Die Sudetendeutschen wurden und werden auch jetzt noch offiziell und inoffiziell oft als „Kolonisten, Emigranten und Gäste der ČSSR" bezeichnet. Dies ist nicht nur verletzend, sondern unwahr und unberechtigt. Die Sudetendeutschen sind die Nachkommen der seit Jahrtausenden in den Sudetengebieten ehemals dauernd siedelnden und beheimateten Illyrer, Kelten und Germanen. Im Gegensatz hiezu sind die Vorfahren der Tschechen vor mehr als 1000 Jahren aus den Rokytno- und Prpjetgebieten Rußlands in die Sudetenländer gekommen. Die Tschechen könnten daher mit mehr

Berechtigung als „Emigranten, Kolonisten und Gäste" bezeichnet werden. Da aber ein mehrere Jahrhunderte dauerhaft ansässiges Volk, das zudem ackerbautreibend ist und ein geschlossenes Siedlungsgebiet innehat, nicht mehr mit solchen Namen belegt werden kann, wollen wir von einer diesbezüglichen Bezeichnung der Tschechen absehen, verwahren uns jedoch dagegen, daß wir mit derartigen in diskriminierender Schädigungsabsicht vorgebrachten Worten benannt werden.

Die Tschechen haben durch die Aussiedlung der Sudetendeutschen, welch letztere nach Willy Lorenz „äußerst intelligent, tiefernst, besessen von einem Riesenfleiß und von großer Genügsamkeit sind", nicht die erhofften Vorteile erlangt. Durch das über ein Jahrtausend dauernde Zusammenleben mit ihnen und den anderen westeuropäischen Völkern sind die Tschechen im westlichen Kulturkreis aufgegangen und Westmenschen geworden. Ihre Sitten und Gebräuche sowie ihr Gehaben sind mit geringen Ausnahmen westisch geworden. Mit den übrigen Slawen haben sie außer dem unheilvollen ostischen Blutanteil kaum mehr etwas gemeinsames, ihre Sprache ist mit den anderen slawischen Sprachen etwa so verwandt wie das Deutsche mit dem Niederländischen, Dänischen oder Schwedischen. Die Erklärung Palackys, daß dem Anfallen an Deutschland der Anschluß an den Osten vorzuziehen sei, kommt infolge der inzwischen innerpolitisch veränderten Lage des Ostens keine Bedeutung mehr zu. Zudem ist das jetzige Deutschland (Bundesrepublik Deutschland) in die westliche Staatenorganisation eingegliedert; selbst bei einem Zusammenschluß mit der deutschen Sowjetzone könnte Deutschland wegen der zahlenmäßigen, politischen und militärischen Überflügelung durch andere Machtfaktoren einen selbständigen tschechoslowakischen Staat nie mehr bedrohen, ein „Anfallen an Deutschland" ist von vornherein als illusorisch zu bezeichnen. Eine Eingliederung des tschechischen Volkes in den ostischen Kulturkreis widerspricht aber seinem Wesen und Werdegang.

Das tschechische Volk hat aus der Aussiedlung und Enteignung der Sudetendeutschen nur Nachteile erreicht, sein Lebensstandard ist heute bedeutend niedriger als zur Zeit des Zusammenlebens mit den vertriebenen Deutschen. Das tschechische Volk ist in seiner großen Masse pazifistischer Weltanschauung, brav, anständig, real denkend, bescheiden, bieder, sparsam und arbeitsam, in nationalen Belangen kann es aber maßlos, unüberlegt, jäh, unvernünftig und grausam sein. Die von der tschechischen Agrarpartei bis zum Jahre 1939 gestellten Ministerpräsidenten A. Švehla und R. Beran waren Ehrenmänner, grundanständig und hochachtbar, der Verteidigungsminister Prof. Machník, der Politiker Dr. Veverka und andere Führer der tschechischen Agrarpartei wie Štolba, Wenzel, Stoupal u. a. waren verständnisvoll, vorbildlich und nicht chauvinistisch. Und gerade aus diesem Grunde wurden vom Benešregime im Jahre 1945 die ehemaligen Führer der tschechischen Agrar- und Gewerbepartei verhaftet, beide Parteien verboten und deren ehemaligen Mitgliedern vielfach das Wahlrecht aberkannt. Dadurch kam es zu unserer Vertreibung, die bei einem Mitspracherecht der beiden aufgelösten bürgerlichen Parteien wohl nicht erfolgt wäre. Der Autor dieser Abhandlung war mit einigen der genannten tschechischen Politiker befreundet und kann daher aus eigener Erfahrung ein diesbezügliches Urteil abgeben.

Das Verhalten des Großteils des tschechischen Volkes im Jahre 1945 war eine verbrecherische Verirrung; schließlich sind aber auch die Deutschen von begangenen Verbrechen nicht freizusprechen. Die deutschen Verbrechen waren jedoch solche von Machthabern und Amtsträgern, sie belasten das NS-Regime sowie den Staat und keineswegs das sudetendeutsche Volk. Die im Jahre 1945 und nachher an Deutschen begangenen tschechischen Verbrechen belasten jedoch einen namhaften Teil des un-

mittelbar und persönlich beteiligten tschechischen Volkes. So schreibt auch der national gemäßigte Heinrich Kuhn in seinem 1965 erschienenen Werk „Tschechoslowakei" (S. 101): „Mit der Stunde der Befreiung im Jahre 1945 sprengte das tschechische Volk die Grenzen von Gesetz und Menschlichkeit, die infernalische Vergeltung traf jedoch in der überwiegenden Zahl Unschuldige". Das tschechische Volk ist immer noch im unrechtmäßigen Besitz sudetendeutschen Landes und Gutes.

Die Tschechen sind ein freiheitsliebendes und reiselustiges Volk, die Umzäunung mit Stacheldraht, die Behinderung in der Berufswahl und Bewegungsfreiheit usw. wirken sich auf ihr Allgemeinbefinden ungünstig aus, sie sehnen in ihrer überwiegenden Mehrheit ein Ausscheiden aus dem ostischen Kulturkreis und als Europäer eine Wiedereingliederung in die westliche Zivilisation herbei. Alle Tschechen ohne Rücksicht auf politische Gesinnung erachten ein Zusammenarbeiten mit dem europäischen Westen als unerläßlich. Die Sudetendeutschen haben in Deutschland infolge ihrer hervorragenden und die Reichsdeutschen manchmal übertreffenden Eigenschaften bereits einen derartigen Einfluß auf das öffentliche und wirtschaftliche Leben erlangt, daß eine wirkungsvolle und reibungslose tschechische Einführung in den westlichen Kulturbereich erst nach einer Verständigung zwischen Tschechen und Sudetendeutschen wird erfolgen können. Letztere sind hiezu jederzeit bereit, jedoch nur unter der Bedingung der Anerkennung des ihnen im Jahre 1919 zu Unrecht aberkannten Selbstbestimmungsrechtes sowie der Zuerkennung ihres Heimatrechtes und der damit zusammenhängenden Befugnisse. Die Sudetendeutschen verzichten auf jedwede Rache und Vergeltung, sie fordern in einem solchen Falle auch keine Sühne für ihre 241.000 Vertreibungstoten der Jahre 1945 und 1946. Um jedoch zu einem Ergebnis zu kommen, sind vorerst Besprechungen zwischen sudetendeutschen und tschechischen Vertretern erforderlich. Die Sudetendeutschen werden im Wege einer friedlichen Auseinandersetzung ihre Wünsche und Forderungen vorbringen, deren Erfüllung durch vergleichsweise Regelung auch zum dauernden Nutzen des tschechischen Volkes sein wird. Einen Angriffskrieg lehnen sie, da dies Massenmord wäre, genauso wie die Todesstrafe ab; dies schon aus dem Grunde, weil beides ein Verstoß gegen das fünfte Gebot Gottes wäre.

Die Sudetendeutschen können und werden auf ihre Heimat, in der ihre Vorfahren Jahrtausende lang ununterbrochen siedelten, weder jetzt noch in späteren Jahrhunderten oder Jahrtausenden verzichten. Es ist unmaßgeblich, ob der eine oder andere nicht mehr zurückkehren wird; es ist dies ihr Land, ihre Heimat, ihr Eigentum, das sie schon wegen ihrer ehrwürdigen Ahnen und auch wegen ihrer Nachkommen nie und nimmer preisgeben und einem eingewanderten Volke widerspruchslos überlassen werden. Solange aber die Tschechen von jeglicher Verhandlung über das Heimatrecht der Sudetendeutschen, deren Selbstbestimmungsrecht und die anderen damit verbundenen Rechte nichts wissen wollen, werden sie wohl im ostischen Kulturkreis verbleiben müssen. Denn für die Sudetendeutschen gilt, da Recht und Wahrheit siegen werden, für jetzt und immerdar der Leitspruch:

VERSÖHNUNG JA, JEDERZEIT, VERZICHT NEIN, NIEMALS!

LITERATURNACHWEIS

V. ASCHENBRENNER, Sudetenland, Bad Reichenhall 1959.

E. BENINGER, Zum Goldschmuck von Aßmeritz, Sudeta VI., 1932, S. 68 ff.

Derselbe, Germanischer Grenzkampf in der Ostmark, Wien 1939.

E. BENINGER, H. FREISING, Die germanischen Bodenfunde in Mähren, Reichenberg 1933.

B. BRETHOLZ, Geschichte Böhmens und Mährens, Reichenberg 1921.

L. CERVINKA, Mähren in der Vorzeit, 1902.

V. FETTER, Podíl anthropologie na řešeni atásky ethnogenese slovanů, Vznik a počátky slovanů, II., 1958, S. 383 ff.

E. GIERACH, Altdeutsche Namen in den Sudetenländern, Reichenberg 1923.

R. GRÜNWALD, Wogastisburk, Vznik a počátky slovanů II., 1958, S. 99 ff.

W. HÜBENER, U. LOBBEDEY, Zur Struktur der Keramik in der späteren Merowingerzeit (Beobachtungen an süddeutschen Grab- und Siedlungsfunden), Bonner Jahrbücher, 164, 1964, S. 88 ff.

V. HRUBY, Staré Město, Monumenta Archeologica, III., 1955, S. 1 ff.

M. JAHN, Der germanische Goldfund von Namiest in Mähren, Sudeta, VII., 1931, S. 39 ff.

A. KLAAR, Die Siedlungsformen des oberösterreichischen Mühlviertels und Südböhmen, 1937.

H. KIRCHMAYR, Der altdeutsche Stamm der Quaden, Brünn 1893.

A. MAYER, Deutsche Lehnwörter im Tschechischen, Reichenberg 1927

Derselbe, Die Besiedlung der Sudetenländer im Lichte der Sprachforschung, Reichenberg 1928.

H. MITSCHA-MÄRHEIM, Dunkler Jahrhunderte goldene Spuren, Wien 1963.

S. L. NIEDERLE, Původ a počátky slovanů jižnich, Bd. I., Prag 1906.

O. MENGHIN, Einführung in die Urgeschichte Böhmens und Mährens, Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung, Heft 1, Reichenberg 1926.

K. PFEFFER, Das Land ob der Enns, Linz 1958.

J. POULIK, Dvě velkomoravské rotundy v Mikulčicich, Monumenta Archeologica, XII., 1963.

Derselbe, Staroslovanská Morava, Prag 1948.

R. PITTIONI, Die urzeitliche Entwicklung auf dem Boden des Waldviertels, Das Waldviertel, 7, S. 5 ff.

Derselbe, Frühgeschichtliche Brandgräber in der March — Thayaauen, Germania, 1934, S. 130 ff.

H. PREIDEL, Die germanischen Kulturen in Böhmen und ihre Träger, Bd. I und II, Kassel 1930.

Derselbe, Die vor- und frühgeschichtlichen Siedlungsräume in Böhmen und Mähren, München 1953.

Derselbe, Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens, Bd. I und II, Gräfelfing bei München 1954.

Derselbe, Slawische Altertumskunde des östlichen Mitteleuropas im 9. und 10. Jahrhundert
Teil 1—3. Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Abteilung des Adalbert Stiftervereines E. V. München, Bd. 6 1961, Bd. 9 1964, Bd. 13 1966.

E. PETERSEN, Der ostelbische Raum als germanisches Kraftfeld im Lichte der Bodenfunde des 6.—8. Jahrhunderts, Leipzig 1938.

Derselbe, Germanen in Schlesien, Schlesienbändchen Bd. 5, Breslau 1939.

H. REUTTER, Sudetendeutsche Familiennamen, Köln 1957.

L. SCHMIDT, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung, München 1941.

E. SCHWARZ, Handbuch der Sudetendeutschen Kulturgeschichte, Bd. I—III, München 1965.

W. STELLER, Namen und Begriffe der Wenden (Sclavi), Kiel 1959.

W. WEIZSÄCKER, Der Einfluß des deutschen Rechtes auf die böhmische Rechtsentwicklung, 1927.

Derselbe, Geschichte der Deutschen in Böhmen und Mähren, Göttingen 1950.

Großmähren und die christliche Mission bei den Slawen. Ausstellungskatalog der Ausstellung der tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften vom 8. März bis 8. Mai 1966, Künstlerhaus, Wien, herausgegeben vom Institut für Österreichkunde

Inhaltsverzeichnis

I. Allgemeiner Teil